This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

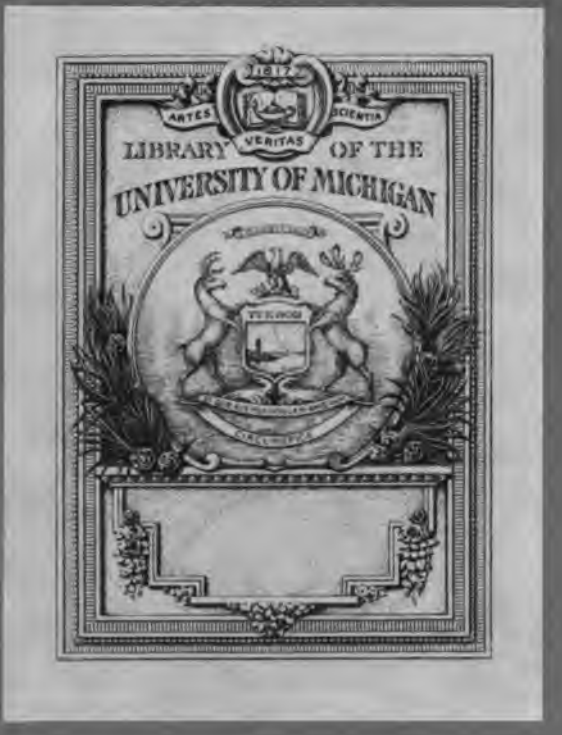
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

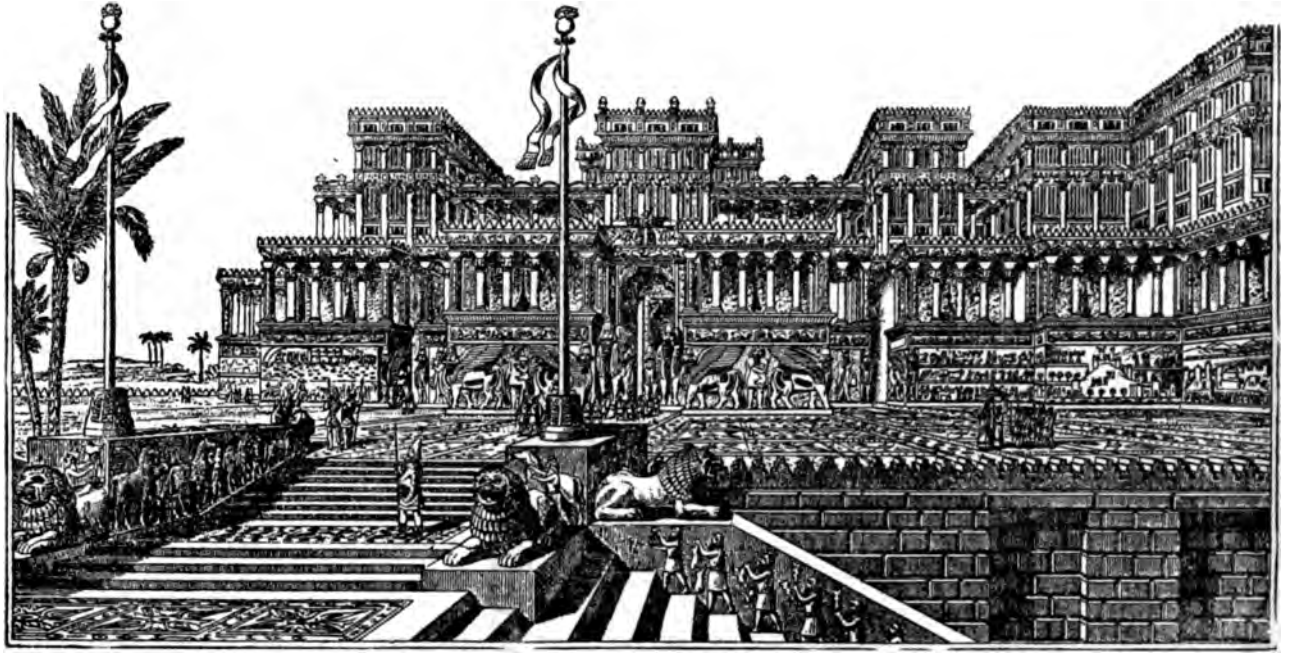
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 487400 DUPL


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Das Weib in den Religionen der Völker.

Tafel I.



Palast Sinacherbis, in dem Asurbanipal seine Bibliothek anlegte.

Das Weib in den Religionen der Völker

unter Berücksichtigung der einzelnen Kulte und Sitten

von

Rud. Quanter

Mit vielen zeitgenössischen Illustrationen

2. vollständig neu bearbeitete Auflage

Berlin
Hugo Bermühler Verlag

Alle Rechte, besonders das der Übersetzung, vorbehalten.

Copyright 1912, by Hugo Bermühler Verlag.

Ref.-St.
Uyf.
3-12-24
9854

Inhalts-Verzeichnis.

Einleitung: Weib und Religion 1
Was ist Religion? 1
Das Weib in der Religion 28

I. Teil: **Das Weib in den Religionen des Altertums** 40
Das sexuelle Moment in der altägyptischen Religion 40
Das alte Phönizien 70
Das Weib im religiösen Kult Phrygiens 79
Das Sündenbabel 89
Die Göttin Ištar und der Astartedienst 106
Tammuz, Adonis und Marduk 118
Das Weib im alten Testament 129
Die Sintflut-Mythen 151
Die Gorgonen und Erinnyen 162
Die griechische Götterlehre 174
Die Sexualität im Lichte der römischen Religion 188
Priapus 199
Bacchus-Dionysos 204
Der Phalluskult 212
Religiöse Prostitution 226
Die Göttin Kybele 242
Religion und Weiberkult der Perser 249
Die erotische Entartung der chinesischen und indischen Religionen . 262
Das Weib im ostasiatischen Kult 280
Perversität als religiöser Grund für das Weltgericht 288
Das Weib in der deutschen Mythe 294
Altmexikanische Gottheiten 314
Menschenopfer 324

II. Teil: **Das Weib in den Kulturreligionen der mittleren und neuesten Zeit** 355
Im Zeichen des Kreuzes 355
Das Weib im christlichen Wunderglauben 362
Das Weib in der christlichen Moral und Literatur 371
Hexen 404
Das Weib in der übersinnlichen Welt 435

Das religiöse Weib als Anstifterin zu Bluttaten 443
Der Marienkult 454
Das Weib in der Seelenwanderung 460
Das Weib im Zeichen des Halbmondes 470
Das Weib in der japanischen Religion 474
III. Teil: Das Weib in den Religionen der wilden Völker . . . 487
Die Entstehung des Weibes in den australischen Mythen 488
Das Weib im Ritus und in der Mythe Australiens 492
Die Osterinsel 501
Die Stellung des australischen Weibes 503
Der indianische Medizinmann als Liebeshelfer 508
Religiöse Vorschriften über die indianische Mutter 514
Das Weib als Amazone in Afrika 518
Die Sittsamkeit des Weibes im afrikanischen Ritus 521
Das Reifefest 539
Religiöse Obszönitäten 548
Schlußbetrachtungen 555

Verzeichnis der Illustrationen.

Tafel I: Palast Sinacheribs, in dem Asurbanipal seine Bibliothek anlegte, s. Kap. Sündenbabel.

Tafel II: Kampf mit dem Drachen. Siehe Kapitel 1. Kapitel Sündenbabel. — 2 Darstellungen der Isis, wie sie den Horosknaben säugt, s. Kap. das sexuelle Moment in der ägyptischen Religion.

Tafel III—XV: Darstellungen aus dem ägyptischen Kult, s. Kap. das sexuelle Moment in der ägyptischen Religion.

Tafel XVI—XVIII u. XXI: Verschiedene Darstellungen der Tanit, Aschera, Istar und Astarte, s. Kap. das alte Phönizien, Phrygien, Sündenbabel, Göttin Istar und der Astartekult, Weib im alten Testament, Religiöse Prostitution, Religion und Weiberkult der Perser.

Tafel XIX—XX: Gott Marduk und Adonis-Tammuz, s. Kap. Tammuz, Adonis und Marduk und Istar.

Tafel XXII: Lot und seine Töchter, s. Kap. Weib im alten Testament.

Tafel XXIII: s. Kap. Tammuz, Adonis und Marduk und Religiöse Prostitution.

Tafel XXIV: oben Opferung der Iphigenie, s. Kap. Menschenopfer.

Tafel XXIV, unten — Tafel XLIX: s. Kap. römische und griechische Götterlehre.

Tafel L—LV: s. Kap. Priapus, Bacchus, Dionysos.

Tafel LVI: s. Kap. Phalluskult.

Tafel LVII, LXI, LXII, LXIII, LXIV, LXV oben: s. Kap. Entartung der chinesischen und indischen Religionen und Weib im ostasiatischen Kult.

Tafel LVIII, LIX, LX: s. Kap. Göttin Istar und Astartedienst, Göttin Kybele, Religion und Weiberkult der Perser, Religiöse Prostitution.

Tafel LXV unten, LXVI: s. Altmexikanische Gottheiten.

Tafel LXVII, LXVIII, LXX oben: s. Kap. Im Zeichen des Kreuzes und Weib im christlichen Wunderglauben.

Tafel LXVIII unten: s. Kap. Weib in der christlichen Moral.

Tafel LXXI—LXXVI: s. Kap. Hexen.

Tafel LXXVII—LXXVIII: s. Marienkult.

Tafel LXXIX—LXXXII: s. Kap. Weib in der japanischen Religion.

Tafel LXXXIII—LXXXV: s. Kap. Religiöse Obszönitäten.

Tafel II.

Kampf mit dem Drachen (aus einem assyrischen Relief).

Isis, den Horosknaben säugend.

Tafel III.

Isis, Statue aus der Römerzeit. (Aegyptisches Museum, Berlin.)

Tafel IV.

Göttinnen Buto, Sechmet und Gott Schu.
Bronzefiguren aus der Regierung des Apries. (Aegyptisches Museum, Berlin.)

Tafel V.

Göttin Sechmet. Granitstatue aus dem Tempel der Mut in Karnak.

Einleitung.

Weib und Religion.

Für unsere heutige Anschauung ist es nicht gerade leicht, zwei Begriffe, wie: Weib und Religion in vollen Einklang zu bringen, denn sie scheinen auf den ersten Blick nur ganz willkürlich in Zusammenhang gebracht zu sein. Gibt es eine besondere Religion für das Weib, die sich wesentlich von der des Mannes unterscheidet? Wenn dies auch der Fall wäre — und man kann schließlich eine solche Scheidung konstruieren —, so soll es doch nicht meine Aufgabe sein, in diesem Buche eine religiöse Analyse nach dieser Richtung hin vorzunehmen, wenigstens nicht die hauptsächlichste Analyse, sondern es kommt mir in erster Linie darauf an, die Rolle des Weibes in der Mythologie und im religiösen Kult der einzelnen Völker näher zu beleuchten.

Doch ehe ich die Stellung des Weibes in den Religionen der Völker kritisch betrachte, will ich zunächst eine prinzipielle Frage behandeln, nämlich die:

Was ist Religion?

Spricht man ganz allgemein von Religion, so darf damit nicht ein bestimmtes konfessionelles Bekenntnis gemeint sein, sondern nur das religiöse Empfinden, das an keine Form, an kein festgeprägtes System des Glaubens gekettet ist. Es ist nicht einmal die bewußte Vorstellung einer Gottheit erforderlich; immer aber liegt dem religiösen Empfinden, wenn auch unbewußt, ein Zug zum Unendlichen, außerhalb von Zeit und Raum gedachten Ewigen zugrunde. Das religiöse Empfinden lebt instinktiv im Menschenherzen, und wenn es auch erst auf höheren Stufen geistiger Entwicklung sich zum spekuu-

lativen Denken entwickelt, so ist doch das bloße instinktive Empfinden meist reiner als das durch grübelnde Meditationen entstandene System. Schon die Erkenntnis, daß es eine Macht geben müsse, die rings die Welt leitet und regiert, die die Blumen wachsen, das Wasser fließen läßt, die allem Irdischen und auch dem Dasein der Menschen ein Ziel setzt, die das leuchtende Tagesgestirn am Himmel emporsteigen läßt, und mit majestätischer Gewalt im Blitz und Donner ihr Wesen zeigt und ihre gewaltige Stimme erdröhnen läßt, muß die Überzeugung wecken, daß der Mensch von einer geheimnisvollen Gewalt abhängig sei, und er weder in sich selbst noch in der ihn umgebenden Natur eine Hilfe gegen jene unbekannte und unsichtbare, sich höchstens mittelbar der Erkenntnis erschließende Macht finden könne. Schon wenn das Dunkel der Nacht die Erde einhüllt, und das Auge da, wo noch kurz zuvor die Umgebung im hellen Glanze lag, sich vergeblich bemüht, die nächsten Dinge zu erkennen, erscheint dem Naturmenschen die grausige Gewißheit seiner kleinlichen Hilflosigkeit. Wenn das ewig gleiche und doch ewig verschiedene Meer rauscht und brandet, wenn seine gewaltigen Fluten mit unwiderstehlicher Kraft vorwärts dringen, oder die Ebbe den breiten Strand freilegt, und der Mensch trocknen Fußes über die weite Fläche wandeln kann, wo eben noch die machtvollen Wogen sich türmten, wenn der Sturm durch die Lande braust und tobend die mächtigen Riesen des Waldes rüttelt, — wie klein, wie machtlos kommt sich da der Mensch vor, der die Erde sich untertan machen will und herrschen über die Fische im Meere und über die Vögel unter dem Himmel und über alles Tier, das auf Erden kreucht.

Tag und Nacht wechseln in ewiger Ordnung, Stürme gehen und ziehen vorüber, und wenn Blitz und Donner aufhören, dann leuchtet die Natur doppelt schön und erfrischend, und das Menschenherz fühlt doppelt die Größe und den Frieden nach dem Sturme. Eins aber tritt dem Naturmenschen mit furchtbarer, erschütternder Tragik immer entgegen: der Tod. Wenn der Körper des Genossen, der in wilder Lust sich mit ihm tummelte, oder der ihm im wütenden Kampfe gegenüber gestanden, kalt, steif und regungslos am Boden liegt, das Auge gebrochen, und die Zersetzung den Leib auflöst, was mag da in der Seele eines Menschen, der diesen An-

blick zum ersten Male hatte, vorgegangen sein? Vor der Majestät des Todes beugt sich auch der Gewaltigste, und den ersten Menschen muß das furchtbarste Entsetzen ergriffen haben; er muß erkannt haben, mehr als beim Toben des Wetters und beim Brausen des Meeres, daß er abhängig sei von einer geheimnisvollen Macht, die er nicht sieht, die er aber erkennen muß in allem, was um ihn und in ihm ist. Er weiß, daß er selbst mit seiner Kraft Dinge bewegen, Steine schleudern, Zweige brechen und Lasten heben kann, muß er sich nicht sagen, daß die viel gewaltigere Kraft, deren Walten er sieht, die er fühlt und die gar nicht unbemerkt bleiben kann, weil sie Werke vollbringt, die keines Menschen Kraft schaffen kann, machtvoll über ihm steht, ihn zermalmen oder ihn erhalten kann? Soll der Verstand zu der ungeheuerlichen Annahme gelangen, wo schon Menschenkraft erforderlich ist, den Stein am Wege von der Stelle zu bringen, daß die gewaltigsten Kraftleistungen in der Natur ganz von selbst entständen? Das wäre absurd, lehrt doch schon das tägliche Leben: wo eine Wirkung in die Erscheinung tritt, muß auch eine Ursache sein, und wo menschliche Kraft schon als Ursache kleiner Wirkungen sich notwendig zeigt, da muß doch für die gewaltigen Wirkungen auch eine noch gewaltigere Ursache geahnt werden, und mit dieser gewaltigen Macht Beziehungen zu suchen, durch die ein Übel abgewendet werden kann, das ist der Grundgedanke der religiösen Empfindung. So ist der ursprüngliche religiöse Gedanke nicht die Liebe zu sondern die Furcht vor einer mächtigen, unbekannten Wesenheit.

Was man nicht kennt, nicht sieht, pflegt man sich doch in irgendeiner Weise vorzustellen, um es dem Verständnis näher zu bringen. Die waltende Kraft dachte man sich persönlich, denn nur dadurch konnte man zu dieser Macht in persönliche Beziehungen treten. Wie das Kind seine leblosen Spielsachen sich als fühlende, handelnde oder gar sprechende Persönlichkeiten denkt, so hat auch die Menschheit in ihrem Kindesalter, nämlich in ihrem kulturlosen Naturzustande, sich alles, was sie als wirkende Kräfte erkannte, als willensbegabte Persönlichkeiten vorgestellt. Nicht der Baum oder die Pflanze, die der Mensch wachsen und gedeihen sah, waren die Kraft, sondern der Mensch stellte sich eine persönliche Kraft vor, die Bäume und Pflanzen zum Wachsen und Gedeihen brachte. Der

Naturmenſch kann nicht in Blitz und Donner das Walten einer ſtarken elektriſchen Spannung erkennen, denn dies würde doch nur bei einem ſehr entwickelten Denken und Wiſſen möglich ſein; er nimmt alſo eine willenskräftige, gewaltige Perſönlichkeit an, die die Blitze niederſchleudert und den Menſchen durch dieſe wüſte Tat des Zornes tötet, ſeine Werke und ſeine Umgebung vernichtet.

Dieſe furchtbare Perſönlichkeit, gegen die es keine Hilfe, keinen Widerſtand gibt, die kann der erſchrockene Menſch nicht lieben und verehren; er kann ſie nur in ſcheuer Bewunderung anſtaunen, er muß ſie fürchten und hat das inſtinktive Gefühl, daß er den Zorn des furchtbaren Donnerers verſöhnen oder doch mindeſtens von ſich abwenden müſſe. Nach der bibliſchen Erzählung hat Gott den Menſchen geſchaffen, nach dem Bilde Gottes ſchuf er ihn. Wir dürfen aber von der Naturreligion das Gegenteil behaupten. Denn die Naturreligion oder der ihr ergebene Menſch ſchufen ſich ihre Götter nach ihrem Bilde, der Naturmenſch dachte ſie ſich in menſchlicher Geſtalt, mit menſchlichem Empfinden und mit menſchlichen Fehlern; er hätte ſich auch eine Gottheit, die er perſönlich dachte, gar nicht anders als nach dem Modell des Menſchen vorſtellen können, denn ſonſt hätte er eine Perſon gehabt, die gar nicht Perſon geweſen wäre. Wenn er ſich dieſe Perſon erhaben über die Menſchen dachte — das mußte er ja, weil er ſonſt nur wieder einen Menſchen und keine Gottheit empfunden hätte — ſo lag es ſelbſtverſtändlich dem Naturmenſchen fern, dieſe Erhabenheit etwa in einer abſoluten Sittenreinheit und Güte zu ſuchen, denn das waren völlig unbekannte Begriffe; er mußte die Erhabenheit in der gewaltigen Kraft und in dem ſehen, was wir uns als Fehler denken, was aber in den Augen der unkultivierten Menſchheit höchſtens Vorzüge waren. Es gibt einfach nichts poſitiv Gutes und nichts poſitiv Schlechtes; was man ſich als gut oder ſchlecht vorſtellt, das iſt es immer nur nach dem Maßſtabe einer beſtimmten Moralanſchauung, und ſelbſt da gibt es nur relative Begriffe. Man darf alſo von den alten Völkern getroſt ſagen: „An ihren Göttern werdet ihr ſie erkennen.“ Was in dieſe Götter hineinphantaſiert wurde, war ſtets nur das vom Volke für groß oder übermenſchlich Gehaltene. Wir ſehen in den älteſten orientaliſchen Götterbildern ſehr oft eine ſtarke Multiplikation der Glieder; wir finden Götterbilder mit maſſen-

haften Armen; das stellte die große Macht, die Allmacht, die Allgegenwart der Gottheit dar. Diese Götterbilder sind alles andere eher als eine Verkörperung des Schönheitsideales, aber ich meine doch, daß die Darstellung geistvoll und illustrativ ist. Es liegt in ihr schon so viel dogmatische Belehrung, schon so viel von dem Inhalt selbst unserer weit ausgebildeteren Religionslehre, daß man staunen könnte, diese Andeutung bereits an den ältesten Götterbildern zu finden. Wer allerdings nicht einseitig in Religionssachen nur auf des Dogmas Worte schwört, in dem er erzogen ist, sondern, wie dies ja ohnehin die Aufgabe der Religionswissenschaft ist, die einzelnen Religionen vergleicht und herauszufinden sucht, was in allen übereinstimmend lautet oder doch mindestens der gleichen Empfindung Ausdruck gibt, der wird bald genug erkennen, daß — mag's auch für gläubige Ohren wie Blasphemie klingen — der Grundgedanke überall derselbe ist. Insbesondere finden wir zwischen den altorientalischen Religionen und dem Christentum so seltsame Übereinstimmungen, daß der Gedanke, unsere christliche Lehre sei nichts als eine Nachahmung jener älteren Lehren, aufkommen mußte, wie er ja auch tatsächlich schon in sehr früher Zeit ausgesprochen ist, wurde doch selbst behauptet, daß Christus die Zeit seines Lebens, über die wir nichts wissen, also die Zeit zwischen seiner Kindheit und seinem ersten Auftreten als „Meister" im fernen Osten zugebracht habe, um dort die alten Lehren zu studieren und sie zu einer neuen Religion umzuwandeln, die nach ihm benannt wurde. Die vergleichende Religionswissenschaft hat aber so manches Rätsel aufgeklärt, und es ist schon dadurch, daß die Existenz Christi überhaupt bestritten worden ist, der Beweis zu führen, daß die Entstehung der christlichen Lehre ohne eine Indienfahrt Christi sehr wohl vorstellbar ist. Nicht nur die Anklänge zwischen verschiedenen Religionen, sondern auch die prinzipiellen Widersprüche müssen berücksichtigt werden. Geschieht dies, dann wird man es kaum billigen können, wenn man jenen Gedanken auch heute noch für zutreffend halten will. Man wird sich vielmehr die so ungeheuerlich seltsam erscheinenden Übereinstimmungen zwischen den einzelnen Religionen — auch das Heidentum ist Religion und, soweit es sich um die Innerlichkeit des Glaubens handelt, noch lange nicht die schlechteste — auf die einfachste Weise erklären

können. Man wird, wenn man sich die Grundidee alles religiösen Empfindens vor Augen hält, sogar sehen müssen, daß reifere Meditationen über die gleiche Grundidee naturnotwendig zu sehr großen Übereinstimmungen führen mußten, selbst wenn die einzelnen Lehren, die so auffallende „Beeinflussungen" gegeneinander geübt haben sollen, auch in Wirklichkeit sich ganz unabhängig voneinander entwickelt haben.

Man muß stets bedenken, daß das religiöse Empfinden geradezu kategorisch die Herstellung einer Beziehung zwischen der geheimnisvollen und gefürchteten göttlichen Macht und den Menschen forderte, und daß eine solche Beziehung nur denkbar sein konnte, wenn man sich diese göttliche Macht nicht als eine wesenlose Naturkraft, sondern als eine wissende und waltende Persönlichkeit dachte. Ist es da nicht ein sehr kleiner Schritt bis zu der weiteren Annahme, daß ein Mensch, der durch tieferes Denken oder größere Erleuchtung den Mysterien näher tritt und eine greifbarere Lehre predigt, wo bisher nur ein dunkles Ahnen herrschte, göttlicher Abstammung sei? Kann es eine nähere Beziehung zwischen der geheimnisvollen Gottheit und den Menschen geben, als den Glauben, daß die persönliche Gottheit herniedergestiegen sei und mit einem irdischen Weibe einen Sohn gezeugt habe, der nun mindestens Halbgott sein müsse, und die Geheimnisse des Himmels und des Lebens nach dem Tode wie Dinge aus seiner geheimnisvollen Heimat erzähle. Diese, wie ich glaube, außerordentlich naheliegende Annahme finden wir bei den meisten alten Religionen, und auch das Heidentum läßt seine Götter durchaus nicht als tugendhafte Gestalten, sondern als wahre Don Juans erscheinen. Wir finden das unsittlich, vergessen dabei allerdings, daß wir dazu eigentlich sehr wenig Ursache haben.

Durch diese doch zweifellos ganz außerordentlich naheliegende Erklärung weist sich aber zugleich noch etwas anderes ganz von selbst nach: die Stellung des Weibes zu den verschiedenen Religionen. Selbst wo das Weib mißachtet und niedrig unter der Gewalt des Mannes lebte, finden wir es doch von den Göttern begehrt und oft mit List verführt. Wir sehen, daß die allmächtigen Götter es sogar nicht verschmäht haben, sich dem irdischen Weibe in irgend einer Vertrauen erweckenden Verwandlung zu nähern, weil sonst wohl auch ihre Allmacht nicht ausgereicht haben würde, um das miß-

achtete und doch den Zielpunkt aller heißen Begierden bildende Weib zu erlangen und den geschlechtlichen Wünschen untertan zu machen. Es ist keine Frage, daß das Weib in den Religionen eine große Rolle spielt, und daß dadurch wieder ein starker leidenschaftlicher Zug in die Religionsempfindung — ich will es hier nicht anders nennen — kommen mußte, und somit ein psychischer Zusammenhang zwischen religiösem und sexuellem Empfinden besteht, daß sogar der intensive religiöse Fanatismus durchglüht ist von sexuellen Begierden und Raserein. Das Weib als Mutter des göttlichen Religionsstifters, das irdische Weib als von den Göttern heiß begehrtes und den Göttinnen selbst oft vorgezogenes Objekt der Sinnenlust ließ sich aber von der Religion nicht trennen und spielte schon auf dem Wege der Ideenassociation eine große Rolle bei allem religiösen Empfinden, denn wer an der Götter mächtiges Walten dachte, der mußte doch dabei auch an ihre Liebesabenteuer mit den irdischen Weibern denken, und die Inbrunst des Glaubens war dadurch schon mit einer Brunst der Gefühle eng verknüpft.

Wo man aber auch einen reineren Gottesglauben hatte, wie z. B. bei den Israeliten, wo der Gott viel zu hoch und hehr über den Menschen stand, als daß man an eine profane Vermischung mit einem irdischen Weibe glauben konnte, wo die großen Gottesmänner nicht als von Gott erzeugt gelten durften, man vielmehr annahm, daß Gott sich ihnen von Angesicht zu Angesicht offenbare und ihnen selbst sage, was er als seine Gebote und Gesetze beachtet und befolgt wissen wollte, auch da spielt das Weib eine große Rolle, auch da vermittelt Gott selbst wie im Falle des alten Abrahams und der Sara noch die Zeugung von Nachkommen wie durch ein Wunder, zu einer Zeit, in der sie nach menschlicher Erfahrung eigentlich schon ausgeschlossen sein mußte. Es ist aber ein wesentlicher Unterschied zwischen dem selbst zeugenden Gotte und dem die Zeugung nur durch seine Allmacht anordnenden Gotte. Ich halte diese Religion für reiner, den Gottesbegriff für größer und doch auf anderer Seite auch wieder nicht für so erhaben wie den des Christentums, das ja mit dem strengen, zornigen Gotte gebrochen und den versöhnenden, liebenden und fürsorgenden Gott angenommen hat. Das Christentum mit seiner Gottesmutterlehre hat allerdings der brünstigen, sexuell-schwülstigen Ekstase viel mehr

Tür und Tor geöffnet, als das Judentum, trotzdem dieses durch seine Moralgesetze und seine Charakterveranlagung der Wollust viel mehr Rechte einräumte. Das Judentum, das dem Manne im Verkehr mit Weibern kaum eine Schranke auferlegte, die Heirat mehrerer Frauen, die Scheidung von der mißliebig gewordenen Frau ohne besonderen Grund durch einfachen Scheidebrief gestattete, hat aus dem Kult selbst die wollüstige Hingabe viel mehr ferngehalten. Das Christentum, das Keuschheit verlangte, die Ehescheidung, sofern sie nicht wegen Ehebruches erfolgte, verwarf und ein sittliches und einwandfreies Leben forderte, hat durch die Siedehitze der religiösen Hingabe doch den innigsten Zusammenhang zwischen Religion und Sexualität neu belebt.

Ich würde geneigt sein, einen solchen Zusammenhang mindestens nicht als notwendig anzusehen, denn das reine ursprüngliche religiöse Empfinden, das staunende Bewundern einer gewaltigen Macht regt an sich keine sexuellen Regungen aus. An sich! Ich kann die majestätische Größe eines Gebirges anstaunen und mich in diesem Staunen erheben und eine ganze Skala von Empfindungen erleben. Ich kann die Kleinheit und Unbedeutendheit des Menschen im Verhältnis zu diesen Bergriesen erwägen, ich kann auch den menschlichen Wagemut feiern, der sich aufrafft, kühn diese ungeheuren Berge zu besteigen, diese Berge, um sie der Menschheit zugänglich zu machen, durchwühlt und auf Schienenwegen durchquert, aber für sexuelle Erwägungen bleibt nichts übrig. Ich kann die unendliche Größe und Erhabenheit des Meeres mit denselben Empfindungen anstaunen, und für die sexuelle Erregung wird auch dabei kein Raum bleiben. So kann auch die Vorstellung eines gewaltigen Gottes, der die Schicksale der Welt und das Geschick der Menschen mit mächtiger Hand leitet und regiert, an sich in keiner Weise geeignet sein, auf das Sexualempfinden auch nur den mindesten Einfluß zu üben. Nun treten aber zu dieser Vorstellung noch andere hinzu. Die Vorstellung, daß diese gewaltige Gottheit eine Persönlichkeit sei, die zu uns in direkte Beziehungen trete, das Gefühl der persönlichen Abhängigkeit, das Bedürfnis der persönlichen Hingabe und völligen Preisgabe des Ichs. Das ist schon, ohne daß etwa eine Perversität wie etwa Masochismus vorausgesetzt zu werden brauchte, ein Hineinrücken in die sexuelle Sphäre. Das

Gefühl des absoluten, blinden Unterwerfens des persönlichen Ichs, das das Grundprinzip des religiösen Kults bildet, leitet schon in die sexuelle Sphäre hinüber, mag das selbst nicht zum Bewußtsein kommen, wie ja so viele Empfindungen klar zutage treten und doch den Empfindenden nicht in ihrer wirklichen Bedeutung, in ihrem wirklichen Zusammenhange zum Bewußtsein gelangen. Männer, die sonst mit unbeugsamem Nacken durch die Welt zogen, die keine Furcht und keine Schwäche kannten, die beugten sich doch in Demut und kindischer Unterwürfigkeit gegen die große, unsichtbare und unbekannte Wesenheit, die sie eine Gottheit nannten. Ist doch selbst in Athen, und zwar noch zu einer Zeit, als das Volk der Griechen die höchste Kulturstufe erreicht hatte und auf dem Gipfelpunkt des Wissens und der Kunstvollendung angelangt war, dem „großen unbekannten Gotte" ein Altar errichtet worden, und vor dem Gotte, von dem man doch selbst sagte, daß er unbekannt sei, da beugten sich die Menschen in demütiger Unterwerfung. Sie fühlten es, daß ein göttliches Walten sie umgebe, sie glaubten nicht mehr an ihre Götter, die sie kannten von Jugend auf, in deren Erkenntnis sie erzogen waren, sie glaubten an den „unbekannten" Gott, der größer sein mußte, als alle die Götter mit ihren kleinlichen Schwächen, kleinlichen Zänkereien und sinnlichen Lüsten. Den mächtigeren Gott aber kannten sie nicht, sie wußten nichts von ihm, sie wußten bloß, daß er da sein und ein furchtbarer, gewaltiger Gott sein müsse, dem man Opfer darzubringen habe, damit man seine Gunst erlangen, seinen Zorn abwenden und ihn bewegen könne, gnädig das Geschick des Einzelnen wie des ganzen Staatswesens zu leiten. Man opferte der Gottheit und glaubte, dadurch auf ihre Fügungen einwirken zu können, ähnlich wie man einem Menschen, dessen Dienste man braucht, ab und zu ein Trinkgeld in die biedere Rechte klemmt, um ihn bei guter Laune zu erhalten. Daß man die Gottheiten damit für käuflich erklärte und für bestechlich, das bedachte man nicht, wie man in religiösen Dingen so vieles, was sich doch logisch ergeben müßte, nicht erkannt und bedacht hat und auch heute noch nicht bedenkt.

Hier war das Opfer gar nichts anderes als das Zeichen der Unterwerfung, der Hingabe, der rückhaltlosen Preisgabe von Person und Eigentum. Was gab es, was man der Gottheit nicht geopfert hätte?

Geopfert im Prinzip, geopfert im Symbol, denn wenn es anging, da ſuchte man die Götter auch beim Opfer zu betrügen, man opferte ihnen wohl das Vieh, aber das Verwertbare behielt man für ſich. Das Fleiſch verzehrte man ſelbſt, Fett, Eingeweide, Knochen, Fell uſw., das erhielten die Götter, zu deren Ehren man das Opfer verzehrte. Es iſt eigentlich kein Wunder, wenn dies die alten Götter zuweilen tief verdroß, ſo daß ſie ihre Wohltaten nach den Preiſen einrichteten, auch das Gute für ſich behielten und den Menſchen die Knochen hinwarfen. Unſere Zeit lächelt über den naiven Glauben der alten heidniſchen Völker, die durch Opfer die Gunſt ihrer Götter erkaufen wollten, und doch iſt es noch nicht viel beſſer geworden bei ſo vielen Leuten, die ſich für gute, einwandsfreie Menſchen halten, als ſolche ſich geehrt wiſſen wollen, und die doch auch ihren Groſchen in die Kollekten an der Kirchentür werfen, weil ſie damit hundertfältigen Zins erwerben wollen. Ich meine, für den ſonntäglichen Groſchen in der Kirche iſt die Seligkeit denn doch wohl nicht zu erlangen. Wie ſollte ſie auch? Gibt man doch freudigen Herzens für ein Billet 5 M., um ſich einen guten Platz im Theater für einige Stunden zu ſichern, und im Himmel will man für die wenigen Zehnpfennigſtücke einen Platz für die Ewigkeit erwerben? Es würde manches im religiöſen Leben ſo gar lächerlich erſcheinen, wenn es in Wirklichkeit nicht doch viel zu traurig wäre. Wir ſind leider über die Opferidee des Heidentums auch noch nicht hinweg, denn, wenn Jemand etwas mit dem Hintergedanken gibt, es werde ihm dafür im Himmel vergolten werden, iſt doch genau betrachtet, auch nichts anderes als ein reguläres Opfer. Oder ſind die Opferkerzen, die Silberherzen der Katholiken, dargebracht um für einen Angehörigen Geſundheit zu erflehen, etwas anderes?

Die durch Opfer in die Erſcheinung tretende Unterwerfung iſt aber zunächſt noch völlig frei von ſexuellen Momenten, nicht aber die willenloſe Unterwerfung ſelbſt, von der das Opfer, ſelbſt wenn es ganz ehrlich und aufrichtig gemeint iſt, doch immer nur ein Symptom darſtellt. Ich habe das religiöſe Empfinden mit den Gefühlen, die ſich beim Betrachten eines majeſtätiſchen Bergrieſen oder des unendlichen Meeres einſchalten, verglichen; wenn nun auch dieſen Gefühlen ſelbſt das ſexuelle Moment normalerweiſe fehlt, ſo iſt es doch durchaus nicht bei allen Menſchen ausgeſchloſſen. Auch

da schon erregt das Bewußtsein der eigenen Ohnmacht und Kleinheit, das der Anblick jener Naturdinge erzeugt, nicht selten zugleich jene anschmiegende Hilflosigkeit, die in feiner psychischer Analyse sich als eine Art sexuellen Sehnens und Verlangens darstellt; ich sage nicht, daß dies bewußt der Fall sein muß. Ich nehme sogar nicht Anstand, zu behaupten, daß bei jungen Leuten das heiße Herzklopfen, das Stocken des Atems, das Klopfen der Pulse, wenn der Jüngling errötend „ihrer" Spur folgt, sehr oft nicht als ein sexuelles Begehren und Sehnen empfunden wird, daß solche Individuen vielmehr aus festester Überzeugung die Behauptung, es handle sich bei ihnen um eine sexuelle Begierde, mit größter Entrüstung als eine schändliche Profanierung und Besudelung der heiligsten Gefühle empört zurückweisen würden, weil sie ihnen einfach nicht als solche zum Bewußtsein kommt. Damit sollen allerdings unsere modernen Großstadtjünglinge nicht gemeint sein.

Dasselbe würgende Gefühl, dasselbe Drängen im Herzen wird aber bei dazu veranlagten Menschen auch durch den Anblick der einsamen majestätischen Naturgegenden erregt; es ist immer ein Mitfibrieren der sexuellen Sphäre. In der religiösen Ekstase ist das in noch viel höherem Grade der Fall. Es ist kein Wunder, daß der menschliche Geist sich Gottheiten der Liebe schuf, deren besonderes Ressort alles umfaßte, was die menschliche Liebe, d. h. hier ausdrücklich die sexuelle Liebe und alle ihre Erscheinungen und ihre Folgen, berührte. Es war ein Bedürfnis, sie zu schaffen und ihnen zu dienen, wenn auch kein so instinktives wie das religiöse Empfinden, das schon ohne die klare Vorstellung einer bestimmten Gottheit vorhanden ist. Denn die Verteilung der Welt an eine Anzahl bestimmter Gottheiten ist dann schon viel, viel mehr als natürliches, religiöses Empfinden; es ist das Resultat spekulativen Denkens, das allerdings im religiösen Empfinden seine Basis hat. Schon der Gedanke, daß besondere Gottheiten sich um nichts zu kümmern hätten, als um den sexuellen Verkehr der Menschen, erscheint uns absurd; er ist es aber in Wirklichkeit keineswegs, denn daß es sich bei diesem Verkehr um etwas handelte, das die höchsten Wonnen empfinden läßt und das zugleich die Erhaltung und Fortpflanzung des Menschengeschlechts sichert, das mußte in der Tat den Gedanken nahelegen, daß diese Materie wohl viel eher eine

göttliche Fürsorge wert sei als die Fürsorge des Wachsens und Gedeihens von Gras, Strauch und Baum. Vor allen Dingen mußte man annehmen, daß den Göttern doch das am wichtigsten sei, was des Menschen Herz am lebendigsten bewegte, denn die Götter waren nach dem Bilde des Menschen geschaffen, deshalb auch in allen Mythologien des Altertums die starke Betonung der göttlichen Liebeshändel. Was die Irdischen mit himmlischen Wonnen erfüllte, das mußte wohl auch den Himmlischen irdische Wonne bieten. Es ließ sich glatterdings nicht vorstellen, daß ein Gott auf Wonnen und Freuden verzichten sollte, die doch dem Menschen sogar beschieden sind, die ihm als schönstes Geschenk die Götter, die Götter der Liebe, für sein sterbliches Erdendasein gespendet hatten. Man ließ die Götter sich an Speise und Trank ergötzen, man ließ sie alle Freuden, die das Dasein verschönerten und lebenswert machten, genießen; — sollte man ihnen die schönste Freude vorenthalten? Daß etwas unschicklich oder unsittlich sein könne, was die Natur selbst im Menschenherzen schafft, das hätte man niemals begriffen. Deshalb aber konnte auch das schrankenlose Genießen auf dem Gebiete des Liebeslebens, das man den Göttern nachsagte, weder anstößig noch unwürdig erscheinen.

Wenn man nun aber den Göttern nachsagte, daß sie die Liebe den Menschen ins Herz gelegt hätten, wenn man besondere Götter schuf, die sich mit der Liebe der Sterblichen befaßten, sie nährten oder erst erregten, so verstand es sich von selbst, daß man diesen Göttern besonders dankbar war. Die Furcht, die man vor der unsichtbaren und doch so empfindlich fühlbaren Macht der Götter empfand, und die den innersten Kern der alten Naturreligion bildet, die brauchte man vor den Gottheiten der Liebe nicht zu hegen. Sie gaben nur Lust und Freude oder, wenn es schlimm kam, auch einmal Liebesleid, das trotz seiner Schmerzen doch so süß ist. Abweichend von dem Kult der harten, strengen und strafenden Gottheiten war natürlich auch der Kult der Liebesgötter. Denen opferte man Liebe, denen opferte man sich selbst, das heißt, man gab sich ihnen hin, und da sie dieses Selbstopfer nicht persönlich in Empfang nehmen wollten, so gab man sich ihnen zum Opfer an Sterbliche hin. So wurden aus religiösem Fanatismus die fürchterlichsten und wüstesten Orgien gestaltet; den Göttern zur Ehre, den Menschen zum Vergnügen. Denn

was man für die Götter tat, das konnte auch vor den Augen der Menſchen nicht ſchänden.

Dieſe Opfer der Keuſchheit haben in allen Religionen des Altertums eine gewiſſe Rolle geſpielt und beweiſen, wie innig man ſchon das Religiöſe mit dem Sexuellen zu verquicken verſtand oder, richtiger geſagt, beides als eine Einheit empfand. Man hat dieſe Opfer auf ganz verſchiedene Weiſe gebracht, und es hat ſchon im Altertum Prieſter gegeben, die mehr lüſtern als religiös und mehr klug als fromm waren; dieſe Diener der Liebesgottheit dienten ihr wirklich, allerdings nicht in ſehr heiliger Weiſe. Sie ließen die Weiber zu ſich kommen und ließen ſie ihre Keuſchheit der Gottheit darbringen. Natürlich waren die berufenen Prieſter auch zur Empfangnahme ſolcher Opfer berufen, und die Weiber, die, von frommer Inbrunſt getrieben, ſich mit wahnſinniger Begierde zu dieſem Opfer einſtellten, ließen ſich gern und willig von den Prieſtern in die Myſterien des Kults einführen. Die Prieſter, denen aber doch wohl die Opferfreudigkeit der frommen Weiber allzuſehr über die Kräfte wuchs, haben dann, wohl mehr der Not gehorchend als dem eigenen Triebe, ſchließlich zugelaſſen, daß die Paare, die der Gottheit huldigen wollten, ſich ohne prieſterliche Mithilfe im Tempel begatten durften. Die klugen Prieſter haben aber auch dabei geſucht, aus der Einfalt ihrer Mitmenſchen Kapital zu ſchlagen; ſie erlaubten den ſexuellen Verkehr aus frommem Opferſinn, beteiligten ſich dabei ſo gut ſie konnten, und heiſchten im übrigen von den Opfernden Gaben und Zahlungen. Es kam auch vor, daß Prieſter ihr Amt ſchnöde zu den niedrigſten Schwindeleien mißbrauchten und die frommen Tempelbeſucherinnen direkt verkuppelten. Ich will dazu ein Beiſpiel geben, das Gottfrieds hiſtoriſcher Chronik entnommen iſt. Den Fall halte ich gerade zum Studium der Entwicklung religiöſer Kulte und Bräuche für beſonders lehrreich; er zeigt, daß die Prieſterſchaft in Wirklichkeit von dem, was ſie lehrte, auch nicht ein Wort glaubte, ſondern daß ſie die Religion der Gläubigen lediglich zu ihrem Vorteil ausnutzte, wie dies doch ſelbſt die Bibel in draſtiſcher Weiſe von den Baalspriеſtern erzählt. Nach dem Originale lautet Gottfrieds Mitteilung folgendermaßen: „Bey Regierung Kayſers Tiberii war ein ſehr edles Weib zu Rom, Paulina, Saturninis Hausfrau, ihrer Keuſchheit und ſchönen Geſtalt halber ſehr berühmt, die-

ſelbe ward von einem Edlen Jüngling, Decius Mundus genannt, durch heimliche Praktiken zu Fall gebracht, mit Hilffe der Prieſter Iſidis. Denn weil dieſe Paulina fleißig in der Abgöttin Iſidis Tempel zu gehen pflegte, gab Decius Mundus den Pfaffen viel Geld, daß ſie die Paulina überreden ſollten, der Ägyptiſche Abgott Anubis, der in demſelben Tempel verehrt ward, hätte ſie lieb, und begehrte ihrer zu ſeinem Willen. Paulina glaubte ſolches und ging in den Tempel, da ward ſie in eine finſtere Cammer verſchloſſen, darin ſich Decius Mundus vorhin verborgen hatte, der mißbrauchte aber das einfältige Weib die ganze Nacht, welches nicht anders meynete, denn ſie willfahrete dem Gott Anubis. Da ſolches Tiberius erfuhr, weil Decius Mundus die Paulinam einſtens damit aufzog, und ihr Mann es vor den Kaiſer brachte, ließ er die ſchelmiſchen Pfaffen ans Kreuz nageln, den Tempel zerſtören, und das Bild des Abgotts in die Tiber werffen, Mundum, den Ehebrecher aber ins Elend verweiſen."

Solche Ränke waren keineswegs bei den Prieſtern ſelten, freilich fiel die Strafe nur ſehr ausnahmsweiſe ſo grauſam aus, und im übrigen war man nach Möglichkeit darauf bedacht, ſolche Dinge nicht in die Öffentlichkeit bringen, ſie mindeſtens nicht zu Ohren des Kaiſers oder ſonſt einer Perſon, die vielleicht für derartige Scherze nicht das richtige Verſtändnis beſitzen mochte, gelangen zu laſſen. Decius Mundus hat allerdings auch wohl weniger dumm als vielmehr ſehr ſpekulativ gehandelt, als er der geliebten Pauline ihr Abenteuer im Iſis-Tempel etwas genauer erklärte, denn er durfte wohl hoffen, daß ſie einmal ſich ſcheuen würde, weiter zu erzählen, wie tief ſie ſich blamiert hatte, und daß ſie ferner und vor allen Dingen nun wohl leichter geneigt ſein würde, die Liebesſehnſucht des guten Decii Mundi etwas bereitwilliger zu ſtillen, denn es iſt auch in Liebesſachen wahr, daß aller Anfang ſchwer iſt, und daß ein Weib, das ſich ſchon einmal einem Manne die ganze Nacht hingegeben hat, gegen eine Wiederholung dieſer Liebestaten viel weniger einzuwenden hat als gegen die Anknüpfung eines derartigen Verhältniſſes. Daß Paulina aber wirklich ſo unverſtändig keuſch ſein würde, um lieber den öffentlichen Skandal über ſich ergehen zu laſſen, als noch einmal dem Betrüger ſich zu eigen zu geben, das hatte Mundus ſicherlich nicht vorausſetzen können. So führte er denn dadurch, daß er den Mund nicht hatte halten

können, selbst den eigenen Untergang und den des Tempels und der käuflichen Kuppelpriester herbei. Paulina wird wohl aber infolge dieses Abenteuers ebenfalls etwas weniger vertrauensselig geworden sein und nicht mehr geglaubt haben, daß ein Gott sich in sie verlieben und persönlich mit ihr den sexuellen Verkehr vollziehen könne. Der Fall lehrt aber, daß eine Frau, die keusch bis zur Unbesonnenheit war, doch sofort sich zum Ehebruch und zur schlimmsten Unzucht bereit finden ließ, sobald sie in ihrem religiösen Paroxismus glaubte, daß ein Gott den Ehebruch von ihr verlange. Das ist aber gerade das Lehrreiche an dem Falle, daß man schon im Altertum die doppelte Moral kannte, eine für Götter und eine für Menschen. Die menschliche ließ sich dann noch ganz bequem weiter zerlegen, denn eine besondere Moral für jedes Geschlecht gab es auch schon. Jedenfalls stand auch das keuscheste Weib jedem der Götter mit Freuden zu Diensten, wenn nur der Gott gekommen wäre, diese Dienste zu begehren. Er kam aber nicht, weil etwas bloß Gedachtes nicht kommen und einen Akt vollziehen kann, den man nicht nur denken, sondern auch erleben wollte.

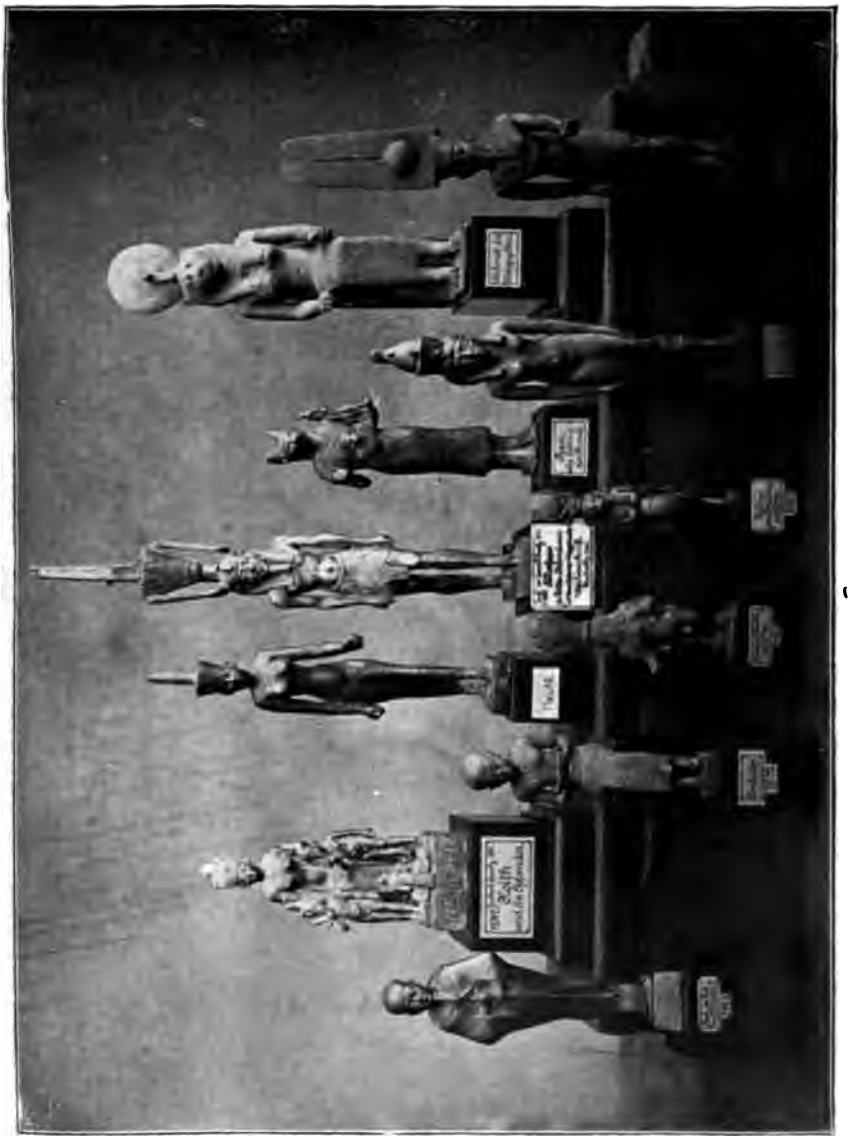
So einfach war aber die Sache doch nicht, und vor allen Dingen waren die Weiber im Durchschnitt zwar nicht so keusch wie die betrogene Pauline, aber auch nicht so dumm und leichtgläubig; sie ließen sich nicht vorreden, daß ein wirklicher Gott Anubis oder sonst eine Gottheit persönlich im Tempel sie zu einem Schäferstündchen erwarte; sie waren vielleicht auch nicht so von ihren Vorzügen und dem Glanze ihrer Schönheit eingenommen, daß sie es gleich hätten glauben mögen, wenn man ihnen gesagt hätte, ein Gott habe sich sterblich in sie verliebt und keine Ruhe bei Tag und Nacht, bis er seine glühende Leidenschaft gestillt habe. Man mußte also doch wohl andere Wege gehen, wenn man dem sexuellen Anteil des schwärmerischen religiösen Empfindens Rechnung tragen wollte.

Ehe ich hierauf eingehe, möchte ich des schönen Spruches gedenken, daß es keine Regel ohne Ausnahme gibt. Man hat es nicht überall ohne weiteres geglaubt, daß es zu den Lieblingsbeschäftigungen der Götter gehöre, ihre Zeit mit Liebesaffären auszufüllen, sondern es sehr wohl unter dem Einfluß ruhigeren Nachdenkens empfunden, daß es eigentlich eine starke Herabsetzung der

Götter ſei, wenn man annehmen wollte, daß ſie wirklich ſo ganz menſchlich ihren frivolen Liebeshändeln nachgehen ſollten. Deshalb gibt es Religionen, bei denen man darauf verfallen iſt, ſich die Gottheiten nicht ſo in verſchiedene Geſchlechter eingeteilt zu denken, wie die Menſchen. Der Gedanke war übrigens nicht allein ſittlich reiner, ſondern er kam auch der göttlichen Schöpfungsidee näher. Wenn Gott der Schöpfer der Welt war, nun ſo hatte er allerdings wohl kein Bedürfnis, mit einem Weibe — ſei es nun ein göttliches oder irdiſches — ſich zuſammenzutun und genau ſo, wie dies jeder Sterbliche auch vermag, Leben zu zeugen. Das wäre mit der Schöpfungsidee und mit dem Bewußtſein der Größe und Allmacht eines Gottes in der Tat nicht vereinbar. Man dachte ſich die Gottheit zweigeſchlechtlich, ſo daß aus dem einen Körper das Leben geweckt und auch geboren würde. Man wollte alſo dort, wo man ſich die Götter zweigeſchlechtlich dachte, von einem ſexuellen Liebesleben der Unſterblichen nichts wiſſen und bildete damit allerdings im religiöſen Denken eine Ausnahme. Ausnahmen ſollen ſtets die Regel beſtätigen, das wird bis zur ſinnloſen Phraſe herabgewürdigt; aber hier läßt es ſich genau begründen und als richtig nachweiſen. Die Regel bildet die Annahme, daß die Götter Liebesfreuden genöſſen wie die Menſchen, daß ſie ſogar mit ihrer göttlichen Macht einen ſtarken Mißbrauch trieben und ſie benutzten, um frei und ungehindert auch da im Garten der weltlichen Liebe ernten zu können, wo das Recht dies verbot. Ausnahme war es aber, von den Göttern höher zu denken und ſie ſich nicht wie einen modernen Roué vorzuſtellen. Dieſe Ausnahme beſtätigt jedoch die Regel, daß auch die reinſte Vorſtellung von den Göttern nicht frei iſt von ſexuellen Vorſtellungen und Erwägungen. Wir werden ſehen, daß auch dieſe Auffaſſung des göttlichen Weſens nicht im mindeſten an der ſexuellen Zutat des religiöſen Empfindens änderte.

Das iſt aber ein Moment von eminenter Bedeutung. Es iſt geradezu der Schlüſſel zu dem großen Geheimnis, deſſen Löſung ich mir mit dem gegenwärtigen Werke zur Aufgabe gemacht habe, denn es weiſt klipp und klar nach, daß aus religiöſen Vorſtellungen das Sexuelle nicht fortzubringen iſt, weil der Gottesgedanke ebenſo der des Schaffens und Entſtehens iſt wie der ſexuelle und weil zu dem einen wie dem andern die rückhaltloſeſte Hingabe, die ſchwärmeriſche

Tafel VI



Aegyptische Götterbilder aus der Spätzeit des ägyptischen Reiches. (Aegyptisches Museum, Berlin.)

Tafel VII.

Götterbilder. Bronzen der Spätzeit. (Aegyptisches Museum, Berlin.)

Tafel VIII.

Kopf der Göttin Hathor.
Kapitell einer Säule, die die Form eines Sistrum hatte. Roter Granit.
(Aegyptisches Museum, Berlin.)

Tafel IX.

(Aegyptisches Museum, Berlin.)

Selbstvergessenheit, das begeisterte Aufgehen in einer fremden Wesenheit gehört, ja ich möchte sagen, daß beide aus diesen psychischen Zuständen geboren werden. Der religiöse Instinkt findet sich nicht damit ab, daß ein göttliches Wesen einmal eine Welt geschaffen habe. Dieser Gedanke kann dem religiösen Instinkt vielmehr ziemlich fernliegen; es kommt in der Hauptsache auf das Empfinden an, daß der schaffende Gott noch lebt, und daß leben schaffen heißt, das also die Gottheit fortfahre, zu schaffen und zu schöpfen, daß sie nur in dieser Betätigung vorgestellt werden könne. Auch das ist ein Moment, das unabweislich den Gedanken an ein sexuelles Schaffen hervorruft. Die Quelle, aus der die beiden instinktiven Empfindungen, die sexuelle und die religiöse sprudeln, ist die gleiche. Ich möchte zwar die Theorie oder meinetwegen auch bloß Hypothese, nach der sich im Gehirn für jedes Gefühl und jede Gefühlstätigkeit eine besondere Provinz befindet, hier ganz unbeachtet lassen, aber man würde wohl feststellen können, wenn man diese Hypothese überhaupt einwandfrei als richtig erwiesen hätte, daß für religiöses und sexuelles Empfinden das Quellgebiet das gleiche wäre, denn auf die Rückenmarksreizungen als Ursache des sexuellen Empfindens und Denkens lasse ich mich nicht ein, solange es noch Menschen gibt, die beim Anhören einer Zote, beim Erblicken eines das sexuelle Leben betreffenden Bildes sich sexuell erregen; denn weder die Zote noch das Bild werden mit dem gereizten Mark aufgenommen, sondern dem Gehirn auf Wegen übermittelt, die mit dem Rückenmark nichts zu schaffen haben. Es wäre ja freilich die leichteste und bequemste Beweisführung, wenn man einfach sagen könnte: „Da habt Ihr den Gehirnorganismus, dessen gleiche Zellen die Quelle zweier Gedanken sind; ergo müssen die zwei Gedanken verwandt, nahe verwandt sein, wie die Kinder einer Mutter, die — mögen sie sich selbst sehr unähnlich sein — doch zusammengehören, weil sie eines Blutes, einer Herkunft sind", aber, wie gesagt, es müßte doch schlecht um eine Sache stehen, die sich auf gar nichts weiter stützen ließe, als auf Hypothesen, die wieder nicht erwiesen sind, sondern mit Recht lebhaft bestritten werden. Wir müssen auch zum Ziele gelangen, ohne daß wir uns auf die Derivat-Verwandtschaft beziehen.

Ich habe bereits erwähnt, man müßte doch wohl andere Wege gehen, wenn man dem sexuellen Anteil des schwärmerisch-religiösen

Tafel IX.

(Aegyptisches Museum, Berlin.)

Selbſtvergeſſenheit, das begeiſterte Aufgehen in einer fremden Weſenheit gehört, ja ich möchte ſagen, daß beide aus dieſen pſychiſchen Zuſtänden geboren werden. Der religiöſe Inſtinkt findet ſich nicht damit ab, daß ein göttliches Weſen einmal eine Welt geſchaffen habe. Dieſer Gedanke kann dem religiöſen Inſtinkt vielmehr ziemlich fernliegen; es kommt in der Hauptſache auf das Empfinden an, daß der ſchaffende Gott noch lebt, und daß leben ſchaffen heißt, das alſo die Gottheit fortfahre, zu ſchaffen und zu ſchöpfen, daß ſie nur in dieſer Betätigung vorgeſtellt werden könne. Auch das iſt ein Moment, das unabweislich den Gedanken an ein ſexuelles Schaffen hervorruft. Die Quelle, aus der die beiden inſtinktiven Empfindungen, die ſexuelle und die religiöſe ſprudeln, iſt die gleiche. Ich möchte zwar die Theorie oder meinetwegen auch bloß Hypotheſe, nach der ſich im Gehirn für jedes Gefühl und jede Gefühlstätigkeit eine beſondere Provinz befindet, hier ganz unbeachtet laſſen, aber man würde wohl feſtſtellen können, wenn man dieſe Hypotheſe überhaupt einwandfrei als richtig erwieſen hätte, daß für religiöſes und ſexuelles Empfinden das Quellgebiet das gleiche wäre, denn auf die Rückenmarksreizungen als Urſache des ſexuellen Empfindens und Denkens laſſe ich mich nicht ein, ſolange es noch Menſchen gibt, die beim Anhören einer Zote, beim Erblicken eines das ſexuelle Leben betreffenden Bildes ſich ſexuell erregen; denn weder die Zote noch das Bild werden mit dem gereizten Mark aufgenommen, ſondern dem Gehirn auf Wegen übermittelt, die mit dem Rückenmark nichts zu ſchaffen haben. Es wäre ja freilich die leichteſte und bequemſte Beweisführung, wenn man einfach ſagen könnte: „Da habt Ihr den Gehirnorganismus, deſſen gleiche Zellen die Quelle zweier Gedanken ſind; ergo müſſen die zwei Gedanken verwandt, nahe verwandt ſein, wie die Kinder einer Mutter, die — mögen ſie ſich ſelbſt ſehr unähnlich ſein — doch zuſammengehören, weil ſie eines Blutes, einer Herkunft ſind“, aber, wie geſagt, es müßte doch ſchlecht um eine Sache ſtehen, die ſich auf gar nichts weiter ſtützen ließe, als auf Hypotheſen, die wieder nicht erwieſen ſind, ſondern mit Recht lebhaft beſtritten werden. Wir müſſen auch zum Ziele gelangen, ohne daß wir uns auf die Derivat-Verwandtſchaft beziehen.

Ich habe bereits erwähnt, man müßte doch wohl andere Wege gehen, wenn man dem ſexuellen Anteil des ſchwärmeriſch-religiöſen

Empfindens Rechnung tragen wolle. Ich habe dabei allerdings etwas, „quod erat demonstrandum", schon als dargetan behandelt und will, da es sich hier nur um die allgemeine, einleitende Betrachtung und Sichtung des ganzen Stoffes handelt, dies auch jetzt gelten lassen. Man hatte der Wege mehrere, die schließlich alle zum Ziele führten. Es brauchte nur das Opfer der persönlichen Keuschheit in den allgemeinen Kult aufgenommen zu werden, und man konnte direkte Gottheiten für die sexuelle Liebe schaffen, die gewissermaßen für alle Liebeshändel des Menschengeschlechts als verantwortliche Ressortminister zu zeichnen hätten. Da diese beiden Wege offen standen — auf Abarten dieser Grundgedanken brauche ich an dieser Stelle nicht einzugehen — wurden sie eben auch beschritten. Wieder ein Beweis dafür, daß es ein instinktives Bedürfnis war, die Religion mit der Liebe zu verquicken, aber auch ein Beweis dafür, daß die Menschheit sich stets zu helfen wußte in geistlichen Nöten, und daß sie sich die Götter stets so schuf, wie sie sie am besten verwerten konnte. Man darf sich nur die Erschaffung der Götter nicht sprunghaft, etwa in der Weise denken, daß die Gottheiten plötzlich dagewesen seien, wenn in eines Menschen Hirn der Wunsch entstanden war, eine Gottheit ganz bestimmter Art zu besitzen und zu verehren. Es erinnert daran, daß das ursprüngliche Religionsempfinden — ich möchte es die ursprüngliche Naturreligion nennen — absolut nicht eine Mehrheit von Göttern oder auch nur eine bestimmte Vorstellung eines Gottes gekannt hat. Ich möchte sagen, daß nur die höchsten Phasen der mystisch-religiösen Doktrinen die absolute Vermenschlichung der Gottheiten schaffen konnten, daß diese die Frucht spekulativen Denkens sind, oder daß wohl auch die Einflüsse von Volk zu Volk, besonders wenn durch Kriege Völker unterjocht und in das siegende Volk quasi aufgesaugt wurden, die Metamorphose der Gottheit vorbereitet oder vollendet haben. Gottheiten mit allen menschlichen Schwächen sind die Produkte rastlos schaffenden Menschengeistes, des grübelnden Geistes, der auch die Mittel und Wege ersann, durch die man die goldene Brücke von der ohnmächtigen Menschheit bis zu den, wenn auch nur in der Phantasie existierenden, allmächtigen Gottheiten schlagen konnte. Wenn man den Göttern Keuschheitsopfer brachte, so war dies wohl nichts als der in der Naturreligion schon enthaltene Wunsch, die mächtigen Götter durch ein persönliches

Opfer geneigt zu machen, ihre Gunst zu verkaufen. Die Keuschheit ist das höchste Gut, sagen wir, man hat nicht immer so gedacht, aber man opferte doch gewissermaßen sich selbst, wenn man sich den Göttern hingab, und das sexuelle Moment, das nun einmal mit der Religionsinbrunst verknüpft ist, mochte diesen Gedanken noch näher legen. Als man die Götter der Liebe schuf, war die körperliche Hingabe nicht viel mehr, als das Trinken und Zechen zu Ehren der Weingötter. Der Halbgott des Weines war aber auch zugleich der Halbgott der sinnlichen Liebe. Man dachte ihn sich als Gott und als Dämon und traf damit, zunächst vielleicht ziemlich unbewußt, auch absolut das Richtige. Je mehr die Menschheit im Sinnengenuß entartete, desto mehr Menschliches gewannen die Gottheiten. Ob man einer Venus, einer Astarte, einem Pan, einem Dionysos, einem Bacchus huldigte, der Effekt war eigentlich immer derselbe — die wüste bis zur Ekstase des wilden Wahnsinns gesteigerte Orgie. Man vergaß schließlich die Götter fast ganz und lehrte nur die Orgie, benutzte die wilden Zusammenkünfte sogar, um politische Intrigen anzuzetteln und erreichte damit schließlich, daß die Bacchusdienste als staatsgefährliche Veranstaltungen streng verboten, die Teilnehmer eingesteckt oder sonst unschädlich gemacht wurden. Man begnügte sich statt der Götterbilder mit einer „pars pro toto“ und bildete in riesigen Dimensionen das Glied ab, das der verehrten Gottheit zur Fortpflanzung diente. So war der ungestaltete, häßliche Halbgott Priapos ein verehrter Herr, und das Bild, das man sich von ihm machte, lief eigentlich nur darauf hinaus, daß man dem Götterbild riesenhafte Genitalien schuf. Diese verehrte man, und sie waren ja auch nach dem derben Sinne des Volkes tatsächlich die Quelle des neuerwachenden, neugeschaffenen Lebens, und deshalb ganz besonders verehrenswerte Symbole.

So wie nun der Gottesgedanke ein natürliches Empfinden ist, das erst durch fortgesetztes spekulatives Denken weiterausgestaltet wurde und schließlich auch zu einem weitverzweigten Heer von Gottheiten sich entwickelte, so ist auch der Wunsch nach einem Fortleben der Seele nach dem leiblichen Tode ein geradezu natürliches geistiges Bedürfnis. Nicht so instinktiv wie die Annahme einer geheimnisvoll schaffenden allmächtigen Wesenheit ist der Gedanke an ein Fortleben der Seele nach dem Tode, denn es ist wohl nicht

denkbar, daß Urmenschen, die sich ja kaum über die Natur des Todes klar sein konnten, sich Gedanken über den Dualismus, Leib und Seele gemacht haben sollten. Und dennoch dürfte man selbst hierbei wohl kaum in der Annahme fehlgehen, daß auch beim Tode ein ahnungsvolles Grauen, ein zuversichtliches Hoffen auf ein Wiederaufleben, auf eine Auferstehung, die Herzen der Menschen beschlichen haben mag. Eins gibt es, was zu solchen Ahnungen geradezu herausfordert, und das hat ja auch sprichwörtlich eine Bedeutung: Schlaf und Tod sind Brüder. Man wird auf den Gedanken leicht verfallen sein, daß der Verstorbene, der da regungslos wie ein Schlafender lag, wohl auch wie der Schlafende erwachen und weiterleben müsse. Ich kann mir diese Erwägung viel leichter als eine natürliche und instinktive vorstellen, als die absolute Gewißheit, daß der Tod etwas so unbedingt anderes sein müsse als der Schlaf. Man hat den Unterschied gemacht, das ist gewiß; aber auf dieses Bewußtsein kommt es bei derartigen Meditationen gar nicht an. Viel näher liegt der Gedanke, aus der Ähnlichkeit zwischen Schlaf und Tod Ahnungen eines Weiterlebens zu schöpfen, oder ein solches Weiterleben direkt zu folgern. Gerade der Unterschied zwischen Schlaf und Tod mußte, nicht den Naturmenschen in den Uranfängen seiner Kulturentwicklung, sondern erst den klarer blickenden Erdenmenschen, dahin führen, daß er annahm, das Weiterleben sei eben nicht so beschaffen wie das nach dem Schlafe, sondern ebenso dauernd, wie der abgestorbene sichtbare Körper immer dauernd abgestorben bleibe und schließlich vergehe und verfalle, und das Unsichtbare, das Leben, das diesen Körper verlassen habe, müsse nun außerhalb des Körpers fortbestehen. Das ist keine Doktrin eines Dualismus: Leib und Seele, aber ein instinktives Empfinden, das zu der Doktrin führte.

Tatsächlich ist auch allen alten Mythologien der Gedanke an ein Weiterleben nach dem Tode gemeinsam. Es ist nicht einmal wahr, daß bei diesem Glauben an ein Fortleben der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen wäre, ja es könnte sogar wohl fraglich erscheinen, ob das Weiterleben nach dem Tode so sehr wünschenswert erscheinen konnte. Der Gedanke, daß mit dem Tode nicht alles aus sein sollte, daß der Augenblick des Todes nicht allen Wünschen und allem Hoffen des Menschenherzens ein Ziel setzen dürfe, ist wohl kaum das Agens gewesen. Denn die Schlußfolgerung, daß dieser Glaube

das Weiterleben hätte erwünscht erscheinen lassen können, ist durchaus nicht zutreffend, weil niemals ein Naturvolk angenommen hat, das Weiterleben spiele sich in der Weise ab, daß der Gestorbene nach dem Tode, also bei seinem geheimnisvollen Weiterleben, die Wünsche und Hoffnungen, die sein Ableben jäh unterbrochen hatte, verwirklicht finde. Man hat vielmehr mit einer fast überzeugend wirkenden Einmütigkeit angenommen, daß die Geister der Verstorbenen sich an einem anderen Orte, in der Unterwelt, auf einer Insel der Seligen oder sonstwo zu versammeln hätten, und man legte dieser Mythe wohl auch den schönen Gedanken nahe, daß die Geister vor der Überfahrt über das tiefe Wasser, das sie von den Lebenden für alle Zeiten scheide, durch den Lethetrank ewiges Vergessen tränken, daß sie also alle ihre Wünsche, alle ihre Hoffnungen vergessen müßten, und daß sie vor allen Dingen auch alles das vergessen sollten, was sie mit tausend Fäden der Liebe und Sehnsucht an das irdische Dasein ketten mußte. Das ist eine schöne Mythe, sie ist allerdings auch nicht in dem Hirn des Naturmenschen gereift, sondern ist die poetische Frucht eines hochentwickelten Denkens und Fühlens. Das mag nun aber sein, wie es will, ich halte den Glauben an ein Weiterleben nach dem Tode doch für erheblich mehr als für einen bloßen Wunsch, ich halte ihn für ein instinktives Gefühl, dessen sich die Menschen wohl nicht sofort klar bewußt gewesen sein werden, das aber doch sicher schon im Herzen schlummerte, ehe es im Geiste zu Licht wurde.

Die kleinen Differenzen, die in den Ansichten der Alten über diesen Punkt herrschten, haben keine oder fast keine Bedeutung, da sie eben nichts mehr sind als abweichende Auslegungen oder, wenn man das lieber will, Ausgestaltungen des gleichen Gedankens. Ich finde es sogar durchaus natürlich und klar, daß über eine so enorm wichtige Frage und über so viele verschiedene Symptome auch viele verschiedene Meinungen und Schlüsse entstehen mußten. Man konnte, als man den Dualismus, Leib und Seele, erkannt hatte, sehr wohl der Ansicht sein, daß die unsterbliche Seele von dem sterblichen Körper, der gerade durch diese Trennung erst sterblich wurde, scheide. So ergab sich die Erklärung, daß nur die Geister, die Seelen weiterleben, der Körper aber nicht wieder erwachen könne. Es wird aber auch für die entgegengesetzte Ansicht, daß nicht bloß der

Geist, sondern auch der Körper in einem Jenseits fortlebe, sich verschiedenes „Beweismaterial" geltend machen lassen. So vor allen Dingen die Unkenntnis des Dualismus. Dem Naturmenschen war zunächst der Mensch ein untrennbarer Begriff. Die Rätsel des Lebens haben die Jahrtausende noch nicht zu lösen vermocht, wenn auch zahlreiche Lehren aufgetaucht sind, die, sich noch so sehr widersprechend, doch alle in der Überzeugung, den Stein der Weisen gefunden zu haben, einig sind. Ich habe schon gesagt, daß ich den Glauben an ein Weiterleben nach dem Tode für ein instinktives Empfinden halte; aber das Wie, das war die Frage, und darüber gingen die Ansichten von jeher sehr weit auseinander. Die Menschheit in ihren Kinderjahren hat wohl, wie der uralte Ahnenkult beweist, geglaubt, daß der Körper vergehe, die Seele weiterlebe. Und doch kann der Naturmensch sich weder seine Götter, noch seine verstorbenen Ahnen als körperlose Geister denken; der Körper, den er sieht, ist ihm ja der Mensch, der ganze, unteilbare Mensch. Grade weil der Körper in dieser Daseinsebene zerfällt nach dem Tode und nicht Bestand haben kann — eine Erscheinung, die meiner Ansicht nach am meisten einen kenntnislosen Menschen zum Denken anregen muß —, ist die Annahme, daß der auf Erden verschwindende Körper in einer anderen Welt wieder erstehen werde, noch nicht einmal so verwunderlich.

Daß man sich das Jenseits nach menschlichen Idealen schuf, wie man sich die Götter doch ebenfalls vermenschlichte bis zur Lächerlichkeit, das versteht sich von selbst. So ist das Jenseits immer angefüllt mit all dem, was das Erdenleben schön und lebenswert machte. Es ist als ein ewiger Jagdgrund gedacht, als ein Tummelplatz für tapfere Krieger oder als ein stiller vergeistigter Ort, an dem geistige Freuden, ja an dem selbst die zügellosen Freuden der Liebe genossen werden. Auch da baut sich die Menschheit das auf, was sie zu brauchen glaubt, und was die einzelnen Völker sich als Jenseits vorstellen, beweist uns immer nur, was sie selbst für erstrebenswert und als Zielpunkt aller ihrer armen Erdenwünsche betrachteten. Daß gerade im Jenseits alle diese irdischen Begehren erfüllt werden sollten, das läßt immer noch auf einen gesunden, unangekränkelten Sinn schließen, beweist aber niemals etwa eine falsche religiöse Auffassung. Ich möchte mir hier überhaupt die Bemerkung gestatten, daß es eine sehr mißliche Sache ist, von einer

falschen oder richtigen Religionsauffassung zu sprechen. Es kann Dinge geben, die so unlogisch sind, daß wir sie belächeln, wenn wir zufällig auf einem andern Standpunkt fußen; aber das Unlogische ist ja eigentlich niemals religiöse Idee, sondern nur die weitere Ausgestaltung einer an sich keineswegs objektiv falschen Idee. Ich möchte das betonen, weil ich hier von altheidnischen Religionsansichten schreibe und weiß, daß diese alten Heiden an unserem modernen Christentum ohne besondere Mühe, ohne exceptionellen Scharfsinn doch auch manches als unlogisch nachgewiesen haben würden, was bei uns doch Glaubenssache ist oder doch mindestens sein soll. Man muß sich in Religionssachen vor allen Dingen vor dem Hochmut hüten, den man so verächtlich und albern findet, wenn man ihn bei anderen bemerkt, und der trotzdem viel tausendmal tiefer in unseren Herzen wurzelt, weil wir immer das stolze Gefühl mit uns herumschleppen, daß wir es doch eigentlich so herrlich weit gebracht haben.

Der Auferstehungsglaube ist eigentlich allen Religionen gemeinsam; es ist durchaus falsch, ihn als etwas spezifisch Christliches bezeichnen zu wollen. Dieser Glaube hat dahin geführt, daß mit den Verstorbenen ein ganz besonderer Kult getrieben wurde, der sogenannte Ahnenkult, der eigentlich ein pietätvolles Gedenken an sterbliche und sogar schon gestorbene Menschen ist, der aber doch in seiner weiteren Entwicklung mehr und mehr zu einem religiösen Kult sich erweiterte. Ich muß bekennen, ich finde niemals im Ahnenkult eine weltliche, sondern stets eine starke religiöse Note. Es ist nicht zu übersehen, daß alle Völker, die dem Ahnenkult huldigten, in ihren religiösen Anschauungen eine Vorstellung von dem Fortleben der Seele nach dem Tode haben. Es ist aber nun und nimmermehr ein Personenkult, der dieser Vorstellung zugrunde liegt, sondern stets ein religiöses Empfinden, mag auch der Ahnenkult hin und wieder eine Form angenommen haben, die nicht mehr nach Religion, sondern lediglich nach persönlichen Diensten aussieht. Das tut nichts, ebenso wenig wie in den entwickelten und fortgeschrittenen Religionsbekenntnissen der Heiligenkult und die schriftwidrige Verehrung des Kirchenoberhauptes bewirken können, daß man diese Kultvorschriften etwa bloß für Personendienste nicht auch für Religion ausgeben wollte.

Nicht unwesentlich ist es, daß man sich die Geister der Verstorbenen auch keineswegs bloß in ein unbekanntes Jenseits verbannt dachte, wo sie ohne Erinnerung an das einstige Erdendasein ein seliges Leben führten, sondern daß man die Seelen der Verstorbenen auch wohl als wirksam in den verschiedensten Dingen dachte. Sie konnten Pflanzen und Tiere beleben, konnten wie eine Art Halbgottheiten unsichtbar die Menschen umgeben, unsichtbar mit den Menschen in Verkehr treten oder gar sich ab und zu sichtbar manifestieren. Man hat so oft gesagt, daß den Gespensterglauben mit all seinen unheilvollen Folgen die christliche Religion geschaffen habe, da sie die Lehre von der Auferstehung des Fleisches und von dem leiblichen Auferstehen Christi verbreitet habe. Das konnte natürlich nur von denen behauptet werden, die ohne jede Kenntnis auf dem Gebiete der Religionsforschung waren, denn das Christentum hat hierin überhaupt nichts Neues geschaffen; selbst die Geburtsgeschichte Christi ist nicht neu, sie findet sich in allen orientalischen Religionen, und es dürfte vielleicht Manchen interessieren, zu erfahren, daß selbst die zwölf Apostel nicht einmal etwas sind, was nur das Christentum aufzuweisen hätte. Auch die chinesischen und indischen Tempel weisen die Bildnisse der — zwölf Apostel — es ist selbst sogar dieselbe Zahl — auf. Das ist ja gerade die Aufgabe der Religionswissenschaft, die Übereinstimmung zwischen den verschiedenen Religionen zu erforschen und festzustellen. Wer dieses Studium aber ohne jede Voreingenommenheit betreibt, der würde in der Tat überrascht sein über das, was sich ihm dabei offenbart. Wenn es sich die frühere Theologie recht leicht gemacht hat, dadurch, daß sie einfach über alles, was nicht Silbe für Silbe auf die höchst menschliche und höchst anfechtbare Auslegung des Christentums schwören wollte, das „Anathema sit" aussprach und über die Einzelnen der „Ungläubigen" den Stab zerbrach, ist doch wohl unsere Zeit schon erheblich weniger geneigt, in dieses summarisch vorgeschriebene Urteil einzustimmen. Es gibt kaum eine größere Torheit als fremde, meinetwegen auch heidnische Religionen in Bausch und Bogen zu verwerfen. Gerade das, was man da mit dem Bannstrahl der Unduldsamkeit vernichten will, ist meist nur die solide Basis, auf der unser Christentum aufgebaut ist, von dem das Christentum so manchen Grundgedanken aufgegriffen und so

manchen Brauch unverändert übernommen hat, wenn es ihm auch nun eine andere Bedeutung unterlegt und denſelben Ton mit einem anderen Texte verſieht. Es wäre wohl viel ſchwerer geworden, wenn nicht überhaupt unmöglich, das Chriſtentum einzuführen, wenn man nicht die alten geheiligten und den Völkern in Fleiſch und Blut übergegangenen Bräuche beibehalten oder wohl noch weiter ausgeſtaltet und entwickelt hätte. Das Volk liebt ſeine Feiern und Feſte und fragt den Teufel nach ihrer Bedeutung. Wer denkt denn heute beim Weihnachtsfeſte intenſiver an die chriſtliche Bedeutung dieſes Feſtes als an die Beſcherung mit dem im Lichterglanze prangenden Weihnachtsbaum? Wer würde ſich denn dieſes Feſt nehmen laſſen? Doch die kirchliche Bedeutung, die würden viele, viele Leute preisgeben, ohne es zu bemerken, ohne darüber überhaupt erſt nachzudenken. So iſt es aber den Heiden bei der Einführung des Chriſtentums auch gegangen; ſie haben ihre alten, lieben Feſte beibehalten und ſich geſagt: nun, dann kann ja das Chriſtentum auch nicht ſo ſchlimm ſein, wenn es uns dieſelben Feſte gönnt, die unſere Götter uns gegönnt haben.

Sogar den Ahnenkult hat das Chriſtentum nur ſehr ſchwach beſeitigt, oder es hat ihn, wenigſtens in ſeiner milderen Form, beſtehen laſſen, die kaum noch an die höchſte Blüte dieſes Kults erinnert und auch wohl nicht mehr den Namen eines beſonderen Kults verdient, gleichwohl ſich aber als ſolcher darſtellt. Wir verbinden auch unſere feierlichſten Gottesdienſte nicht mehr mit Opfern, die doch in einer früheren Zeit gerade den Kernpunkt des Gottesdienſtes bildeten. Warum ſollten wir da eines Ahnenkults fähig ſein, der in ſeiner Grundidee gewiß pietätvoll und nicht eines denkenden Menſchen unwürdig, in ſeinem Kult aber richtiger Götzendienſt war.

Man ſchuf von den Ahnen Bilder, denen man eine abgöttiſche Verehrung erwies, ja es war bei vielen Völkern geradezu Brauch, dieſe Ahnenbildwerke als Götter zu betrachten, ihnen zu opfern und vor ihnen und zu ihnen zu beten wie zu wirklichen Götterbildern. Ich habe ſelbſt ſolche Ahnenbilder geſehen, die ſchon ihrer Geſtaltung nach Götzenbilder waren, dabei aber mit allen Ehrenzeichen ausgeſtattet waren, die der Ahn im Leben getragen hatte. So war es bei einigen Völkern Sitte, den tapferen Krieger beſonders auszuzeichnen; mit roten Federn durfte nur der ſich ſchmücken,

der im Kriegszuge Feinde erschlagen hatte, so daß die roten Federn gewissermaßen das Blut versinnbildlichen sollten, das der Tapfere den Feinden mit gewaltigen Streichen entlockt hatte. Die roten Federn waren der Beweis bewiesener Tapferkeit, sie waren also viel sicherer ein Maßstab des persönlichen Mutes als es heutigen Tages unsere Orden sind, die man ja bekanntlich zuweilen auch ohne besondere Heldentaten und ohne besondere und wirkliche Verdienste erhält. An dem Ahnenbild durften diese Triumphzeichen natürlich nicht fehlen, wenn der Ahn ein tapferer Mann gewesen; ja, da man glaubte, daß der verstorbene Ahn tätig in das Schicksal seiner Nachkommen eingreife, hatte man wohl auch noch den weiteren Gedanken, daß der Ahn, der schon auf Erden als Sterblicher ein gewaltiger Held gewesen, als seliger Geist erst recht befähigt sei, die Seinen gegen tückische Dämonen und widrige Schicksalsmächte zu schützen.

Auch bei dem Ahnenkult war das sexuelle Moment oft sehr stark betont. Man schuf die Bildwerke mit dem Schmucke des Kriegers; aber man trug auch sonst ihrer Mannhaftigkeit Rechnung und stattete sie mit ganz unverhältnismäßig entwickelten Genitalien aus. Das hatte seinen guten Grund. Zunächst sollte dadurch angedeutet werden, daß der Ahne eine starke Nachkommenschaft erweckt habe, was stets auch als eine Ehre galt, und zweitens war das sexuelle Moment auch bei der Verehrung wie bei jedem religiösen Kult stark in den Vordergrund gestellt. Man legt leider hierauf in der Regel bei den vergleichenden Forschungen nicht das Gewicht, das gerade diese Sache verdient. Viel leichter würde man zahlreiche Extravaganzen gottesdienstlicher Handlungen verstehen, wenn man den engen Zusammenhang zwischen sexuellen und religiösen Empfindungen besser beachten und besser erfassen wollte. Gerade die Darstellung besonders entwickelter Genitalapparate an fast allen Bildern verstorbener Vorfahren, denen man göttliche Verehrungen erweisen wollte, und die man wohl auch für wirksame Gottheiten oder doch mindestens gewaltige Mitglieder der Geisterwelt hielt, muß wahrlich zu denken geben. Daß dabei jeder frivole Gedanke ausgeschlossen war, versteht sich von selbst, denn kein Mensch kann einem Bilde Opfer darbringen und zugleich dieses Bild durch frivole Verhöhnungen beleidigen. Nun kommt aber noch das

weitere Moment hinzu, daß gerade die Betonung einer erhöhten männlichen Potenz völlig überflüssig war. Das Geschlecht des Ahnen etwa zum Ausdruck bringen zu wollen, dazu war diese unser Gefühl verletzende Darstellung absolut nicht notwendig, denn das Geschlecht des Ahnen wäre schon durch den kriegerischen Schmuck, den eine Frau niemals hätte tragen dürfen, genügend dargestellt, damit zugleich die männliche Kraft. Außerdem sind aber auch die Gesichtszüge vieler Bildsäulen, wie Jeder, der sie im Original gesehen hat, zugeben wird, bis auf den heutigen Tag so erhalten und so als ausgesprochen männliche Gesichtszüge kenntlich, daß es geradezu als ein Unsinn erscheinen würde, noch besonders zu erläutern: „Dieser Mann soll ein Mann sein!"

Nun kommt aber noch ein Moment hinzu, aus dem diese nach unserem Empfinden (das allerdings nicht natürlich, sondern etwas, sogar sehr „etwas" verschroben anerzogen ist) obszönen Darstellungen völlig hätten unterbleiben können. Es war nämlich garnicht Brauch, unbekleidet zu gehen, gerade die Völker, die bei allen ihren Bildwerken, besonders denen für den religiösen Kult, dem allein ursprünglich überhaupt alle Bildwerke dienten, die Genitalien sehr stark in den Vordergrund der Bewertung stellten, trugen mindestens einen Schurz, der ihre Nacktheit und was sie mit solchem Eifer darstellten, völlig den Blicken entzog.

Ich habe nun bloß noch zu prüfen, ob der Ahnenkult und alle die Ideen über das Weiterleben der Seele wirkliche Religionsempfindungen waren, und wie weit sich die Spuren dieses Ahnenkults bis in unsere Zeit hinein verfolgen lassen. Daß es sich bei dem Ahnenkult um eine wirkliche religiöse Empfindung handelt, das kann nicht bestritten werden, wenn wir uns nur nicht an die sprachliche Bedeutung des Wortes Religion krampfhaft klammern wollen. Es kommt nicht darauf an, was dies Wort in der lateinischen Sprache ursprünglich bedeutet, sondern nur darauf, welchen Sinn wir ihm unterzulegen gewohnt sind, weil wir leider für das, was wir durch die Bezeichnung Religion ausdrücken, kein wirklich zutreffendes Wort besitzen, gleichsam, als wäre der Sinn zu groß, als daß wir ein passendes Wort zu seiner Bezeichnung zu prägen vermöchten. Das religiöse Empfinden ist weder an eine Form, noch an einen Gegenstand, dem es gilt, gebunden, d. h. es kann ohne

jede Form zum Ausdruck gelangen und kann ſich auf jeden beliebigen Gegenſtand oder auch nur auf etwas bloß Gedachtes beziehen, ja es bezieht ſich eigentlich ſtets nur auf etwas Gedachtes, denn der Gegenſtand, dem es ſich unmittelbar zuwendet, iſt doch nur ein mittelbarer Gegenſtand; er ſoll das bloß Gedachte verkörpern, es der Vorſtellungskraft zugänglich machen, denn das Menſchenherz begehrt immer das zu ſehen, was es ſchätzt und verehrt oder an dem es mit der ganzen Liebe und Verehrung hängen ſoll. Gerade deshalb ſchuf man alle die Bilderwerke der Ahnen, und vor dieſen Bildwerken demütigte man ſich und opferte ihnen, weil es für unmöglich gehalten wurde, ein Opfer zu bringen, ohne daß die Augen ſahen, wem es gebracht wurde. Die bloße Phantaſie oder der einfache Gedanke, man wolle der Erinnerung an einen verſtorbenen Angehörigen opfern, hätte nicht die Kraft gehabt, wirklich die Andacht zu wecken, und das war doch gerade die Hauptſache. Man wollte Auge gegen Auge dem Bilde gegenüberſtehen und glaubte wirklich, daß das Bild die Seele des Angebeteten berge. So brauchte man das Bild nicht allein, um die Phantaſie zur Andacht anzuregen, ſondern man ſtellte damit den Gegenſtand der Verehrung geradezu leibhaftig und lebend vor ſich, ſo daß man nur furchtſam ſich der Stätte zu nahen wagte, auf der das Bildwerk thronte. Das aber iſt religiöſes Empfinden in ſeiner urſprünglichen Reinheit.

Das Weib in der Religion.

Naturreligionen ſind ſtets geiſtige Reflexe des Erdenlebens der Völker, die dieſen Religionen huldigen; ſie ſind, den urwüchſigen Daſeinserſcheinungen nachgebildet, trotz der den Nichteingeweihten meiſt befremdenden Abſurdität oder, wenn man will, Naivität doch auf einen geſunden Grundgedanken geſtimmt und ſpiegeln das Denken und Empfinden, Sitten und Bräuche der alten Völker viel getreuer und zuverläſſiger wieder, als die meiſten anderen Denkmäler der Vergangenheit, auf die wir für unſere kulturhiſtoriſchen Studien angewieſen ſind. Die Stellung des Weibes läßt ſich faſt ſtets aus den religiöſen Lehren erkennen, und ein breiter Raum iſt dem Weibe in allen Naturreligionen zugeſtanden. Das iſt wieder durchaus ſelbſtverſtänd-

lich und einleuchtend, denn im Leben ſpielt das Weib dieſelbe Rolle, mag es eine geachtete, mag es eine niedrige Rangſtufe einnehmen; ſtets iſt ſeine Bedeutung für den Fortbeſtand und die Entwicklung eines Volkes dieſelbe. Wenn nun das Weib im Leben der Menſchheit ſo wichtige Funktionen zu verrichten hat, ſo kann es auch in der Religion, der das Menſchenleben zur Baſis dient, niemals umgangen werden.

In der Natur zeigt ſich das Werden und Vergehen wie im Leben der Menſchen, und die Naturreligion ſtellt ſich das Werden, das Schaffen immer als ein Zuſammenwirken des zeugenden und des gebärenden Prinzips vor. Deshalb ſind neben den Göttern Göttinnen gedacht, und da haben wir das Weib in den Religionen der Völker. Es iſt nicht, wie der uneingeweihte Laie anzunehmen pflegt, reine Willkür, daß die alten Religionen, und auch die noch beſtehenden heidniſchen, den Göttern die mehr oder weniger liebreizenden Göttinnen zugeſellten, ſondern dieſe Göttinnen hat eine feine und geiſtreiche Beobachtung der Natur geſchaffen; ſie ſind verkörpert gedachte Lebensprinzipien. Wenn in den Religionsmythen das Weib vergeſſen worden wäre, ſo würde der ganze Aufbau fehlerhaft und unmöglich geweſen ſein, weil das gebärende Prinzip nur immer im Weibe verkörpert gedacht und dargeſtellt werden konnte, und gerade das Entſtehen des Lebens, ſei es in Menſch, Tier, Pflanze oder dem murmelnden Quell, dem wilddahinfließenden Bergbach, dem rauſchenden Fluſſe oder dem wildwogenden Meere, doch das Wichtigſte der ganzen göttlichen Schöpfungskraft ſein mußte. Das Waſſer erſchien den Alten ebenſo als lebendige Energie wie das die Erde bevölkernde Geſchöpf, und es iſt aus den Religionen erſichtlich, welchen Wert das Waſſer für das Leben der einzelnen Völker hatte. Wir finden ſchon in der altägyptiſchen Religion den horrenden Einfluß des Nils auf den Reichtum des Landes bewertet. Der Nil vereinigte beide Prinzipe, das befruchtende und das fruchtbringende, in ſich; das tritt auch klar in der Religion zutage.

Nun iſt der Gedanke, das gebärende Prinzip durch das Weib darzuſtellen, ſo außerordentlich naheliegend, daß es wohl befremden müßte, wenn man trotzdem ſagt, die Göttinnen habe eine feine und geiſtreiche Beobachtung der Natur geſchaffen. In Wirklichkeit iſt das Feine und Geiſtreiche des Gedankens auch nicht in der An-

nahme, daß es Göttinnen gebe, sondern in der ganzen Charakterisierung dieser Göttinnen zu suchen. Die Ausgestaltung des Weibes in der Religion ist das Bewundernswerte. Dabei hat in erster Linie die Natur in ihrer großen Allgemeinheit, ferner aber auch das irdische Weib mit allen seinen Eigenschaften, mit allen seinen Vorzügen und Schwächen Modell gestanden. Die Natur mit ihrem großen Sterben und mit der neuen Geburt, mit ihrem Werden und Vergehen, das uns Menschen durch seine unvergängliche Poesie, die auch ewig besteht und doch immer wieder bis in alle Ewigkeiten neu und fesselnd bleibt, bestärkt. Und das Weib mit seiner hingebungsvollen Liebe, mit seinen tausend Listen und Ränken finden wir in den Göttinnen meisterhaft geschildert. Man kann das bekannte Wort variieren: „Gebt uns eine Religion, und wir werden euch sagen, wie die Weiber ihrer Bekenner waren."

Kein Windhauch, der das Blatt am Baume bewegt, kein sprudelnder Quell wurde als einfache Naturerscheinung gedacht, sondern alles erschien als belebt und selbst lebende Wesenheit, die Poesie war Religion oder, wenn man es lieber will, die Religion war Poesie, empfundene und gefühlte Poesie, und weil sie gefühlt war, deshalb mußte natürlich auch die Religion echtes Empfinden, keine tote Form, kein leeres Dogma sein; sie konnte erst leer und tot werden, als sie zum Dogma, als das reine Naturempfinden Lehrsatz wurde. Das ist aber zugleich die Erklärung dafür, daß die innige Religionsempfindung schließlich so völlig verdunstete und so gar keine innere Befriedigung mehr bieten konnte. Man hat auch im alten Griechenland gelernt, über die Götter und Göttinnen zu lächeln; man betrog sie bei den Opfern und baute dem großen unbekannten Gotte einen Altar. Das Weib verblaßte in der Religion, und die Natur lernte man als etwas anderes kennen; man wußte, daß die Erscheinungen, die man beobachtete und erklärte, nicht aus Wesenheiten bestanden und nicht die Taten und Daseinszeugen göttlicher Wesenheiten waren.

Theorie und Praxis sind auch im religiösen Leben der Völker recht verschiedene Dinge. Alle Aufklärung, die mit gewichtigen Gründen verbreitet wird, alle Beweise, die noch so unwiderleglich scheinen, vermögen doch nicht, alles, was im Herzen als ein instinktives Fühlen sich geltend macht, zu ersticken. Man hat über die Gottheiten mit überlegenem Lächeln wie über ein Ammenmärchen gespöttelt, und

doch ſich vom alten Glauben nicht frei machen können. Immer blieb das große Geheimnis einer anderen, unbekannten Welt, die man nicht ſieht, und die doch ſoviel Rätſel aufgibt, das Ziel des Denkens und Grübelns. Man bewies, daß es keine Gottheiten gebe, und glaubte doch, zweifelnd und ſchwankend, daß es geheimnisvolle Weſenheiten mit ſchöpferiſcher Kraft geben müſſe, Weſenheiten, die wenn auch mit unſichtbarer aber doch ſo fühlbarer Hand in die Geſchicke der Menſchen eingriffen. Das Weib, das Götterweib, ſtellte man ſich wohl nicht mehr als eine Buhldirne der Götter vor, die gelegentlich auch mit ſchönen irdiſchen Männern buhleriſchen Umgang zu pflegen ſuchte; aber man war doch nicht innerlich überzeugt, daß es keine weiblichen Weſenheiten geben könne, die, ränkeſüchtiger noch als die irdiſchen Weiber, Unheil, Leid und, wenns einmal gut käme, auch Glück und Freude auf unſeren Erdenpfad ſtreuen könnten. Man verleugnete ſie und — fürchtete ſie. Das war ein Schwanken und Zweifeln; eine Furcht, kein Glaube und eine Religion, falls man es überhaupt ſo nennen darf, die ſicherlich keine innere Befriedigung geben konnte.

Hat man nun das Heidentum, ich will hier nur zunächſt von dem der Kulturvölker ſprechen, in dieſen inneren Zwieſpalt ſinken ſehen, ſo dürfte man leicht zu der Annahme verſucht ſein, daß es mit den Religionen, die nicht an Götter und Göttinnen, ſondern an einen einzigen Gott glauben, ganz anders beſtellt ſein müſſe, daß vor allen Dingen ſchon der Glaube an den alleinigen Gott jedes Hindenken nach dem Weibe in der Religion völlig ausgeſchloſſen habe. Das trifft aber keineswegs zu. Das Weib kann zwar nicht wie beim Heidentum als Göttin verehrt werden, denn der einzige Gott duldet keine andere Gottheit neben ſich; aber es kann gleichwohl göttliche Verehrung finden. Dazu gibt es zwei Wege: erſtens kann man weibliche Heilige verehren, die durch ein hervorragend frommes Leben ſich die Anwartſchaft auf dieſe Verehrung erworben haben, oder man kann dem irdiſchen Weibe göttliche Fähigkeiten beimeſſen, und dem Abglanz des Himmels, der in dieſer Begabung liegt, durch eine Heiligſprechung gerecht werden. Das ſind die beiden Wege, auf denen die monotheiſtiſchen Religionen ſich die Göttinnen oder, wenn man das blasphemiſch findet, die Halbgöttinnen oder gottbegnadeten Huldinnen ſchaffen. Auf die jungfräuliche Gottesmutter, der wir in ver-

ſchiedenen Religionen begegnen, brauche ich an dieſer Stelle nicht einzugehen; ſie kann, wenn man ganz allgemein rubrizieren will, zu den Frauen gezählt werden, die mit göttlichen Fähigkeiten ausgeſtattet ſind.

Nicht allein im Heiligenkult haben die monotheiſtiſchen Religonen das Weib bedacht; ſie haben ihm auch ſonſt noch eine Rolle zugewieſen, die deutlich zeigt, daß, ganz ähnlich wie dies bei den vorgenannten Naturreligionen der Fall war oder auch noch iſt, nach irdiſchem Modell die gläubige Seele ſich die Geſtalten ihrer Verehrung und ihres Schreckens und Abſcheus formt. Böſe Dämonen, Hexen, ſchwarze Frauen und ähnliche Dinge ſchuf die lebendige Phantaſie, und alle dieſe Schemen ſind lediglich die Erſatzmittel der heidniſchen Göttinnen, ſie ſind wie dieſe, gedachte Verkörperungen des weiblichen Prinzips. Sie ſind das Weib in der Religion und beweiſen, daß es eben ohne Weib in der Religion nicht geht.

Wenn man ſagt, daß das irdiſche Weib zu allen den religiöſen Phantaſiegebilden Modell geſtanden habe, ſo iſt damit natürlich nicht gemeint, daß bloß das rein körperliche Modell dabei in Frage kommen kann, ſondern vielmehr noch das geiſtige. Alle die Eigenſchaften, die man den bösartigen und ränkeſüchtigen weiblichen Dämonen nachſagt, findet man beim irdiſchen Weibe vor. Bewußt und unbewußt hat der Aberglaube gearbeitet, und vieles, was in der Chriſtenheit als Spukgeſtalt angenommen, gefürchtet und gehaßt wurde, das iſt glatt aus dem Heidentum übernommen, allerdings in der Regel, ohne daß den abergläubiſchen Naturen dieſer Urſprung bekannt geweſen wäre. Die Teufelsbünde und die Hexenfahrten nach dem Brocken ſind den altgriechiſchen Dionyſien nachgebildet, bei denen das Weib ebenſo eine wichtige Rolle ſpielte wie die Hexen auf dem Blocksberg. Die Dionyſien waren allerdings realer, aber in der Wirklichkeit aus altheidniſcher Zeit und in der Phantaſiewelt des Chriſtentums ſpielten die Orgien ſo ziemlich dieſelbe Rolle; beides war grob erotiſch.

Am wenigſten fiel im alten Judentum dem Weibe eine Rolle in der Religion zu, wohl aber im Leben des Volkes. Aber auch dort braucht man nicht vergeblich zu ſuchen. Die alten religiöſen Überlieferungen ſind voll von Erzählungen großer und ſogar heldenhafter Frauen, deren Andenken gefeiert wurde, denen aber der Kult nicht die Stelle einräumte, die andere Religionen, ich möchte ſagen, faſt aus-

Tafel X.

Osiris und Isis.

Hathor nährt den Osirisknaben.

Aegyptische Totenkonkubine
(Völkermuseum Berlin.)

Tafel XI.

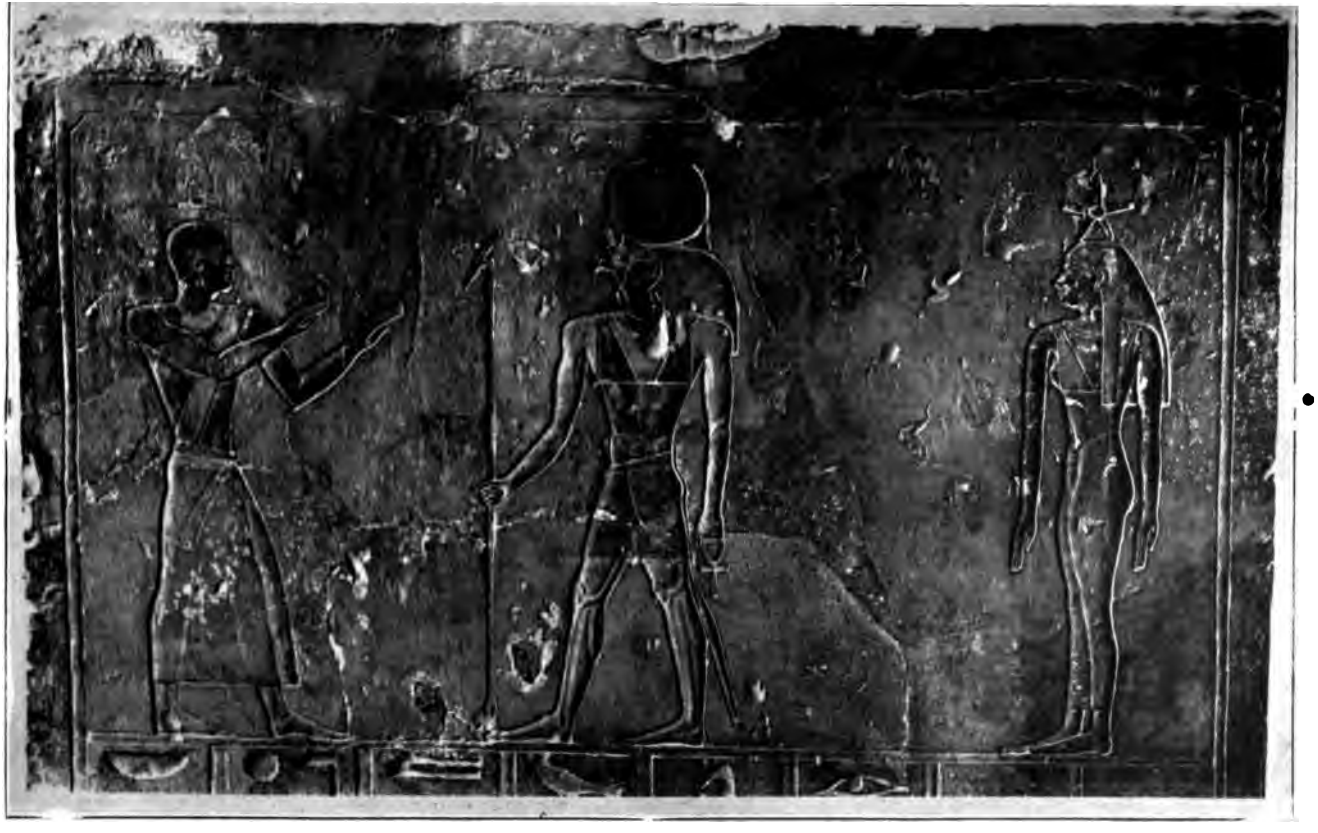
Die Göttin Isis-Hathor
mit Sonne und Mond als Kopfschmuck schützt den Osiris.
(Aegyptisches Museum, Berlin.)

Vorstellung des Weltalls im alten Aegypten.
Der Himmel als Weib.

Tafel XII.

Priester des Osiris.
Bronzefigur um 700 v. Chr. (Aegyptisches Museum, Berlin.)

Tafel XIII.



Der Tote betet vor einem Sonnengott und einer Sterngöttin.
Relief aus einem ägyptischen Felsengrabe. Um 600 v. Chr. (Aegyptisches Museum, Berlin.)

nahmslos dem Weibe überlaſſen. Die Judith, die Eſther, Bethſaba, Abrahams Weib, Lots Weib und auch Potiphars Gattin, das alles ſind Figuren, die das Weib in der ganzen Verſchiedenheit ſeines Charakters und ſeiner ſeeliſchen Eigentümlichkeiten ſchildern. Es iſt eben in der jüdiſchen Religion, die doch eigentlich den reinſten und lauterſten Gottesglauben aller Kulte des Altertums darſtellt, ſtrenggenommen, auch nicht ohne das Weib gegangen, weil es geradezu inſtinktives Empfinden iſt, den Gedanken an das Weib mit dem religiöſen Gedanken zu verquicken.

Mohamed, der große Prophet, der ja allerdings wie alle Orientalen für das Ewigweibliche niemals unempfindlich war, hat doch eine religiöſe Lehre verbreitet, die einen außerordentlich reinen Gottesglauben überall erkennen läßt. Es findet ſich da keine Abirrung, ich möchte ſagen, kein Nebengott und nichts Göttliches außer Allah. Aber die profane Liebhaberei für das Weib hat auch der große Prophet nicht verleugnen können; auch in ſeiner religiöſen Lehre nicht. Er hat das Weib nicht zum Gegenſtand einer religiöſen Verehrung gemacht, denn dazu bot die Stellung des Weibes im bürgerlichen und häuslichen Leben ſicherlich keine Veranlaſſung; aber er hat das Weib doch als Lohn den Gläubigen im beſſeren Jenſeits verheißen. Das Weib ſollte auch im Jenſeits nach dem leiblichen Tode das ſelige Leben des Mannes verſchönern, ſollte ihm dienſtbar ſein und ihm die gewohnten ſinnlichen Freuden bieten, die auch im Erdenleben dem Manne in ſo reichem Maße durch die Religion erlaubt waren. Der Begriff der Sünde iſt bei den einzelnen Religionen ſo grundverſchieden und ſich widerſprechend, wie es die Lehre ſelbſt iſt.

Wenn man ſagen darf, daß die Naturreligionen aus Analogien in der Natur auf weibliche Gottheiten geſchloſſen haben, ſo ſind die geoffenbarten Religionen, d. h. ſolche, die auf Offenbarungen zurückgeführt werden, erſt in ihrer weiteren Entwicklung dahingelangt, dem Weibe eine größere Rolle zuzuweiſen, die, wenn man ſo ſagen will, auch eine negative, wenigſtens zeitweilig, war. Das Weib galt auch als „Gefäß der Sünde", und jede Berührung mit einem Weibe war dann Berührung mit der Sünde. Daher die Askeſe, die geradezu fanatiſche Verachtung des Weibes und die Verwerfung der Ehe, die auch ſchon als Sünde gelten ſollte, obwohl man doch lehrte und glaubte, daß die Ehe von Gott ſelbſt eingeſetzt und deshalb ein Sakra-

ment sei. Das war sicherlich keine geoffenbarte Ansicht über das Weib, sondern eine durch eine irregeleitete Phantasie entstandene Doktrin, die sicherlich noch viel verkehrter und unberechtigter war, als die Erhebung des Weibes zur Gottheit, oder, da es sich in beiden Fällen nicht um die Bewertung konkreter Persönlichkeiten handelte, des weiblichen Prinzips zur Gottheit.

Bringt man die Stellung des Weibes in den okzidentalen Religionen unter die kritische Lupe, dann wird man auch die Tatsache nicht übersehen können, daß selbst im Christentum die Verehrung der weiblichen Heiligen, nicht als offenbarte Religionslehre gelten kann. Schon die Verehrung der jungfräulichen Mutter des Heilands ist keine Offenbarung sondern eine Erweiterung des religiösen Kults. Im Johannesevangelium (2. 4.) sagt Christus zu seiner Mutter: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?" Und Johannes 19. 26. sagt er zu seiner Mutter unter Hindeutung auf den Jünger, den er lieb hatte: „Weib, sieh das ist dein Sohn". Von den ersten Christengemeinden, glaubten die Ebioniten (vom hebräischen Worte ebjonim — die Armen), die sogenannten Judenchristen, nicht einmal an die Göttlichkeit Christi, noch viel weniger gab es bei ihnen einen Marienkult. Auch die Doketisten, die die Menscheigenschaft Christi leugneten, standen diesem Kult fern. Man hat hin- und hergestritten und sich doch nicht einigen können. Mit dem Auftreten des Presbyters von Alexandrien, Arius, wurde der Spalt in der Christenheit noch weiter. Arius bestritt in Übereinstimmung mit der „monarchischen" Richtung, die nur den einzigen, ewigen und wahren Gott gelten ließ, die wahre Gottheit Christi. Ich brauche mich auf die Lehre und den Glauben der Arianer hier nicht weiter einzulassen. Arius wurde heftig bekämpft, und das erste ökumenische Konzil in Nicäa entsetzte ihn seines Amtes (325.) und faßte den Beschluß, daß die volle Wesensgleichheit des Vaters und des Sohnes hinfort als kirchliche Rechtgläubigkeit zu gelten habe. Damit war zum Dogma erhoben, was bisher nur teilweise angenommen und von vielen Seiten negiert wurde. Konstantin der Große, der besonders auf Antreiben des fanatischen Presbyters Athanasius das Konzil nach Nicäa berufen hatte, bemerkte sehr bald, daß das Morgenland sich energisch gegen das neue Dogma auflehnte, und das bewog ihn, schon aus Gründen der Klugheit, die Arianer wieder mehr und mehr zu begünstigen, und schließlich (328)

den Arius aus der Verbannung zurückzurufen. Arius sollte sogar wieder in die Kirchengemeinde aufgenommen werden; aber ehe dies geschah, rief ihn ein Mächtigerer für immer ab; er starb. Das Blatt hatte sich aber doch schon so weit gewendet, daß 336 Athanasius von der Synode zu Tyrus verbannt wurde. Bei der Kirchensynode 341 wurden nicht weniger als vier Glaubenssätze über die Person Christi aufgestellt, und drei Jahre später strich die Synode in Antiochien die Wesensgleichheit des Vaters und Sohnes ganz und verkündete nur die Wesensähnlichkeit zwischen Gott und Christo als Dogma.

Wenn ich mich hier etwas weiter über diese Geschichte des ersten Christentums verbreitet habe, so scheint dies außerhalb meines eigentlichen Themas zu liegen. In Wirklichkeit ist es aber dem Verständnis der Erscheinungen, die ganz streng einen Teil meiner Gesamtmaterie bilden, unerläßlich, auch einen Blick auf die Entwicklung des christlichen Glaubenslebens zu tun, denn ohne solchen wird es ganz unerfindlich sein, wie jemals weibliche Heilige verehrt werden konnten, daß die Verehrung der jungfräulichen Mutter Christi Kult werden konnte. Weder in der Lehre Christi selbst, noch in dem, was seine Jünger lehrten, findet sich für diesen Kult ein Anhalt, und es zeigt sich die in religiösen Dingen ständige Erscheinung, daß, sobald die Religion aus dem subjektiven Bewußtsein des Individuums heraustritt, sie sich zu betätigen oder anderen mitzuteilen sucht, ihre Lehren mehr ausbaut, Dinge aufnimmt, die der ursprünglichen Lehre fremd waren, und zu äußeren Formen und Ausdrucksmitteln greift. So entstehen dann bestimmte, wenn man so sagen will, engumgrenzte Lehren und Gemeinden, die innerlich durch die Gemeinsamkeit des Glaubensbegriffs und äußerlich durch bestimmte gottesdienstliche Handlungen und Ansichten verbunden sind und sich von anderen Religionsgemeinden wesentlich unterscheiden.

So grundverschieden nun die Glaubenslehren der einzelnen Religionen oder besser gesagt, Religionsgemeinden sein können, so abweichend die gottesdienstlichen Bräuche und Formen auch in die Erscheinung treten, so wird sich doch immer ein Zurückgreifen auf die markantesten Dinge des menschlichen Lebens bemerkbar machen und gerade in demselben Maße auch, in dem der Fortschritt der Lehre sich geltend macht. Die markantesten Dinge des menschlichen Lebens sind aber das Geborenwerden und das Sterben, Werden und Vergehen be-

grenzen das Leben wie die Existenz jedes sinnlich Wahrnehmbaren, das sich ja nur dadurch von der unbegrenzten Ewigkeit und Unendlichkeit unterscheidet. Der Anfang des Menschendaseins läßt sich aber vom Weibe nicht trennen, und so muß dieses, ebenso wie dies in den Naturreligionen der Fall ist, auch in die Vorstellungen der offenbarten Religionsbekenntnisse eindringen und festen Fuß fassen.

Es darf ein wichtiges Zeugnis für diese Entwicklung nicht übersehen werden: das Zeugnis der bildnerischen Kunst. Man ist voll berechtigt, von einer altchristlichen Kunst zu sprechen, und wird sie in ihrem Werte für die Entwicklung der religiösen Anschauungen sicherlich nicht unterschätzen dürfen, wenn man schon berücksichtigen muß, daß sie aus der Antike hervorgegangen ist und von ihr stark abhängig blieb. Es darf deshalb nicht befremden, daß wir selbst in den Calixtuskatakomben in Rom das Bild des Oceanos, sowie symbolische Darstellungen des Heidentums finden, die ursprünglich erotischen Sinn hatten, in ihrer Bedeutung allerdings im christlichen Sinne umgedeutet wurden. Immerhin befaßte sich die altchristliche Kunst zuerst am meisten mit der Darstellung Christi in seiner Eigenschaft als guter Hirt oder der Apostel, dann aber auch mit Szenen aus der biblischen Geschichte, wobei sowohl die des Alten wie die des Neuen Testaments bedacht wurden. Wenn in diesen Darstellungen auch weibliche Figuren vorkommen, so sind diese doch mindestens nicht vom malerischen Standpunkte aus „das Weib", sondern lediglich Figuren wie die der Männer, die in dem entsprechenden Texte vorkommen und eben deshalb nicht umgangen werden konnten, ohne daß sie eine besondere — ich möchte sagen — symbolische Bedeutung haben konnten oder auch nur wollten.

Ganz anders war dies in der späteren Kunst. Da traten die Frauenbildnisse als selbständige Kunstschöpfungen heraus; und sie sind nicht mehr einfache Porträts bestimmter Persönlichkeiten, sondern sie sind schon das, was ich „das Weib in der Religion" nenne, nämlich eine ganz bestimmte Betonung des weiblichen Prinzips. Und diese Bilder fanden eine brünstige Verehrung, die wiederholt dazu führte, daß gegen die Heiligenbilder Sturm gelaufen wurde, und daß die „Götzen" aus den Kirchen verbannt wurden. Der Bildersturm aus der Reformationszeit ist die bekannteste derartige Episode. Das erotische Moment, das in der Bilderverehrung enthalten ist,

wurde allerdings als ſolches nicht ſo ſtark betont; es mag wohl auch von den Bilderſtürmern nicht einmal ſo klar erkannt worden ſein; ja man darf noch weitergehen und behaupten, daß es nicht einmal den Bilderverehrern immer zum Bewußtſein gekommen ſein wird. In damaliger Zeit kannte man noch keine ſexuelle Aufklärung, und um pſychologiſche Probleme kümmerte man ſich herzlich wenig; aber wenn man die ſchwülſtigen Dichtungen jener Zeit lieſt, wenn man beobachtet, wie brünſtige und begehrliche Dithyramben an die Heiligen gerichtet wurden, wie real man ſich ihnen verlobte, und welche in Sinnlichkeit erglühende Gedanken und Wünſche der Anblick der Bilder wachrief und erhielt, dann kann man über die Natur dieſer Verehrung und über den ſexuellen Charakter dieſer religiöſen Verehrung garnicht im Zweifel ſein. Es war eine Wechſelbeziehung zwiſchen dem Schaffen der Bilder und ihrer Wirkung, wenn man ſo ſagen will, d. h. den brünſtigen Gedanken, der die Bildniſſe geſchaffen, erweckte auch ihr Anblick.

Mit der chriſtlichen Religion, ſo könnte man vielleicht einwenden, hat dieſe Abirrung nichts zu ſchaffen, und es iſt deshalb ganz unberechtigt, hier davon zu ſprechen, daß das Weib in der Religion mit dem Glauben identifiziert werden dürfte. Iſt das wirklich zutreffend? Ich möchte mir die ernſteſten Zweifel geſtatten, denn es kann ſich doch immer nur darum handeln, was im Rahmen des religiöſen Empfindens und Denkens die Seele des Gläubigen bewegte, und daß der Kult des Weibes, wie er in der brünſtigen Verehrung in die Erſcheinung tritt, aus religiöſer Hingebung entſprungen iſt, das kann doch ernſtlich nicht in Abrede geſtellt werden. Machen wir die Probe aufs Exempel. Der Hexenwahn iſt doch unbedingt ein religiöſer Wahn. Er iſt ſicherlich nicht Religion an ſich und doch religiöſes Empfinden, denn das iſt auch der Aberglaube, weil er in dem Gefühl des machtloſen Unterworfenſeins unter höhere Gewalten, geheimnisvolle Mächte wurzelt, in dem Bewußtſein des Waltens übernatürlicher Weſenheiten oder dämoniſcher Geiſter. Wer nun aber den Hexenglauben etwas näher kennt, der weiß, daß auch hier das grobſinnlich, erotiſche Moment ſtark vorherrſchte.

Die Religionen unkultivierter, ſogenannter wilder Völker zeigen ohne Ausnahme ein oft ſtark prävalierendes Betonen des ſexuellen Verhältniſſes; ich möchte ſagen, es gibt da keine Religion, in der

das sexuelle Moment nicht mindestens einen Teil des Kults bildete. Kein Wunder, denn diese Religionen sind ebenso Naturreligionen wie die des Altertums, und wir haben schon gesehen, daß die Betrachtung der Natur und des menschlichen Lebens gradezu dazu führen mußte, die wichtigste Seite des Erdendaseins, nämlich die Erhaltung der Art, auch in der Religion zu bedenken. Jede Religion zeigt das Bestreben, persönliche Beziehungen zu den Gottheiten zu gewinnen und deren Beistand in allen Dingen des Lebens herabzuflehen und den Zorn der Gottheiten, der stets das Menschengeschlecht oder doch wenigstens den Einzelnen vernichten kann, von sich oder der Allgemeinheit abzuwenden. Sollte es da wirklich möglich sein, gerade bei einer so den ganzen Menschen bewegenden Sache, wie es die Erhaltung der Art ist, des göttlichen Einflusses zu vergessen? Das wäre wohl das Absurdeste, was sich ausdenken ließe. Meist sind es besondere Gottheiten, deren Ressort diese Materie ist, und die Formen, die der Kult dieser Gottheiten oft annimmt und auch im Altertum in der Regel annahm, sind so orgienhaft, daß es uns schwer fällt, hierin überhaupt noch einen religiösen Kult zu sehen. Und doch war und ist es noch religiöser Kult, der nicht einmal so unerklärlich erscheint, wenn man sich nur die Mühe nimmt, dieser Erscheinung einmal mit der ätiologischen Lupe auf den Leib zu rücken. Dazu werden uns die einzelnen speziellen Kapitel noch hinreichende Gelegenheit bieten.

Auch hier sind die bildlichen Darstellungen von großer Wichtigkeit. Bei den wilden Völkern kann man in der Regel von einer Kunst in unserem Sinne nur in sehr bescheidenem Maße sprechen; aber mit welcher Sorgfalt finden wir trotz alledem die sexuellen Dinge behandelt. Nicht etwa als Darstellungen, die bestimmt sein sollen, frivole Gelüste zu erwecken, sondern direkt als Kultgegenstände, die keinen Anstoß erregen, sondern mit andächtiger, ehrfurchtsvoller Scheu betrachtet werden. Von Europas übertünchter Höflichkeit ist da allerdings nichts zu merken, und man würde wohl den Wilden, die nach Seume doch bessere Menschen sind, begreiflich machen können, daß die Erde Wasser, das Wasser Erde, und daß sie selbst Fische seien, das würden sie vielleicht glauben; daß es aber schamlos und verbrecherisch sei, die natürlichsten Dinge des natürlichen Lebens darzustellen, würde ihnen kein Mensch in den Kopf bringen.

In Ländern von hoher Kultur begnügen sich die Einwohner sehr

oft nicht mit einer Religion, ſondern ſie bekennen ſich, wie dies in Japan ſehr häufig zu finden iſt, zu zwei oder gar drei Religionen. Dabei iſt natürlich der religiöſe Glaube nicht Überzeugung ſondern Formſache, und es wird aus jeder Religion grade das entommen, was beſonders bequem und angenehm iſt. Jedenfalls iſt das ein leuchtendes Beiſpiel abſoluteſter Toleranz und ein Beweis dafür, daß religiöſer Fanatismus, der doch ſonſt ſoviel Unheil und Blutvergießen verurſacht hat, dieſen frommen Leuten ein ganz unbekannter Begriff iſt.

Teil I.

Das Weib in den Religionen des Altertums.

Das sexuelle Moment in der altägyptischen Religion.

Das uralte Volk der Ägypter, dessen Kultur Jahrtausende vor unserer Zeitberechnung zurückreicht, und das wohl das einzige Volk des Altertums ist, dessen Geschichte wir lückenlos zurückverfolgen können bis in jene nebelgrauen Fernen, in die der Blick, soweit es sich um andere Völker handelt, nicht zu dringen vermag, hat von jeher das Interesse der Menschheit in hohem Grade erregt. Den Griechen galt dies alte Volk als außerordentlich eingeweiht in die heiligen Geheimnisse und die Rätsel der zukünftigen Welt, und griechische Schriftsteller sind es denn auch, auf die die Altertumsforschung lange Zeit hindurch hervorragend angewiesen war. Diodorus der zur Zeit des römischen Kaisers Julius Caesar lebte, und große Reisen unternahm, um für sein Werk, das ihn volle 30 Jahre beschäftigte, aus den besten und zuverlässigsten Quellen schöpfen zu können, hat uns in seiner „historischen Bibliothek" gar wertvolle Aufschlüsse hinterlassen. Der größte Teil dieses 40 Bände umfassenden Werkes ist aber zerstört und verloren gegangen, und vieles von dem, was Diodorus berichtet und mitgeteilt hat, kennen wir nur aus Zitaten, die andere Historiker anführen, resp. aus Exzerptensammlungen wie der des bekannten Konstantin Porphyrogennetos. Noch eine andere, etwas ältere Quelle ist das Geschichtswerk des Herodot, der 484 v. Ch. geboren wurde und wohl als der älteste und glänzendste der griechischen Historiker bezeichnet werden darf. Er hat Ägypten im zweiten Buche seines Geschichtswerks behandelt und offenbar für dieses Land, das ja allerdings für die Griechen eben erst erschlossen

worden und deshalb für sie ein sich noch kaum enthüllendes Rätsel war, ein ganz besonderes Interesse gehabt. So hat er dort mit regem Eifer geforscht und beobachtet, und sein Werk war bis in die neueste Zeit hinein die wichtigste und reichste Quelle, die für die Kenntnis des seltsamen Landes sprudelte. Allein auch Herodot hat die Geheimnisse der ägyptischen Religion nicht zu lüften vermocht. Er hat manches richtig gesehen, das Gesehene aber doch falsch gedeutet, und es darf nicht vergessen werden, daß gar vieles, was das altägyptische Volk glaubte, zur Zeit Herodots wesentlich abgeändert war. Noch eins kommt hinzu, das zur vorsichtigen Kritik dieser Quelle mahnt, nämlich die Tatsache, daß ein Fremder überhaupt über Inhalt und Wesen der altägyptischen Religion nicht einen vollen und ganz unanfechtbaren Einblick gewinnen konnte.

Von einer allgemeinen Religion im Ägypterlande reden zu wollen, ist nicht ganz unbedenklich, denn man muß immer davon ausgehen, daß der Kastengeist, der im Pharaonenlande herrschte, auch vor der Religion nicht Halt machte. Vor den ägyptischen Gottheiten war keineswegs alles gleich oder, wie man vielleicht noch richtiger sagen müßte, nicht alle Ägypter dachten gleich über ihre Götter, denn vor den Augen der Priester malte sich die Welt anders als im Hirn des nicht eingeweihten Volkes. Der Priester dachte in Religionsdingen seine eigenen Gedanken und sorgte dafür, daß das gemeine Volk nicht mehr erfuhr, als er für gut und zweckmäßig hielt. Man würde da vielleicht mit viel mehr Recht als heute von einem Volksverdummungsinstitut reden können; denn wenn heute dieser Vorwurf erhoben wird, dann übersieht man geflissentlich oder vielleicht auch aus Unwissenheit die hohe Kulturarbeit, die gerade die christliche Kirche im Laufe der Jahrhunderte geleistet hat, und die sie noch ständig leistet, freilich ohne auf hypermoderne Neigungen und Übertreibungen eingehen zu können. Es mag dahingestellt bleiben, wie weit auf dieses Nichteingehen ein Vorwurf gegründet werden darf, wie weit etwa der Kirche dafür eine Anerkennung gezollt werden muß. Ich meine, Kirche und Religion sind an sich zwei ganz verschiedene Begriffe, und dann darf auch das, was als strenge Richtung oder freie Auffassung von einem Teile der klerikalen Vertreterschaft gelehrt oder verworfen wird, nicht auf die Totalität angewendet werden. Wir haben in kirchlichen Dingen so manche höchst unerfreu-

liche Erſcheinung beobachten müſſen, wir haben insbeſondere auch den Gewiſſenszwang, den man ſelbſt evangeliſch-proteſtantiſchen Geiſtlichen auferlegt hat, als einen direkten Verſtoß gegen den evangeliſchen Geiſt empfunden und bedauert. Es kann aber doch nicht der leiſeſte Zweifel beſtehen, daß von kirchenfeindlicher Seite genau dieſelben oder noch größere Willkürlichkeiten begangen werden, daß man ſich gerade dort erſt recht jeder Objektivität verſchließt und leider Dinge zur Parteiſache ſtempelt, die doch in Wirklichkeit abſolut nicht als Parteiſache beurteilt werden dürfen.

Anders bei den Ägyptern; dort war in der Tat die Religion Kaſtenangelegenheit; aber ſie wurde gleichwohl von keiner Seite als ſolche behandelt, ſondern das Volk nahm ſtets, was man ihm als Volksreligion ſervierte, willig als ſolche auf und empfand vor der Prieſterkaſte, da dieſe wiſſender war und deshalb zu den Gottheiten ſcheinbar viel engere Beziehungen hatte, eine große Achtung und eine gewiſſe heilige Scheu. Ich möchte ſagen, daß es gerade dieſer Umſtand war, der die Prieſter bewog, ihre Wiſſenſchaft für ſich allein zu behalten und dem Volke nicht mehr zu offenbaren, als notwendig war, die Achtung vor den Prieſtern zu erhalten und doch denjenigen religiöſen Eifer anzufachen, der zweckdienlich erſchien, das Wohl des Landes zu ſichern. Denn es iſt ſchon eine uralte Weisheit, daß nichts auf der Welt die ſtaatliche Autorität, den feſten Verband des Staatsweſens beſſer erhält als die religiöſe Gemeinſchaft und die religiöſe Diſziplin. Da, wo alle Schranken brechen würden, hält die religiöſe Überzeugung. Deshalb beweiſt auch die Geſchichte des Judentums politiſche Erfolge immer nur auf religiöſer Baſis.

In Ägypten war die ganze Götterlehre errichtet auf der ſinnenfälligen Darſtellung der Gottheiten aus Naturerſcheinungen. Sie ſtützte ſich alſo auf etwas durchaus Reales und Wahres, und konnte deshalb ſehr wohl auf einen Beſtand rechnen, der etwa ſo lange Dauer verſprach, wie der innere Kern wahr, unerſchütterlich und glaubhaft ſich zeigte. Der Kern wahr, die Auslegung ſchwankend; das iſt ja eigentlich die Deviſe aller Religionen. In den Geſtirnen des Himmels, in den Erſcheinungen des Erdenlebens, in denen auch die höchſt entwickelten Religionen das Walten der Gottheit erkennen, ſah die altägyptiſche Religion perſonifizierte Gottheiten. Daher

auch der eigenartige Tierkultus. Es ist hierfür außerordentlich interessant, was von dem heiligen Stier gelehrt wurde. Dessen Entstehung war schon in einen mystischen Dunstkreis eingehüllt, er war von einer jungfräulichen Kuh zur Welt gebracht und hatte eigentlich keinen Vater. Die Kuh hatte ihn von einem befruchtenden Strahle des Mondes empfangen, er war also eigentlich vom Himmel her erzeugt, und die Kuh, die ihn zur Welt gebracht, war auf diese Weise besonders begnadet. Das Zeichen dieser himmlisch mystischen Stiergeburt war auch natürlich ein besonderes Mirakel, denn sonst hätte ja schließlich jeder beliebige Stier sich anmaßen können, himmlischer Herkunft zu sein. Der heilige Apis mußte schwarz sein, auf der Stirn einen weißen Fleck tragen, der aber auch nicht von beliebiger Form sein durfte, sondern ein deutliches Viereck darstellen mußte. Außerdem hatte der Stier als Legitimation auf dem Rücken ein Zeichen, und zwar einen Fleck, der den heiligen Geier darstellte. Das Schwanzhaar mußte zweifarbig sein, und selbst unter der Zunge wurde ein wulstiges Schild verlangt, das ebenfalls nur ziemlich selten vorkommt. Man wird zugeben, daß ein solches Monstrum von einem Stiere nicht oft anzutreffen ist, und das war denn auch die Hauptsache, die den ganzen Kult entschuldigt oder doch wenigstens erklärt.

Ich bin der Ansicht, daß gerade dieser Stierkult enorm wichtig für die Religionswissenschaft ist. Die jungfräuliche Geburt, die hier in so wunderbarer Weise zu Tage tritt, ist ein unentbehrliches Requisit fast aller Religionen. Sie zeigt das richtige Gefühl dafür, daß alles, was himmlisch ist, nicht auf profan irdische Weise erzeugt sein kann, da es sonst eben doch immer nur irdisch wäre. Bei den Griechen machte man sich die Sache bequem, da war die gröbere Erotik vorherrschend; man ließ den Zeus auf die Erde niedersteigen, sich in irgend einer Gestalt mit irdischen Weibern vermischen und hatte auf diese Weise die Halbgötter zur Verfügung, die von der Mutter das Menschliche, vom Vater das Göttliche erhalten hatten. Das Griechentum war gerade in dieser Beziehung realistisch und — wenn ich es sagen darf — mehr auf die Erfahrungswissenschaft zugeschnitten. Bei den Pharaonen war man idealistischer angehaucht, da gab es keine persönliche Gottheit, die den heiligen Stier erzeugte, sondern dies Mirakel geschah mehr auf „drahtlosem

Wege"; durch die sonderbare Fernwirkung des himmlischen Mondstrahls wurde der heilige Apis empfangen. Und welche feine Naturbeobachtung liegt doch wieder in dieser Mythe. Der Stier selbst ist das Sinnbild der zeugenden Kraft. Dies Bild ist unverfälscht dem Sexualleben entnommen. Weiter ist in der Mythe die befruchtende Wirkung des himmlischen Lichtes betont, die lebenspendend auf die Erde herniederstrahlt, und Busch und Baum, Gras und Kraut zu neuem Leben erweckt. Der sexuelle Gedanke ist in dieser Mythe glorifiziert, denn der heilige Stier ist doch nichts weiter als die Inkarnation der befruchtenden Gottheit, das Sinnbild der befruchtenden und zeugenden Kraft. Deshalb brachte man den heiligen Stier im feierlichen Zug nach Memphis, wo er im Tempel des Ptah lebenslänglich ein fürstliches Leben führte, bei dem es ihm selbst jedenfalls am wenigsten wohl war, denn der stolzeste Stier wird doch schwerlich eine richtige Empfindung für die göttliche Verehrung, die man ihm angedeihen ließ, besessen haben, er wird das Tempelleben wohl schwerlich als etwas besseres betrachtet haben, als das freie Leben in der Natur, denn ein Ochse bleibt doch immer ein Ochse, wenn man ihn auch zum Gotte stempelt, und auch der heilige Apis würde seine Zeugungskraft gewiß lieber in der Herde praktisch betätigt haben, als daß er sich im Tempel als ihr Symbol vergöttern ließ.

Leicht könnte gerade die Geschichte des heiligen Apis zu der Vermutung verleiten, daß die Religion der alten Ägypter das Weib als Person überhaupt nicht gewertet, daß sie ihm keine Stellung im Rate der Götter zugebilligt habe. Das ist aber durchaus verfehlt. Wenn man auch den Stier als ein heiliges Wesen verehrte und seine Mutter nur für eine gewöhnliche Kuh ansah, die dadurch, daß sie durch himmlische Mächte auserlesen war, den monderzeugten Apis zur Welt zu bringen, in keiner Weise ein Anrecht auf besondere Verehrung erworben hatte, so ist das nichts als eine logische Sequenz aus der Naturbetrachtung, die wohl durch das Sprossen und Gedeihen der vom reinen Himmelslicht zum Leben erweckten Pflanzen zur Anerkennung der göttlichen Schöpferkraft gelangt, aber doch deshalb nicht auf den Gedanken gerät, auch die Erde für heilig zu halten, weil die Göttermacht aus ihrem Schoße das prangende Leben erweckte. Wozu mit der Erde Kult treiben? Wozu also auch mit der Kuh einen

Kult treiben, weil der befruchtende Mondstrahl ihr den Apis erweckte? Der Apis war das Mirakel, und dieses hatte auf die Stellung des Weibes im Leben und in der Religion gar keinen Einfluß. Das Weib im Leben des Volkes erfreute sich sonst gerade in Ägypten einer sehr bevorzugten Stellung und Achtung, und in der Religion nicht minder. Der mirakulöse sexuelle Gedanke, der das im Weibe personifizierte gebärende Prinzip bei der Apisgeschichte keineswegs ausschaltet, ist viel bezeichnender als ohne weiteres anzunehmen wäre. Es gibt aber auch ein Gegenstück dazu, und das erscheint mir ganz besonders beachtenswert.

Ich finde nämlich den sexuellen Gedanken auch sehr drastisch in der Anbetung eines anderen, sehr unscheinbaren aber doch sehr heiligen Tieres wieder. Ich meine den Skarabäuskäfer, der ja sogar als Gottheit dargestellt wurde, d. h. man bildete Gottheiten ab, deren Leib der Leib des Skarabäuskäfers war. Wie kam nun gerade dieser Käfer zu der göttlichen Verehrung? Es ist auch da eine sexuelle Mythe, die den Grund der Verehrung bildet. Während der heilige Stier geboren wurde, ohne daß er von einem irdischen Vater gezeugt war, entbehrte der Skarabäuskäfer bei seiner Entstehung der Mutter; es gab beim Skarabäuskäfer überhaupt kein weibliches Faktum. Die männlichen Käfer legten die Eier ins Innere der Erde, und aus diesen Eiern wuchsen neue Generationen heran. Also Geburten ohne den gebärenden weiblichen Teil. Das war das Weltwunder; auch hier der sexuelle Gedanke in seiner höchsten Potenz der Reinheit. Es war der sexuelle Gedanke ohne Sexualität, wenn man dieses Paradoxon gelten lassen will. Man kann aber kaum eine passendere Bezeichnung finden, denn die Geburt ist etwas, das sich doch niemand vorzustellen vermag, ohne damit eine sexuelle Idee in Verbindung zu bringen; aber diese Idee wurde doch auch wieder ihres sexuellen Prinzips entäußert, da man annahm, daß beim Skarabäuskäfer die Geburt ohne jeden sexuellen Verkehr zu Stande käme. Die schnelle Vermehrung und Entstehung des Käfers im Schlamme, sofort nach dem Aufhören der Nilüberschwemmung hat wohl zu dem Glauben an die geschlechtslose Fortpflanzung geführt, und konnte in der Tat eine solche Meinung erwecken, wenn sie auch für uns seltsam erscheint, weil wir wissen, daß der Skarabäuskäfer in dieser Beziehung tatsächlich kein Ausnahmetier ist,

und es natürlich auch zur Pharaonenzeit nicht gewesen ist; das tat aber nichts. Der Glaube hat auch dort geholfen, wenn dieser Glaube noch so falsch war. Wenigstens darf der Skarabäuskäfer von dem Vorwurf, daß er etwa ein Heuchler gewesen wäre, freigesprochen werden, und dadurch unterscheidet er sich sehr vorteilhaft von so vielen Menschen, die sich als etwas verehren lassen, das sie in Wirklichkeit nicht sind, aber doch zu sein vorgeben. Man sieht aber, daß auch diese Skarabäusgeschichte lehrt, wie tief das instinktive asketische Empfinden bei manchen Religionen ging. Man war der Überzeugung, daß gerade der sexuelle Akt etwas so profan Menschliches sei, daß schon sein Fehlen bei der Fortpflanzung göttliches Vorrecht war. Das Schaffen ohne profane irdische Hilfsmittel, das war es, was mit heiliger Scheu erfüllte. Man hätte vielleicht in Ägypten auch den Spaltpilzen göttliche Verehrung erwiesen, wenn man sie nur gekannt hätte. Was ohne den sexuellen Akt geboren wurde, das hatte göttliche Eigenschaft. Das war nicht bloß bei den Ägyptern Glaubenssatz. Das finden wir in vielen Religionen wieder. Halbgötter zählen hier nicht mit, denn sie entstanden durch den sexuellen Verkehr zwischen Göttern oder Göttinnen mit Menschen.

Wenn nun, was ganz ohne sexuellen Akt entstand, schon dadurch göttliche Verehrung fand, so ist damit noch keineswegs gesagt, daß die Göttinnen entbehrlich gewesen wären, oder daß etwa die alten Ägypter sich ihre Gottheiten jenseits von Geschlecht und Leidenschaft gedacht hätten. Man faßte den Begriff des Ewigen keineswegs so auf, daß man sich das Ewige außerhalb von Raum und Zeit vorgestellt hätte, sondern man hielt es durchaus für richtig und angemessen, daß es auch bei den Göttern bestimmte Genealogien gegeben habe, daß also Götterpaare Nachkommen gezeugt hätten, die ebenso wie das Elternpaar ewige d. h. in der Regel unsterbliche Götter wurden. Die Göttinnen waren wirkliche Ehegenossinnen der Götter. Keb und Nut, das waren die alten, ehrwürdigen Beherrscher des weiten Himmelsraumes, lebten in glücklicher Ehe. Sie hatten einen reichen Kindersegen. Zu ihren Nachkommen gehörten insbesondere Osiris und Isis, das Götterpaar, das in der ägyptischen Religion eine so bedeutende und verhängnisvolle Rolle spielte. Aber auch Typhon war ein Sohn des alten Himmelsgötterpaares. Osiris und Isis waren also vollblütige Geschwister; das hielt sie aber

nicht ab, die Ehe miteinander zu schließen. Es ist, wenn man nun einmal die Götter für Nachkommen eines ursprünglichen Götterpaares hielt, nicht gut möglich, etwas anderes als eine Geschwisterehe zwischen den jüngeren Göttern anzunehmen, denn woher sollte ein Gott die göttliche Gattin nehmen, wenn er nicht die Schwester heiraten wollte? Ein Gedanke, der ins rein Menschliche übersetzt, überall ebenfalls vorkommen muß, wenn man das ganze Menschengeschlecht von einem Stammelternpaar ableitet, oder wenn man, wie dies die Religionen wohl ohne Ausnahme tun, eine große Wasserflut annimmt, die nur ein einziges Paar von Menschen und je ein Paar der verschiedenen Tiergattungen überlebten. Jedenfalls erschien im Altertum die Geschwisterehe keineswegs allgemein als verwerflich und unerlaubt. Es war deshalb auch nicht notwendig, den Gedanken an die Ehe der Göttergeschwister Osiris und Isis anstößig zu finden. Osiris und Isis hatten einen Sohn, Horus, der in der religiösen Mythe eine starke Rolle spielt.

Osiris war ein liebender Gatte und ein freundlicher Gott, der auch für das Wohl und Gedeihen der Erdenmenschen sorgte, sie die Kunst des Ackerbaues lehrte und auch dadurch ebenso wie durch seine glückliche Ehe mit der Isis den Zorn und Neid seines Bruders Typhon erregte. Dieser neid- und haßerfüllte Gott, der, ähnlich wie Luzifer, das böse Prinzip verkörperte, lauerte mit 72 Genossen dem Osiris auf und erschlug ihn hinterlistig. Der Leichnam des toten Gottes wurde in eine Kiste gelegt und in den Nil geworfen. Der Fluß trug den Sarg wie ein Schiff auf seinem Rücken und führte ihn dem Meere zu. Isis aber saß in banger Sorge in ihrem schönen Götterheim und harrte sehnsuchtsvollen Herzens der Rückkehr des geliebten Gatten, der aber nicht zurückkehrte. Nun machte sich Isis auf den Weg, den Verlorenen zu finden. Sie erfuhr, was ihm zugestoßen und suchte seinen Leichnam, den sie nach langen, mühevollen Irrfahrten endlich an Phöniziens Strande fand. Die Wellen hatten den Leichnam des Gottes nicht verschlungen, sondern ihn respektvoll an den flachen Strand gebettet, und eine Tamariske, die an dem Sarg emporgewachsen war, spendete dem toten Gotte liebevoll Schatten. So fand Isis die sterblichen Reste ihres eigentlich unsterblichen Gatten, und sie brachte sie zurück nach dem Pharaonenlande, um sie in heimatlicher Erde zu bestatten, denn auch die alten Götter, die doch eigentlich über

die ganze Erde und den Himmel herrschen sollten, liebten die heimatliche Scholle, auf der sie verehrt wurden. Es ist eine rührende Geschichte der Treue einer Gattin, die in dieser Mythe niedergelegt ist. So schön und so poesievoll, daß wir diese Geschichte — auch in anderen Religionen finden. Ebenso poetisch ist das Ende, denn die Mythe ist mit dem Tode des Osiris und dem Auffinden seines Leichnams durch die trauernde Gattin erst zur Hälfte erzählt.

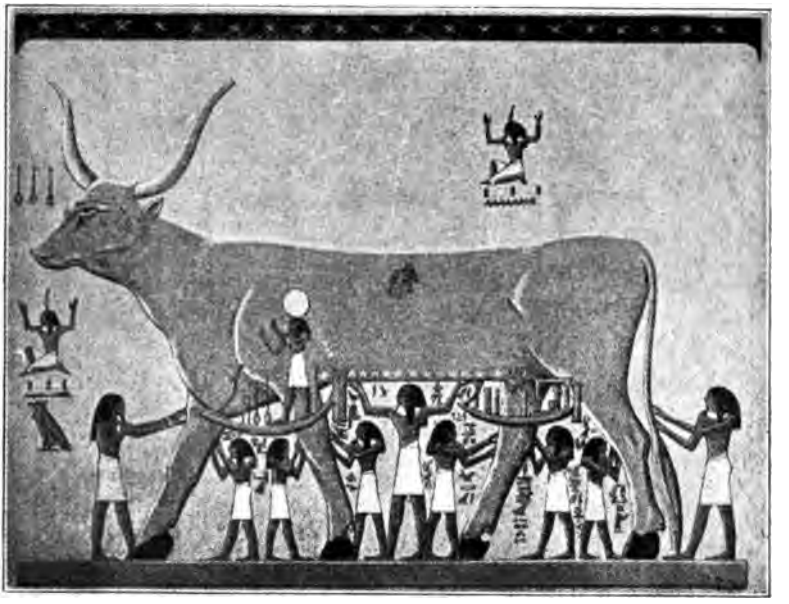
Der Sohn des Götterpaares, Horus, war herangewachsen, und er beschloß, für den Mord bittere Rache zu nehmen. So erschlug er den bösen Typhon im ehrlichen Streite. Osiris aber war garnicht wirklich gestorben, sondern sein Tod war nur ein Scheintod gewesen, und nach dem Begräbnis war Osiris in die Unterwelt gestiegen, wo er herrschte, bis Horus (Har) den Typhon (Set) überwand, und Isis ihn auf die Erde zurückrief.

Diese Geschichte ist ebenso wie die ganze übrige Religion der Natur abgelauscht; deshalb begegnen wir ihr auch, völkisch moderiert, in so vielen anderen Religionen. Typhon—Set ist das böse Prinzip, das Sinnbild aller den Menschen schadenden Gewalten. Rot wie die glühende Sonne, die verheerend und versengend auf die toten Gefilde der Wüste brennt, ist er auch der Gott der Unfruchtbarkeit, nicht bloß der draußen in der Natur, sondern auch der der Ehe. Isis dagegen ist das gebärende Prinzip, das Weib in der Religion, und Osiris ist der Gott der zeugenden Kraft. Typhon — Set siegt über den Osiris; er ist da die Zeit der sengenden Glut und unfruchtbaren Dürre, und seine 72 Genossen sind die 72 Tage der sengenden Glut. Der befruchtende Nil treibt den überwundenen Osiris in die feindlichen Fluten des Meeres, und Isis, die den Gatten sucht, findet ihn natürlich erst nach längerer Zeit, eben nach Ablauf der 72 unfruchtbaren Tage. Er lebt aber im Innern der Erde fort und kehrt mit dem sprossenden Grün auf die Oberfläche der Erde, in die Arme der Gattin zurück, denn nun beginnt die Saat. Er lebt aber auch in der Person seines Sohnes Horus—Har weiter, der den Set besiegt. Dem Set wird die Gattin Hathor zugesellt, die ebenso wie Isis das Weib in der Religion ist. Wenn man will, ist Hathor sogar in noch höherem Grade „das Weib". Sie hieß das „Auge der Sonne" oder die „Herrin der Lust und des Tanzes" und wurde deshalb mit Strichen und mit dem Tambourin dargestellt. Das waren sehr bezeichnende

Der Tote und seine Frau beim Mahle. Unten: Die Zubereitung und Darbringung der Opfergaben.
Sehr altes ägyptisches Relief. (Aegyptisches Museum, Berlin.)

Tafel XV.

Apis, der heilige Stier der Aegypter. (Museum Gizeh.)



Die jungfräuliche Stiermutter der Aegypter. (Grab Sethi I)

Tafel XVI.

Die karthagische Himmelsgöttin (Tanit oder Aschera).
(Sonne und Mond in den Händen tragend.)

Tafel XVII.

Istar von Ta'annak.

Istar mit Kind.
(Berl. Völkermus.)

Istar als Muttergöttin.

Astarte als Geburtsgöttin.

Symbole, denn die Stricke ſtellten die Feſſeln des weiblichen Liebreizes dar, mit denen das Weib den Mann an ſich kettet und ihn unterjocht, während er glaubt, der Herr zu ſein und unter den „Roſenfeſſeln" garnicht merkt, daß er in Banden ſchmachtet. Die Bedeutung des Tambourins iſt ſelbſtverſtändlich, denn dies war das Inſtrument, das zum Tanze den Rhythmus ſchlug und nach deſſen Takt die ſinnberauſchenden Körperbewegungen der Ägypterinnen ſchmachtender oder mehr in wilder Leidenſchaft moduliert wurden. Der altägyptiſche Tanz war, wie wir das heute noch oft im Orient finden, von dem unſren grundverſchieden. Man überließ die Bewegungen den Tänzerinnen und beteiligte ſich nur als Zuſchauer. Eine Beteiligung war dies Zuſehen aber im wahrſten Sinne des Wortes. Hathor iſt in noch höherem Grade als Iſis mit der Aphrodite der Griechen oder der Venus der Römer zu vergleichen. Sie war die zur Gottheit erhobene gebärende Potenz, deshalb waren ihr auch die weiblichen Sperber heilig, und auch die Kuh wurde als ihr Heiligtum verehrt; beide ſind ausgeſprochen ſymboliſch für das Gebärende. Hathor ward, damit dieſe Symbolik augenfälliger werden ſollte, ſehr oft auch mit Sperberkopf oder mit Kuhhörnern abgebildet. Die uns ſo ſonderbar erſcheinende Darſtellungsart der Gottheiten mit Tierköpfen hat durchweg eine ſexuelle Bedeutung. Viel iſt ſchon über dieſe Tierköpfe gelehrt und vermutet worden; aber das Verſtändnis für die ſexuelle Bedeutung dieſer Abbildung hat man erſt in neueſter Zeit erlangt.

Weil die Bedeutung der Iſis und der Hathor dieſelbe war, ſo iſt auch der Iſis die Kuh heilig geweſen, und nicht ſelten wurde Iſis überhaupt als Kuh dargeſtellt, ebenſo wie man im Apis den Oſiris verehrte, allerdings nicht ſo allgemein, da der Apis, wie ich bereits dargetan habe, durch den Strahl des Mondes erzeugt galt, während Oſiris der natürliche Sohn des Himmelsbeherrſchers war. Neben Iſis und Hathor gab es in Ägypten noch eine ganze Reihe von Göttinnen, denen das gleiche Reſſort zugeteilt war; ſie leiteten Empfängnis und Geburt beim Menſchengeſchlecht und gehörten deshalb zu den wichtigſten und verehrteſten Gottheiten. Die wichtigſten waren die Göttin Nut, die Neith von Sais und die Göttin Pacht. Die Nut war die bereits erwähnte Himmelskönigin, die Mutter des geſchwiſterlichen Ehepaares Iſis und Oſiris. Sie hat aber auch noch

die Göttin Nephthys und den Gott Set geboren. Sie wurde recht sonderbar dargestellt, nämlich als eine Frau, die mit den Füßen und mit den Händen sich auf die Erde stützt und wie eine gewaltige Brücke die Erde überspannt. Als eine Brücke ist sie auch wirklich gedacht, denn auf ihrem Rücken bewegen sich die Himmelskörper, die man täglich aufsteigen und wieder versinken sah, so daß man glaubte, sie bewegten sich auf einer festen Bahn. Daß die Göttin Nut gerade diese feste Brücke für die Gestirne bildete, beweist, wie liebevoll und fürsorglich man sich die Göttermutter dachte. Wie überall die alten Göttergenerationen weit hinter die gegenwärtigen, d. h. gegen die nach dem Glauben der Völker gerade regierenden, zurücktraten, so verlor auch Nut durch die Isis erheblich an Bedeutung. Man widmete ihr ein stilles, weihevolles Andenken, betrachtete sie aber, obwohl sie die Göttermutter war, doch lange nicht in dem Maße als gebärendes Prinzip wie die Isis und die meisten anderen Göttinnen.

Nephthys oder Nebthot ist die interessanteste Tochter der Nut, weil über sie die seltsamsten Berichte verbreitet wurden, und wenn es wahr ist, daß die besten und tugendhaftesten Frauen die sind, von denen am wenigsten gesprochen wird, dann ist Nephthys eine sehr üble Göttin gewesen. Sie wird meist als die Gattin des Set genannt; aber gleichwohl soll sie auch zu ihrem Bruder Osiris zarte Beziehungen unterhalten und ihm sogar den Gott Anubis geboren haben. Diese Liebschaft soll auch bewirkt haben, daß Nephthys mit ihrer Schwester Isis gemeinschaftlich den erschlagenen Osiris gesucht und gefunden habe. Für die Griechen galt die Nephthys als Aphrodite, ja sie wurde von ihnen geradezu mit diesem Namen genannt, weil ihr Liebesleben dem der Aphrodite sehr ähnlich schien. Sie war das Weib, das schöne, fesselnde, geliebte und liebende Weib, und viel mehr als Isis galt sie den Griechen als Göttin der Liebe und der Lust. In Ägypten selbst scheint sie aber nicht mit einem Kult, wie man ihn der Kybele, Astarte usw. widmete, verehrt worden zu sein, wenigstens kann ein solcher Kult sich erst sehr spät entwickelt haben, und auch dann war er auf keinen Fall allgemein eingeführt.

Die Göttin Neith, die besonders in Sais verehrt wurde, und deren dortiger prachtvoller Tempel nach Plutarch die Inschrift trug:

„Ich bin das All, das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige; mein Gewand hat noch kein Sterblicher gelüftet", ist ursprünglich als Kriegsgöttin verehrt worden. „Das verschleierte Bild zu Sais" ist die poetische Erinnerung für uns Deutsche an jene alte ägyptische Göttin, die uns übrigens trotz aller wissenschaftlichen Forschungen auch heute noch manches Rätsel aufgibt. Man neigt zu der Ansicht, daß man es mit einer ursprünglich lybischen Gottheit zu tun habe, die von den Ägyptern nur importiert worden sei. Dagegen spricht aber die Verehrung, die nicht bloß in Sais, sondern auch im ganzen Gebiete Ägyptens gerade dieser Göttin entgegengebracht wurde. Alte Schriftsteller berichten von den prachtvollen Lampenfesten, die überall zu Ehren dieser Götter gefeiert wurden, und die eine Art Frühlingsfest waren. Tausende von Lampen flammten bei diesem Feste auf und wurden umhergetragen. Man hat diese Feier daher erklären wollen, daß diese Zeremonie die Geburt des Lichtes aus dem Dunkel bedeutet habe. Das scheint aber gesucht, denn im Altertum feierte man durch Licht und Brände die Fruchtbarkeit auch die sexuelle, und deshalb waren die Lampenfeste in Wirklichkeit wohl Orgien.

Später ist die Neith sehr oft mit der Isis verwechselt worden, ein Schicksal, das den meisten ägyptischen Göttinnen widerfuhr. Deshalb ist auch über diese Göttinnen wenig Positives bekannt. Die meisten waren nur lokale Göttinnen, die über die Grenzen des kleinen, ihnen zugeteilten Bezirks hinaus nichts zu wirken hatten. Auch Sechmet, die Göttin des Krieges, mag hier erwähnt sein. Sie war in ihrem eigentlichen Ressort allerdings nicht in dem Sinne wie Isis, Hathor und Bast (die Göttin der Freude) ein Symbol des gebärenden Prinzips; aber gerade dadurch ist sie nicht uninteressant, denn die Ägypter verehrten in ihr zugleich die Beschützerin der Geburten und bewiesen damit, daß sie sich die weibliche Göttin, auch wenn sie die Kriege beherrschte, doch nicht losgelöst vom weiblichen Prinzip zu denken vermochten. Fast kann man sagen, daß alle diese Göttinnen in dem Gottheitsbegriff Isis aufgingen; sie hatten weder eine allgemeine Bedeutung, noch ihre besonderen Geschichten und Mythen; sie waren nichts als eine persönlich gedachte Naturgewalt, und zwar die ganz spezielle Potenz des Gebärens und Empfangens oder, kurz gesagt der Fortpflanzung. Die tief poetische Mythe der Isis und des Osiris hat keine dieser Gottheiten. Der

Kult dieſer Göttinnen war vielleicht mit Ausnahme deſſen der Göttin Hathor, die auch viel allgemeiner neben der Iſis verehrt wurde, weniger orgienhaft; es iſt wenigſtens nicht viel über dieſen Kult auf uns gekommen, während wir doch wiſſen, daß die Iſisdienſte auch da mit Eifer kultiviert wurden, wo man neben der Iſis noch eine Spezialgöttin des ſexuellen Lebens verehrte.

Die Göttin Iſis iſt wohl die intereſſanteſte Göttin des ganzen ägyptiſchen Kults. Sie iſt intereſſant ſchon durch die Rolle, die ſie im Liebesleben der ganzen alten Welt — keineswegs bloß in Ägypten — ſpielte, ebenſo aber auch durch die außerordentliche Vielſeitigkeit und Modulationsfähigkeit, die ihr nachgerühmt wurde. Die größte Wichtigkeit beſitzt ſie kulturhiſtoriſch als Göttin der Liebe, weil ihr Kult alles in den Schatten ſtellte, was nach dieſer Richtung hin für andere Göttinnen dieſes Reſſorts geleiſtet wurde. Sie war geradezu als Beraterin in Liebesintrigen verehrt, und ihre Tempel dienten dazu, dieſe Intrigen zu fördern und zu unterſtützen, eine „löbliche“ und ſehr einträgliche Aufgabe für die Prieſter dieſer Göttin, die — natürlich nur zu Ehren und im Dienſte der Iſis — das taten, was man heute als ſchwere und ſchwerſte Kuppelei mit recht kräftigen Zuchthausſtrafen ahndet. Es gab keine Verführungskunſt, keine Liſt, die von den Prieſtern nicht angewendet worden wäre, natürlich ließen ſie ſich gut für dieſe Art „gottesdienſtliche Amtshandlungen“ bezahlen, und die Auftraggeber der Prieſter — der ſtark vulgäre Ausdruck „Schweineprieſter“, der in manchen Gegenden heute noch bräuchlich iſt, wäre noch eine ganz milde Bezeichnung für ſolche Auserleſene — glaubten natürlich an die Gottheit Iſis nicht mehr als die Prieſter ſelbſt. Die Tempel waren nichts als Stätten des Laſters, Kuppelhöhlen, in denen das Verbrechen und die Gemeinheit ihre Orgien feierten. Deshalb bürgerten ſich die Iſistempel auch im römiſchen Reiche ſo ſchnell und nachdrücklich ein. Selbſt im alten Pompeji gab es einen prächtigen Iſistempel, der eine Höhle des Laſters war. Dort wurden wie überall die gemeinſten Liebesintrigen abgewickelt, und die Prieſter lebten im üppigſten Schwelgerleben, wie dies bei Leuten, die teils die Dummheit des abergläubiſchen Volkes, teils die Gemeinheit frivoler Lüſtlinge ausbeuten, ja eigentlich auch ſelbſtverſtändlich iſt. Man hat noch bei den Ausgrabungen der verſchüt-

teten Stadt ein Bild dieſes Tempels und des darin herrſchenden Treibens gewonnen. Die Iſistempel wurden ſchließlich als Häuſer der Wolluſt geradezu berüchtigt. Die Herren Prieſter verſtanden es, die Weiber, nach denen irgend ein Lüſtling Verlangen trug, in den Tempel zu locken, und dort einmal angelangt, war jede widerſtandslos in die Gewalt ihres Anbeters geliefert. Dafür ſorgten die Prieſter, die ſich allerdings damit verteidigen konnten, daß Iſis nun einmal die Beraterin und Beſchützerin der Liebesintrigen war. Zu dem Tempeldienſt und dem Dienſt der Prieſter gehörten auch zahlloſe Tempeljungfrauen, die vor allen Dingen gelehrige Schülerinnen ihrer Prieſter ſein mußten, und es offenbar auch mit tauſend Freuden waren.

Es iſt zwar erwieſen, daß auch in den Tempeln der Venus, Aphrodite, Aſtarte, Kybele und all der anderen Göttinnen der Liebe ein Treiben herrſchte, das ſittenloſer und orgienhafter nicht gedacht werden kann, daß ferner bei den Dionyſien und Bacchanalien die ungedämmte Fleiſchesluſt ihre höchſten Siedegrade erreichte; aber ein Unterſchied ſcheint doch beſtanden zu haben: Bei dieſen Orgien wurde die Proſtitution als Kult betrieben. Wer in den Tempel der Liebesgöttinnen ging, der wußte, daß er die „heilige“ Stätte aufſuchte, um durch den ſexuellen Akt den Göttinnen zu huldigen, denn dieſer Akt war Kult der Göttinnen, er war gottesdienſtliche Handlung und wurde als ſolche vollzogen, mochte auch der Haufe der Menſchen, die ſo der Göttin dienten, nicht an die Göttinnen glauben und in Wirklichkeit nur ſeinen Gelüſten dienen. Im Iſisdienſt aber war die Liſt ſehr oft das Moment, das dazu führte, wirklich gläubige Beſucherinnen des Tempels ihren heißbegehrenden Bewunderern in die Arme zu führen. Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß hierin ein gewaltiger Unterſchied liegt, der gewiß nicht zu Gunſten des Iſisdienſtes gedacht werden kann. Die Prieſter der Iſis waren durchweg Menſchen, die feſt davon überzeugt waren, daß es weder eine Iſis noch ſonſt eine Göttin gäbe, die dazu da ſei, die Menſchen zu einem liederlichen Treiben zu bewegen, die gemeinſten Liebeshändel durch ihre göttliche Macht zu fördern und die Lüſtlinge an das Ziel ihrer frivolen Wünſche zu führen. Sie waren ſich bewußt, daß ſie keiner Göttin ſondern nur ihrem eigenen Vorteil dienten, und ebenſo wußten die Männer, die

die Hilfe dieſer Prieſter für ihre Zwecke in Anſpruch nahmen, daß es ſich um eine niederträchtige Heuchelei, um gemeinen Betrug handelte, wenn ſie den Namen der garnicht exiſtierenden Göttin mißbrauchten, um leichtgläubige Perſonen zu verführen oder zum Ehebruch zu verleiten.

Iſis wurde noch als die doppelhörnige Abendgöttin dargeſtellt und deshalb als Göttin der Fruchtbarkeit verehrt. Ich erinnere hier an die belebende Kraft der Mondſtrahlen, durch die der Stier Apis erzeugt wurde. Iſis galt auch als Göttin der Gebärenden, ſozuſagen als himmliſche Hebeamme. Auf dies Analog mit der Iſtar brauche ich wohl nur hinzudeuten. Iſis war aber auch die Göttin der ehelichen Liebe und Treue, die beſonders als Rachegöttin die Meineide und den Treubruch furchtbar ſtrafte. Trotzdem ſoll ſie als Beraterin in Liebesintrigen den Bruch der ehelichen Treue gefördert haben. Nebenbei ſoll ſich Iſis auch ſonſt nützlich gemacht, u. a. das Segel erfunden und dadurch die Schiffahrt und den Handel gefördert haben, und ſchließlich übte ſie die Heilkunſt. In ihren Tempeln wurden deshalb Inkubationen vorgenommen, d. h. die Kranken legten ſich nach verſchiedenen Zeremonien im Tempel zum Schlafe nieder und warteten, bis ihnen Iſis im Traume erſchien, um ihnen die nötigen Heilmittel anzugeben und dadurch die Heilung herbeizuführen. Damit iſt die aufreibende Tätigkeit dieſer ägyptiſchen Göttin noch nicht erſchöpft; ich glaube aber doch, mich auf dieſe Blumenleſe beſchränken zu dürfen. Die weſentlichſte Rolle der Iſis iſt auf alle Fälle die der Liebesgöttin. Das war ihre hauptſächliche Aufgabe, und da ſie die Liebeswerke der Menſchen ſchützte, den Gebärenden half und was nur irgend mit der Liebe in Zuſammenhang ſtand, förderte, iſt es ja ſchließlich kein Wunder, daß man ihr durch den ſexuellen Akt diente, und daß ſkrupelloſe Prieſter ſie auch zur Beraterin in Liebesintrigen ſtempelten, da dies, wie geſagt, nur im Vorteil der Prieſter lag.

Der große Widerſpruch, der darin liegt, daß Iſis auf der einen Seite als die Beſchützerin der ehelichen Treue gefeiert wurde, während ſie auf der anderen Seite als die nie verſagende Förderin aller Liebeshändel, ſelbſt der gewagteſten Intrigen und Verführungskünſte noch größere Beliebtheit genoß, iſt in Wirklichkeit nicht ſo groß, wie es uns erſcheint. Das Altertum, auch das ägyptiſche, dachte über

die Dinge des sexuellen Lebens ganz anders als unsere Zeit, die doch, wenn man der Wahrheit die Ehre geben will, auch wesentlich anders denkt und handelt, als sie spricht. Der Ägypter war ehrlicher und aufrichtiger; er machte kein Geheimnis daraus, daß er sexuelle Genüsse liebte. Deshalb war für ihn kein so großer Widerspruch darin, daß eine Göttin der Liebe und der geschlechtlichen Fortpflanzung ebenso wie die Ehe auch die Liebeshändel unterstützte, denn nicht die Form der Eheschließung sondern der geschlechtliche Verkehr war ihm das, worauf es ankam, war ihm das, was eine Isis zu fördern hatte und natürlich auch förderte; war doch der geschlechtliche Verkehr in der Ehe nichts anderes als der außer der Ehe, sowohl hinsichtlich des Genusses wie auch hinsichtlich seiner Folgen, und gerade diese Folgen herbeizuführen und sie glücklich und ohne Gefährdung der Gesundheit oder gar des Lebens eintreten zu lassen, das war ebenfalls das Amt der „himmlischen Hebeamme" Isis.

Nun würde aber, selbst wenn man diesen Gedankengang als ganz unanfechtbar gelten lassen will, wenigstens darin noch ein Widerspruch liegen, daß Isis sowohl die eheliche Treue wie auch den Ehebruch schützen und begünstigen sollte, denn das eine hebt doch das andere auf. Aber auch das konnte den Ägyptern nicht auffallen, denn auch in diesem Punkte war die Ansicht des Altertums abweichend von der unsrigen. Selbst Völker, die von der Frau eheliche Treue verlangten, ließen doch ohne Bedenken die Vertretung des Ehemannes zu. Die alten Spartaner z. B., die den Ehebruch der Frau für ein todeswürdiges Verbrechen hielten, gestatteten den Frauen das Beilager mit anderen Männern, wenn der Ehemann längere Zeit vom Hause fernblieb; in Kriegszeiten galt dies ohne weiteres. Ich führe dies nicht etwa als ein gleichwertiges Beispiel an, sondern will daran nur zeigen, daß man auch in den heikelsten Dingen Konzessionen machte, und daß man eine andere Logik in Ehe- und sexuellen Fragen hatte, als wir sie kennen. Übrigens darf man es in religiösen Dingen mit der Logik nicht allzu streng nehmen, denn von jeher hat der religiöse Glaube die Gesetze der Logik verletzt, und der Isisglaube wurde mehr und mehr ein Opportunitätsglaube.

Das Sexuelle war also bei den Ägyptern an sich keineswegs etwas Verwerfliches oder gar, wie dies selbst christliche Asketen gelegentlich lehrten, etwas, das vor der Gottheit nicht recht bestehen

konnte oder nur allenfalls geduldet werden durfte, wie man eben ein notwendiges Übel duldet. Man war vielmehr der Ansicht, daß es ein Wahnsinn, eine Art Lästerung der Götter sei, wenn man, was doch von den Göttern gewollt und geschaffen ist, als verwerflich und schlecht bezeichnete, denn damit werde den göttlichen Schöpfern der Vorwurf gemacht, daß sie es nicht verstanden hätten eine Welt und damit die Menschen so zu schaffen, wie dies nach der Ansicht jener Asketen der Anstand und die Sitte erfordert hätten. Es ist auch wirklich der Ausdruck der tiefsten Unzufriedenheit mit den göttlichen Gesetzen, der in einer derartigen Askese zum Ausdruck kommt. Das gab es bei den vernünftiger, weil natürlicher empfindenden Ägyptern nicht. Bei ihnen standen, wie oben ausgeführt, Zeugung und Geburt unter ganz besonderem göttlichen Schutze, und wenn sie für dies Ressort eigene Göttinnen hatten, die diese Materie hegten, und förderten, genau so wie bei den alten heidnischen Religionen, so war dies im Grunde genommen auch nichts anderes als was die sogenannten offenbarten Religionen lehren, natürlich in einer modulierten Tonart. Selbst die Stelle des Alten Testaments: „Seid fruchtbar und mehret euch", kann nicht dahin ausgelegt werden, daß ihre Befolgung vom Übel sei. Bei den Ägyptern waren nicht bloß Göttinnen der Liebe, sondern auch Götter wie Chamann oder Kneph, Min oder Chun, Mon und Nil Gottheiten der Zeugung und der Geburt. Bei einem Volke, das eine mehr oder minder entwickelte Naturreligion besitzt, bei dem das Walten der Natur durch persönliche Gottheiten verkörpert wird, kann einfach das für die Menschen wichtigste Walten, die Erhaltung der Art, unmöglich übersehen werden, und es ist deshalb einfach selbstverständlich, daß auch das sexuelle Leben als von besonderen Gottheiten geleitet und gefördert gedacht wird. Das ist, wenn man nun einmal an bestimmte Ressortgötter glauben will, sicher die gesundeste und zugleich vernünftigste Lehre, die sich denken läßt. Sie ist, moderiert natürlich, wie dies beim Monotheismus ohne weiteres sich von selbst ergibt, sogar in das Christentum übernommen worden; auch im modernsten Christentum sind Wendungen, daß Gott der Familie das Kind geschenkt habe, genau so alltäglich wie die Wendung, daß Gott nach seinem unerforschlichen Ratschluß dem Leben eines Menschen ein Ziel gesetzt habe. Bei den Ägyptern ging man noch weiter, man nahm

— das muß immer wieder betont werden — an, daß eine Gottheit, die die Geburten als beſonderes Reſſort zugeteilt erhalten habe, ſelbſtverſtändlich auch den ſexuellen Verkehr, deſſen Folge ſie ſind, zu überwachen und zu fördern haben müſſe, da das eine ohne das andere nicht denkbar ſei, wenn nicht gerade Verhältniſſe obwalteten, die — wie beim Apis und beim Skarabäus — ſelbſt göttliche Verehrung des ohne Zeugung Entſtandenen verlangten. Die Naturreligionen, d. h. Religionen, die in der Natur fußen, ſind ſtets praktiſche Religionen, weil die Natur ebenfalls nur das Praktiſche lehren kann.

Nun iſt aber mit den Göttern der Zeugung und Geburt und den Apis- und Skarabäusideen der ſexuelle Gedanke in der ägyptiſchen Religion noch keineswegs erſchöpft; wir werden vielmehr nachweiſen können, daß auf dieſem Gedanken die ganze Götterlehre aufgebaut iſt, und das iſt wiederum nur natürlich. Schon der Schöpfungsgedanke führt auf dieſe Idee. Woher ſtammt die urewige Gottheit? Wie ſind die anderen Götter entſtanden, die wie bei allen heidniſchen Religionen einem oberſten Gotte unterſtellt ſind? Muß, da dieſe Gottheiten perſönlich und als Götterkinder gedacht ſind, nicht auch ihre Entſtehung nach menſchlichen Verhältniſſen gedacht werden? Iſt dies aber der Fall, dann iſt der ſexuelle Gedanke doch ſchon darin von ſelbſt gegeben. Das Allumfaſſende der Gottheit, wenigſtens des oberſten Gottes kann nun freilich nicht ſo aufgefaßt werden, als ſei dieſe Gottheit wie ein Menſch gezeugt und geboren worden, denn wollte man dies annehmen, dann würde ſofort die Exiſtenz noch früherer Götter vorausgeſetzt werden müſſen, die, da ſie ewig und unſterblich ſind, ebenfalls noch vorhanden ſein würden, ſo daß auch der oberſte Gott nicht der höchſte ſein könnte, ſondern notwendig ſeinem Erzeuger untergeordnet ſein müßte. Man käme damit aber auch nicht weiter, denn die Göttereltern ſelbſt müßten dann ebenfalls wieder Nachkommen noch früherer Götter ſein, und ſo ginge dies fort, unendlich und doch — endlich, d. h., es müßte einmal ein Anfang angenommen werden, die Kette alſo ein Ende haben, das iſt aber auf den Begriff des Ewigen und Unendlichen nicht anzuwenden. Deshalb entzieht ſich der Begriff der Ewigkeit auch der menſchlichen Vorſtellung, denn es iſt dem Menſchen und der klaren Vernunft nicht gegeben, ſich die Ewigkeit vorzuſtellen. Die Vernunft kennt ſtets Urſache und Wirkung, weiß, daß die Wirkung

wieder zur Urſache einer neuen Wirkung wird, daß alles Vorhandene aus etwas ſchon vorher Dageweſenem entſtanden ſein muß. Darüber täuſchen auch die neueſten wiſſenſchaftlichen Hypotheſen nicht hinweg, die eine Schöpfung für Nonſens erklären und nachweiſen wollen, daß alles ganz einfach entſtanden ſein müſſe. Nebel und Gaſe ſind die Urelemente, aus denen ſich das All mit der Zeit gebildet habe. Es iſt das wirklich nichts als ein Streit um die Entwicklungsgeſchichte, nicht um die Entſtehungsgeſchichte, denn Nebel und Gaſe müſſen natürlich auch nach dieſer Hypotheſe ſchon vorhanden geweſen ſein, ehe ſie ſich zu Weltkörpern verdichten konnten, und auf den Weltkörpern ſoll das Leben in ähnlicher Weiſe entſtanden ſein, obwohl doch die Urgaſe heute noch vorhanden ſind und ſich nicht zu Lebenszellen vereinigen. Das iſt hier aber zunächſt völlig gleichgültig; es kommt nur darauf an, eine Erklärung dafür zu finden, wie die Völker des Altertums, hier alſo zunächſt die Ägypter, mit der Idee der Ewigkeit ihrer Götter ſich abzufinden wußten, und daß mit der ſexuellen Idee des täglichen Lebens ſchlechterdings nicht die Exiſtenz jedes Gottes erklärt werden kann. Nun zeigt die Natur, daß eigentlich alle wirkenden Kräfte in das männliche und weibliche Prinzip geſondert werden können. Je nach der Wirkung, die man an den einzelnen Naturkräften beobachtete, wurden die ſie verkörpernden Gottheiten teils männlich, teils weiblich gedacht; man konnte damit aber, wie geſagt, doch nicht bis zu dem oberſten Gotte und ſeiner Entſtehung kommen. So iſt es denn natürlich und durchaus angemeſſen, daß man auf dieſen Gott das männliche und weibliche Prinzip vereinte, d. h. man ſtellte ihn nicht unter die Geſetze, nach denen der Menſchen Daſein ſich regelt, man rühmte ihm die ſchöpferiſche Kraft und die ewige Exiſtenz nach, wie dies tatſächlich für alle Religionen zutrifft, mögen ſie heißen, wie ſie wollen, mögen ſie ſich als Gottheit vorſtellen, was ſie wollen. So finden wir denn auch bei den ägyptiſchen Göttern ſogar bildlich dieſe allesumfaſſende Natur dargeſtellt. Wir ſehen die männlich gedachten Götter doch auch zugleich mit Attributen des weiblichen Geſchlechts dargeſtellt; wir finden die Göttergeſtalten mit ſtark ausgebildeten Brüſten und doch mit dem Phallus und dem Barte, und gerade die ſtarke Übertreibung des erſteren zeigt das Prävalieren einer ſtarken Männlichkeit. Wir finden dieſe Doppel-

geſchlechtigkeit aber auch noch ſymboliſch angedeutet dadurch, daß die Gottheiten mit mehreren Köpfen dargeſtellt wurden. Nicht ſelten hatten ſie drei Köpfe, von denen einer das menſchenähnliche Gottweſen bezeichnete, einer die männliche und der dritte die weibliche Natur andeutete. Man wird als männliches Prinzip immer die aktive, gebende die befruchtende Kraft zu betrachten haben, als weibliches Prinzip den empfangenden, paſſiven und gebärenden Teil. Hier finden wir wieder beſtätigt, was ich oben ſchon kurz dargelegt habe, daß nämlich die Tierköpfe an den altägyptiſchen Götterdarſtellungen nichts ſind als ein ſexuelles Symbol. Der Geier war ſtets als weiblich, der Skarabäus ſtets als männlich gedacht; war alſo eine Gottheit mit Teilen des Skarabäus und mit einem Geierkopf dargeſtellt, ſo iſt das nicht etwa dahin aufzufaſſen, daß die Ägypter ihre Götter ſich als mehrköpfig vorgeſtellt hätten, ſondern es iſt lediglich eine ſymboliſche Darſtellung, nach der die Gottheit als über der Menſchheit ſtehend mit männlichen und weiblichen Eigenſchaften gedacht war, d. h. daß ſie nicht auf den ſexuellen Akt angewieſen ſei, um Leben zu ſchaffen, wie der Menſch, ſondern daß ſie dies aus ihrer Weſenseinheit heraus vermöge durch die göttlich-ſchöpferiſche Kraft. Es iſt alſo eigentlich nichts als eine allegoriſche Darſtellung der Allmacht, wie man die Allgegenwart dadurch allegoriſch andeutete, daß man den Gottheiten Flügel anmalte. Der Flügel deutete nichts weiter an, als daß die Gottheit nicht nötig habe, ſich wie der Menſch langſam und unſicher auf den Beinen fortzubewegen, ſondern daß ſie in großer Schnelligkeit von einer Stelle zur andern eilen könne, alſo allgegenwärtig ſei.

Ich habe ſchon darauf hingewieſen, daß ſo viele Erſcheinungen der altägyptiſchen Religion völlig mißverſtanden und falſch gedeutet werden, daß man ſo oft Dinge, die nichts waren als ſexuelle Symbole, für ganz beſondere Kultandeutungen gehalten habe. Nun muß es aber doppelt befremden, daß die richtige Erkenntnis des rein ſexuellen Charakters jener rätſelhaften Darſtellungen doch zu ganz falſchen Schlüſſen geführt hat. Unbedingt verwerflich iſt es aber, wenn gefliſſentlich die richtige Tatſache falſch dargeſtellt und benutzt wird, um für eine ſchmutzige Sache Propaganda zu machen. Das iſt aber der Fall, wenn eine Clique, die mit Eifer und ohne beſonders wähleriſch in der Auswahl der Mittel zu ſein, immer beweiſen will,

daß das sogenannte dritte Geschlecht nicht nur daseinsberechtigt, sondern eigentlich das bevorzugte sei. Man hat mit großer Kühnheit den Versuch gemacht, aus diesen Götterbildern den Beweis zu konstruieren, daß auch bei den alten Ägyptern das dritte Geschlecht schon als ein ganz besonders bevorzugtes göttliche Verehrung genossen habe, so daß man sogar die Götter androgynisch dargestellt habe. Es kann einer solchen Unterstellung garnicht genug entgegengetreten werden. Die Sache ist doch wahrlich zu durchsichtig, als daß sie einer ernsten wissenschaftlichen Widerlegung würdig wäre, und daß sie in ein wissenschaftliches, wenn auch noch so fadenscheiniges Mäntelchen gehüllt wird, das macht sie nicht gerade sympathischer. Schließlich kann man auch die vielarmigen indischen Götterbilder noch geflissentlich mißverstehen und für bestimmte Zwecke ausschlachten wollen. Vor allen Dingen aber würde, selbst wenn die Annahme, man habe das Zwittertum durch die Götterbilder verherrlichen wollen, richtig wäre, daraus noch lange nicht gefolgert werden dürfen, daß den Ägyptern gerade das Urningtum heilig gewesen wäre. Man hätte es dann doch immer nur mit Hermaphroditen, also körperlich Mißgebildeten zu tun, die absolut nicht für die Lehre des dritten Geschlechts verwendet werden könnten, im Gegenteil nur beweisen, daß ein geschlechtlicher Dualismus vorliege. Nur dieser sollte körperlich ausgeprägt werden. Aber selbst eine Abnormität wie weibliche Brüste am Männerkörper zeigt noch nicht einmal die Absicht der Ägypter den Hinweis auf ein geschlechtliches Zwittertum im Sinne der modernen Apostel der Homosexualität, weil gerade da, wo diese völlig anders zu deutende Darstellung des geschlechtlichen Dualismus vorliegt, immer mit ganz besonderer Betonung die Männernatur in den Vordergrund gerückt ist. Hat man doch auch in Ägypten die unglaublichsten Orgien des Phallusdienstes gefeiert.

Das Weib war sonst grade in Ägypten der wesentlichste Faktor des öffentlichen Lebens; auch des religiösen. Das sexuelle Leben ist deshalb wohl in keinem Lande so ausgeprägt wie im alten Pharaonenreich. Unstreitig hat das Weib sich einer außerordentlichen Freiheit erfreuen dürfen, die es ihm gestattete, statt zu warten, bis es etwa von einem Manne begehrt wurde, einfach selbst die Anregung zum sexuellen Verkehr zu geben. Die jungen

Mädchen gingen völlig nackt einher, suchten aber ihre körperlichen Reize durch allerlei Schmucksachen zu erhöhen, und den Unterleib zierte ein möglichst prächtiger und kostbarer Gürtel. Diese Mädchen, die absolut keine „Kinder" waren, denn mit 11—12 Jahren pflegten sie schon die Ehe zu schließen, liebten es sehr, mit jungen Männern Scherz und Kurzweil zu treiben. Das nahm man ihnen keineswegs übel, denn es galt als das Recht des Weibes, der Sinnenlust zu fröhnen.

Auch die erwachsenen Damen waren so gekleidet, daß von den Reizen ihres Körpers keiner in den Schatten gestellt wurde, Brust Arme und Füße wurden völlig freigelassen, und den übrigen Körper hüllte ein Gewand aus feinster, durchsichtiger Leinewand, die nichts verbarg, sondern viel eher die Formen noch reizvoller hervortreten ließ. Das hatte seinen guten Grund, und keine Religionslehre schrieb Keuschheit und Enthaltsamkeit vor. Im Gegenteil, die Religion förderte vielmehr den Geschlechtsgenuß. Das Weib überließ sich den Freuden des Geschlechtslebens völlig ungeniert; es lockte den Mann, statt sich locken zu lassen, und so selbstverständlich erschien dieses Recht des Weibes, daß die unehelichen Kinder völlig den ehelichen gleichgestellt wurden, und daß es einer Braut keinen Abbruch an ihrem Werte tun konnte, wenn sie auch die reichsten und gewagtesten Erfahrungen auf dem Gebiete des Sexuallebens gesammelt hatte.

Die Gelegenheit, Liebesabenteuer zu erleben, hatte das Weib stets; es konnte als Tänzerin oder als eine Art Hebe sich auch in die Animierstuben begeben und dort Männer, die ihm gefielen, durch besondere Liebenswürdigkeit seinen Wünschen geneigt machen und sie durch berauschende Getränke bis zur höchsten Leidenschaft anregen. Selbst die feinsten Damen liebten es, sich bei den Gelagen, die niemals ohne sie gefeiert wurden, kräftig zu betrinken; galt doch das betrunkene Weib als das schätzenswerteste Objekt des Sinnengenusses. Nicht bloß in Ägypten.

Man fand es auch besonders vergnüglich, gemeinsam zu baden. Mann und Weib zeigten sich dabei völlig unverhüllt, und aus alten Dokumenten ist zu ersehen, welche Orgien dabei gefeiert und sogar in schwungvollen Poesien als das höchste gepriesen wurden. Ja selbst die verschiedenen Situationen, in denen der sexuelle Akt vollzogen wurde, sind bildlich dargestellt, und wenn man darüber selbstver-

ſtändlich auch nicht einmal oberflächlich Andeutungen machen darf, ſo läßt ſich doch ohne weiteres erſehen, daß mit großem Raffinement die Freuden des Geſchlechtslebens geſteigert wurden.

Eine eigentliche Proſtitution gab es dabei nicht. Das Weib dominierte, wenn es auch in der Ehe eine etwas abweichende Rolle ſpielte. Nur von einer religiöſen Proſtitution könnte man wohl reden. Ich meine nicht die im Altertum ſo allgemein verbreitete, ſondern eine ganz ſpeziell ägyptiſche, über die Strabo berichtet. Es wurde das ſchönſte und vornehmſte Mädchen dem Gotte Ammon als Prieſterin gegeben, und obwohl dieſe Ernennung ſchon lange erfolgte, ehe das Mädchen mannbar wurde, beſtand der Prieſterdienſt doch eigentlich in nichts als in religiöſer Proſtitution. Das Kind gab ſich zu Ehren des Gottes allen Männern hin, die hiernach Verlangen trugen, und das ſollen faſt alle getragen haben. Dieſes religiöſe Laſterleben ſetzte das Kind ſo lange mit Eifer und Ausdauer fort, bis ſich die äußeren Zeichen der Mannbarkeit einſtellten. Dann wurde ein Trauerfeſt gefeiert, die Prieſterin verheiratet und die Nachfolgerin in ihr Amt eingeführt.

Wie ſchon geſagt, war dieſe religiöſe Proſtitution ſpezifiſch ägyptiſch; es gab auch noch eine religiöſe Proſtitution, die der Iſis dienſtbar war, die aber nicht aus dem Pharaonenreiche ſelbſt ſtammt, ſondern auf fremde Einflüſſe zurückzuführen iſt und in allen Ländern, in denen die Iſistempel ſtanden, äußerſt ſtark kultiviert wurde, die alſo auch kein ſo hohes Alter aufzuweiſen hat, wie der ſonderbare Kult des Gottes Ammon. Man hatte meiſt in der Umgebung der Tempel kleine Zelte errichtet, die von je einem Weibe in Anſpruch genommen wurden, das ſich dort aufhielt und auf männliche Beſucher wartete. Wenn auch noch ſo viele Weiber vorhanden waren, ſo brauchte doch keines lange zu warten, denn die männlichen Beſucher ſtrömten tagtäglich in Scharen herbei, um die Sehnſucht der Weiber und das eigene Verlangen zu ſtillen. Das war dann allerdings auch echt ägyptiſch und unterſchied ſich ſehr weſentlich von dem ſonſtigen Dienſte in den Iſistempeln, namentlich den ausländiſchen, in denen meiſt ſpekulative Prieſter durch Kuppelei ihren Verdienſt fanden.

Selbſt wenn dieſe Proſtitution über alle Begriffe ausſchweifte, wurde die Ehre der Weiber dadurch keineswegs beeinträchtigt,

ſondern die eifrigen Dienerinnen der Gottheit waren erſt recht gern zur Ehe begehrt und verheirateten ſich viel leichter als tugendhafte Weiber, die es allerdings wohl kaum gab, im ſtrengſten Sinne genommen, überhaupt nicht geben konnte, da ſchon die Ehegeſetze ganz andere waren als die man in der Regel als ſittlich bezeichnet. Beſonders beliebt war es, die eigene Schweſter zu heiraten, denn Geſchwiſterehen waren keineswegs verboten, ſondern galten als die reinſte Form der Ehe. Hatte doch auch die Göttin der Liebe, Iſis, ihren Bruder Oſiris geheiratet.

Man glaubte auch, daß der König das Recht auf alle Weiber, auch auf die Ehefrauen aller Untertanen habe, daß er dies Recht auch nach dem Tode im Jenſeits beſitze. Ich weiß nicht, in welchem Umfange die Könige von dieſem Rechte Gebrauch gemacht haben; ein Bedürfnis kann kaum vorgelegen haben, da ſie ungeheure Harems beſaßen, für die oft auf einmal mehr als 300 Weiber geſchenkt wurden.

Wie die Ägypter überhaupt ihre Götter aus Naturerſcheinungen konſtruierten, ſo war natürlich auch der Nil als ein Gott gedacht, und man kann, ſo abſurd dies auch auf dem erſten Blick erſcheinen mag, nicht über das Weib in der ägyptiſchen Religion ſprechen, ohne des Nils zu gedenken. Der Nil, der in der Tat für das Land eine Art göttliche Schöpfungskraft darſtellt, der Fruchtbarkeit und Reichtum bringt, der durch ſeine Überſchwemmungen weit hinaus den Boden düngt und bereitet, alſo durch etwas zum Segen wird, das eigentlich Verderben bringt, konnte bei dieſer Art Naturreligion — ich will dies Wort hier einmal nicht in ſeinem urſprünglichen Sinne gebrauchen — überhaupt nicht überſehen und übergangen werden. Er konnte aber auch gerade, wenn man das befruchtende und zugleich fruchtbringende Wirken beobachtete, abſolut nicht bloß als eine Gottheit des zeugenden Prinzips verehrt werden, ſondern auch das weibliche Prinzip mußte im Kult Berückſichtigung finden. Deshalb wurde der Nil als Gott perſonifiziert; nicht die träge dahinſtrömenden Waſſermengen, ſondern den Nil ſtellte man ſich als perſönliche Gottheit vor, durch den Strom nur repräſentiert. Wie dachte man ſich nun dieſen Gott? Wir ſprechen auch heutigen Tages noch vom „Vater Rhein“ und ſtellen dieſen nicht als Fluß, ſondern als einen langbärtigen Mann mit Dreizack uſw. dar. Das iſt Allegorie.

Anders sah der Gott Nil der Ägypter aus, und der Nil hat ja auch eine wesentlich andere Bedeutung als der Rhein, und wo das religiöse Empfinden in jeder wirkenden Naturkraft eine persönliche Gottheit erkennt, da handelt es sich nicht um Allegorien, sondern das Volk glaubt, etwas wirklich Bestehendes und Seiendes in seinen Götterbildern konterfeit zu haben. Wie konnte denn der Nil von einem Volke, wie es die Ägypter waren, von einem Volke, das gewohnt war, die Naturerscheinungen genauer zu beobachten und ihnen etwas mehr auf den Grund zu gehen, aufgefaßt werden?

Gerade bei der Abbildung des Neilos wird das Faktum bestätigt, daß in Ägypten bei allen Darstellungen der Gottheiten der sexuelle Gedanke überall vorherrschte, und daß man von diesem Grundgedanken bei der Bewertung der einzelnen Gottheiten ausging. Legt man diesen aber zu Grunde, dann ergibt sich wieder ein sexueller Dualismus. Auf der einen Seite ist der Nil rein maskulin auf der anderen feminin. Das männliche Prinzip ist dadurch gegeben, daß der Strom befruchtet, das weibliche Prinzip dadurch, daß er infolge dieser Befruchtung hervorbringt. Er ist fruchttragend, fruchtbar und zugleich erzeugend, befruchtend oder mit anderen Worten, er ist durch die eigene Befruchtung fruchtbar. Das ist sexueller Dualismus in noch viel weiterem Sinne, als man es sonst zu verstehen pflegt; es ist so ziemlich das Prinzip des Skarabäuskäfers, der ja auch befruchtend und gebärend in einer einzigen Individualität gedacht und deshalb göttlich verehrt war. Wer darin eine Hymne auf den homosexuellen Menschen sieht, der muß entweder durch eine Brille, die nur auf diese Idee gestimmt ist, in die Welt blicken oder ein ganz besonderes Interesse daran haben, falsch zu sehen. Es kommt auch absolut nicht darauf an, ob etwa zu Zeiten, in denen die Leute sittlich verkommen und dem widernatürlichen Laster ergeben waren, gerade dieser sexuelle Dualismus benutzt worden ist, um so eine Art Patronat für das Laster zu schaffen, wie man dies jetzt schändlicherweise nicht für unter seiner Würde liegend erachtet; es kommt auch nicht darauf an, ob einmal irgendeine fanatische Kirchenmoral, die sich, wie dies selbst der Apostel Paulus in seinem Römerbrief tat, über die Verderbtheit der Welt im allgemeinen und das widernatürliche Laster im ganz besonderen ereiferte, gelehrt oder geschrieben hat, die Verehrung des androgynisch gedachten Nilgottes

Tafel XVIII.

Die verschleierte Istar (in Mesopotamien bei Ras-el-ain gefunden).

Istar als Kriegsgöttin (Felsenrelief).

Tafel XIX.

Der Gott Marduk (wurde in Babylon gef.)

Götterhochzeit (Hochzeitszug). (Altarmenische Reliefgruppe.)

Tafel XX.

Abschied und Tod des Adonis und Trauer um ihn.
(Griechischer Sarkophag).

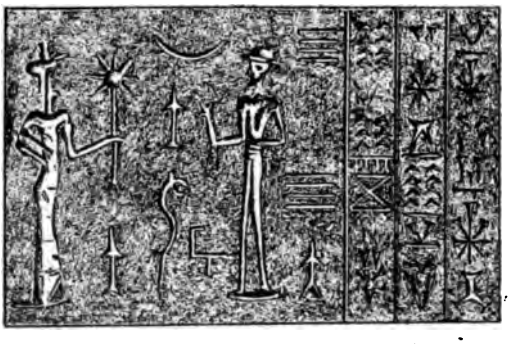
Tod des Tammuz-Adonis (angeblich aus Montfauçon).

Klage der Istar-Venus über den Tod des Tammuz-Adonis
(aus Montfauçon angeblich stammend).

Tafel XXI.

Istar neben Samas (Sonnengöttin).

Istar als Göttin der Jagd (babylonischer Cylinder).
(Brit. Museum.)



Venus Istar mit Morgenstern mit Sim als Neumond.
(Babyl. Siegelcyl. in Rom.)

sei in Wirklichkeit nichts als eine Verehrung des Androgynen, nicht des befruchtenden Nils. Tatsache ist vielmehr, daß man lediglich den Nutzen, den die Befruchtung und Fruchtbarkeit dem Lande brachte, als wesentlichen Anlaß des Gottesdienstes nahm, daß aber gerade das Androgyne oder, wie es hier wohl richtiger heißen will, das homosexuelle ganz gewiß nicht als Quelle besonderer Fruchtbarkeit Anlaß zu dankbarer Verehrung bieten kann.

Man hat nun bei den alten Ägyptern dem sexuellen Dualismus des Nils in Abbildungen dadurch Rechnung getragen, daß man diese Gottheit männlich darstellte, ihr aber stark entwickelte weibliche Brüste gab, aus denen oder, richtiger gesagt, aus deren einer sich ein starker Strom des Segens ergießt. Es ist fast auffallend, daß hier der Phallus garnicht abgebildet ist, daß dieser Gott vielmehr eine Art Lendentuch trägt, durch das schamhaft verborgen wird, was man sonst mit so großer Auffälligkeit hervorgehoben findet. Das ist aber in Wirklichkeit nicht befremdend, da einmal doch das gebärende, oder fruchtbringende Prinzip für die Menschheit weit wichtiger war als das Zeugende oder Befruchtende, und weil ferner Neilos nicht die einzige Gottheit ist, die ohne besondere Betonung des Phallus dargestellt wird. Vor allen Dingen kam es hier aber ganz besonders darauf an, das Fließende und Strömende zu veranschaulichen und zwar durch etwas Fließendes, das zugleich Nahrung und Ernährung ist. Sonst kann über den männlichen Charakter der Neilosbilder kein Zweifel obwalten, wenn sie natürlich auch nicht mit dem mächtigen, wallenden Barte versehen sind, mit dem unsere Zeit die Bilder des Vaters Rhein zu schmücken pflegt. Neilos war ein feinerer Gesell; man trug in Ägypten auch nicht die starken Bärte, die in Norddeutschland des Mannes Zierde darstellen, sondern wickelte den spärlicheren Wuchs zierlich in eine sogenannte Bartscheide, und mit dieser ist auch Neilos dargestellt, also schon deshalb zweifellos männlich.

Mindestens ist aber trotz dieser starken Betonung des männlichen Prinzips in der Neilosfigur doch in diesem Manne zugleich das Weib verehrt, nicht das dritte Geschlecht etwa, das sich aus einer Vereinigung beider Geschlechter ergäbe. Sondern der religiös-sexuelle Begriff des Weibes, den ich schon das Weib in der Religion nennen darf, weil eben die Göttinnen fast ausnahmslos nichts waren, als

eine Personifizierung des rein sexuellen Begriffes, war zugleich mit dem männlichen Neilos Gegenstand der Verehrung. Ich gebe gern zu, daß diese Definition für unsere Vorstellungen, besonders für die religiösen, unverständlich und gesucht erscheint; aber es kommt doch wahrlich hier nicht auf das an, was unsre Zeit sich ausmalt, sondern lediglich auf das, was vor Jahrtausenden im alten Pharaonenreiche Kurs in der Gedankenwelt besaß. Da finden wir aber faktisch, um es wieder paradox auszudrücken, sehr oft das Weib ohne Weib, der Begriff wurde lediglich durch ein bloßes Symbol ausgedrückt und dieses Symbol war heilig, nur weil es das Weib in der Religion bedeutete. Es sei hier lediglich an die heilige Lotosblume erinnert. Warum war sie heilig? Sie war es auch nur als sexuelles Symbol, und als solches trat sie auch beim Totenkult ganz besonders hervor.

Gerade der Totenkult war eins jener Gebiete der altägyptischen Religion, das mit ganz besonderem Eifer behandelt wurde, und sowohl die innerlichste und tiefste Seite der ganzen Religionsübungen darstellte, wie auch die allgemeinste, denn hier gab es keine Trennung zwischen Priester- und Volksreligion, wie doch auch der Tod über alle Menschen seine knochige Hand ausstreckt und keinen verschont, er sei Laie oder Priester. So glaubte man in Ägypten an ein Totengericht, ein richtiges Kollegium. Wir finden in den ägyptischen Mumien, die auf unsere Zeit gekommen sind, einen Teil des äußerlichen Kults, denn auf die Erhaltung des Körpers, der die Wohnung der Seele ist, kam es sehr erheblich an. Im Körper lebte die Persönlichkeit des Toten fort, wenn auch die Seele selbst einem ewigen Schicksal entgegenging, ohne in ihre frühere Wohnung, eben den Körper, zurückzukehren. Die Heimat der Seele war nicht die Erde. Darin stimmte die ägyptische Religion völlig mit anderen Religionen des Altertums überein. Sie war aber doch idealer, weil sie das große Weltgericht lehrte, und zwar in einer Form lehrte, die deutlich ein entwickeltes Erkennen beweist. Wie sehr erinnert an die christliche Lehre „von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten", was die Ägypter lehrten. Die Seele hatte eine schwere und gewissenhafte Prüfung zu bestehen, die in strengster Gerechtigkeit vorgenommen wurde, ohne Ansehen der Person. Den Vorsitz bei diesem letzten Gericht führte der gekrönte Osiris, der die Insignien seiner Gerechtigkeit, der doppelten

und dennoch ewig gleichen Gerechtigkeit besaß. Doppelt war sie nur insofern, als sie entweder eine lobende oder eine strafende war. Schon das ist der Beweis einer höheren, über die irdische hinausragenden Gerechtigkeit, daß sie nicht bloß eine strafende, sondern auch eine lobende war. Wasser des Lebens, aus denen die heiligen Lotosblumen sproßten, umgaben den Thron des ewigen und gerechten Richters. Obwohl nun Osiris schon allein ein gerechter Richter war, standen ihm doch 42 Geister zur Seite, die ihm raten und vielleicht auch die Würde dieses himmlischen Gerichts erhöhen sollten. Diese 42 Beisitzer hatten aber auch eine allegorische Bedeutung, da die Ägypter 42 Todsünden kannten, von denen der vor dem ewigen Gericht Stehende keine begangen haben durfte, wenn er nicht ohne weiteres verworfen werden wollte. Es war also eigentlich jede Todsünde durch einen Geist des Gerichts symbolisiert. Es gab schwere Sünden der Tat und schwere Sünden der Unterlassung. Hierin liegt aber die hohe sittliche Anschauung. Wer nicht der Armen und Witwen gedachte, war der Todsünde schuldig, ja es wurde Nächstenliebe verlangt; wer sie verletzt hatte, der war der Todsünde schuldig. Vor diesem Richterthron mußte der Verschiedene den Reinigungseid leisten; er mußte vor dem göttlichen Gericht, vor dem keine Lüge bestehen kann, schwören, daß er keine Todsünde begangen habe, daß er würdig und rein sei. Doch damit war das Gericht nicht erledigt. Anubis und Horos, von denen der eine mit dem Löwenkopf, der andere mit dem Sperberkopf dargestellt wird — also auch hier eine Betonung des weiblichen und männlichen Prinzips —, wägen Herz und Gewissen. Sie legen beides in eine Wagschale und in die andere kommt die Straußenfeder, die als Symbol der Wahrheit und Gerechtigkeit galt. Wurden die Seele und das Herz zu leicht befunden, dann war der Prüfling verworfen, d. h. der Eingang zum Himmel blieb ihm verschlossen, er mußte zurückkehren ins Elend, und es war ihm Marter und Qual beschieden. Offenbar hat man dabei aber nicht an die Qualen der Hölle mit Feuer und Brand gedacht, sondern an die Martern und Selbstpeinigungen des schlechten Gewissens. Die schuldbeladene Seele kehrte zurück; es war dies die Seelenwanderung, die auch wieder mit dem erhaltenen und einbalsamierten Körper in Verbindung gebracht wurde. Wer aber die Prüfung bestand, der durfte das gewogene Herz zurückbekommen,

und das Lebenswasser wurde über ihn ausgeschüttet. Davon wurde er ein völlig erneutes Wesen, das verjüngt und erneuert einziehen durfte in die ewige Seligkeit. Man dachte sich, wie dies übrigens alle Völker des Altertums taten, das Jenseits als ein über alle Begriffe veredeltes und vervollkommnetes Dasein der Erde. Was hier auf Erden die Lust und Freude bildete, das war im Jenseits vollkommen und ständig. Völker, die von der Jagd lebten, waren der Ansicht, daß das Jenseits ein ewiger Jagdgrund sei, für kriegerische Völker war's die Walhalla, für Orientalen ein Ort ewiger Liebe und Ehe, und die Ägypter stellten sich das Jenseits als ein Eden vor, in dem die ewige Ernte ohne mühevolle Arbeit winkte. Dorthin kam die Seele, aber dort lebte sie im ewigen Lichte, d. h. sie war selbst ewiges Licht, denn sie wurde reine Vernunft und konnte die Gottheiten von Angesicht zu Angesicht schauen. Wie auch das an die christliche Verheißung erinnert: „Denn sie werden Gott schauen!"

Es liegt ein außerordentlich tiefer und poetischer Sinn in dieser Lehre. Wie man sich das himmlische Gericht so ganz nach menschlichem Vorbilde dachte, das ist eine Konsequenz des Götterglaubens an sich, denn da man sich die Götter nach menschlichem Vorbilde geschaffen hatte, sie schließlich auch so schaffen mußte, wenn man sie dem Verständnis der Menschen näher bringen wollte, so mußte man auch ihr Tun so schildern, daß es für menschliches Verständnis faßbar und vorstellbar wurde. Hätte man einfach gesagt, daß die Seelen der Verstorbenen führerlos und nur nach dem Urteil des Osiris entweder die ewige Seligkeit erreichten oder in den Jammer des Erdenlebens zurückkehren müßten, so hätte das Volk sich daraus kein rechtes Bild zu machen gewußt. Die Schilderung des Gerichts in feierlicher Sitzung, das war schon eher etwas für den Volksgeist. Besonders das Wägen von Herz und Gewissen war ein Bild, das poetisch genug war, um die Volksseele zu packen. Wer die vergleichende Religionswissenschaft etwas genauer verfolgt und sich in die Einzelheiten der verschiedenen Kulte weiter vertieft, der wird gerade hier so viele Anklänge nachzuweisen vermögen, wie kaum bei einem anderen Punkte. Wer dächte nicht an die Wage des Gerichts? Wem fiele das bekannte Mene tekel hier nicht ein? „Gewogen und zu leicht befunden!" Es ist die altägyptische Wage,

die im Seelengericht von Anubis und Horos benutzt wurde. Es ist aber selbst im Christentum so vieles, das lebhaft an diese ägyptische Totenlehre erinnert, ja ihr nachgebildet scheint.

Das Abspülen mit dem Wasser des Lebens, aus dem die Lotosblumen sprießen, ist die Neubelebung und Verjüngung für das Reich des ewigen Lebens. Die Lotosblume ist aber nur ein sexuelles Symbol. Die Pflanze lebt im Wasser, und in der Blüte reift der Samen, der aufs Wasser fällt und zur neuen Blume wird, ohne daß er in der Erde Wurzel faßt und sich ans Erdreich schließt, wie dies andere Pflanzen tun. Es ist auch das eine Geburt aus eigener Macht, aus sich selbst, und gerade deshalb ist die Lotosblume auch im Wasser des Lebens gedacht, sie deutet die Wiedergeburt aus sich selbst, die Wiedergeburt aus dem Wasser des Lebens an. Es wäre wohl noch der Erwähnung wert, daß die Ägypter absolute Reinheit im Leben und nach dem Tode verlangten, und daß sie der Meinung waren, ohne diese Reinheit des Handelns könne es auch der Seele nicht gelingen, rein zu bleiben und den Eingang in die ewigen Gefilde der müheloſen Ernte zu finden. Aber auch dabei war in erster Linie an das Äußerliche gedacht. Nicht die moralische Reinheit, d. h. die sexuelle Enthaltsamkeit, die spätere Religionen, insbesondere das Christentum, forderten, war gemeint, denn diese Enthaltsamkeit war mindestens nicht für die Volkskaste vorgeschrieben, sie war schließlich auch nicht denkbar, da gerade der sexuelle Gedanke Basis der ganzen religiösen Anschauung war. Man hat besonders in späteren Zeiten in Ägypten eine furchtbare sittliche Verkommenheit gefunden, die der in anderen heidnischen Ländern in keiner Weise nachstand und durch die Religion viel eher neue Nahrung als ein Hindernis erhielt. Da man Gottheiten für die Zeugung und Geburt hatte, die man doch wahrlich nicht durch sexuelle Enthaltsamkeit ehren konnte, weil ja gerade in solcher Enthaltsamkeit eine Verachtung dieser Gottheiten gelegen haben würde, waren Exzesse in Venere eigentlich schon durch den Kult geboten, und der wilde Phallusdienst, der das ganze heidnische Altertum zeitweilig in einen wahnsinnigen Rausch sexueller Exaltation versetzte, war den Ägyptern ebenso willkommen wie den andern Völkern. Auch die Folge solcher Ausschreitungen ohne Maß und Ziel, die widernatürliche Unzucht, grassierte im Ägypterlande. Sie mag auch vielleicht den sexuel-

len Dualismus der Gottheiten gelegentlich als Entschuldigung benutzt haben, und das wieder ist wohl der Grund gewesen, aus dem Bildhauer satirische Darstellungen schufen, die, wenn man es durchaus herauslesen will, vielleicht so aussehen könnten, als seien wirklich die Götter durchweg Hermaphroditen gewesen, deren weibliche Erscheinung lüsterne Faune anlockt, die dann entsetzt fliehen, wenn sie die männliche Natur der Gottheiten entdecken. Aber auch nicht entfernt kann die Rede davon sein, daß etwa das Hermaphroditentum in der ägyptischen Religion eine Rolle gespielt, oder daß es gar auch nur um eines Fingers Breite das Weib verdrängt hätte.

Das alte Phönizien.

Unter den Religionen der Kulturländer des Altertums darf die phönizische sicher nicht vergessen werden. Nicht allein deshalb, weil Phönizien das interessanteste Land der alten Welt war, weil seine Bevölkerung eine hohe Kulturstufe erreicht hatte und weil diese Religion durch ihren Weiberkult eine eminente Bedeutung hat, sondern auch deshalb, weil die Phönizier das Volk waren, das einen schwunghaften Handel, eine staunenswerte Seefahrt betrieb, in alle Länder des Mittelmeers kam, überall Kolonien anlegte und selbst bis nach Großbritannien und die Bernsteinküste der Ostsee vordrang und überall auch religiöse Einflüsse ausübte. Ägypten, jenes Land, das uns auf Jahrtausende zurück lückenlos seine Geschichte übersehen läßt, dessen hohe Entwicklung wir staunend bewundern, ist geblieben, und wenn es auch seine Bedeutung im Rate der Völker verloren hat, so ist doch das Land und das Volk vorhanden, und seine alten Denkmäler stehen heute noch. Aber Phönizien, das im hohen Altertum eine wichtigere Rolle spielte, das Industrie und Handel beherrschte, und das den vordringenden Weltmächten Persiens so wundervoll Widerstand zu leisten vermochte, das in die alttestamentlichen Zeiten des mächtig aufstrebenden jüdischen Reiches hineinragt, ist verschwunden, Glanz und Macht sind dahingesunken, und unsere Zeit weiß von dem mächtigen und herrlichen Volke kaum viel mehr als seinen Namen.

Und doch ist es wichtig und interessant, von diesem hochent-

wickelten und trotz alledem verschwundenen Volke etwas mehr zu wissen; ich will deshalb wenigstens so viel über die Phönizier mitteilen, wie zum Verständnis ihrer religiösen Lebens-Anschauungen erforderlich ist. Das Land Phönizien, das am Mittelländischen Meere etwa da lag, wo das jetzige Syrien liegt, war ziemlich unwirtlich. Sandig der Boden in der Ebene und wenig bebauungsfähig in den Bergen. Bis zum Berge Karmel dehnte sich das Land nach Süden aus, und nicht viel über 150 Quadratmeilen Flächenraum hatte das ganze Phönizien aufzuweisen. Während nun in ähnlichen gebirgigen Küstenländern meist ein wildes, räuberisches Volk wohnte, war Phönizien von trefflichen Kulturmenschen bevölkert. Die Natur hatte alles getan, um den Bewohnern die Schiffahrt zu erleichtern, aber ihr unternehmender Geist befähigte die Phönizier erst, eine Schiffahrt zu schaffen. Man rühmt ihnen nach, daß sie die Kunst, Schiffe zu erbauen, erfunden hätten. Auch dabei spielt die Mythologie eine Rolle. Der Ruhm scheint wohl auch begründet zu sein, denn mögen die Völker des Altertums durch Zufall entdeckt haben, daß Holz vom Wasser getragen wird, und daß das schwimmende Holz auch Lasten und deshalb den Menschen zu tragen vermag, so hat es wohl wirklich vor den Phöniziern kein Volk verstanden, Schiffe zu bauen, die dem Drucke der Meereswogen standhielten, und die durch die Flut gesteuert und einem sicheren Ziele entgegengelenkt werden konnten. Die Phönizier waren wenigstens die ersten, die mit ihren Schiffen das Mittelmeer beherrschten, und die es wagen durften, durch die „Säulen des Herkules" hindurch den Weg in den unendlichen Ozean zu nehmen und bis an die Gestade Großbritanniens vorzudringen.

Diese kühnen Seefahrer sollen aber auch die nautische Astronomie ausgeklügelt haben, d. h. sie verstanden es, durch die Sternkunde sich auf der öden Wasserfläche zu orientieren. Damit ist aber die Liste dessen, was dieses Volk an Erfindungen und Entdeckungen geleistet hat, noch nicht erschöpft. Die Phönizier erfanden die Buchstabenschrift, sie lernten es, ihre Sprache nach bestimmten Lauten zu analysieren, für diese Laute Zeichen zu erfinden, die zu Worten vereinigt wurden und somit die Möglichkeit gewährten, die Gedanken durch die Schrift zu fixieren und sie für jeden in diese Kunst Eingeweihten erkennbar zu machen. Das ist eine Er-

findung von so eminenter Tragweite und Großartigkeit, daß wir uns kaum noch eine Vorstellung davon machen können. Für uns erscheint das Lesen und Schreiben viel zu selbstverständlich, als daß wir es der Mühe für wert hielten, einmal darüber nachzudenken, was denn eigentlich dazu gehört, auch nur ein einziges Wort in seine phonetischen Bestandteile, die wir Buchstaben nennen, aufzulösen. Auch die Erfindung der Rechenkunst wird den Phöniziern zugeschrieben, ebenso sollen sie die ersten Münzen geprägt und damit ein bequemes Tauschmittel geschaffen haben.

Wenn so oft gesagt wird, daß Handel und auch Industrie den Phöniziern die Herrschaft gesichert habe, so ist dies durchaus berechtigt, mag es auch gewagt erscheinen, von einer Industrie des Altertums zu sprechen. Freilich rauchende Riesenschlote und ratternde Dampfmaschinen, ohne die wir uns eine Industrie nicht mehr vorstellen können, gab es nicht. Aber die Phönizier hatten erfunden, Glas herzustellen und Purpurfarben zu bereiten, und diese Künste übten sie in großem Umfange; die Produkte ihres Fleißes wurden ihre hauptsächlichen Handelsartikel, und das darf man denn doch wohl eine Industrie nennen, denn zielbewußt hat die Arbeit eingesetzt, und in Massen mußten die Glaswaren und die Purpurfarben hergestellt werden, denn Phönizien versorgte mit seinen Produkten, zu denen auch feine Webereien kamen, die ganze damals bekannte Welt, und der flotte Seehandel, den das Volk trieb, vermittelte dann auch den Handel anderer asiatischer Länder. Die Phönizier gründeten aber überall Kolonien, selbst in Ägypten hatten sie Niederlassungen, und diese Gründungen kamen dem Handel ganz außerordentlich zugute.

So klein das Land war, so zerfiel es doch eigentlich in eine ganze Reihe von Staaten, d. h. ähnlich wie im alten Griechenland, bildete jede Stadt mit ihrer Umgebung ein besonderes Reich, das eigene Verfassung und eigene Herrscher hatte. Tyrus, Sidon, Byblus und Brytus waren die mächtigsten, besonders die ersten beiden hatten eine Art Oberherrschaft, weil sich mit ihrer Macht die andern Städte nicht messen konnten. Die Gewalt über diese Reiche ruhte in der Hand der Suffeten, das waren Könige, die aber auch das Geschick besaßen, die Macht und das Ansehen ihre Herrschaft zu erweitern. Tyrus und die dazu gehörende Inselstadt konnte der alles erdrük-

kenden babyloniſchen Macht erfolgreich Widerſtand leiſten; es wurde ſogar fünf Jahre lang von Salmanaſſar vergeblich belagert, und gegen den allmächtigen Nebukadnezar ſchloß Tyrus mit dem König der Juden, Zedekias, ein Bündnis. Die kühne Bluttat der Judith gegen den Feldherrn des Nebukadnezar, Holofernes, iſt eine der wundervollſten Epiſoden jener Zeit. Schließlich fiel Tyrus, das allen Weltreichen Trotz geboten hatte, in die Hände Alexanders des Großen, der Perſien vernichtet hatte und nun auszog, die Welt zu erobern. Auch Alexander der Große hat Tyrus ſieben Monate belagern müſſen, ehe er es überwand. Der Handel ging ſpäter auf Karthago über, und Phönizien, das herrliche Land verfiel in Vergeſſenheit, und alles, was groß und herrlich an dem Volke geweſen, ſtarb dahin. Aber die Völker des Orients machten eine Erbſchaft, die ihnen ſehr willkommen war, die aber für die Phönizier alles andere eher iſt als eine Empfehlung. Das iſt nun leider Weltenlauf, daß ſich die Tugenden und die wirkliche Größe ſo ſchwer übertragen laſſen, daß aber die Fehler und Laſter erhalten bleiben und auf andere Nationen übergehen. Böſe Beiſpiele verderben gute Sitten. Auch in den Religionen, und die laſterhafte Phöniziſche Religion iſt für den ganzen Orient zum Vorbild geworden.

Noch über eine Eigenſchaft des Handelsvolkes wurde viel geſpottet, nämlich über den Hang zum Lügen oder, wie Goethe es bei ſich nennt, die Luſt am Fabulieren. Die Phönizier ſind kühne Reiſende geweſen, aber mit faſt noch mehr Kühnheit banden ſie den Völkern, mit denen ſie in Berührung kamen, ihre abenteuerlichen Reiſeerzählungen auf. Von furchtbaren Meerungeheuern, mit denen ſie ſchauerliche Kämpfe beſtanden haben wollten, wußten ſie zu erzählen. Sie haben ſicher auch die furchtbare Seeſchlange zu ihren Reiſemärchen verwendet, wie die nordiſche Mythe von der Midgardſchlange berichtete. Ihre Erzählungen von angeblich beſtandenen Abenteuern und Gefahren waren ſo haarſträubend, daß ſie auch dem harmloſen Geiſte und der Leichtgläubigkeit der unwiſſenden Menſchen zu bunt erſchienen, und namentlich bei den Griechen waren die „phöniziſchen Lügen“ zum geflügelten Worte ausgebildet, ähnlich wie man bei uns etwas, das man nicht für glaubhaft hält, als Jagdgeſchichte bezeichnet. Die Phönizier waren aber nur ein kluges Volk; ſie logen nicht etwa aus Luſt am Fabulieren, ſondern

taten es aus wohlberechneter Taktik. Sie wußten recht gut, daß andere Völker auf ihre Handelserfolge mit Neid blickten, und daß sie gern die lohnbringenden Seefahrten nachgeahmt haben würden, wenn sie nicht die Furcht vor den Schrecken des unbekannten Meeres davon zurückgehalten hätte. Die Verlogenheit war also wohlüberlegt, und deshalb drängt sich wohl die Frage auf, ob nicht auch in religiösen Dingen die Phönizier nach kluger Berechnung ihren Kult etwas anders gestaltet haben, als dies nach dem Glauben und der religiösen Überzeugung sich ergeben und als notwendig erweisen mußte. Die Phönizier waren immer sehr kluge Leute, die das menschliche Empfinden recht genau kannten und nach dieser Kenntnis ihre Entschlüsse und ihr Handeln einrichteten. Wie sie wußten, daß die Erzählung furchtbarer Abenteuer ängstliche Gemüter abhalten mußten, auf der See den Phöniziern eine unerwünschte Konkurrenz zu machen, so rechneten sie auch mit dem Hange zu Ausschweifungen, der in der Seele der meisten Menschen wohnt, wenn sie einen sexuellen Kultt einführten und den Völkern, mit denen sie geschäftlich in Berührung kamen, als fromme und den Gottheiten wohlgefällige Übung erklärten, die nachahmenswert sei und „gut Wetter" in der Gesinnung der Unsterblichen sichere.

Überall, wo der Kybeledienst ins Ungeheuerliche ausartete, ist der phönizische Einfluß nachweisbar. Selbst im alten Ägypten, wo man der Isis und ähnlichen Göttinnen zwar niemals durch besondere Keuschheit diente, ist der Kult nach diesem Einfluß erst zu Orgien schlimmster Art ausgewachsen. Allerdings ist auch in Phönizien der Kult erst nach und nach zu wüstester Ausschweifung entartet; aber Phönizien ist dabei doch mit dem bösen Beispiel, das bekanntlich auch die besten Sitten verdirbt, vorangegangen. Ursprünglich kannte man nur Gottheiten des guten und des bösen Prinzips, die als Wohltäter oder als Vernichter der Menschen wirkten. Bald aber gesellten sich auch Gottheiten der Zeugung hinzu. Wir haben schon bei der Besprechung der altägyptischen Religion gesehen, daß diese Entwicklung eigentlich bei einer Naturreligion, also einer solchen, die sich Naturkräfte als persönliche Gottheiten vorstellt, geradezu selbstverständlich ist, und daß der Dienst der Gottheiten der Zeugung sich mit logischer Notwendigkeit, wenn man so sagen will, im Rahmen des Ressorts bewegen muß. Es kommt dabei aber immer noch darauf

an, ob die Orgien Mittel zum Zweck oder Selbstzweck unter dem Deckmantel des religiösen Kults sind. Die Grenze läßt sich nicht immer, oder sogar nur recht selten, streng definieren, und dem fern stehenden Beobachter wird in der Regel jede religiöse Orgie als Selbstzweck erscheinen, obwohl festzuhalten ist an dem Grundgedanken, daß zunächst der Dienst der Zeugungsgottheiten, mag er uns auch als eine entsetzliche Ausschweifung erscheinen, den Naturvölkern garnicht als verfänglich oder gar unmoralisch zum Bewußtsein gelangte, weil selbstverständlich das, was man verehrte, nicht zugleich verachtet und geschmäht oder für schändend und entwürdigend gehalten werden konnte. Erst auf einer höheren Kulturstufe, auf der die Menschheit sittliche Werte erkennt, auf der sie selbst Sittengesetze schafft, übersieht sie, was moralisch gut und böse ist, mindestens nach den Ansichten, die sie, sei es auch nur im Interesse der friedlichen und politischen Entwicklung, aufstellen muß.

Der Hauptgott war Baal, der wie der Gott der alten Juden, ein strenger aber gerechter Gott war, der immerhin als ein Wohltäter galt, wie die Sonne, die Leben weckt und Leben erhält, und doch durch ihre dörrenden Strahlen auch Leben vernichten kann. Baal war der Sonnengott, und der Dienst dieses Gottes war blutig und grausam, hatte aber gleichwohl für die Nachbarvölker etwas Anziehendes, obwohl oder gerade weil er Menschenopfer forderte. Schon nach der Bibel wurde das jüdische Volk vor dem grausamen Baalsdienst gewarnt und gezüchtigt, weil es sich doch immer wieder mehr und mehr zu diesem Kult hingezogen fühlte.

Als aber das Weib in die Religion der Phönizier sieghaft seinen Einzug hielt, als man der Baaltis oder Aschera huldigte als der Göttin der Zeugung, Liebe und Fortpflanzung, da trat der Baaldienst hinter den Ascheradienst zurück, und auch der furchtbare Moloch, der Gott der Vernichtung, der versengenden Sonnenglut, dem so zahllose Menschenleben, meist unschuldige Kinder, geopfert wurden, und vor dem sich das Volk in Angst und Entsetzen gebeugt hatte, geriet mehr in Vergessenheit, und mußte sich dem Weibe in der Religion, der sinnenberauschenden Aschera, der Göttin, die das Leben nicht vernichtete, sondern in deren Dienst neues Leben geschaffen wurde, fügen. Aschera hatte es dem Volke angetan, denn Aschera bot ihnen Lust und Freude; Baal und Moloch forderten Blut. Die Wahl konnte

nicht ſchwer fallen, und man lernte, je höher man ſich geiſtig entwickelte, mehr und mehr die Furcht vor dem nimmerſatten Moloch überwinden. Man glaubte nicht mehr recht an ſeine Macht und verlachte ſchließlich das Ungetüm auf tönernen Füßen, das doch nur Menſchenwerk war. Bei der Aſchera lag die Sache ganz anders. Da hatte man es nicht mit dem Gebilde aus Menſchenhand zu tun, denn nicht die ſteinernen Nachbildungen ehrte man, nicht ihnen diente man, und nicht ihnen brachte man Opfer, ſondern ſie waren nur Symbole, und die Gottheit war wirklich: ſie war das Weib. Das ſichtbare, lebendige und gegenwärtige Weib, das war die herrliche Statue dieſer liebenswürdigen Gottheit. Und der Dienſt war leicht und köſtlich, man diente der Aſchera, während man ſich ſelbſt Genüſſe bereitete, die man zu den ſchönſten rechnete, und die von jedem Lebemann immer als die köſtlichſten begehrt und ausgekoſtet wurden. Der Glaube an die Aſchera war real, er galt keinem Phantom, denn er forderte nichts als den Genuß des Weibes, der, wenn er der Aſchera zu Ehren erfolgte, als heilig galt. Man baute dieſer Göttin Tempel, die niemals leer wurden, und man diente ihr auch außerhalb der Tempel.

Wo der ſexuelle Genuß Ritus war, konnte er natürlich auch nicht der Ehre nachteilig ſein. Ein Weib, das ſich dem Dienſte der Göttin hingegeben, ging aus dieſem Dienſte rein in ſeiner Ehre hervor. Die zügelloſe Freiheit des Geſchlechtsverkehrs war für alle Völker, mit denen die Phönizier in Berührung kamen, das Evangelium, das mit tauſend Freuden aufgenommen wurde; es war derjenige Kult, dem ſich kein Volk mehr entziehen wollte. Wir werden dieſen Kult noch bei der Beſprechung anderer Religionen wiederfinden, und es wäre hier vielleicht nicht unintereſſant, zu verfolgen, wie erſt im Laufe der Zeit ſich dieſer Kult ſo weit zu freier Liebe ausgebildet hat, daß er geradezu zum ſittlichen Ruin der ganzen damals bekannten Welt wurde. In viel älterer Zeit war die Gottheit der Liebe keineswegs die Gottheit des ſchrankenloſen ſexuellen Verkehrs. Die Aſtarte, die in Sidon beſonders als Lokalgottheit verehrt wurde, war urſprünglich nicht das Symbol der „heydniſchen Hurerey-Göttin Aſchera", wie ſie alte Schriftſteller mit Vorliebe und auch nicht ohne Grund nennen; ſie war die Göttin der keuſchen Liebe, und man hatte ihr viel eher durch Keuſchheit und Ent-

haltſamkeit gedient, die ſelbſt bis zur Selbſtverſtümmelung ausartete. Das war allerdings weniger phöniziſche als vielmehr phrygiſche Lehre, die ſich in dem lüſternerem Phönizien nicht lange hielt. Das alte Sidon, das ſchließlich Saïda hieß, iſt die älteſte Stadt Phöniziens; es zeigt alſo auch die älteſte Auffaſſung des Weibes in der phöniziſchen Religion.

Später hatte der Aſcheradienſt Phönizien und alle von ihm beeinflußten Lande ſo entſittlicht, daß ſelbſt die gemeinſte Proſtitution nicht mehr ſchändete. Marcus Juſtinianus ſchreibt in ſeiner Weltgeſchichte Buch 18 Cap. 5, nach einer alten Überſetzung: „In der Inſel Cypro im Mittelländiſchen Meer, haben vor dieſen die Jungfern, ſo zum Heyrathen tüchtig, ſich an das Ufer des Meeres verfüget und denen anlandenden Fremden ihre Jungfernſchafft verkaufft, und ſo lange Handel und Gewerbe getrieben, biß ſie ein gut ſtück Geld zur Morgengabe verdienet hatten.“ Cypern war aber phöniziſche Kolonie, und dieſe Entartung des Aſcheradienſtes iſt phöniziſche Kultur geweſen, wie denn auch die anlandenden Fremden in früheſter Zeit phöniziſche Kaufleute waren, die dort ernteten, was ſie geſät hatten. In Cypern fand man es aber ganz natürlich, daß die Bräute ſich durch die Proſtitution das Heiratsgut verdienten, und dieſe alte phöniziſche „Kultur“ lebte länger noch als Phönizien ſelbſt, denn dieſe Art des Erwerbs, als eines nicht ſchändenden Erwerbs, hielt ſich noch, als Cypern unter dem Römiſchen Weltreich der Venus geheiligt galt. Der Name der Göttin war dabei wohl gewechſelt, der Kult aber geblieben. Daß Rom ebenſo wie Griechenland oder indirekt über dieſes hinweg ſtark von Phönizien religiös beeinflußt war, iſt dabei gewiß nicht außer acht zu laſſen. Gerade dieſer Einfluß auf den Weiberkult iſt von beſonderem Intereſſe.

Nun iſt zwar in neuerer Zeit die Exiſtenz einer Göttin Aſchera und ihr Kult beſtritten worden. Man kann aber nicht beſtreiten, daß die Exiſtenz der Aſchera durch alte phöniziſche Inſchriften direkt bewieſen wird. Es iſt da von einer Eſchmun-Aſtarte und von einer Melech-Aſtarte die Rede; jedoch wird dies auf eine Verſchmelzung verſchiedener alter Kulte gedeutet. Dieſe einzelnen Aſtarten ſeien urſprünglich ganz von einander unabhängige Lokalgottheiten geweſen, und erſt die ſpätere Spekulation habe aus allen dieſen Gottheiten, die völlig abweichende Bedeutungen gehabt hätten, die

mystische Ascherafigur geschaffen und ihr einen besonderen Kult angedichtet. Solche Behauptungen sind außerordentlich wohlfeil; aber es läßt sich gerade nicht behaupten, daß sie besonders geistreich seien. Man könnte ebenso gut alle heidnischen Religionen leugnen und sagen, es habe in der ganzen Welt und zu allen Zeiten nur eine Verehrung eines einzigen Gottes gegeben; alle andere Namen seien nur lokale Bezeichnungen desselben Gottes, und eine spätere Spekulation habe aus ihnen das Heidentum geschaffen.

Der Ascheradienst hat als ein orgiastischer Kult bestanden, und sein Ursprung in Phönizien ist unverkennbar. Selbst das Alte Testament erwähnt diesen phönizischen Kult an verschiedenen Stellen ausdrücklich. So heißt es im I. Buche der Könige Kapitel 11 Vers 3—8 von Salomo: „Und er hatte siebenhundert Weiber zu Frauen und drei hundert Kebsweiber; und seine Weiber neigeten sein Herz. Und da er nun alt war, neigeten seine Weiber sein Herz fremden Göttern nach, daß sein Herz nicht ganz war mit dem Herrn, seinem Gott, wie das Herz seines Vaters David. Also wandelte Salomo Asthoreth, der Göttin derer von Sidon, nach und Milkom, dem Greuel der Ammoniter. Und Salomo tat, das dem Herrn übel gefiel, und folgte nicht gänzlich dem Herrn wie sein Vater David. Da bauete Salomo eine Höhe Kamos, dem Greuel der Moabiter, auf dem Berge, der vor Jerusalem liegt, und Moloch, dem Greuel der Ammoniter. Also that Salomo allen seinen ausländischen Weibern, die ihren Göttern räucherten und opferten. Der Herr aber ward zornig über Salomo, daß sein Herz von dem Herrn, dem Gott Israels, abgewandt war, der ihm zweimal erschienen war."

Hier ist also ganz klipp und klar von „Asthoreth, der Göttin derer von Sidon" die Rede. Asthoreth ist aber nichts anderes als Aschera oder Astarte, wie sie in Sidon genannt wurde, und die ich bereits erwähnt habe. Es geht aus dieser Stelle aber hervor, erstens daß Astarte einen besonderen Kult hatte, und zweitens daß Phönizien seinen religiösen Einfluß auch auf Israel ausdehnte. Der weise Salomo „wandelte Asthoreth, der Göttin derer von Sidon nach"; das heißt hier vielmehr, als daß er sie bloß anerkannte und ihren Kult duldete, sondern Salomo baute ihr auf dem Ölberg „Höhen", also Tempel und Stätten des Kults. Diese bestanden fort bis zur Herrschaft des Josia, der sie im Jahre 621 v. Ch. zerstörte. Das ist

hiſtoriſch, und auch das erzählt uns das Alte Teſtament ganz ausdrücklich. Im II. Buch der Könige Kap. 23 V. 13—14 ſteht: „Auch die Höhen, die vor Jeruſalem waren, zur Rechten am Berge des Verderbens, die Salomo, der König Iſraels, gebauet hatte Aſthoreth, dem Greuel von Sidon, und Kamos, dem Greuel von Moab, und Milkom, dem Greuel der Kinder Ammon, verunreinigte der König, und zerbrach die Säulen, und rottete aus die Aſcherabilder, und füllte ihre Stätte mit Menſchenknochen."

Aſthoreth und Aſchera, da iſt es in einem Satze geſagt, in einem Satze, der klar beweiſt, daß die Aſchera, die Gottheit von Sidon, alſo von Phönizien, einen Kult hatte, daß ihr auf dem Berge vor Jeruſalem ein Heiligtum mit Bildern errichtet war. Es iſt wirklich kaum verſtändlich, wie man die Aſchera einfach ins Reich der — Erfindungen verſetzen kann. Geſchieht dies etwa lediglich deshalb, weil man es unbequem findet, deren Kult, der für unſre Begriffe ſkandalös unſittlich war, zu erörtern? Dann dürfte man auch die Cybele, ſelbſt die Aphrodite und Venus nicht zugeben, denn deren Kulte waren keineswegs ſittenreiner; aber ſie wurden ja gerade unter dem Einfluß des Aſcheradienſtes erſt im vollen Maße ſittenlos, und gerade deshalb hat der Aſcheradienſt viel mehr Intereſſe, wie ſtets die Kenntnis der Urſache das Wiſſen ausgiebiger fördert, als die bloße Beobachtung der Wirkung.

Wie Ägypten ſeine wundervolle Mythe von Oſiris und Iſis hatte, gab es in Phönizien die Thammuz-Mythe. Es iſt dieſelbe, die — vielleicht noch weiter ausgebildet — in Babylon Geltung hatte und in beſonderen religiöſen Feſten verſinnbildlicht wurde. Ich werde ihrer deshalb ausführlicher bei der babyloniſchen Religion gedenken. Auch in der Thammuz-Mythe iſt das Weib in der Religion gefeiert.

Das Weib im religiöſen Kult Phrygiens.

Die Phrygier darf man wohl als das älteſte Volk Kleinaſiens betrachten. Die religiöſen Vorſtellungen in der Urgeſchichte dieſes Volkes ſind garnicht bekannt, wie man überhaupt aus Phrygiens Urgeſchichte faſt nichts weiß, ſondern höchſtens Schlüſſe aus ſpäteren Funden ziehen kann. Die älteſten Phrygier haben zwar keine hohe Kulturſtufe aufweiſen können, ſie müſſen aber doch ſchon tech-

nische Kenntnisse und Fertigkeiten gezeigt haben, wenigstens verstanden sie es, den Felsen geschickt zu bearbeiten. Nach Vitraos Angaben haben sie den felsigen Boden durchwühlt und sich völlig unzugängliche Wohnungen geschaffen. Vitrao mag vielleicht übertrieben haben, wenn er die alten Phrygier als eine Art Maulwürfe schildert, die ihr Dasein in Höhlen und unterirdischen Gängen verlebten. Aber es ist keine Frage, daß dies Volk wirklich in vorhistorischer Zeit staunenswerte Energie in der Bearbeitung des harten Gesteins an den Tag gelegt hat; es sind zahlreiche Felsenwohnungen, die man geradezu Höhlenstädte nennen darf, gefunden worden. Warum diese Steinhöhlen geschaffen worden sind, ob sie Schutz gegen feindliche Überfälle bieten oder wilden Tieren den Zutritt unmöglich machen sollten, ist schwer zu sagen.

Die Phrygier haben, soweit die Quellen reichen, kein Heroenaltertum erlebt; keine Sage, keine Mythe berichtet uns, daß aus phrygischen Stämmen Helden erwachsen wären; und der Volkscharakter in historischer Zeit trug den feigen und widerstandslosen Männern die Verachtung der Nachbarvölker ein. Trotzdem soll Phrygien in nebelgrauer, fernliegender Vorzeit eine große Macht und Ausdehnung gehabt haben. Die religiösen Begriffe haben sich dem Völkercharakter, wie dies stets der Fall ist, natürlich auch bei den Phrygiern angepaßt. Keine heroischen Götter, sondern poesievoll erfundene, friedliebende Schäfernaturen im Sinne der deutschen Renaissance. Der Hang zu wunderlichen, mystisch-phantastischen Träumen, der das Volk auszeichnete oder auch beeinträchtigte, je nachdem man die Sache ansehen will, war in den Göttern verkörpert. Der Phrygier war wohl das Gegenteil des kühn unternehmenden und wagenden Phöniziers; er unterschied sich aber auch ganz wesentlich von dem eigentlichen Hellenentum. Während bei diesem die Erotik als Beweis überschäumender physischer Kraft, als integrierender Bestandteil des heitern, frohen Lebensgenusses galt, war der Phrygier älterer Zeit viel eher keusch und enthaltsam, und das waren ursprünglich auch seine Gottheiten.

Ganz anders wurde die Cybele bei den alten Phrygiern gedacht als bei den meisten übrigen Völkern die Göttinnen der Liebe. Der keusche Marsyas war als ständiger Begleiter der Göttin schon eine gewisse Garantie für deren sittenreinen Lebenswandel. Die

Tafel XXII.

L. v. Leyden: Lot und seine Töchter.

niſche Kenntniſſe und Fertigkeiten gezeigt haben, wenigſtens verſtanden ſie es, den Felſen geſchickt zu bearbeiten. Nach Vitraos Angaben haben ſie den felſigen Boden durchwühlt und ſich völlig unzugängliche Wohnungen geſchaffen. Vitrao mag vielleicht übertrieben haben, wenn er die alten Phrygier als eine Art Maulwürfe ſchildert, die ihr Daſein in Höhlen und unterirdiſchen Gängen verlebten. Aber es iſt keine Frage, daß dies Volk wirklich in vorhiſtoriſcher Zeit ſtaunenswerte Energie in der Bearbeitung des harten Geſteins an den Tag gelegt hat; es ſind zahlreiche Felſenwohnungen, die man geradezu Höhlenſtädte nennen darf, gefunden worden. Warum dieſe Steinhöhlen geſchaffen worden ſind, ob ſie Schutz gegen feindliche Überfälle bieten oder wilden Tieren den Zutritt unmöglich machen ſollten, iſt ſchwer zu ſagen.

Die Phrygier haben, ſoweit die Quellen reichen, kein Heroenaltertum erlebt; keine Sage, keine Mythe berichtet uns, daß aus phrygiſchen Stämmen Helden erwachſen wären; und der Volkscharakter in hiſtoriſcher Zeit trug den feigen und widerſtandsloſen Männern die Verachtung der Nachbarvölker ein. Trotzdem ſoll Phrygien in nebelgrauer, fernliegender Vorzeit eine große Macht und Ausdehnung gehabt haben. Die religiöſen Begriffe haben ſich dem Völkercharakter, wie dies ſtets der Fall iſt, natürlich auch bei den Phrygiern angepaßt. Keine heroiſchen Götter, ſondern poeſievoll erfundene, friedliebende Schäfernaturen im Sinne der deutſchen Renaiſſance. Der Hang zu wunderlichen, myſtiſch-phantaſtiſchen Träumen, der das Volk auszeichnete oder auch beeinträchtigte, je nachdem man die Sache anſehen will, war in den Göttern verkörpert. Der Phrygier war wohl das Gegenteil des kühn unternehmenden und wagenden Phöniziers; er unterſchied ſich aber auch ganz weſentlich von dem eigentlichen Hellenentum. Während bei dieſem die Erotik als Beweis überſchäumender phyſiſcher Kraft, als integrierender Beſtandteil des heitern, frohen Lebensgenuſſes galt, war der Phrygier älterer Zeit viel eher keuſch und enthaltſam, und das waren urſprünglich auch ſeine Gottheiten.

Ganz anders wurde die Cybele bei den alten Phrygiern gedacht als bei den meiſten übrigen Völkern die Göttinnen der Liebe. Der keuſche Marſyas war als ſtändiger Begleiter der Göttin ſchon eine gewiſſe Garantie für deren ſittenreinen Lebenswandel. Die

Tafel XXII.

L. v. Leyden: Lot und seine Töchter.

Tafel XXIII.

Etruskischer Spiegel Aphrodite u. Adonis.

Sumerische Göttin.

Tafel XXIV.

Opferung der Iphigenia. (Wandgemälde aus Pompeji.)

Priesterin der Athene von Antenor.

Tafel XXV.

Der Raub der Proserpina durch Pluto. (Statue von Bernini.)

ſonſt überall ſo ſinnlich und ausſchweifend angenommene Cybele hätte in phrygiſcher Darſtellung vielleicht ſogar in unſerem geprieſenen Zeitalter heuchleriſcher Prüderie ein polizeilich abgeſtempeltes Führungsatteſt und nebenbei den Tugendpreis erhalten. Von Marſyas wußte man, daß er außer der Keuſchheit, durch die er ſelbſt den Joſef im Ägypterlande noch in den Schatten ſtellen konnte, auch die edle Muſika pflegte. Er blies die Flöte mit ſolcher Virtuoſität, daß ſelbſt Apollo neidiſch auf ihn wurde und ihm einen muſikaliſchen Wettkampf vorſchlug. Marſyas willigte ein, und ſchon hatte er alle Anwartſchaft auf die Siegespalme, als Apollo durch die Macht ſeines Geſanges doch noch den Sieg errang, denn gegen dieſe Kunſt vermochte Marſyas mit ſeiner Flöte doch nicht aufzukommen. Nun war aber vereinbart, daß der Sieger dem Überwundenen die Haut abziehen dürfe, und Apollo ließ ſich dieſes Recht, durch das er den gefährlichen Rivalen beſeitigen konnte, nicht kürzen. Marſyas wurde alſo geſchunden, und Cybele trauerte um den armen Begleiter. Es iſt dies die Oſirismythe der Ägypter ins poetiſch harmloſe überſetzt; derſelbe Gedanke, der ſich in allen alten Religionen wieder finden läßt.

Harmlos und poeſievoll war die ganze Religion der Phrygier; aber ſie blieb es nicht. Phöniziſche Einflüſſe und vielleicht auch die wachſende eigene Sinnlichkeit machten ſich mehr und mehr geltend, und ſtatt des keuſchen ſinnigen Marſyas wurde der ausſchweifende und ſinnliche Atys ſtändiger Begleiter der ebenfalls nicht mehr tugendreichen ſondern im höchſten Grade laſterhaft gewordenen Cybele oder Agdiſtis, und der Kult der Göttin artete mehr und mehr in wüſte Orgien aus, ſo daß er dem phöniziſchen an Schamloſigkeit ſicherlich nicht nachſtand, ihn höchſtens noch übertraf. Hatte man ſich den Marſyas als Begleiter der Cybele keuſch vorgeſtellt, wie er in unſchuldsvoller Fröhlichkeit vor der Göttin der Flöte wundervolle, liebliche Weiſen entlockte, ſo gab es auch bei dem ſpäteren Cybelekult muſikaliſche Genüſſe. Aber nicht der freundliche Gott ſchuf ſie, ſondern die huldigende Menſchheit ließ eine wilde, ſinnberauſchende Muſik ertönen, die von fanatiſchen und exaltierten Tänzen begleitet wurde. Dieſe Tänze und die Muſik fachten die ſinnliche Leidenſchaft zu wildeſter Raſerei an, und die Feſte der Cybele waren bis zum Wahnſinn geſteigerte ſexuelle Exzeſſe.

Die Mythe von der Cybele und dem Atis war dann genau die

des Adonis. Dessen Tod wurde von der Göttin betrauert, und wenn Atys aus dem Schattenreich zu der Geliebten zurückkehrte und das neue Hochzeitsfest feierte, dann paarten sich auch die Feiernden in wilder Lust, und es gab keine Schranke, keine Grenze, die der flammenden Siedehitze gesetzt worden wäre. Weder die Bande der Freundschaft noch die der Familie wurden respektiert, sondern Männer und Weiber gesellten sich, wie es der Zufall fügte. Höchstens konnte man bei der Auswahl des Partners den Zufall etwas unterstützen und sich vereinen, wem man gerade besonders zugetan war. Das nahm die liebestolle Göttin, der doch gerade das wilde Liebesspiel als Ressort unterstellt war, und die Liebesintriguen ebenso schützte wie legitime Bande, auch nicht übel. Dies war aber sicherlich erst in viel späterer Zeit der Fall, als die Phrygier längst aufgehört hatten, ein freies, selbständiges Volk zu sein, denn in ihrer Blütezeit haben sie den Cybeledienst sicherlich außerordentlich ernst genommen und sind sich des Unsittlichen ihres Kults sicherlich nicht bewußt gewesen.

Eine sehr auffällige Erscheinung waren die Galli. Das sind Priester des Cybeledienstes gewesen, die nicht etwa den Kult nur zum Vorwand für ein sinnliches, lasterhaftes Leben benutzten, wie dies oft bei der Priesterschaft anderer Völker beobachtet werden konnte, sondern sie gingen in ihrer religiösen Pflicht förmlich auf und gerieten so in Ekstase, daß sie sich selbst entmannten, um das Göttliche rein in sich aufnehmen zu können. Diese Entmannungen erfolgten nicht etwa in der Raserei des sexuellen Affekts, sondern in einem dauernden Zustande religiöser Ekstase, in einem Verzückungszustand, der eigentlich am besten und reinsten den engen Zusammenhang zwischen religiösem und sexuellem Empfinden zeigt. Das Entmannen oder die Selbstverstümmelung war bei den Gallis kaum etwas anderes als die Askese bei den ersten christlichen Anachoreten, die auch die Schlacke des geschlechtlichen Begehrens und Empfindens von sich abstreifen zu müssen glaubten, um nur noch für das religiöse Denken, Verlangen und Fühlen Raum zu behalten, eine Absicht, die theoretisch vielleicht diskutabel sein mag, praktisch aber gründlich zu Wasser wurde, weil das Grübeln sich in der Einsamkeit auf sexuelle Dinge in dem Maße richtet, in dem man trachtet, davon frei zu werden. An sich ein ganz selbstverständlicher innerer Vorgang.

Die Galli hatten nun aber, wenn sie der Göttin der sexu-

ellen Zeugung dienen wollten, schon deshalb allen Grund und allen Ansporn, diesem Problem, nämlich den Wundern der Erhaltung der Art, nachzusinnen, und wenn sie es dabei für geboten hielten, sich selbst zu kastrieren, so ist das immerhin ein etwas seltsamer Weg, einmal der Göttin dieses Ressorts zu dienen, und ferner sich rein genug für die Einwirkung des Göttlichen zu machen. Das mag aber sein, wie es will, jedenfalls wurden die Galli als Heilige verehrt, und das Volk hielt sie für eine Art Propheten, die ihre Inspirationen von der Göttin selbst erhielten und deshalb mehr als dies selbst den klügsten Menschen möglich ist, in die Zukunft zu blicken und Rat in allen schwierigen Fragen des Lebens zu erteilen vermochten. Auch das läßt doch nur den einen Schluß zu, daß man sich die Cybele keusch und sittsam dachte, denn nur, wenn sie diese Eigenschaften der Tugend besaß, konnte ihr daran liegen, daß ihre Priester sich des geschlechtlichen Triebes und ihres sexuellen Vermögens freiwillig entäußerten, ehe sie mit ihr in nähere Unterhaltung treten durften.

Den Wechsel der Zeiten, Sitten und Anschauungen kann man ganz vortrefflich an den Galli-Priestern studieren. In den ältesten, wenn man es so nennen will, in den harmlosen Zeiten wurden diese Priester hoch verehrt, und das Volk suchte, ihnen nachzueifern. Bei den Festen erschienen die Galli in großer Menge; es waren etwa 300 vor dem Hauptheiligtum der Göttin versammelt. Das lange Gewand in der Farbe der Unschuld hüllte ihre Glieder ein, und das Haupt war mit einer Art Hut bedeckt. Diese Priester standen unter der Führung eines Oberpriesters, der ein purpurfarbenes Gewand als besondere Auszeichnung trug, und dessen Haupt eine Tiara zierte. Aus dem ganzen Lande strömten die Einwohner zu dem Feste ihrer so wichtigen Göttin herbei, und mit rauschender Musik und fantastischen Tänzen, die vielleicht etwas an die grotesken und leidenschaftlichen Tänze der Derwische erinnerten, wurde der Kult begangen. Die Männer gerieten mehr und mehr in religiöse Verzückung, und nicht selten schritten große Mengen zur Selbstentmannung, so daß der blinde Wahn zu einer sozialen Gefahr wurde und den König Abgarus veranlaßte, diese Art der Huldigung der Göttin Cybele strengstens zu verbieten. Wer sich selbst entmannte oder einen anderen Fanatiker entmannte, oder wer sich im religiösen

Taumel entmannen ließ, dem sollte die Hand abgehauen werden. Jedenfalls beweist diese Art des Kults, bei der die höchste Begeisterung zur Kastration führte, eine Gesinnung, die von den späteren, bereits erwähnten Ausschreitungen, himmelweit entfernt war. Man verehrte die Cybele nicht dadurch, daß man sich selbst durch weitestgehende sexuelle Vermischung in geiler Wut Genüsse schaffte, von denen man glaubte oder zu glauben vorgab, daß sie der Göttin Freude machten.

Lucian schildert in seinem Werke „De dea Syria" den Cybelekult schon abweichender. In Hierapolis war ein reicher und kostbarer Tempel für die Göttin errichtet. Dorthin wendete sich zu dem großen Cybelefest eine Völkerwanderung aus dem ganzen Orient. Die Galli spielten auch dabei wieder eine große Rolle, und es kamen noch in der Siedehitze Entmannungen vor; aber sie erinnern viel mehr an masochistische und sadistische Exzesse, zu denen sich die bis zur Perversität gesteigerte Erregung auswuchs, als an ein Fortwerfen des vulgär Geschlechtlichen, und die Priester forderten keineswegs keusche Enthaltung, sondern ließen, wie es scheint, jeden nach seiner Fasson selig werden. Es gab da bereits die wüstesten Orgien, und der Tempel war viel eher ein abscheuliches Bordell als ein Heiligtum. Man behauptete deshalb, daß der Name Galli, von dem phrygischen Flusse Gallus hergeleitet sei, dessen Wasser die Eigenschaft besitzen sollte, den darin Badenden mit einer an Paroxysmus grenzenden Begeisterung zu erfüllen oder ihn, ähnlich wie die Jungbrunnen, von denen die Phantasie des deutschen Mittelalters erfüllt war, mit geschlechtlicher Lust und Ausdauer auszurüsten. Wenn das wahr wäre, so würde bei den Galli das Wasser wohl nur die begeisternde Wirkung gehabt haben, wie der Alkohol, oder der Jungbrunnen hätte schon so stark das Sexuelle kräftigen müssen, daß die Priester dann genötigt waren, diese Wirkung durch die Kastration zu paralysieren.

Die Galli standen immer noch so in Ansehen, daß ihr Ruf weit über die Grenzen Kleinasiens bis nach Griechenland, ja selbst bis nach Rom drang, und zwar war ihr Ruf so beschaffen, daß man diese sonderbaren Heiligen in jene Länder rief und sie dort als Priester anstellte. Selbst das delphische Orakel und die sibyllinischen Bücher sollen solche Berufungen empfohlen haben. Aus phry-

giſchen Galli-Prieſtern wurde in Rom ſogar ein Collegium Gallorum eingeſetzt, das zunächſt dem alten Satze „tres faciunt collegium“ widerſprach, weil nur zwei ſolcher Prieſter das Collegium bildeten, bis man ſich entſchloß, die Zahl ſehr zu erhöhen. Ob nun dieſe Phrygiſchen Prieſter keinen ſo einwandsfreien Lebenswandel führten, wie man erwartet hatte, oder ob ſie ſonſt auf eine Art enttäuſchten, mag dahingeſtellt bleiben, wenigſtens ſanken ſie ſehr bald an Anſehen, und ſchon unter den Kaiſern waren ſie ſtark mißachtet. Ja, ſie verloren alle Ämter, die man ihnen vorher anvertraut hatte, und ſanken zu Bettlern herab, die allerdings auch dieſe veränderte Lage nicht niederzudrücken vermochte, denn das Betteln wurde ihnen zur religiöſen Pflicht. Wie ſich anfangs die Galli ſelbſt entmannt hatten, um durch Beſeitigung des ſexuellen Triebes ſich vor der Ablenkung auf irdiſche Dinge und irdiſche Wünſche zu retten, ſo betrachteten die ihrer Ämter enthobenen die Armut als das beſte Mittel, den Geiſt vor Begierden des Gaumens zu retten. Beides gelang aber nur ſehr unvollkommen. Die Kaſtration beſeitigt nicht den ſexuellen Trieb, oft nicht einmal das geſchlechtliche Vermögen, und Armut ſchützt ſicherlich nicht vor dem Verlangen nach Genüſſen. Es war alſo dieſelbe Geſchichte, die man auch ſpäter bei chriſtlichen Mönchen beobachten konnte, als das urſprünglich ſtrenge und harte Mönchsleben einem mehr oder weniger ausgebildeten Laſterleben gewichen war.

Wie es ſcheint, iſt die Verachtung der Galli gerade deshalb eingetreten, weil dieſe Heiligen ſich in Wirklichkeit als ſehr wenig heilig erwieſen. Man hatte längſt kennen gelernt, daß die „Verſchnittenen“ keineswegs die Garantien boten, die man von ihnen erwartet hatte. Zuerſt waren Verſchnittene zu Wächtern der ehelichen Treue gemacht worden, und ſie ſtanden außerordentlich hoch im Kurſe, eben zu der Zeit, zu der die Galli ſich des größten Anſehens erfreuten. Auch außerhalb Phrygiens gab es in vielen Tempeln Prieſter, die Kaſtraten oder Eunuchen waren. Das änderte ſich aber bald, als die überraſchende Entdeckung gemacht worden war, daß die Kaſtraten keineswegs impotent waren. Es heißt hierüber recht bezeichnend bei dem vielgeleſenen alten Schriftſteller J. Doepler: „Nach der Zeit aber ſind die Eunuchi gar gemein worden, daß faſt ein jedes Weib einen ſolchen verſchnittenen Diener haben wollen, welche man-

nigenmahls es so arg getrieben, daß sie die Weiber und Jungfern beschlaffen, und zu Huren gemacht, die sie doch vor andern hüten und bewahren sollen." Basilius Magnus hat wohl zuerst von ihnen so etwas ähnliches geschrieben wie das geflügelte Wort vom dritten Geschlecht; er nahm dabei allerdings sehr vernünftigerweise scherzhaft, was jetzt als höchster Ernst durchgehen sollte. Lucinius, Henel und Firnicus äußerten sich ähnlich, und Terentius verfaßte sogar eine Komödie „Die Eunuchen", bei der er im vierten Akte, 3. Szene sich weidlich darüber lustig macht, daß die Wächter der häuslichen weiblichen Tugend die Weiber gar zu gern hätten. Auch Martial macht sich in seinen Epigrammen weidlich über die Gellia lustig, die sich auch einen solchen Vogel gehalten und mit ihm viel gesündigt habe. „Drum auch manche geile Hure, in Meinung, sie könnte mit diesen gantz sicher das Handwerg treiben, nicht nachgelassen, biß sie einen solchen Vogel zum Aufwärter bekommen."

Die Kastration wurde nach ganz verschiedenen Methoden vorgenommen, und nicht jede Methode führte im vollsten Sinne zum Ziele. Schon im alten Rom kannte man drei Hauptgruppen der Kastraten und nannte sie: Syndones, Castrati und Thlibiae oder Thladiae. Die Syndones waren solche, die schon völlig impotent zur Welt gekommen, also auf alle Fälle durch irgend einen organischen Fehler „entmannt" waren. Als Castrati bezeichnete man die „Verschnittenen", also die durch einen operativen Eingriff ihrer Zeugungsfähigkeit Beraubten. Es gab auch dabei noch Unterarten, denn zuweilen wurde der Genitalapparat so ausgiebig mit dem Messer bearbeitet, daß nur wenige der Operierten mit dem Leben davonkamen. Gerade dadurch stieg der Preis der verhältnismäßig wenigen Überlebenden gewaltig. Wer also einen solchen Kastraten kaufte, der konnte ihn getrost zum Tugendwächter für Frau und Töchter machen, denn der Mann war vollkommen ungefährlich, und da durch eine so gründliche Operation auch der Charakter des Mannes stark beeinflußt, d. h. eine große Reizbarkeit und Verbissenheit erzeugt wurde, war auch nicht zu befürchten, daß der Tugendwächter sich gegen einen fremden Galan freundlich und hilfsbereit erweisen würde.

Waren durch die Operation nur die Geschlechtsdrüsen entfernt,

dann blieb oft die Möglichkeit, den Beischlaf zu vollziehen, bestehen, aber eine Zeugung war ausgeschlossen.

Die Thlibiae waren nicht durch operativen Eingriff, sondern nur durch äußere Einwirkung, also Druck oder Quetschung, entmannt. Das war natürlich eine äußerst schmerzhafte Methode; aber sie hatte noch den weiteren Nachteil, daß sie höchst unzuverlässig war, denn die Entmannung war oft so wenig erreicht, daß der „Entmannte" seine Zeugungsfähigkeit behielt. Natürlich wurden gerade durch solche eigentlich nur scheinbare Kastraten die Männer, die sie zu Wächtern ihrer Weiber machten, bitter getäuscht, und nicht besser erging es den Frauen, die geglaubt hatten, ohne jede Folge mit ihrem Cerberus sündigen zu können.

Der Philosoph Favorinus, der auch ein Eunuche war, wurde beim Ehebruche ertappt, und auch die phrygischen Priester, die ihres Eunuchentums wegen für Heilige gehalten worden waren, wurden auf „verbotenen Jagdgründen" erwischt, und man merkte, daß sie der Cybele und Venus ebenso menschlich dienten wie die Laien, die aus diesem Kult kein Geheimnis machten. Gerade die scheinheilige Heuchelei nahm man ihnen sehr übel, denn sie stand damals noch nicht so sehr in Schwange wie heute, wo sie doch so üppige Blüten treibt. Aus allen diesen Gründen gingen die römischen Kaiser sehr energisch gegen alle Verschnittenen und damit auch gegen die phrygischen Priester vor. Augustus war der erste, der gegen sie ein Gesetz erließ, und Constantin drohte den Eunuchen sogar die Todesstrafe an.

In Phrygien selbst wurde der Cybeledienst nach phönizischem Muster geübt, d. h. er artete in die fürchterlichsten Orgien aus, und mit der Umwandlung des Cybeledienstes erlangte auch die Kastration der Priester eine andere Bedeutung. Ich habe schon gesagt, daß der keusche Marsyas durch den Atys verdrängt worden sei. Über die Herkunft des Atys gab es recht verschiedene Lesarten. Viele lehrten, er sei der Sohn des Phrygiers Calaus, also ein gewöhnlicher Sterblicher; andere erklärten, daß er göttlicher Abkunft sei, und wieder andere nahmen an, er sei ein Sohn der Nana, die als Tochter des Flußgottes Sangarius immerhin eine göttliche Mutter war. Atys sollte aber keinen natürlichen Vater gehabt haben, sondern nur indirekt von einem Vater, und zwar

von Agiſtis, abſtammen. Agiſtis war durch Zauberkünſte ſeiner Zeugungskraft beraubt worden, die in Geſtalt des Mandelbaumes auf der Erde weiterlebte. Von dieſer in einen Baum verwandelten ſexuellen Potenz hatte Nana eine Mandel verzehrt, die ſo wirkte, daß die Flußgottstochter dem Atys das Leben gab. Atys wuchs zu einem ſchönen Knaben heran; aber der Nana war er ein Dorn im Auge, vielleicht fürchtete ſie, daß durch die Exiſtenz des Atys ihr jungfräulicher Ruf gefährdet würde, wenn es auch ſonſt die Göttinnen und Halbgöttinnen nicht ſo genau mit der Legitimität ihrer Nachkommen nahmen. Nana war jedenfalls noch aus der altphrygiſchen Zeit, wo die Sittenreinheit noch hoch im Kurs ſtand. Deshalb wurde Atys ausgeſetzt, und phrygiſche Hirten fanden den bildſchönen Knaben, den ſie bei ſich behielten und aufzogen. Atys wurde immer blühender und immer ſchöner, und die geſamte Weiblichkeit liebte ihn und verhätſchelte ihn, den unehelich geborenen und hilflos aufgefundenen Hirtenknaben; man kannte damals noch keine Standesunterſchiede, und ein Hirt galt ebenſo viel wie jeder andere Mann, vielleicht ſogar noch etwas mehr. Atys war in den Künſten der Liebe oder, wie die ganz Modernen ſagen, im Kampfe der Geſchlechter bereits außerordentlich erfahren und bewandert, als Cybele, die Göttin der Liebe, ihn erblickte und ſich ſterblich in ihn verliebte.

Atys war es ganz zufrieden, die Göttin der Liebe gewonnen zu haben, und er lebte mit ihr in glücklichſter Gemeinſchaft, denn Cybele war nicht mehr die naivharmloſe Göttin, als die man ſie ſich in der Begleitung des Flöte blaſenden und dann von Apollo geſchundenen Marſyas gedacht hatte, ſondern ſie war ganz das liebende und hingebende Weib, das ſie zu ſein ja eigentlich auch durch ihr göttliches Amt verpflichtet war. Der ſchöne Atys aber war dieſer Liebe nicht würdig; er betrog die Göttin, und da dieſe keine Luſt hatte, ſich mit irdiſchen Weibern in den Beſitz ihres Auserwählten zu teilen, griff ſie zu einem Mittel, das ſich eigentlich mit ihrem Reſſort abſolut nicht vereinigen ließ, — ſie entmannte den Atys und machte dadurch ſeinem Lotterleben aber auch ihrem Glück ein jähes Ende. Dieſe Geſchichte nahm man ſpäter als Grund dafür, daß ſich alle Prieſter der Cybele in Phrygien entmannen mußten, als wären ſie ſelbſt begünſtigte aber ungetreue Liebhaber der Göttin geweſen. Man pries

in Phrygien die Göttin Cybele als die Erfinderin der Kastration, ein Ruhm, den Gotefried in seiner historischen Chronik einer anderen Person zuschreibt, wenn er (Teil I, Seite 25) sagt: „Semiramis, des Assyrischen Königs Nini Gemahlin, ein freches unkeusches Weib, soll am ersten erfunden haben, die Knaben, deren Dienstes man sich im Frauenzimmer gebraucht, auszuschneiden."

Das Weib in der phrygischen Religion — durch die Cybele und die Nana ist es in der Atysmythe dargestellt — hat man ebenso wie in den anderen Naturreligionen als ein Symbol der zeugenden und schaffenden Natur erklärt. Die Kastration des Atys soll danach den Eintritt des Winters in der Natur bedeuten. Recht befriedigend klingt das gewiß nicht, denn erstens beraubt doch die Mutter Erde nicht selbst die zeugende Kraft ihrer Fähigkeit, und zweitens wäre durch die Kastration doch das Wiederaufleben dieser Kraft ausgeschlossen. Das Bild des Werdens, Vergehens und Wiedererwachens wäre also recht schlecht wiedergegeben. Der mystisch-wunderliche Grundzug des phrygischen Denkens hat diese Geschichte offenbar garnicht erfunden, sondern nur Überkommenes umgearbeitet. Das Modell ist zweifellos die Adonis-Mythe. Wir finden diese auch in noch späterer Zeit in Phrygien fast unverändert wieder. Da fehlt die Kastration völlig, sondern Atys wird, ganz genau nach dem Vorbild, von einem Eber getötet, und nach längerer Trauerzeit von Cybele ins Leben zurückgerufen.

Dem entsprach übrigens auch die Cybelefeier, wie wir sie in der Zeit des Unterganges ursprünglich phrygischer Eigenart finden. Die ersten Tage waren tiefer Trauer gewidmet. Das Bild des Atys hing an einer Pinie, die abgehauen und in den Tempel getragen wurde. Der dritte Tag brachte das Freudenfest des Wiederauflebens, eine wüste Orgie, die das Hochzeitsfest der Frühlingsnatur bedeutete aber glatt phönizischer sinnlicher Religion entnommen war und genau so auch bei anderen Völkern nach der gleichen Quelle gefeiert wurde.

Das Sündenbabel.

Babylon ist die älteste Stadt des babylonischen Reiches, sie ist aber auch die bekannteste Stadt des orientalischen Altertums, so bekannt, daß Babel und Babylonien für uns moderne Menschen

eigentlich nur ein einziger Begriff ist. Allgemein bekannt ist diese Wunderstadt freilich nur dem Namen, nicht dem Wesen nach, denn in Wirklichkeit wissen nur sehr wenige Leute etwas Positives von Babylon zu erzählen außer etwa von dem schon durch die biblische Geschichte so viel erwähnten Turmbau zu Babylon. Wer dann noch von der Königin Semiramis und ihren hängenden Gärten oder aus der vor mehreren Jahren als Sensation auftauchenden Schrift „Bibel und Babel" zu berichten weiß, kommt sich fast wie ein Altertumsforscher vor. Das hat, wenigstens im landläufigen Sinne, eine gewisse Berechtigung, denn der Ursprung Babels reicht bis in die nebelgrauen Fernen des Altertums zurück und verliert sich im mythischen Dunkel, und schon zu Plinius Zeiten war Babylon, das stolze und mächtige, eine Ruine, deren Trümmerhaufen wohl den phantasiebegabten Beobachter von der vergangenen Pracht und Größe der vernichteten Stadt unterrichteten, sonst aber recht wenig Anhalt für geschichtliche Forschungen boten. Denn eine wissenschaftliche Prüfung der alten Überreste gab es zu jenen Zeiten noch nicht, und erst in unseren Tagen sind äußerst wichtige Aufklärungen gelungen, wenn auch die neue Forschung nicht vor Irrtümern und falschen Deutungen geschützt ist. Eine Begriffsvorstellung machte man sich aber stets von dem Leben und Treiben im alten Babylon; man stellte es sich vor als einen Ort sittlicher Verwahrlosung. Aus dem moralischen Sumpfe steigen die giftgeschwängerten Gase empor und ersticken alles in der Umgebung durch ihr die Sinne benebelndes Miasma. So spricht man von einem Spreebabel oder Seinebabel, wenn man das tiefe sittliche Niveau von Berlin oder Paris recht drastisch bewerten will. Wer denkt aber wohl darüber nach, daß im alten Babylon ein Volk wohnte, groß in seinem Wissen, groß in seiner Kultur, herrlich und stolz und die Völker jener Zeit weit überragend? Wer denkt daran, daß mit Babylon eine Welt dahingeschwunden ist, die so glänzend, so zivilisiert und so großartig war, daß sie unserer heutigen Zeit nicht viel nachgab. Babylon, das Zentrum des Wissens, der Technik und schließlich auch der sittlichen Verkommenheit. Babylon selbst ein Mene Tekel für alle Zeiten, von dem wir heute noch lernen dürfen und lernen sollten, wenn wir nur überhaupt uns um dieses stolze Babel kümmerten, wenn wir nur seine Geschichte, seine Bedeutung und seine Überkultur studieren wollten!

Studieren mit dem ernſten Streben, das, was dort geſündigt worden iſt, was dort zum Untergang führen mußte, zu vermeiden, und das, was ſchön und herrlich war, beſſer zu machen, beſſer inſofern, als man die Fehler der Babylonier vermeidet.

Die Geſchichte des Turmbaus iſt wahr. Es iſt wohl wirklich der Verſuch gemacht worden, einen Turm von noch niemals erreichten Dimenſionen zu erbauen. Wir finden noch jetzt in den Trümmern der ſeit mehr als 2 Jahrtauſenden verfallenen Stadt die gewaltigen Ruinen dieſes Turmes, denn daß die jetzt Birs Nimrod genannten Ruinen die des in der Bibel erwähnten Turmes ſind, kann wohl ſchwerlich beſtritten werden. 700 Meter Umfang hat der Turm gewiß gehabt, das läßt ſich heute noch erkennen, und auch jetzt haben die Ruinen noch eine Höhe von 46 Metern. Der Turm ſoll 192 Meter hoch und wirklich das höchſte Bauwerk geweſen ſein, das damals erbaut worden iſt. Erſt Nebukadnezar hat dies Rieſenwerk vollendet, das ein Heiligtum des Zeus Belos war.

Die bibliſche Erzählung des Turmbaues mit allen ihren Einzelheiten iſt dagegen kein Faktum von hiſtoriſcher Wahrheit. Daß eine Sprachverwirrung die Vollendung des Baus unmöglich gemacht habe, trifft einfach nicht zu, denn der Turm iſt ſo, wie er geplant war, vollendet worden. Will man aber die bibliſche Erzählung als das gelten laſſen, was ſie wirklich iſt, nämlich als eine Allegorie, ſo iſt ſie ſchon eher als wahr zu bezeichnen. Die Fabel des Turmbaus iſt dann allerdings nur ſo aufzufaſſen, wie wir das Sprichwort, es ſei ſchon dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel hineinwachſen, anwenden. Wir meinen damit ganz einfach, daß der Menſch ſich nicht höher zu erheben vermöge, als es Menſchenſchickſal ſei, zu ſteigen. Nur ſo darf der Turm, der bis zum Himmel geplant geweſen ſein ſoll, verſtanden werden. Wer die Geſchichte Babylons kennt, der wird wohl ſchließlich zugeben können, daß der Vergleich recht gut paßt.

Das alte Babylon, das natürlich nicht mit dem babyloniſchen Reiche, deſſen Metropole es war, verwechſelt werden darf, hatte eine ungeheure Ausdehnung. Der Flächeninhalt, der von ſeinen Mauern umſpannt war, iſt ſicher viermal ſo groß geweſen als der von London. Die Mauern waren ſo ſtark, daß ſie vielleicht unſeren modernen Geſchützen ſtand gehalten hätten, denn obwohl

sie doppelt mit Häusern oder Türmen bebaut waren, blieb der freie Raum immer noch so groß, daß vier Gespanne nebeneinander auf der Mauer traben konnten. Wie weit die Technik entwickelt war, das beweist wohl die Tatsache, daß unter dem Euphrat, der die Stadt teilte, ein Tunnel gegraben war, der die beiden Stadtteile verband, die allerdings auch über Wasser durch mehrere Brükken verbunden waren. An und für sich war aber die Anlage der Stadt zu beiden Seiten des Euphrat nicht sehr glücklich, ja sie erwies sich 538 v. Chr. sogar außerordentlich verhängnisvoll. Kyros soll nämlich diesen Umstand benutzt haben, um die gewaltige Stadt zu überfallen und zu erobern. Als in der Riesenstadt ein großes Fest gefeiert wurde, leitete Kyros den Euphrat ab, das Flußbett wurde trocken gelegt, und es war dem Feinde leicht, auf diesem Wege in die Stadt zu dringen und sie zu unterwerfen, zumal die Bevölkerung sich der Festfreude hingab und nicht an eine ernste Waffentat dachte. So unwahrscheinlich es klingt, daß man in Babylon das Versiegen des Flusses nicht bemerkt haben sollte, so glaubhaft erscheint dies, wenn man bedenkt, wie es bei diesen Festen herging. Schon aus religiösen Gründen waren die wüstesten Orgien in Babylon durchaus gebräuchlich und fast alltäglich; bei besonderen Festen ging es natürlich erst recht hoch her. Was man durch den religiösen Kult sich angewöhnt hatte, das tat man bei den profanen Festen freudigen Herzens zum Vergnügen. Man glaubte eigentlich nicht mehr recht an die alten Götter, dazu war man zu aufgeklärt, man glaubte überhaupt an nichts als an die eigene Größe und Herrlichkeit, und Nebukadnezar war der Ansicht, daß er mehr sei als alle Götter zusammen, mehr aber auch als alle Menschen, daß er eben selbst ein Gott sei, und er verlangte, daß er als Gott angebetet werde. Das war der geistige Turmbau zu Babel, der zum Untergang führen mußte, weil die Babylonier jeden Maßstab verloren hatten und in ihren wahnsinnigen Übermut ins Verderben rannten. Doch zu den Anfängen Babylons zurück.

Ursprünglich war die Religion, wenn sie auch auf der Basis des sexuellen Gedankens aufgebaut war, doch innig und wahr. Die Hauptgöttin war Istar, die auch ursprünglich eine reinere Bedeutung und Verehrung genoß als später, wo sie die Göttin der freien Liebe, die Göttin sexueller Orgien wurde. Ursprünglich wurde sie

mehr als Göttin des Lebens und des Todes verehrt. Auch das reinere Bild war der Naturbeobachtung entlehnt und eigentlich eine poetische Symbolik des Wechsels der Jahreszeiten. Der Tod ist die winterliche Zeit, das Leben der Frühling. Und ganz wie in der altägyptischen und selbst in der phrygischen Mythologie wurde aus dieser Naturbetrachtung ein göttlicher Roman entwickelt, da Istar natürlich auch als eine menschlich fühlende Göttin nicht unempfindlich gegen Herzensregungen gedacht werden konnte. Es ist immer derselbe Gedanke in den alten Religionen; nur die Götternamen ändern sich und natürlich auch das Lokalkolorit. Freilich ist dabei oft die Beeinflussung durch andre Völker erkennbar. Tammuz, der Geliebte der Istar, ist gestorben und in die Unterwelt abgefahren. Istar trauert um seinen Tod und beschließt, ihn zu sich zurückzuholen. Da steigt sie hinab in das dunkle Reich des Todes, aus dem es sonst kein Wiederkommen gibt. Sie will dort das Wasser des Lebens schöpfen, das die Geister der Verstorbenen für das Leben im Reiche der Unterwelt erweckt, und will damit ihren Tammuz auf Erden erwecken, daß sie ihn habe und behalte. Der Gedanke war groß, seine Ausführung schwer, ja eigentlich unmöglich, weil es aus dem Reiche des Todes keine Wiederkehr gibt. Auch Istar wird im Reiche des Schattens aller irdischen Habe entkleidet, und die Beherrscherin des Totenreichs plagt die Vorwitzige mit schweren Leiden. Auf der Erde herrscht Not und Elend, Öde und Leere. Denn sie fehlt, die des Lebens Licht war, die Göttin der Liebe und des Lebens ist von der Erde verschwunden, und mit ihr sind Leben und Liebe dahin. Das ging nicht, das war gegen die göttliche Schöpfungsidee, nach der die Erde sich bevölkern sollte. Deshalb gibt der Gott Ea, dem auch die Königin des Schattenreiches gehorchen muß, den Befehl, daß Istar freigelassen werde und auf die Welt zurückkehre. Nun erst konnte die Lichtgöttin auf der Welt weiter wirken, nun erst erwachte die Erde zu neuem Leben.

Diese Mythe ist tief poetisch; aber sie ist auch eigentlich nichts spezifisch Babylonisches, denn sie findet sich ganz ähnlich bei fast allen alten Religionen wieder. Nun ist aber in Babylon gerade diese Mythe zu einem ganz entsetzlich sittenlosen Kult ausgestaltet worden. Man hat stets genau festzustellen, welcher Zeitperiode eine religiöse Anschauung angehört, denn nur dadurch

ist man in der Lage, den Weizen von der Spreu zu sondern, und man wird dann auch ohne besondere Mühe feststellen können, in welcher Weise sich die einzelnen Gedanken weiter entwickelt haben, oder, was in der Regel dasselbe ist, wie auch die reinsten und idealsten Ideen im Laufe der Zeit entarteten, wie an die Stelle der ehrfurchtsvollen Anbetung die sexuelle Orgie oder im „besten Falle" doch mindestens eine Auslegung und ein Dogma treten, die meist so ziemlich das Gegenteil des ursprünglichen Gedankens darstellen. Das tritt bei allen Religionen — ich will ausdrücklich keine einzige ausnehmen — so klar zutage, daß man, wollte man nur die Erscheinungen des religiösen Lebens berücksichtigen, für einen derartigen Wechsel keine Erklärung finden würde. Sobald man aber die Religion nur als eine Teilerscheinung des ganzen öffentlichen Lebens betrachtet, finden sich überall die Schlüssel zu dem Rätsel. Auch im alten Babylon.

Es wäre völlig verfehlt, wollte man den Ausdruck „Sündenbabel" auf die ganze babylonische Geschichte ausdehnen. Babylon hätte die herrschende Stelle wohl niemals erreicht, wäre es von Anfang an der Ort der sittlichen Verwahrlosung gewesen, zu dem es sich erst im Stadium seiner höchsten Entwicklung entfaltete. Ja, es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß der sittliche Verfall erst die Ursache des politischen Verfalls gewesen ist. Mit dem sittlichen Verfall pflegt die Entartung der religiösen Anschauungen völlig gleichen Schritt zu halten, das eine Moment ist oft eine direkte Folge des anderen; dies ist aber keineswegs immer notwendig, übrigens auch selten mit voller Schärfe nachzuweisen, und die Annahme, daß die religiöse Glaubensstärke nachlasse, weil die Menschen sittlich verderben, hat dieselbe Berechtigung wie die umgekehrte Ansicht, nach der der moralische Zusammenbruch erfolge, weil der religiöse Halt fehle. Eins ergibt sich wohl aus dem anderen. Es kommt aber auf derartige Feststellungen erfreulicherweise garnicht an, wenn es sich nicht mehr darum handelt, eine bestimmte Tendenz zu vertreten als um die einfache Erwähnung und Konstatierung historischer Tatsachen.

Die babylonisch-assyrische Religion ist eine der ältesten, so alt, daß wir trotz aller Kenntnis altbabylonischer Verhältnisse doch über die wichtigsten Details der ältesten Religionsanschauungen stark im

Dunkeln irren. So viel aber läßt sich mit vollster Sicherheit behaupten, daß die altbabylonische Religion gewiß keinen Anhalt bietet, den Ausdruck „Sündenbabel" schon auf das altbabylonische Reich anzuwenden oder, was wohl noch richtiger ist, auf die alte Stadt, selbst wenn man Babylon und Borsippa als eine Einheit betrachten wollte, was wohl später, nicht aber in der ältesten Zeit zutreffend sein würde. Die Weltschöpfungsmythe im alten Babylon stimmt sehr auffallend mit der biblischen Kosmogonie überein, eigentlich freilich nicht auffallend, denn es ist selbstverständlich, daß die Berichte über die Schöpfung der Welt überall so ziemlich dieselben sind. Plutarch schon sagt sehr treffend: „Wie Sonne und Mond, Himmel und Erde und Meer allen Menschen gemein sind und nur bei anderen Völkern anders genannt werden, so gibt es nach der Verschiedenheit der Völker verschiedene Benennungen und Verehrungen jenes einzigen Wesens, das alle Dinge in Ordnung hält." Auch in der Götterlehre und der Schöpfungsgeschichte der verschiedenen Völker finden wir so ziemlich dasselbe Bild, bloß die Namen und die Einzelvorstellungen sind verschieden. Nach einem alten babylonischen Schöpfungsbericht, dem sogenannten Siebentafel-Epos Enuma elis ist zuerst die Götterwelt geschaffen worden, ehe es eine Erde gab, denn diese war ein Chaos, wildes Wasser, über dem der Geist der Gottheit schwebte, wie in der biblischen Genesis. Tiamat war die Göttermutter, die alle Götter zur Welt brachte. Tiamat und Taute hatten einen einzigen Sohn, Monymis oder Mummu. Sie erzeugten aber in Lahum und Lahamu eine zweite und in Kissar und Ausar eine dritte Generation. Holder Friede, süße Eintracht herrschten aber nicht im Reich der Götter; es gab vielmehr Streit, Aufruhr und Empörung, und gerade die Göttermutter Tiamat ist es, die in der Empörung gegen die neuerstandene Götterwelt die Hauptrolle spielt; sie ist die Führerin; sie nimmt den Kampf auf und gestaltet ihn zu einem Streite um Tod und Leben, wobei die „Unsterblichen" ja eigentlich, wenn man konsequent sein wollte, recht gute Chancen hatten. Ich möchte allerdings darauf hinweisen, daß auch dieser Aufruhr im Götterreiche sich bei so ziemlich allen Religionen findet, daß er aber selbst da nicht fehlt, wo das monotheistische Prinzip Geltung hat. Ist doch auch nach christlicher Auffassung Satanas nichts weiter als ein guter Geist, der sich em-

pört hat und deshalb aus der Gemeinschaft der Engel ausgestoßen wurde, der aber ebenfalls in die Reihen der Guten am Ende aller Dinge zurückkehren muß, da es dem göttlichen Willen, der auf Vollkommenheit und Veredelung des Alls gerichtet ist, nicht entsprechen kann, daß das böse Prinzip, das in Satanas verkörpert ist, für die Dauer bestehen bleibt. Ich will dies nur erwähnen, ohne mich hier auf eine erschöpfende Begründung der Übereinstimmung einzulassen, die an dieser Stelle viel zu weit über den Rahmen des Kapitels hinausführen würde.

Der Gott Ea hat in dem Kampfe den Anführer erschlagen und Mummu gefesselt, aber Tiamat führte den Kampf weiter und erschuf elf furchtbare Ungeheuer, von denen namentlich eins ein entsetzlicher Drache ist. Nun wird auch im Götterreiche die Sache ungemütlich, und Marduk, der sich bereit erklärt, den Kampf der Götter gegen Tiamat zu führen, wenn eine neue Weltordnung geschaffen werde, bei der er die Schicksalsbestimmung übertragen erhalte, wird beauftragt, für die Götter zu streiten, und erhält schon vor dem Streite die Schicksalsbestimmung. Er besiegt die Ungeheuer und dann auch Tiamat, die er tötet und in zwei Hälften zerschlägt; aus der einen schafft er den Himmel mit seinen Gestirnen, aus der anderen die Erdenwelt. Gerade der Kampf mit dem Drachen, der so unendlich oft bildlich dargestellt wird, ist ein Hauptmoment bei dieser Mythe. Nicht selten ist der Drachen auch einfach als Schlange abgebildet, sonst als ein vierfüßiges, meist geflügeltes Tier, das schlangenartigen Hals und Kopf besitzt. Auch in der biblischen Paradiesgeschichte spielt die Schlange eine Rolle, sie ist dort wie in der babylonischen Mythe, das böse Prinzip. Man muß diesen Drachen und Schlangenabbildungen besondere Beachtung schenken, denn es geht doch alles auf die Naturbeobachtung bei den alten Religionen zurück, und gerade was so ganz absurd und unglaublich klingt, bietet, wenn man es richtig auffaßt, die allerbeste Erklärung dafür, daß wirklich aus einfachen Naturbeobachtungen die alten Religionsmythen entstanden sein müssen; sie erscheinen dann durchaus nicht absurd, sondern tief poetisch und sinnreich.

Es gibt nun noch ein weiteres ebenbürtiges Dokument über die altbabylonische Schöpfungsmythe, eine Aufzeichnung des Markuspriesters Berosus. Dieser Mann hat allerdings erst zur Zeit Alexan-

Tafel XXVI.

Proserpina (Kupferstichkabinett Berlin).

Tafel XXVII.

Venus im Museo capitolino zu Rom.

ders des Großen in Babylon gelebt, also erst um 356 vor Christus, in einer Zeit, zu der wohl nur noch sehr stark ausgeschmückte, vermehrte und verbesserte Überlieferungen zu haben waren. Was Berosus niederschrieb, ist also kaum als ein klassisches Beweismaterial für die altbabylonische Religion zu betrachten, immerhin aber doch von Wert, weil man der Legende ziemlich deutlich anmerkt, was spätere Zutat ist. Auch Berosus schildert die Schöpfung ähnlich wie die Bibel. Finsternis und Wasser hätten das All gebildet, und in diesem Chaos seien die seltsamsten Geschöpfe entstanden. Es wären dies nicht Menschen nach dem Bilde der späteren Menschheit gewesen, sondern Wesen, die, wenn man es so auffassen will, mehrere Geschöpfe in sich vereinigten. Menschenleiber mit Fischschwänzen oder Tierköpfen (ähnlich wie die alten Ägypter ihre Gottheiten abbildeten, wie ich nachgewiesen habe, allerdings nur, um ganz bestimmte Symbole auszudrücken), Menschenkörper mit mehreren Köpfen oder mit männlichen und weiblichen Geschlechtsorganen an einem Körper. Ich halte dies wieder für besonders wichtig, weil es die Fortpflanzung der einzelnen Menschen aus sich selbst symbolisch darstellt. Außer den Menschengestalten habe es aber auch noch ekles Getier gegeben, besonders spielt dabei wieder die Schlange eine Rolle. Als Herrscherin über alle diese Geschöpfe wird ein Weib genannt, das Omorka hieß. Das ist aber das chaldäische Tamat, was soviel bedeutet, wie das griechische Thalassa, nämlich das Meer. Es ist also auch diese Mythe der Naturbildung entnommen, obwohl sie in einer Zeit niedergeschrieben wurde, in der Babylon seinen kulturellen Gipfelpunkt bereits längst überschritten hatte. Bel habe nun das Weib mitten auseinandergeschlagen und aus der einen Hälfte den Himmel, aus der andern die Erde geschaffen. Auch dieser Schluß läßt leicht erkennen, daß die Aufzeichnung des Berosus eine viel, viel ältere Ueberlieferung wiedergibt, die zwar stark ausgeschmückt ist, aber doch den eigentlichen Kern enthält. Wenn Berosus sich darauf beruft, daß die sonderbaren Gestalten, die aus dem Weltchaos hervorgegangen sein sollten, im Tempel abgebildet worden seien, so haben die Ausgrabungen unserer Zeit bewiesen, daß er darin völlig die Wahrheit gesagt hat; es sind wirklich im Merodachtempel Esagila derartige Darstellungen gefunden worden. Das beweist nun freilich weiter nichts, als daß zur Zeit des Berosus die von ihm erzählte

Legende im Umlauf gewesen sein kann, nicht einmal muß, denn diese Darstellungen können auch recht gut anders gedacht werden. Sie sollen vielleicht den Drachen zeigen, gegen den ja Marduk, der Weltenschöpfer, siegreich gekämpft hatte, ehe er Himmel und Erde schuf, wobei freilich die Frage offen bleibt, wo denn eigentlich dieser große Kampf stattgefunden haben kann, wenn es weder Himmel noch Erde gab.

Es gibt zu denken, wie man darauf gekommen ist, sich einen Drachen vorzustellen. Die Erklärung, daß dies bei den Babyloniern, die in der Sternkunde sehr erfahren und bewandert waren, daher komme, daß man den religiösen Betrachtungen die Erklärungen des astronomischen Tierkreises zu Grunde gelegt habe, und daß man sich den Tierkreis als von Göttern personifiziert gedacht habe, so daß der Götterkampf nichts weiter sei als eine Uebertragung rein astraler Vorgänge ins Persönliche, reicht in keiner Weise aus, denn selbstverständlich konnte man nicht irdische Dinge nach den himmlischen Sternbildern benennen; sondern man mußte im Gegenteil die Sternbilder nach irdischen Gegenständen taufen. So hatte man den Widder den Stier, den Löwen usw. usw., lauter wirklich vorkommende und bekannte Dinge. Woher kam man auf den Drachen? Wie stellte man sich einen Kampf mit einem Drachen vor? Wie den Drachen? Die bildlichen Darstellungen entstammen entschieden einer viel späteren Zeit, in der man die ältesten Überlieferungen über den Drachenkampf und den Drachen selbst nach eigenen Ideen ergänzt und ausgestaltet hatte. Da waren wohl noch die ganz besonderen Merkmale des Ungetüms in der Erinnerung geblieben, nicht aber die Gesamterscheinung. Ich schließe dies daraus, daß auch die am meisten voneinander abweichenden Bildnisse gerade in diesen besonderen Merkmalen auffallend übereinstimmen. Stets ist der lange Hals mit dem Schlangenkopf vorhanden, und wer geologische und zoologische Kenntnisse besitzt, der wird ohne Mühe in diesen Andeutungen die Beschreibung irgendeines urweltlichen Sauriers erkennen. Es ist also wohl kein Fabelwesen in diesem Drachen geschildert, sondern eins jener Ungeheuer, die wirklich in prähistorischer Zeit gelebt haben, und deren Reste man jetzt noch hier und da zu Tage gefördert hat. Woher hat man aber im alten Babylon von diesen vorweltlichen Geschöpfen Kenntnis gehabt? Sollte es ein blinder Zufall sein, daß gerade solche

Kreaturen geſchildert werden, die erwieſen einmal gelebt haben? Man wird vielmehr annehmen müſſen, daß wirklich die älteſten Menſchen noch auf ſolche Ungetüme geſtoßen ſind, und daß die Kunde hiervon von Generation zu Generation überliefert wurde, bis durch die Zuſätze und Ergänzungen, die erfahrungsmäßig ſtets den unbewußten Hang zu Uebertreibungen und Ausſchmückungen zeigen, das klare Bild mehr und mehr entſtellt wurde. Es iſt auch nicht zu überſehen, daß dieſe Drachenlegende eine ungeheure Verbreitung gefunden hat. Sie beſteht bei faſt allen Völkern und hat ſich für alle Zeiten in zahlloſen Sagen erhalten. Gerade dieſe große Verbreitung aber läßt darauf ſchließen, daß doch den Drachenſagen ein feſter Kern von Wahrheit innewohnt. Schon als die Völker Aſiens ſich zuerſt auf die Völkerwanderung begaben, muß dieſe Sage eine geheiligte Tradition geweſen ſein, die mit in die neue Heimat genommen wurde und dort Volksſage blieb, wenn ſie auch natürlich ſtets durch die neue Heimat ein gewiſſes Lokalkolorit erhielt. Daß der Kampf mit dem Drachen auch, wie dies in Babylon der Fall war, religiös verwertet wurde, iſt faſt ſelbſtverſtändlich. Auch in Deutſchland hat man ihn für die Heldenſagen trefflich benutzt; ich will nur an Siegfried erinnern, der aus dem Blute und Fette des beſiegten Drachen ſeine unverletzbare Haut erhielt, die ihm den Namen: der gehörnte Siegfried, eintrug. Ich glaube, daß auch dieſe Drachengeſchichte bei der Prüfung der alten Religionen nicht überſehen werden darf; ſie zeigt, daß bei den Phantaſiegebilden des religiöſen Kults doch immer ein realer Kern vorhanden iſt.

Man prüfe einmal den Erlöſergedanken in der Babyloniſchen Religion, den Gedanken an den erlöſenden Gott, der im kühnen Kampfe die feindlichen Ungeheuer erſchlug und dadurch ſelbſt dem Göttergeſchlecht die Befreiung brachte. Dieſe Idee iſt durchaus real in ihrer Baſis; was aber iſt aus dieſer Idee geworden? Wäre es nicht möglich, daß irgend ein Heros wirklich in grauеſter Vorzeit erſchienen ſei, der den Kampf mit irgendeinem furchtbaren Ungeheuer, das die Gegend verwüſtet, die Menſchen vertilgt hatte, aufzunehmen wagte und als Sieger aus dieſem Heldenſtück hervorging? Aber erſcheint dies nicht nur durchaus möglich ſondern ſogar überaus wahrſcheinlich? Mag nun dieſes Ungeheuer eine rieſige Schlange

oder wirklich noch ein Saurier gewesen sein, auf den man traf, als die Völkerwanderung in ältester Zeit ihren Anfang nahm. Selbst wenn man von der Annahme ausgehen wollte, daß nur ein solcher Kampf mit einem tierischen Unhold noch stattfand, und daß er erfolgte, ehe die Ausbreitung des Menschengeschlechtes nach Osten und Westen große Ausdehnung gefunden hätte, daß also die alte Tradition noch von den wandernden Volksstämmen mit in die neue Heimat genommen worden sei, so würde man darin schon eine ganz plausible Erklärung für die Verbreitung der Drachenlegende finden können.

So wäre es auch kein Wunder, daß der Sieger über das Ungeheuer als ein Gott erschien, der die Menschheit oder, wie in Babel, sogar die Götter erlöste und befreite, und denken wir an die alte Annahme, daß von Asien aus das Menschengeschlecht sich über die Welt verbreitet habe, so finden wir auch eine Erklärung dafür, daß man lehrte, dieser Gott habe erst die Welt geschaffen, nachdem er das Ungeheuer erschlagen und mitten durchgehauen habe; denn wirklich hätte ja der Held und Erlöser erst dem Volke eine neue Welt, eine neue Heimat geschaffen, als er durch die Vernichtung des Ungeheuers das Volk aus Not und Schrecken erlöste und den Weg in das westliche Land, das als Ziel der Wanderung galt, freimachte. Daß man geneigt war, einen solchen Helden für ein überirdisches Wesen zu halten, für einen Gott, das liegt in der menschlichen Natur, das liegt auch ganz besonders im Wesen der alten Naturreligionen, die stets alles für göttliches Walten ansahen, was mit der gewöhnlichen Menschenkraft nicht geschaffen und geleistet werden konnte. So kann der Gott Marduk des alten Babylon sehr wohl eine reale Persönlichkeit gewesen sein, wobei sogar die in den alten und neuen Religionen vertretene Idee des Gottmenschen, des Mensch gewordenen Gottes, oder des Gott gewordenen Menschen, sich nachweisen ließe.

Diese Erlöseridee ist nun sehr leicht dahin ausgearbeitet und erweitert worden, daß man später statt des Kampfes mit dem Ungeheuer den siegreichen Kampf mit der Sünde setzte, daß man die Sünde als ein Ungeheuer, eine Schlange usw. schilderte, und daß man den Erlöser im Kampfe mit diesem Symbol sich opfern ließ. Daß der Gottmensch in dem Kampfe sich opfert, um die Menschheit zu erlösen, daß er durch sein Blut die Menschheit rettet,

das findet man auch in der altbabyloniſchen Religion wieder. Nach der Niederſchrift des Beroſus hat Bel — Marduk oder Bel iſt ja doch dasſelbe —, als er die Erde geſchaffen hatte und ſie fruchttragend fand, einem anderen Gotte befohlen, ihm den Kopf abzuhauen, und ſein Blut mit der Erde zu miſchen, und aus dieſem Gemiſch den Menſchen zu formen, der dadurch Leben und Seele erhielt. Das Blut galt überhaupt als Sitz der Seele. Man kann auch nicht ſagen, daß dieſe Interpretation nicht mit der Annahme eines wirklich geſchehenen Erlöſerkampfes in Einklang zu bringen wäre, denn es iſt doch ſehr leicht denkbar, daß der kämpfende Held zwar das Ungeheuer getötet, in dieſem Kampfe aber gleichfalls das Leben eingebüßt habe. Das iſt ſogar höchſt wahrſcheinlich, denn wäre der Kampf ſo leicht geweſen, daß der Held nicht einmal eine Verletzung erhalten hätte, ſo würde ſeine Tat nicht als eine Erlöſung ſondern als etwas angeſehen worden ſein, das zur Not jeder andere auch hätte ausführen können. Die Erlöſung galt aber nur deshalb als ſolche, weil ſie von einer Gefahr befreite, gegen die man bisher völlig wehrlos geweſen, da alle anderen Männer, die doch ſicherlich ſich auch in der Todesnot verzweifelt gewehrt hatten, erfolglos ſtritten und vertilgt wurden. Außerdem muß man aber vor allen Dingen bedenken, daß religiöſe Traditionen etwas abſolut anderes ſind als realiſtiſche Berichte eines ganz objektiv urteilenden Augenzeugen. Wir finden übrigens die Erzählung des Drachenkampfes durchaus nicht bei allen Völkern übereinſtimmend. Sie iſt teils religiöſe Mythe und dann natürlich ganz anders bewertet als da, wo ſie nichts iſt als die Schilderung des Bravourſtücks eines Nationalheros, der zwar mit allen Vorzügen eines Helden, als eine Art Uebermenſch geſchildert wird, der aber doch immer ein Menſch bleibt, und der auch als Gott nicht recht unterzubringen iſt, weil man andere Götter hat, zwiſchen die er nicht eingereiht werden kann, ohne daß die alten, braven Götter dieſen Frevel gewaltig übel nehmen würden, da ſie doch viel mehr ſind als die Menſchen und natürlich auch immer noch viel mehr als Übermenſchen.

Man hat neuerdings verſucht, die babyloniſche Religion als das Vorbild der israelitiſchen hinzuſtellen, und behauptet daß die Bibel garnicht urſprünglich entſtanden, ſondern ſoweit es ſich um das Alte Teſtament handle, einfach Nachbildung nach Babels Muſter

wäre; ja, nicht einmal ihre Erzählungen seien original, sondern bloße Plagiate assyrisch-babylonischer Aufzeichnungen. Dagegen wurde aber von den Apologetikern geltend gemacht: Nur wer die Herausbildung des instinktiven Religionsempfindens zu einer bestimmten Religionslehre nicht verstehe, nur wer sich geflissentlich der Erkenntnis verschließe, wie naturgemäß Schritt für Schritt aus dem natürlichen Empfinden heraus durch weitere Beobachtungen der Umgebung und der Naturkräfte, die überall das gleiche Wirken zeigten, sich auch gleiche Auffassungen in den verschiedensten Orten bilden müßten, der werde behaupten können, daß ein Volk seine religiöse Auffassung einfach von einem anderen Volke abgeschrieben habe. So viel Phantasie besäßen die Völker stets, daß sie sich ihre Nationalgötter nach eigenem Modus schüfen. Wohl könnten sich Einflüsse herüber und hinüber geltend machen, wohl werde manche Mythe scheinbar oder auch wirklich einer anderen Volkspoesie entlehnt und nachgebildet, in Wirklichkeit aber sei da von einem Plagiat, von einem bloßen Nachsprechen fremder Lehren nicht die Rede. Man müsse doch immer davon ausgehen, daß jedes Volk auf seine Nationalreligion ganz besonders stolz war, daß es die eigenen Götter für die mächtigsten, für die einzig wahren hielt, die Macht genug besaßen, feindliche Völker, die anderen Göttern dienten, zu vernichten. Wie sollte man das bloß nachempfundenen, kopierten Göttern zutrauen? Man werde nicht bestreiten können, daß gerade das heidnische Altertum sehr fest an seine Götter glaubte, daß diese Götter nicht in der Welt, sondern nur ganz lokal im Gebiet jedes an sie glaubenden Volkes herrschten, weil sie nur von diesem Volke anerkannt waren. Es sei völlig ausgeschlossen, daß man seine Götter und deren Geschichte von auswärts bezogen und einfach akzeptiert hätte. Wer besonders die Geschichte des Judentums kenne und infolgedessen wisse, wie streng Jehovah darüber wachte, daß nicht andere Götter neben ihm geduldet würden, daß das auserwählte Volk nicht etwa anderen Göttern diente oder auch nur mit anderen Völkern in nahen Verkehr trat, damit auf keinen Fall deren Sitten und Religion von den Kindern Israel akzeptiert und nachgeahmt würden, für den werde es wohl über jeden Zweifel erwiesen sein, daß das Judentum nicht seine Religion aus Babylon bezogen haben könne, da es offiziell niemals das assyrisch-babylonische Heiden-

tum nachgeahmt oder auch nur als eine Religion anerkannt habe. Der Hochmut der Juden beſtände ja gerade darin, daß es nur einen wirklichen Gott gebe, und daß dieſer einzige Gott gerade das jüdiſche Volk von allen Völkern als ſein Volk auserwählt habe. Alles, was die Heiden, gleichviel welche, oder was überhaupt andere Völker glaubten und lehrten, das ſei den Juden als Unſinn, Irrlehre und Götzendienſt erſchienen. Wie wenig ſie geneigt geweſen ſeien, zu annektieren oder fremde Lehren anzunehmen, das zeige doch mehr als deutlich die Geſchichte Chriſti. Chriſtus ſei einer der ihrigen, er ſtammte aus dem jüdiſchen Volke, er habe nicht die jüdiſche Religion umſtoßen, ſondern im Gegenteil ſie erfüllen wollen und ſich völlig auf das jüdiſche Geſetz, den jüdiſchen Glauben, und die jüdiſche Heilige Schrift geſtützt, er habe die Juden durch die Logik ſeiner Lehre und durch ſeine Taten überzeugt und ſei doch verworfen worden, erſt recht verworfen, weil die Juden am Buchſtaben des Geſetzes nicht rütteln laſſen wollten. Und nun ſollten dieſe ſelben Juden ihre Bibel einfach den aſſyriſch-babyloniſchen Niederſchriften entlehnt haben? Durchaus nicht. Das könne man ſelbſt dann nicht annehmen, wenn der ganze Inhalt der Bibel Wort für Wort, Silbe für Silbe mit dem übereinſtimmte, was bei der Ausgrabung in Babylon uſw. gefunden worden iſt. Auch wenn eine ſolche genaue Übereinſtimmung beſtände, würde man anzunehmen haben, daß man im alten Babylon das aufgezeichnet habe, was man von den gefangenen Juden als deren alte Ueberlieferung erfuhr, daß man dieſe jüdſiche Weltanſchauung poeſievoll und eigentümlich genug gefunden habe, um ſie der Niederſchrift für wert zu halten. Nicht aber umgekehrt, daß die Juden aus babyloniſchen Quellen ihre Heilige Schrift zuſammengeſtellt hätten. Es ſei aber nicht richtig, daß die berühmten Tontafeln eine völlige Übereinſtimmung mit der Bibel zeigen. Sie zeigen Dinge, die ein phantaſiebegabter Menſch wohl als etwas anſehen kann, was auch in der Bibel enthalten iſt, außer in der Bibel allerdings auch noch in recht zahlreichen anderen Aufzeichnungen. Wenn man ſich die Mühe nimmt, die Bilder uſw., nicht nach dem eigenen Wunſche zu deuten, ſondern ſie für ſich ſelbſt zu beleuchten, wird man ſchon zu anderen Reſultaten gelangen müſſen, wenn man ſie aber erſt daraufhin prüft, welche Grundverſchiedenheiten ſie gegen die Bibel enthalten, dann wird man vielleicht ſogar meinen, daß Feuer und

und Waſſer auch nicht viel verſchiedener von einander ſein können, als es die Bibel von den babyloniſchen Tontafeln iſt. Es muß zugegeben werden, daß ſehr wohl von Volk zu Volk Mitteilungen über religiöſe Anſichten, über eine Weltanſchauung, beſonders über Legenden des Weltunterganges, der Sintflut uſw. dringen und haften bleiben können. Nicht bewußt, nicht beabſichtigt werden ſolche Dinge aufgenommen und dem eigenen Mythos einverleibt, ſondern die fremde Mär gefällt, ſie klingt wahrſcheinlich und wird geglaubt. Das ſind aber ſtets Erzählungen, die neben der Volksreligion ſtehen, keinen integrierenden Beſtandteil dieſer bilden und eigentlich nichts weiter ſind als Erzählungen über irgend ein Naturereignis, wie es die Sintflut war, die ja zweifellos auch nicht der Phantaſie entſprungen iſt, ſondern wirklich ſich irgendwo ereignete, wie man auch heutigen Tages noch Überſchwemmungen durch Wolkenbrüche, Sturmfluten, Erdbeben und ähnliche Dinge hat, durch die in kurzer Zeit Tauſende von Menſchenleben vernichtet werden können. Es iſt wirklich nichts Wunderbares, daß auch im grauen Altertum einmal ein derartiges Naturereignis von beſonderer Heftigkeit eingetreten iſt und die Menſchheit vernichtet hat, ſo daß ſich vielleicht ein Menſchenpaar retten konnte, das uns in den verſchiedenen Mythen als Noah, Deukalion uſw. entgegentritt, ſoweit es ſich um den männlichen Teil handelt. Es iſt kaum anzunehmen, daß die Geſchichte der großen Menſchenvernichtung bloß aus irgend einem Hirn entſprungen und dann erzählt und geglaubt worden wäre, da doch viel plauſibler die Annahme iſt, daß alle dieſe verſchiedenen Berichte auf einem wirklichen Ereignis, einer wirklichen Kataſtrophe beruhen, und daß dieſe richtig erzählt wird, das mythiſche Beiwerk aber Erfindung iſt.

Es kann alſo weder gegen die babyloniſche, noch gegen die iſraelitiſche Religion ſprechen, wenn in beiden ſich Übereinſtimmungen oder Anklänge finden. Am wenigſten aber wird man auch nur das mindeſte Recht haben, von einem Plagiat, ſei es im Hinblick auf die eine oder die andere Religion, zu ſprechen. Selbſt wo einzelne Perſonen der religiöſen Überlieferung mit demſelben Namen in verſchiedenen Religionen genannt werden, wie beiſpielsweiſe die altehrwürdige Perſon des Stammvaters Abraham, der bei den Juden und auch bei den Mohammedanern in Ehren ſteht, iſt kein einfaches

Abſchreiben, kein bloßes Nachplappern der Grund dieſer Erſcheinung, ſondern es wird von allen Gläubigen Abraham als eine durchaus hiſtoriſche Figur betrachtet. Hier haben wir übrigens ein draſtiſches Beiſpiel dafür, daß ohne jede prinzipielle Beeinfluſſung der eigenen Lehre doch Überlieferungen anderer Glaubensgenoſſenſchaften aufgenommen werden können. Bei der Kosmogonie iſt dies in viel höherem Grade der Fall, ſelbſt da, wo es ſich um Offenbarungsreligionen handelt. Ich komme auf die iſraelitiſche Religion noch in einem beſonderen Kapitel zurück.

Sieht man aber zunächſt von der Ätiologie der Götterlehre völlig ab, ſo wird man doch mindeſtens nicht in Abrede ſtellen dürfen, daß die urſprüngliche, altbabyloniſche Religion, ſoweit wir über ſie hinreichende Quellen beſitzen, durchaus ernſt und würdig war. Es hat der ſexuelle Gedanke die Rolle geſpielt, die er in allen Naturreligionen ſpielt, weil eben ein Schaffen in der Vorſtellung der alten Völker von der Idee der Zeugung nicht zu trennen war. Auf keinen Fall aber würde man das älteſte Babylon ein Sündenbabel nennen dürfen. Die Aſtrologie und, das darf man ebenfalls ſagen, die Aſtronomie, waren in Babylon außerordentlich ausgebildet, und man brachte ſie mit der Religion, oder auch die Religion mit der Sternenkunde in innigen Zuſammenhang.

Erſt viel ſpäter, als Babylon ſeine höchſte Macht entfaltete, als die Könige eine Pracht um ſich verbreiteten, die noch nie in der Welt dageweſen, als die Könige ſelbſt als Götter angebetet ſein wollten, und das Volk dieſen ſtolzen und prachtfunkelnden Herrſchern nachahmte, da trat die Ära des tiefſten ſittlichen Verfalls ein. Das geſchah nicht plötzlich von heute zu morgen, ſondern nach und nach. Man ſtellte immer höhere Anſprüche an das Leben und ſeine Genüſſe und verſank in einen Sumpf, aus dem es keine Rettung mehr gab, weil völlig die geſunde Kraft in dem Taumel ſinnlicher Lüſte aufgezehrt wurde. Ich werde in ſpäteren Kapiteln nachweiſen, daß das Verderben ſeinen Weg von oben her in das Volk fand, und daß die Prieſter den ſittlichen Verfall ebenfalls nicht nur nicht aufgehalten, ſondern ihn geradezu herbeigeführt haben. Auch das iſt keine Erſcheinung, die etwa vereinzelt in der Welt daſteht; man kann dazu ein Pendant auch in der deutſchen Sitten- und Kulturgeſchichte finden. Übrigens erinnert die Entwicklung Babylons zur

Weltſtadt recht lebhaft an die Geſchichte unſerer Weltſtädte, nur muß man dem Zeitgeiſt Rechnung tragen und den orientaliſchen Charakter der Bevölkerung Alt-Babylons berückſichtigen. Luxus und Pracht ſetzen noch nicht voraus, daß ein ſittlicher Verfall erfolgt ſein müſſe; erſt wenn die Genußſucht alle Kreiſe ergreift, wenn alles in wildem Taumel verſinkt, die Maſſen entnervt und verweichlicht werden, wenn die natürliche Befriedigung der Lüſte nicht mehr die Nerven kitzelt, und perverſe, widernatürliche Laſter die letzte Volkskraft aufzehren, dann iſt das „Ende mit Schrecken" unabwendbar. Und ſo iſt Babylon dahingeſunken in Sumpf und Schande, unrettbar, unaufhaltbar.

Die größte, prächtigſte und entwickeltſte Stadt der Welt verfiel mitten in der erträumten Gottheit der Könige. Es iſt eine erſchütternde Tragik, die uns da vor Augen tritt. Das Weltreich, das ſo ſtolz glaubte, die ganze Erde als Fuß-Schemel benutzen zu können, ſank in ſich zuſammen und iſt ſeit Jahrtauſenden ein Trümmerhaufen, eine öde Wüſte, für die es keine Wiederauferſtehung gibt, wenn uns auch die Ausgrabung der Zeugen einſtiger Pracht und Größe ſo lehrreiche Aufſchlüſſe über die ſtaunenswerte Kultur geben; ſie ſind eben nichts als das große Menetekel, das uns mit furchtbarer Macht predigt: „Sic transit gloria mundi!"

Die Göttin Iſtar und der Aſtartedienſt.

In keinem religiöſen Kult ſehen wir eine ſo feſtgefügte und unerſchütterliche Inſtitution, daß ſie unwandelbar wie ein Fels in der Brandung, den wechſelnden Anſchauungen und Sitten der Jahrhunderte Stand zu halten verſuchte. Blickt man nur oberflächlich auf irgend eine Erſcheinung des religiöſen Lebens, dann wird man vielleicht verſucht ſein, in dieſem Satze eine ſtarke Häreſie zu wittern, und wer den Aſtartedienſt im alten Babylon etwa als das ſtudiert hat, was er ſchließlich wurde, der hält es ſchon für völlig ausgeſchloſſen, daß dieſer Kult eine nennenswerte Wandlung durchgemacht haben könnte. Und doch iſt, ebenſo wie über alle Dinge der babyloniſchen Religion, wie über Weſen und Charakter aller Götter die verſchiedenen Zeitperioden außerordentlich abweichend dachten, auch die Auffaſſung der Göttin Iſtar im Laufe der Zeiten manchem

Wechsel unterworfen gewesen. Ursprünglich war Istar nichts als „Göttin", d. h. sie vertrat ganz allgemein das weibliche Prinzip der Götterwelt; alles, was man sich im Reiche der Götter weiblich dachte, war in Istar verkörpert, und so ist es denn kein Wunder, daß diese Göttin auch in Bildwerken ganz verschieden dargestellt wurde. Sie war keineswegs immer eine Göttin der Liebe und der Ehe oder, kurz gesagt, der Zeugung, sondern ist auch als Göttin der Jagd und des Krieges dargestellt. In dieser Eigenschaft ist Istar eine jungfräuliche Göttin, die mit der Liebe der Menschen und Götter nichts zu schaffen hat, an die auch die Liebe gar nicht heranreichen kann, weil die kriegerische Göttin über solche Torheiten erhaben ist. Istar wird auf einem Leoparden stehend abgebildet, mit Köcher, Pfeil und Bogen, den Attributen des Krieges oder der Jagd. Sie wird als in Flammen gekleidet geschildert. Bei Hammurabi und überhaupt bei den Assyrern galt sie auch später noch als Herrin des Kampfes, also als Kriegsgöttin, und es gibt selbst Darstellungen, in denen sie mit starkem Barte abgebildet ist. Das darf weniger auffallen, denn erstens wurde durch den Bart ein für allemal Kraft und Mut angedeutet, und ferner kam es, wie wir schon früher gesehen haben, bei den Gottheiten nicht so genau auf die Betonung des Geschlechtscharakters an, da man sich Gottheiten oft ganz allgemein als zweigeschlechtlich dachte, selbst, wo man, anscheinend im Widerspruch hiermit, ganz ausdrücklich von Göttern und Göttinnen als etwas Getrenntem und geschlechtlich Spezifischem sprach. Es ist dies nichts speziell Babylonisches, denn auch die römische Venus, die griechische Aphrodite und sogar die persische Cybele werden zuweilen als bärtige Figuren dargestellt. Ich möchte dabei allerdings zunächst die Frage unbeantwortet lassen, ob damit nicht zuweilen in satirischer Weise auf die widernatürliche Unzucht angespielt werden sollte, die in grauenhafter Weise sich verbreitete und oft Gegenstand der bittersten Satire und der Entrüstung ist, nicht bloß beim Apostel Paulus im Römerbrief. Jedenfalls hat aber die Verehrung der Istar als Jagd- oder Kriegsgöttin nicht das mindeste mit dem zu schaffen, was man für gewöhnlich als Istarkult bezeichnet, und was auch die wesentlichste Bedeutung dieser Göttin ausmacht.

Istar galt zuweilen sogar als eine Art Sibylle, und wurde dann als verschleierte Jungfrau dargestellt, ähnlich wie das rätselhafte

verſchleierte Bild zu Sais. In Ras-el-ain iſt ein ſolches Bildnis in Marmor aufgefunden worden, und dieſer meſopotaniſche Fund beſtätigt eigentlich auch wieder nur, daß die Iſtar ganz allgemein alles verkörperte, was als weiblich gedacht war. Es gibt wohl kaum etwas zwiſchen Himmel und Erde, was — falls es das weibliche Prinzip darſtellte — nicht als Iſtar gedacht worden wäre. Das aber iſt alles nicht die eigentliche Bedeutung dieſer rätſelhaften und außerordentlich vielſeitigen Gottheit.

Viel näher kommt ſie dieſer Bedeutung ſchon als Himmelskönigin. Sie wird als ſolche an Anus, des großen Gottes, Seite gedacht, wo ſie die Geſchicke der Welt mit leitet als herrſchende Gottheit, mächtig und hehr. Sie iſt die Gattin des erſten Gottes, und damit iſt eigentlich die älteſte Annahme von der zweigeſchlechtlichen Natur der Gottheiten ſchon durchbrochen, denn Anus männliche und Iſtars weibliche Rolle iſt dabei zur Genüge betont. Trotzdem iſt noch nicht ganz die biſexuelle Natur des Gottes beſeitigt, denn auch bei den indiſchen und ägyptiſchen Göttern iſt, obwohl man ihnen ſchon Gattinnen beigeſellt hatte, noch dargeſtellt, wie aus des Gottes Leibe die Lotosblume uſw. hervorgeht, während die Gottesgattin, ſtark verſchleiert, zu den Füßen des Gottes ruht und bei dem Geburtsakte ganz unbeteiligt iſt. Ich möchte in dieſen Darſtellungen einen Übergang von der alten Lehre zu einer neueren ſehen, in der man zwar noch an der alten Idee, daß die Götter aus ſich ſelbſt ſchaffen, feſthielt, während man doch ſchon für beſtimmte Reſſorts weibliche Gottheiten ſich vorſtellte. Vielleicht iſt auch Iſtar als Himmelskönigin nur eine Übergangserſcheinung zu ihrem eigentlichen Beruf als Göttin der Zeugung. Aber mehr und mehr neigt ſie dieſem göttlichen oder, wenn man es richtiger ſagen will, allzu menſchlichen Beruf zu. In dem Übergangsſtadium von der reinen Himmelskönigin, der man erſt nach und nach ganz ſchüchtern eine göttliche Nachkommenſchaft anzudichten wagte, bis zur vulgären Zeugungsgöttin, der man in wüſten Orgien diente, war ſie eine halb gefürchtete, halb erſehnte Gottheit, die in ihrer furchtbaren Pracht, wie die Meduſa, das Leben vernichtete oder auch das Leben ſchuf. Sie war als eine vielumworbene Göttin gedacht, um die ſich die Himmelsbeherrſcher drängten. Aber gefährlich war es, ſie zu lieben, denn wen ſie erhörte, der büßte ſein Leben ein,

wenn er selbst ein — Unsterblicher war. Ich habe das ein Übergangsstadium auf dem Wege zur Gottheit der Zeugung genannt, und möchte in dieser Deutung der Göttin schon einen starken Hinweis auf die sexuelle Bedeutung der Istar erblicken. Es ist damit nämlich zum Ausdruck gebracht, daß der ungezügelte Liebesgenuß verweichlicht, entnervt und so das Leben kürzt, die Lebenskraft vernichtet. So läßt sich auch für die lebenspendende Gottheit die ähnliche Erklärung geben. Denn Leben spendete diese Istar, wenn sie sich ihren Liebhabern nicht voll enthüllte; sie wurde als lebenspendend stark verschleiert gedacht. Das war noch nicht der Glanzpunkt im Leben der Istar und noch nicht das Stadium der höchsten Verehrung, denn erst ihre Bedeutung als Liebesgöttin wurde diejenige, die endgültig ihren großen Anhang und ihre große Verehrung schuf. Es darf wohl kaum bestritten werden, daß schon in den ältesten Zeiten, in denen überhaupt die Istar als Göttin der geschlechtlichen Liebe verehrt wurde, der Kult eine körperliche Hingabe zu Ehren der Göttin mit sich gebracht hat. Wie sich dies ursprünglich abspielte, ist freilich schwer oder gar nicht festzustellen. Man wird wohl kaum mit diesem Kult das Bewußtsein eines schändenden Tuns verbunden haben, sondern es ist ganz gewiß nur die Absicht gewesen, der Istar oder Astarte — in der Bibel heißt sie meist Aschera — zu dienen und ihr zu opfern. Ich halte diesen Kult, der ohne Bewußtsein der Schande geübt wurde, für viel interessanter und instruktiver als das „Opfern", das nicht mehr des Kults wegen vorgenommen wurde, sondern für das der Kult nur noch den Deckmantel abgeben mußte, während die Sache selbst nur aus roher Sinnenlust erfolgte. Gerade die, wie Jakob Grimm sagt, schuldlose Verehrung gewährt so tiefe Einblicke in die altertümliche Religionsanschauung, daß man gut daran tut, diese Erscheinung etwas genauer zu studieren.

Es war der Gedanke, daß Istar wohlwollend auf die Liebesaffären der Erdenmenschen herabsehe, und es ihre Aufgabe sei, diese zu fördern und zu schützen, ganz vorzüglich geeignet, einer solchen Göttin große Sympathien zu schaffen und ihr eine viel inbrünstigere Verehrung zu sichern, als man sie für andere Götter fühlte, die nicht so wichtige Seiten des Menschendaseins berührten. Was konnte also näher liegen als der Wunsch, der freundlichen

Göttin dieſe Aufgabe nach Möglichkeit zu erleichtern und ihre Obhut auch auf dieſem Gebiete perſönlich zu ſuchen. Nun mag es vielleicht für unſere Begriffe etwas ſeltſam ausſehen, daß man einen ſexuellen Akt vornahm und glaubte, dadurch der Gottheit der Liebe zu dienen; aber wir ſollen doch nicht überſehen, daß wir uns heute über die Opferidee an ſich ſoweit hinweggeſetzt haben, daß wir nur noch unbewußt, wie beim Almoſengeben mit dem Hintergedanken, dies müſſe Segen bringen, eine opferähnliche Handlung begehen, und daß unſere Moralanſchauungen von denen des orientaliſchen Altertums recht erheblich abweichen. Jedenfalls war man ſich im alten Babylon vorerſt nicht bewußt, etwas Anſtößiges zu tun, wenn man ſich perſönlich zu dem ſexuellen Akte preisgab, um dadurch die Göttin zu ehren.

Eine genaue Kenntnis darüber, wie dieſer Kult ſich anbahnte, zu erlangen, iſt uns nicht mehr möglich. Jedenfalls wurden die Opfer in der Weiſe gebracht, daß die Frauen Altbabylons ſich in das Heiligtum der Göttin begaben, und daß deren Prieſter das Opfer vollbringen halfen. Prieſterinnen gab es nicht; alſo kann die Sache ſich nicht ſo abgeſpielt haben, daß etwa Prieſterinnen zu Ehren der Göttin das Opfer vorgenommen hätten. Es ließe ſich ſehr wohl die Anſicht durchfechten, daß dieſe Art des Kults die vernunftgemäßere geweſen wäre, zumal ſie wohl eher dem Gedanken entſprochen hätte, daß die Prieſterinnen als Vertreterinnen der Göttin ſelbſt anzuſehen geweſen wären. Man findet jedoch noch eine andere Möglichkeit für die Entſtehung des Aſtartekults.

Iſtar oder Aſtarte galt nämlich auch als eine Art himmliſche Hebamme. Die lebenſpendende Göttin der Fruchtbarkeit wurde angerufen, den Frauen in ihrer ſchweren Stunde beizuſtehen. Es liegt nahe, daß der Kult zunächſt nichts geweſen iſt, als ein Hilfeflehen für dieſe Sache, das natürlich wie ſtets, wenn Sterbliche etwas von einer Gottheit wünſchten, durch Opfer unterſtützt werden mußte. Es kann nun ſehr wohl ſein, daß man reguläre Opfer brachte, wie man ſie jeder anderen Göttin auch brachte. Es mag zunächſt gar nicht die Rede von einer ſexuellen Preisgabe geweſen ſein. Nun war es aber bekanntlich im orientaliſchen Altertum — und nicht bloß im orientaliſchen allein — eine ſchwere Schande für eine Frau, keine Nachkommen zu haben. Es liegt

eigentlich recht nahe, daß man die Istar in ihrer Eigenschaft als Muttergöttin auch gebeten hat, diese Schande nicht zuzulassen, sondern für einen reichen Segen zu sorgen. Von diesem Gedanken bis zum sexuellen Akte selbst war es eigentlich nur ein kleiner Schritt, der sehr wohl getan werden konnte ohne jedes Bewußtsein irgend welcher Bedenklichkeit; es war dann vielleicht nicht einmal ein Opfer, das der Astarte gebracht werden sollte, sondern eher schon der Anfang der Erhörung, vielleicht auch beides in dem einen Akte.

Wenn dann später der Kult sich weiter ausbildete, wenn es schließlich jeder Frau, jedem Mädchen zur religiösen Pflicht gemacht wurde, mindestens einmal im Jahre im Tempel der Astarte zu erscheinen und sich deren Priestern preiszugeben, so dürfte dies wohl mehr auf das Betreiben der Priester zurückzuführen sein als auf die sexuelle Begierde der babylonischen Frauen, die, hätten sie nur den Drang gehabt, sexuellen Verkehr zu pflegen, auf diesen Priesterverkehr gewiß nicht angewiesen geblieben wären. Man hat ja aber von dem Priestertum jener Zeiten so manche böse List erfahren, und selbst die Bibel erzählt von den Ränken der heidnischen Priester gar ergötzliche Stücklein. Es ist also gewiß nicht leichtfertig geurteilt, wenn man den Astarteprieſtern in erster Linie die Schuld gibt, daß die religiöse Prostitution in den Astartekult eingefügt wurde. Hätten die Priester dies nicht gewünscht und unterstützt, so würde ja ohnehin der Tempel niemals durch einen solchen Kult entweiht worden sein.

Wir hätten damit aber immer nur eine Erklärung für das, was die Priester selbst und mit ihnen die bigotten Weiber taten. Das Weib ist in der Regel exaltierter in religiösen Dingen, und es konnte deshalb auch den Astarteprieſtern nicht schwer fallen, die Babylonierinnen, selbst als diese noch nicht verdorben waren, zu diesem wunderbaren Kult zu bewegen. Wie ist es nun also dahin gekommen, daß nicht bloß zwischen den Weibern und den Priestern, sondern auch zwischen jenen und dem Laienpublikum ganz allgemein die wüstesten Orgien zur größeren Ehre der Istar veranstaltet wurden? Auch dafür findet sich leicht eine recht plausible Erklärung.

Es ist bekannt, daß Babylon in seiner Blütezeit Millionenstadt war. Es versteht sich wohl von selbst, daß bei einer allgemeinen Ausdehnung des Astartekults die Priester dieser Göttin nicht fähig waren,

die gewaltigen Scharen der frommen Babylonierinnen bei ihren Opfern zu unterstützen. Was war also zu tun, wenn man nicht ohne weiteres diese Art Kult als einen Schwindel bezeichnen und ausrotten wollte, was man doch wieder nicht konnte, nachdem man ihn erst eingeführt und hoch gepriesen hatte? Die Priester waren nicht die Männer, die sich durch eine solche Frage hätten in Verlegenheit bringen lassen; sie verstanden es vielmehr, auch aus dieser Schwierigkeit Vorteil zu schlagen und der Sache eine Wendung zu geben, die alle befriedigte und ihnen selbst den größten Gewinn brachte. Soweit es der eigenen Kraft entsprach, blieb die Ausübung des Kults die alte, d. h. die Priester suchten sich die Weiber aus, die ihnen gefielen und vollzogen mit ihnen zur Ehre der Astarte den sexuellen Akt. Den übrigen Weibern wurde gestattet, sich den männlichen Partner für den eigentümlichen Göttinnendienst selbst zu besorgen oder ihn aus den hierzu bereiten und zu diesem Zwecke im Tempel anwesenden Männern zu wählen resp. sich selbst von einem Manne wählen zu lassen. Daß den Männern im Tempel Gelegenheit geboten wurde, der Göttin Astarte zu dienen, das wurde natürlich sehr schnell bekannt, und wenn auch zu jener Zeit schon der alte, naive Glaube wohl nicht mehr existierte, der, wie es in der Bibel heißt, Berge versetzen kann, so war es doch gewiß für die Göttin Istar ein erfreuliches Zeichen ihrer Beliebtheit und Verehrung bei den Menschenkindern, daß der Andrang zu ihrem Tempel ganz gewaltig stieg und zu groß war, als daß das Heiligtum immer die Menge der „Andächtigen" zu fassen vermochte. Nicht allein die Göttin hatte allen Grund, sich über diese Frömmigkeit herzlich zu freuen, sondern auch die Priester rieben sich vergnügt die biederen Hände, denn sie ließen niemanden zu dem Kult zu, der nicht ein Opfer stiftete, der, mit anderen Worten gesagt, nicht zahlte. So hatten die Priester die reichsten Einnahmen; und was ihnen an Weibern gefiel, das behielten sie für sich. Es war also für die Priester das goldene Zeitalter angebrochen, als sie es fertig bekommen hatten, aus dem Tempel ein Bordell zu machen.

Daß sie damit eine gar zu harte Arbeit hätten verrichten müssen, will ich allerdings nicht behaupten, denn sie kamen nur den Wünschen des Publikums entgegen, und es mag vielleicht so-

Tafel XXVIII.

Venus v. Milo (antiq.).

Tafel XXIX.

Aphrodite von Knidos.

gar ſein, daß ſie ſich anfangs lediglich den Wünſchen ihrer Gemeinde gefügt haben, als ſie allen Männern geſtatteten, das Heiligtum der Aſtarte aufzuſuchen, um ſich an den Opfern praktiſch zu beteiligen. Beſonders an verſchiedenen Feſttagen gab es nichts, was auf ſexuellem Gebiete nicht erlaubt geweſen wäre, und der Andrang war dann ſo groß, daß man wohl ſagen darf, das ganze Volk habe ſich zu ſolchen Feſten verſammelt. Das erlaubten die Prieſter nicht allein, ſondern ſie leiteten dieſe Feſte und gaben ſie für den weſentlichſten Teil des ganzen Kults aus. Jedenfalls kann aber wohl nicht die Rede davon ſein, daß die Prieſter aus wirklichem Glaubensdrange dieſen unſittlichen Kult eingeführt haben, man darf ſogar dreiſt behaupten, daß die Prieſter ſchon lange weder an eine Iſtar noch an ſonſt einen Gott geglaubt haben, als ſie ihn in vollem Umfange beſchönigten und den Tempel zum Bordell machten. Es iſt ſogar ſprichwörtlich geworden, daß ſich niemals zwei Auguren hätten begegnen können, ohne ſich verſtohlen und verſtändnisvoll anzulächeln, weil ſei beide von der Dummheit und Leichtgläubigkeit des Volkes ein angenehmes und behagliches Leben führen konnten. Ich glaube, daß es die Aſtarteprieſter genau ſo gehalten haben, wenn ſie am Schluſſe eines Aſtartetages die dargebrachten Opfer zählten und feſtſtellen konnten, daß die Spekulation auf die „Frömmigkeit“ der Menſchen am lohnendſten ſei, wenn man ihnen nicht bloß den Frieden der Seele, ſondern nebenbei auch noch das ſexuelle Vergnügen ſpendete. Wie mag es damals in den Köpfen der Babylonier ausgeſehen haben? Man täte aber Volk und Prieſtern Babylons unrecht, wollte man etwa behaupten, die Prieſter hätten auf die Dummheit des Publikums ſpekuliert; denn das Volk war ſchließlich nicht dümmer als ſeine ſauberen Prieſter. Es mag noch ſo ſicher ſein, daß der Kult ſich wirklich aus der naiven Glaubensüberzeugung herausgebildet hat, — ſpäter hatte der Glaube mit dem Kult ſicher nichts mehr zu ſchaffen. Die Bevölkerung liebte den Kult, weil er ihren ſinnlichen Begierden ſo herrlich Rechnung trug, das war aber auch alles, ja, ich bin überzeugt, daß man ſchließlich recht gut gewußt hat, ein ſolcher Kult ſei nicht nur kein Dienſt einer Gottheit, ſondern im Gegenteil eine Schändung des Tempels. Da man ſich aber innerlich weder um die Göttin noch um die Heiligkeit des Tempels ſonderlich aufregte, ſondern nur dem ſinnlichen Rauſche lebte und

ſich bewußt war, daß der Kult bloß ein Deckmantel für die Schande war, wurde äußerlich die Frömmigkeit erſt recht betont. Es iſt das pſychologiſch durchaus einleuchtend, und ähnliches kommt ſelbſt heutigen Tages noch vor, wenn wir auch etwas, das dem Iſtarkult gleich wäre, natürlich nicht mehr als Kult betrachten würden.

Man hatte bei dem rohen Kult, der nur auf den Geſchlechtsgenuß gerichtet war, alle die anderen Bedeutungen der Iſtar vergeſſen, beſonders die im Gilgames (Tafel VI) betonte Eigenſchaft, daß Iſtar ihren Liebhabern Tod und Verderben bringe. Es iſt dies ein Glaube, der auch anderen Religionen abſolut nicht fremd iſt, der ſich, um nur ein Beiſpiel anzuführen, auch bei der Mythe der Perſephone, die ja auch nichts iſt als die Iſtar in Babylon, und beſonders der mit Perſephone oft identifizierten Hekate findet. Beiden wurde nachgeſagt, daß ſie ihren Liebhabern den Tod brächten. Hekate, die „Dreiweg-Göttin", regierte allen Spuk und kannte jeden Zauber; ſie ſchreckte ihre Verehrer durch Dämone. Perſephone oder, wie ſie auch genannt wurde, Proſerpina, eine Tochter des Zeus und der Demeter, wurde von Pluto geraubt und Herrin der Unterwelt. Sie durfte aber das halbe Jahr auf die Oberwelt zurückkehren — alſo dieſelbe Andeutung auf Sommer und Winter wie bei der Iſtar. Was kümmerte man ſich aber viel um alles, was der Iſtar nachgerühmt oder was ſonſt von ihr geſagt wurde? Es galt ſchließlich nur das eine, das war der Kult der ſexuellen Ausſchreitungen. Deshalb waren überall in der Umgebung der Tempel Zelte oder ſogar feſte Wohnhäuſer errichtet, die nur den einen Zweck hatten, der Aſtarte zu Kultſtätten zu dienen. Frauen und Jungfrauen bezogen dieſe Zufluchtſtätten und gaben ſich zu Ehren der Göttin jedem preis, der eine beſtimmte Summe, die der Göttin zukommen ſollte und natürlich in die Taſchen der Prieſter floß, zahlte. Es waren dies alſo eigentlich nur Vorbilder der Bordells. Jeder, der zahlte, hatte das Recht, eins dieſer „frommen" Weiber in Anſpruch zu nehmen, denn jede überließ ſich wahllos jedem, der zahlte, zu dem geſchlechtlichen Akte. Da ſpielte keine Zuneigung, kein perſönliches Gefallen, ſondern nur die geleiſtete Zahlung eine Rolle, denn es war nur ein frommer Dienſt der Göttin, den die Weiber verrichteten. Gerade darin liegt aber die völlige Gleichartigkeit mit den weltlichen Bordells, denen man ſpäter überall begegnete. Der Unterſchied war nur

der, daß in Babylonien die Göttin Istar gewissermaßen Besitzerin und Nutznießerin der feilen Unzucht war, in den Bordells aber ein Wirt oder eine Wirtin den Lohn für die Sünde (die in Babylon nur als Tugend galt) einheimste. Die Männer, die die Dienste der freiwilligen Dienerinnen der Göttin in Anspruch nahmen und dafür zahlten, werden wohl weniger wahllos vorgegangen sein, sondern die Weiber auserkoren haben, die ihnen am besten gefielen. Für die Göttin bedeutete das natürlich dieselbe Ehrung.

Nicht allein in Babylon aber gab man sich den Freuden dieses Kults hin, sondern auch die benachbarten Völker brachten der Istar eine aufrichtige, innige und tätige Verehrung entgegen. Selbst die Israeliten vergaßen dieses ihnen äußerst genehmen Kults wegen ihren Gott und wendeten sich der Istar zu. Wie oft ist in der Bibel geschildert, daß der Zorn Gottes die Juden schwer getroffen habe, weil sie sich der Aschera — das ist Istar — zugewendet und ihr gedient hätten. Es ist da recht drastisch gesagt, daß man sie zu diesem Dienste verführt und sie huren gelehrt habe. Man kann daraus nur entnehmen, daß der Dienst der Aschera durchaus richtig und zutreffend bewertet wurde, und daß man auch richtig erkannt hatte, was die Israeliten bewog, der Istar zu dienen. Am meisten fand dieser famose Astartedienst aber in Phönizien Verbreitung; Dort wurde er mit solchem Behagen eingeführt, daß die Phönizier ihn als den schönsten und angenehmsten aller Kulte nach Cypern, Griechenland und Nordafrika verpflanzten, wo er mit großer Freude in die Götterdienste aufgenommen wurde. Die Astarte wurde die Aphrodite der Griechen und die Venus der Römer, die ohnehin ihre Mythologie gründlich nach fremden, besonders griechischen Vorbildern umformten. Die Taube und die Fische waren dieser herrlichen Göttin geheiligt, weil sie als das Symbol der größten geschlechtlichen Fruchtbarkeit galten. Ja in Askalon stellte man deshalb die Göttin als Fisch mit Frauenkopf dar. Die Phönizier führten ihr Bild an den Schiffsschnäbeln. Die griechische Mythologie wirkte also auch wieder auf Babylon zurück, und verschiedene mythologische Berichte über die Astarte sind direkt Geist von echt griechischem Geiste: Wie Istar überall das gebärende Prinzip darstellte, dichtete ihr der griechische Geist, der in dieser Hinsicht stets für seine Götter liebevoll sorgte und ihnen jedes Vergnügen gönnte, eine

ganze Reihe von Liebschaften neben der mit Tammuz an. Saturn soll sie geliebt und mit ihr viele Kinder gezeugt haben, von denen eins der vielberühmte und berüchtigte Eros war. Aber auch mit Sterblichen wurde sie in vertrauten Verkehr gebracht. Ein syrischer Bauer soll ihre Liebe gewonnen und ein Kind gezeugt haben. Dieses halbgöttliche Kind sei Semiramis gewesen, jene sagenumwobene Königin, die ja sogar als Gründerin Babylons genannt wird. Astarte stand also nicht immer in bestem Rufe, aber über den Fehltritt mit dem plebejischen Syrier soll sie so entrüstet gewesen sein, daß sie den Mann im Zorn erschlug, während sie die Tochter Semiramis in die Wüste brachte. Sie soll sich sogar in der Verzweiflung ins Meer gestürzt haben, was ihr doch verboten war, weil es als der Schoß allen Lebens galt. Der Sturz ins Meer — die Mythe nahm Askalon als den Schauplatz dieses Selbstmordversuchs einer unsterblichen Göttin an — hat natürlich für Istar weiter keine Folgen gehabt als die sehr wohltuende, daß ihre Wut sich abkühlte. Unverkennbar ist diese Mythe griechischen Ursprungs. Es kam aber auf solche Erzählungen garnicht an, denn die Hauptursache der allgemeinen Verehrung der Astarte, die bei den Assyrern Mylitta, bei den Syrern Atargatis, bei den Philistern Derceto, bei den Persern Abhra, bei den Kappadociern und Armeniern Anaitis und bei den Puniern Tirlot hieß, was eigentlich alles so viel bedeutet wie Gebärerin, war der so tief befriedigende und die Sinne bezaubernde Kult. Es war also überall genau dasselbe, was auch in Babylon dieser Göttin die starke Anhängerschaft sicherte.

Das babylonische Weib war natürlich gelehrig genug, um von der religiösen Prostitution und dem Geschäftssinn der Priester zu lernen; es fand das Geschäft so lohnend und vorteilhaft, daß es vorzog, die Prostitution auf eigene Faust zu betreiben. Dieses Geschäft konnte natürlich, da es ja sogar der religiöse Ritus verlangte, nicht als ehrenrührig gelten; man hatte sich längst daran gewöhnt, und wenn im Tempel jedes Weib, dem irgendein Mann eine Silbermünze an den Busen gelegt hatte, mit diesem Spender den sexuellen Akt vollziehen mußte, warum sollte das gleiche Gewerbe außerhalb des Tempels und auf eigene Rechnung betrieben, zum Verbrechen werden? Herodot berichtet, daß die Babylonischen Weiber an den öffentlichen Wegen gesessen hätten, um der zahlungsfähigen Männer zu

harren, und daß sie sich zum Zeichen, daß sie mehr für Geld als für gute Worte zu haben seien, Stricke umgehangen hätten. Es wäre auch wohl Sitte gewesen, wohlriechende Opferkräuter zu verbrennen. Vielleicht war dies sogar das beste Mittel, sich auf etwas größere Entfernung bemerkbar zu machen und die lüsternen Männer anzulocken. Man rühmt auch den Wohlgerüchen ohnehin nach, daß sie die Sinnlichkeit anregen und führt die Sitte des weiblichen Geschlechts, sich stark zu parfümieren, darauf zurück, daß diese Wirkung der Wohlgerüche im Altertum wohl gekannt und vielfach raffiniert ausgenutzt wurde, so daß das Parfümieren von den Frauen auch dann beibehalten worden sei, als man durch das Parfüm schon lange nicht mehr auf den sexuellen Trieb einwirken sondern bloß noch gefallen wollte.

Diese private Prostitution hatte übrigens eine starke Konkurrenz durch das Gewerbe der späteren Tempelmädchen, die wohl ebenfalls durch die religiöse Prostitution aufgetaucht waren und dazu dienten, dem Tempel eine Einnahmequelle zu sichern, die offenbar verloren ging, als die ursprüngliche religiöse Prostitution mehr und mehr aufhörte, weil die Babylonierinnen das lohnende Gewerbe auf eigene Rechnung betrieben und nicht mehr daran dachten, ihre Einkünfte mit der Astarte oder ihren Priestern zu teilen, resp. sie ganz abzuliefern. Da ließen die klugen Priester Tempeljungfrauen kommen, die natürlich nichts weniger als Vestalinnen waren, dennoch als jungfräuliche Töchter bezeichnet wurden. Während man die Vestalinnen, wenn sie einem Kinde das Leben schenkten, grausam tötete, schadete ein solches Ereignis den jungfräulichen Töchtern des Tempels garnichts, und die Kinder, die der „heiligen Prostitution" das Leben dankten, wurden geehrt und, wie es scheint, im königlichen Palast aufgezogen, ja sie konnten sogar die Königswürde erlangen. König Sargon I. z. B. soll ein Kind solcher Herkunft sein. Die Legende seiner Rettung in einem dem Wasser übergebenen Kasten ist ohnehin wohl nichts als eine Dichtung aus viel späterer Zeit.

Diese Tatsache gibt übrigens dem Religionsforscher zu denken; es ist keineswegs unwahrscheinlich, daß man hier die Urquelle der geheimnisvollen jungfräulichen Geburt, die in so vielen Religionen eine große Rolle spielt, zu suchen hat. Ich habe allerdings eine weitere Quelle dieses Gedankens auch in dem heiligen Stier Ägyptens nach-

gewiesen; aber es ist doch vom Menschen zum Stier, oder vielmehr umgekehrt, ein großer Schritt, und man darf nicht übersehen, daß für die Völker des Altertums ohnehin der sexuelle Akt als eine religiöse Handlung galt. In den jungfräulichen Töchtern des Tempels erhielt sich diese spätere religiöse Prostitution außerordentlich lange, ja die Priester hatten ein viel zu lebhaftes Interesse daran, den Kult der Astarte für alle Zeiten lebendig zu erhalten, als daß sie hätten in seine Aufhebung willigen können, und es wäre dieser fromme Betrug wohl für alle Zeiten beibehalten worden, wenn nicht die Völkerschicksale mächtiger gewesen wären als die Priester.

Man darf wohl sagen, daß der Astartedienst in Babylon in Blüte stand, bis diese Riesenstadt des Altertums vernichtet wurde und für alle Zeiten unterging. Auch das Volk würde sich gewiß niemals von dem Kult freiwillig getrennt haben, der in so hohem Maße dem mächtigsten aller Triebe huldigte und so die Leidenschaft, die sonst oft als ein Laster schlimmster Art bezeichnet wird, zu einem heiligen und verdienstvollen Gottesdienst stempelte, und der deshalb, so lange die Erde Menschen trägt, niemals verfehlen würde, eine starke und begeisterte Gemeinde zu finden.

Tammuz, Adonis und Marduk.

Den Astartedienst kann man erst richtig würdigen und begreifen, wenn man die Geschichte des Tammuz kennt, damit zugleich die Mythe des Adonis. Wie aber kommt Marduk, der babylonische Zeus, in diese Gesellschaft? Wunderbar genug mag es erscheinen, zwei so grundverschiedene Göttercharaktere, wie es doch der Liebesgott und der göttliche Schöpfer „Himmels und der Erden" schließlich sein müssen, hier in einem Kapitel gemeinsam besprechen zu wollen. Und doch hat dies seine große Berechtigung, denn nicht immer ist Marduk der oberste Gott gewesen, nicht immer war er so grundverschieden von dem liebeerweckenden Tammuz, der schließlich nichts anderes war als der Adonis der griechischen Mythologie. Tammuz und Marduk haben vielmehr außerordentlich viele Berührungspunkte, so viele, daß sie zeitweilig geradezu als eine einzige Götterfigur aufgefaßt worden sind, und daß sie auch, als sie zwei grundverschiedene Götterpersonen waren, doch noch manche Eigenschaften gemeinsam

behielten. Interessant ist wohl auch, daß beide als Pendants zur Christusfigur bezeichnet worden sind, wenn man so sagen will, sogar als Vorbilder für die Christusgestalt.

Im Wesen der babylonischen Naturreligion lag es, daß die einzelnen Göttergestalten nicht als fertige abgeschlossene Charaktere hingestellt wurden, sondern daß sie sich erst mit der Zeit und ganz allmählich zu dem entwickelten, was sie in der Blütezeit und beim Untergang des babylonischen Reiches waren. Jeder hat seine bestimmte Laufbahn durchgemacht, und wie Istar oder Astarte — ich habe das im vorigen Kapitel dargelegt —, erst auf einem sehr weiten Umwege zur dea vulgivaga avancierte oder, wenn man will, degradiert wurde, so hat es auch Marduk nur sehr langsam zum höchsten Gotte ganz Babyloniens gebracht. Erst war er lediglich ein Lokalgott der Stadt Babylon, und auch da spielte er keine so erhabene Rolle, denn er lebte und wirkte als einfacher Frühlingsgott. Dichte Nebel und ergiebige Regenwolken zogen über das Land, und die Regengüsse weichten den Boden auf, hemmten allen Verkehr und ließen die Arbeit stocken. Das war der Winter, unter dem das Land zu leiden hatte, bis der Sonne goldene Strahlen die Wolken durchbrachen, den Nebel verscheuchten und rings in der Natur neues Leben, neues Blühen und Gedeihen schufen, eine herrliche und erquickende Fruchtbarkeit. Aber nicht die Sonnenstrahlen hielt man für die Spender dieser Fruchtbarkeit, sondern man glaubte, daß ein Gott persönlich das Ungeheuer, das man in der Nebelmasse erblicken zu müssen glaubte, im heldenhaften Kampfe besiegte. Und dieser alljährlich siegreich kämpfende Gott, das war Marduk, der Lokalgott Babylons. Die Bedeutung Marduks war also ganz der Naturbetrachtung entlehnt, und wie man sich die Fruchtbarkeit in Natur nicht ohne Beziehung auf das sexuelle Leben denken konnte, so war der Gott der Pflanzenfruchtbarkeit zugleich auch der Gott der sexuellen Liebe, der Schirmer der Ehe und des Kindersegens, denn eine andere Spezialgottheit, die für dieses Ressort verantwortlich gezeichnet hätte, gab es anfangs nicht, vor allen Dingen keine weibliche. Auch Astarte rückte, wie wir gesehen haben, erst ganz langsam in diese Würde auf, als Marduk bereits Stufe auf Stufe emporgestiegen und über die Liebesansprüche der Menschen erhaben war. Als aber Marduks Karriere noch nicht bis zu dieser Höhe gestiegen war, als

er noch der Frühlingsgott und der Gott der Fruchtbarkeit war, vertrat er die Interessen der Liebenden, und für die Weiber war er vielleicht ein wichtigerer Gott, als er es später in seinem strahlenden Glanze wurde, denn er segnete ihren Schoß und gab ihnen Nachkommen; zu ihm flehten sie, und ihm brachten sie Opfer, jedenfalls auch die Keuschheitsopfer, die im Altertum fast überall gebräuchlich und auch für den Geist jener Zeiten ziemlich naheliegend waren.

Zur Istar wechselten die Beziehungen Marduks ebenso, wie seine ganze Stellung einem steten Wandel unterworfen war. Istar galt einmal als seine Mutter; dann wurde sie sogar seine Gattin, und das blieb sie noch, als man ihr die rührende Liebschaft mit Tammuz andichtete. Es ist interessant, daß Tammuz erst viel später genannt wird als Marduk, und man darf wohl sagen, daß beide einmal dieselbe Person gewesen sind, daß Tammuz erst aus dem Gotte Marduk hervorgegangen ist, daß also der Geliebte, den Istar brauchte, als sie die liebebeschützenden Funktionen des ehemaligen Frühlingsgottes Marduk allein überwiesen erhalten hatte, blieb, während Marduk zu hoch für diesen Posten stieg, und daß dieser Rest Marduks dann als neuer Gott Tammuz erstand. Marduk blieb aber der strahlende Gott, dessen blendende Schönheit die Weiber mit Inbrunst noch anbeteten, als er auch mit irdischer Liebe nichts mehr zu schaffen hatte; des sexuellen Gedankens frei war kein einziger Götterkult.

Für den aufsteigenden Kurs, den Marduk nahm, gibt es eine ganz politische Erklärung, denn, hätte sich auch die Götterlehre ganz von selbst, teils durch eigenes Nachdenken, teils durch Einflüsse fremder Religionen, weiter entwickelt, so würde doch Marduk niemals vom Lokalfrühlingsgott der Stadt Babylon zum obersten Gotte des ganzen babylonischen Reiches emporgestiegen sein, wenn nicht die politische Machtstellung der Stadt Babylons es notwendig erscheinen ließ, daß der Gott dieser Stadt der wichtigste und gewaltigste werden mußte. So wurde er zum Schöpfer des Himmels und der Erde und zum Beherrscher seiner Schöpfung gemacht. Gerade die Macht dieses Gottes befestigte die Macht und den Vorrang dieser Stadt, die zwar das Reich sich unterworfen hatte, die Frucht dieser kriegerischen Erfolge aber schwerlich ungestört für sich behalten haben würde, wenn nicht auch der Gott Babylons im Reiche der mächtigste

gewesen wäre. Von Marduk berichtet eine andere Legende, daß er schließlich aus seinem Leibe und aus seinem Blute die Welt geschaffen, aber den Tod erlitten habe für die Menschheit. Das ist es gerade, was den Anhalt zu Vergleichen mit der Christusgestalt gibt. Die ständige Erhöhung bis zum Weltengott und sein unschuldiges Leiden und Sterben für die Menschheit und dazu seine Wiederauferstehung und sein Amt als Richter, das sind allerdings Anhaltspunkte für einen Vergleich; aber sie sind selbst in ihrer Gesamtheit nicht mehr als ein Beispiel dafür, daß das religiöse Empfinden, gleichviel, in welches Dogma, in welches System es hineingezwängt ist, doch immer zu ähnlichen Ideen gelangt. Die vergleichende Religionswissenschaft findet in solchen Parallelen den besten Nachweis dafür, daß das religiöse Empfinden stets für die höchste Verehrung, wenn man so sagen darf, auch bestimmte Leistungen, wie z. B. den freiwilligen Opfertod, und bestimmte Eigenschaften vorausetzt und vermutet.

Gleichwohl steht fest, daß Tammuz auch nach dieser Richtung hin viel interessanter noch als Marduk ist; er ist aber auch dadurch, daß er der Geliebte der Astarte war, für mein Thema von noch größerer Bedeutung. Ähnlich, wie wir es bei der ägyptischen Osirismythe gesehen haben, ist Tammuz der Geliebte der Astarte, der ihr entrissen wurde, und dem sie sogar in die Unterwelt folgte. An Tammuz knüpft sich deshalb die symbolische Bedeutung von Tag und Nacht, Sommer und Winter, Saat und Ernte. Ich will zuerst die Ähnlichkeit des Tammuz mit Christus anführen. Im Nabatäerbuche El-Mapristi ist eine Darstellung gegeben, die wirklich auffallen muß. Tammuz war vom Himmel herabgestiegen und hatte sich an einen irdischen König gewendet, den er zur Anbetung der sieben Planeten und der zwölf Zeichen des Tierkreises bekehren wollte. Der König aber geriet hierbei in große Wut und ließ den Tammuz töten. Tammuz erlitt also den Messiastod, aber er blieb nicht unter den Toten, sondern stand von ihnen auf und lebte weiter als Schönheits- und Liebesgott. Es wird dann erzählt, daß der König hierüber erst recht in großen Zorn geraten sei, zumal Tammuz seine Bekehrungsversuche wiederholt habe. Noch dreimal habe deshalb der König den Messias-Tammuz hinrichten lassen, und immer sei die Grausamkeit der Todesmarter erhöht worden. Daß der Orient des Alter-

tums es wirklich verstand, Todesmartern in wahrhaft genialer Weise zu erfinden, ist ja bekannt. Tammuz duldete und litt aber geduldig. Nun scheint dann endlich seine Lebenskraft erschöpft gewesen zu sein; nach der letzten Hinrichtung soll er tot geblieben sein. Beharrlichkeit führt also auch einem unsterblichen Gotte gegenüber schließlich zum Ziele.

Sieht man von diesem Schlusse ab, der übrigens wohl erst später hinzugedichtet worden ist, so zeigt sich eine ganz auffallende Ähnlichkeit zwischen der Tammuzmythe und der Christusgeschichte. Beide Persönlichkeiten kommen vom Himmel und wollen die Welt zum rechten Glauben reformieren; beide finden gerade bei den Gewaltigen dieser Erde nicht nur kein Verständnis, sondern das Gute, das sie tun, schon durch die Verbreitung ihrer Lehre tun, wird ihnen mit Haß und Bosheit vergolten, ja es gibt keine Ruhe, so lange sie am Leben sind; deshalb müssen sie sterben, beide eines schändenden Martertodes. Aber da beide vom Himmel stammen; hat natürlich der Tod nicht Macht über sie wie über gewöhnliche Menschen, sondern sie erwachen aus Todesnöten zu neuem Leben. Bis dahin stimmt die Geschichte beider in groben Zügen überein. Wenn nun Christus nicht wieder erschienen, nachdem er nach seiner Auferstehung gen Himmel gefahren ist, kommt Tammuz leibhaftig wieder; aber es ist nicht die Erlösung der Welt, die er bringt, es ist auch kein glorioser Triumph, den er feiert, sondern er kehrt zu neuen Kämpfen, zu neuen Verfolgungen auf die Erde zurück. Der König haßt ihn und will auch den Auferstandenen nicht am Leben lassen, sondern martert ihn immer wieder zu Tode, bis er nicht mehr erwacht. Das weicht von der Christusgeschichte ab, und es ist auch kein schöner, poesievoller Schluß, den man der Tammuz-Mythe angehängt hat, jedenfalls nur deshalb, um dem Feste, das alljährlich zur Erinnerung an den Tod des Tammuz gefeiert wurde, und das durch Weinen und Klagen begangen wurde, eine bessere Folie zu bieten, während nach kanaanäischem Kult, das Todesfest des Tammuz eigentlich eine Auferstehungsfeier war. Es ist vor allen Dingen auch nicht poetisch, den Gott dreimal sterben und auferstehen zu lassen, das vierte Mal aber ihn als für ewig gestorben zu schildern. Auch im christlichen Kult folgt auf den Charfreitag das Ostern, auf die Todestrauer der Auferstehungsjubel. Es sind also hier wirklich äußerst viele Über-

einſtimmungen; aber wie wenig Verſtändnis verrät es, wenn jemand daraufhin ſagen zu dürfen meint, daß einer der beiden Religionsberichte die Kopie des anderen ſein müſſe, denn in Wirklichkeit ſind doch die Unterſchiede weit bedeutender als die Übereinſtimmungen. Die ſchlichte und in ihrer Einfachheit ſo gewaltige Chriſtusfigur wendet ſich an die Armen, an die Mühſeligen und Verlaſſenen; er ſelbſt verſchmäht jeden Prunk und gibt in ſeinem Lebenswandel ein Bild von blendender Reinheit. Selbſt ſeine erbittertſten Feinde, die ihn der Todesmarter überliefern, können ihm kein Fehl, keine Untugend nachſagen. Und ſein Tod iſt der Erlöſertod, den er erleidet, um die Schuld der Menſchheit zu tilgen.

Tammuz aber iſt der ſtrahlende und blendende Schönheitsgott, der der brünſtigen Sexualliebe ſein Daſein weiht, der nur im Liebesgenuß ſchwelgt. Sein Tod bringt keine Erlöſung, und deshalb wird er inbrünſtig betrauert, weil mit ihm die Freuden der Liebe dahingeſchieden ſind, weil mit ihm die Fruchtbarkeit erloſchen iſt. Man muß ſich immer wieder daran erinnern, daß alle die Naturbetrachtungen, nach denen das Sterben des Tammuz den Winter, ſein Wiedererſtehen den Frühling bedeute, glatt in das Sexualleben übertragen wurden. Deshalb konnte aber auch das Sterben des Tammuz der Menſchheit keinen Nutzen ſondern nur Schaden und Leiden bringen, im prinzipiellen Gegenſatz zum Erlöſertode Chriſti, und die Trauer um ihn war ein Jammer um das entſchwundene Liebesglück.

Die Frauen beklagten in wahnſinniger Ekſtaſe das Aufhören des ſexuellen Genießens. Deshalb legten ſie Trauergewänder an und ſchnitten ſich das Haar ab, und es war dabei Sitte, daß alle Frauen, die ſich auch zu Ehren des Tammuz nicht von ihrem Haarſchmuck trennen wollten, ſich preisgeben mußten. Alſo die körperliche Preisgabe war hierbei ein Opfer, das dem Opfer des Haares gleichkam. Eins von dieſen beiden Opfern aber mußte gebracht werden, und es gab nicht viele Frauen, die ſich das Haar abſchneiden ließen. Nun iſt aber noch ein Umſtand zu beachten, der den eigentlichen Charakter der Tammuztrauer ebenfalls über jeden Zweifel zum Ausdruck bringt. Die Feier fand nämlich nicht in Tempeln des Tammuz, ſondern in den Heiligtümern der Aſtarte ſtatt. Man klagte alſo, daß dieſe Göttin, dieſes Prinzip der Zeugung und des Gebärens, den Mann, den Geliebten verloren hatte und deshalb auf die Freuden ſeiner

Liebe verzichten mußte. Beſonders in dem berühmten Tempel der Aſtarte zu Byblus waren die Trauer- und Auferſtehungsfeſte geradezu nationale Feiertage. Das Bild des Gottes wurde dabei feierlich begraben, und die Menge raſte in Schmerz und Trauer, bis der Tag der Auferſtehung kam. Dann aber herrſchten eitel Jubel und Freude, und die wilde Luſt führte zu noch wahnſinnigeren Liebesparoxysmen. Auf ein von den Prieſtern gegebenes Signal endeten Leid und Kummer: Tammuz war auferſtanden, und Aſtarte hatte ihren Geliebten wieder. Da raſte die Menge, und alles ſtürzte auf einander los. In wilder, leidenſchaftlicher Raſerei vereinigten ſich die Paare und gaben ſich der bis zum Wahnſinn geſteigerten Begierde hin. Es iſt ganz unmöglich, ſich dieſen Übergang von einem Extrem ins andere in ſeiner ganzen Ungeheuerlichkeit vorzuſtellen. Jeder und Jede handelte und fühlte, als ſei der Tod und die Auferſtehung zu Leben und Freude, zu neuer Liebesluſt nach langem Todesſchlaf eigenes Erlebnis, als gälte es nun, die langentbehrten Genüſſe alle doppelt und dreifach nachzuholen. Es war ein Feſt, das durch die Gewalt der Maſſenſuggeſtion groß, erhaben und bewunderungswürdig war, und doch in dem wilden Tohuwabohu des Sinnenrauſches ein unglaublich widerliches Bild, wenigſtens nach unſeren heutigen Begriffen, bot.

An den Trauerfeiern des Tammuz haben ſich offenbar auch iſraelitiſche Frauen beteiligt. Heſekiel 8, 14 heißt es wörtlich: „Und er führte mich hinein zum Thor an des Herrn Hauſe, das gegen Mitternacht ſtehet; und ſiehe, daſelbſt ſaßen Weiber, die weineten über den Thamus. Und er ſprach zu mir: Menſchenkind, ſieheſt du das? Aber du ſollſt noch größere Greuel ſehen, als dieſe ſind.“ Das war moſaiſche Anſchauung des Tammuz-Aſtartekults, und daß an dieſem ſich auch jüdiſche Weiber beteiligten, das galt natürlich beſonders als verwerflich, denn für die Jüdinnen war es ſchon ein ſchweres Verbrechen, daß dieſe überhaupt den Tod des fremden Gottes beweinten.

Aber ihre Beteiligung iſt in doppelter Hinſicht ein Greuel geweſen. Einmal war es ein Greuel, fremden Göttern zu dienen, ſtatt allein dem großen Jehovah, und ferner war ja Tammuz der Gott der Schönheit, der Gott der Liebe, der Geliebte der Aſtarte, dem durch Unzucht gedient wurde. Er war dasſelbe, was der Adonis

den Griechen war, und er wird mit vollstem Rechte für völlig eins mit Tammuz gehalten; es ist in der Mythologie auch völlig dieselbe Person, bei der nichts geändert ist als der Name und später auch ein Teil seiner Geschichte. Jedenfalls gibt es über den Adonis noch viel zuverlässigere und ergiebigere Quellen als über den altbabylonischen Tammuz. Schon die Ätiologie läßt griechischen Geist erkennen und die Frage offen, ob man Adonis für einen Halbgott oder für einen Menschen halten muß, in dessen Adern etwas göttliches Blut kreiste. Während man im praktischen Leben stets die Mutter einer Persönlichkeit mit Sicherheit anzugeben vermag und im Zweifel über den Vater sein kann, ist es bei Adonis gerade umgekehrt; man kennt seinen Vater, hört aber über die Mutter recht abweichende Lesarten. So viel steht indes nach allen Berichten fest, daß die Geburt des Adonis nicht legitim war. Als sein Vater wird Cingras genannt, ein griechischer Held und Priester der Venus in Cypern. Er soll so wunderbar schön und imposant gewesen sein, daß selbst die Schaumgeborene, die auf Cypern besonders feierlich und unzüchtig verehrt wurde, ihn liebte, allerdings nicht besonders glücklich, denn Cingras hat diese Leidenschaft entweder garnicht erwidert oder ist wenigstens der Göttin nicht treu geblieben, wofür diese furchtbare Rache übte. Sie ließ den Cingras mit seiner eigenen Tochter Myrrha ein Verhältnis eingehen, ohne daß er diese nahe Verwandtschaft ahnte, ein Motiv, das an Oedipus erinnert, und die Frucht dieses Verkehrs war — Adonis. Auch dabei spielte sich aber ein Wunder ab. Als nämlich Cingras merkte, daß seine Geliebte seine leibliche Tochter war, geriet er in rasende Wut und trachtete der Myrrha nach dem Leben. Diese entfloh und wurde, von dem über sein verbrecherisches Verhältnis rasenden Vater verfolgt, zu ihrem Schutze in einen Myrrhenbaum — sie hieß eben Myrrha — verwandelt. Aus diesem berstenden Baume ging Adonis hervor. Cingras aber machte seinem Leben selbst ein Ende, und die Rache der Venus war damit natürlich befriedigt. Alle männlichen Nachkommen des Priesters — mit Ausnahme des Adonis — wurden wieder Priester der Venus, deshalb hieß diese Priesterkaste „die Cingraden". Nach einer anderen Version war Adonis der Sohn des Cingras und der cyprischen Königstochter Metharne; auch danach wäre er aus einem verbrecherischen Buhlerverhältnis hervor-

gegangen, denn der Priester durfte nicht die Königstochter in einen sexuellen Verkehr ziehen.

Jedenfalls ist aber Adonis unter göttlichem Schutze herangewachsen und ein Bild vollendetster männlicher Schönheit geworden, so schön und herrlich wie die Erde nichts außer ihm aufzuweisen hatte. Kein Wunder, daß Göttinnen, die für Männerschönheiten außerordentlich empfänglich waren, sich in heißer Leidenschaft um ihn bewarben. Die Hauptrivalinnen waren Aphrodite, also dieselbe Göttin, die in Cypern als Venus verehrt wurde, und Persephone oder Proserpina die Göttin der Unterwelt. Geliebte des Adonis wurde Aphrodite, die vor der Persephone den Vorrang hatte, weil sie auf der Oberwelt weilen durfte, also weit bessere Gelegenheit hatte, mit Adonis zusammenzukommen, und weil sie als Göttin der Schönheit und der Liebe auch viel eher dazu geschaffen war, das Herz des schönsten Mannes zu erobern. Adonis liebte aber die Veränderung und war auch nicht sehr wählerisch; wenigstens hat er mit der Göttin der düsteren Unterwelt ebenso leidenschaftlichen Umgang gepflogen wie mit der Schönheitsgöttin, und der alte ingrimmige Gatte der Proserpina, Pluto, der Gott des Schattenreiches, scheint gegen diese Eheirrung seiner Gattin nichts eingewendet zu haben; er duldete den Ehebruch in seinem eigenen Reiche, wie ja die griechischen und römischen Götter im allgemeinen ziemlich nachsichtig in diesem Punkte waren.

Wie nun Persephone-Proserpina mit dem Adonis in Berührung gekommen ist, darin weichen wieder die verschiedenen Mythen sehr weit von einander ab, je nachdem, ob man mehr der römischen oder der griechischen Lesart folgt. Ich will diesen Roman der beiden Göttinnen nach beiden Varianten betrachten.

Aphrodite, die griechische Istar, liebte den Adonis von der Minute an, in der er dem Baume entstieg, und gab ihn der Proserpina in Verwahrung, damit sie ihn für sich in der Unterwelt verbergen konnte. Aber damit hatte sie, wie man zu sagen pflegt, den Bock zum Gärtner gemacht; die Proserpina hatte in ihrer Unterwelt den Sinn für Männerschönheit nicht verloren und den Sinn für die Treue nicht gefunden. Sie liebte den bildschönen Adonis selbst und behielt ihn für sich. Nun gab es bei der Aphrodite ein großes Wehklagen, das vor Zeus, den König der Götter, drang. Zeus hatte ein

Einsehen, und das ist auch bei der äußerst reichen Erfahrung, die er in Liebesaffären besaß, kein Wunder; er befahl, daß Aphrodite, die den Adonis zuerst gehabt und ihn für sich in der Unterwelt verborgen hatte, ihn den dritten Teil des Jahrs für sich haben sollte. Auch Proserpina, die in ihrer graulichen Unterwelt schon so wenig Abwechslung besaß, sollte, da sie den schönen Adonis doch so gut verwahrt und schließlich selbst mit ihm ein trautes Verhältnis angefangen hatte, auch in Zukunft dieses süßen Trostes nicht entbehren; auch sie sollte sich des Geliebten ein volles Drittel des Jahrs erfreuen. Für das letzte Drittel aber sollte Adonis frei sein und auf der Welt machen dürfen, was er wollte. Adonis soll in seinem freien Jahresdrittel alle Freuden der Liebe mit den verschiedensten Weibern genossen, aber dabei auch dem Apollo als Weib gedient haben. Diese letztere Unflätigkeit mag wohl erst später zu der Adonissage hinzugefügt worden sein, als das widernatürliche Laster seinen Siegeszug durch die Welt bereits angetreten hatte. Man schuf sich die Götter, wie man sie brauchte, und dichtete ihnen Neigungen und Handlungen an, wie man sie selbst empfand und ausübte. Auch die Laster, die besonders Mode waren, überließ man den Göttern.

Nach der anderen Version soll Adonis nicht nur für die sexuelle Liebe mit heißer Leidenschaft ausgestattet gewesen sein, sondern auch die höchste Lust darin gefunden haben, als Jäger durch Wald und Flur zu streichen. Aphrodite, die als Göttin in die Zukunft zu blicken vermochte, warnte ihn oft und eindringlich, aber sie erklärte ihm ganz vergeblich, daß ihm auf der Jagd das Unheil nahen werde. Noch eine dritte Göttin greift in diese Mythe ein, Artemis-Diana, die ebenfalls eine wertvolle Bedeutung teils als Helferin der Gebärenden und Beschützerin der Ehe, teils als keusche Verächterin jeder geschlechtlichen Liebe, spielte. Sie haßte den schönen Adonis, nach einer Version wegen seines ausschweifenden Lebenswandels, nach der anderen aus Eifersucht. Als Adonis wieder im Walde streifte, schickte Artemis, die Göttin der Jagd, einen Eber, der den Adonis tötete. Aphrodite, die das Unheil vorausgesehen hatte, folgte dem Geliebten in den Wald, durch Gestrüpp und Dornen, die ihre zarten Glieder verletzten, eilte sie ihm nach; aber sie konnte das Unheil nicht abwenden, und so kam Adonis in die Unterwelt, wo die Persephone sich in ihn

verliebte. Auch nach dieser Mythe trachtet Aphrodite danach, den Geliebten für sich auf die lichtbestrahlte Oberwelt zurückzugewinnen. Sie steigt selbst in den Hades und hat alle Drangsale, die mit einem solchen Wagnis verknüpft sind, zu bestehen. Schließlich wird durch den Machtspruch des Zeus Adonis geteilt, d. h. das halbe Jahr gehört er der Proserpina und bleibt in der Unterwelt, das andere halbe Jahr kehrt er auf die Erde zurück, und Blumen sprießen vor ihm auf, der herrliche Frühling der Liebe erblüht wieder auf sechs Monate der Aphrodite.

Diese letztere Mythe hat man zum großen Teil in Babylon aufgenommen. Wir haben gesehen, daß nach der ältesten Religionslehre Tammuz als Verkünder seiner göttlichen Lehre von dem grimmen König getötet wird, wieder aufersteht und wieder getötet wird, so daß sein Kommen und Gehen, das dem Wandel der Jahreszeiten abgelauscht war, erklärt wird. Später aber nahm man nach römisch-griechischem Vorbilde an, daß Tammuz als Geliebter der Astarte von dem Eber getötet und von der Geliebten aus der Unterwelt emporgeholt wird. Damit hatte man zwar dem Wechsel der Jahreszeiten nicht so klassisch Rechnung getragen wie bei der Teilung des Adonis zwischen Aphrodite und Persephone, aber darauf kam es überhaupt nicht mehr an; denn mag es auch nicht bestritten sein, daß die Idee dieser Mythe der Natur abgelauscht war, und es sich um die Symbole Sommer und Winter handelte, so steht doch über jeden Zweifel fest, daß an diese Bedeutung später kein Mensch mehr gedacht hat, daß es vielmehr lediglich die sexuelle Idee war, die in diesen Mythen herrschte und die Gemüter bewegte. Man hat Anklänge an Tammuz überall, selbst in der Geschichte des Joseph in Ägypten finden wollen. Auch diese soll nur eine astrale Episode sein, wenn man so sagen darf; ich meine aber, man tut recht gut, sich nicht auf ein so schwankendes Gebiet zu begeben, sondern einfach diese Josephserzählung als eine konkrete Tatsache zu betrachten. Man hat dann nicht notwendig, kühne Schlüsse auf einen Zusammenhang verschiedener Erzählungen und Mythen zu ziehen, die nicht im wirklichen Zusammenhange stehen und nur einige Reibungsflächen bieten, an denen sich die Phantasie entzünden kann. Tammuz war einfach der Gott der Liebe, der Gegenstand der heißesten weiblichen Begierden, um den sich die Göttinnen rissen, um den die irdischen Wei-

ber trauerten und jammerten. Dieſe Jammerlieder aber ſind durchweg ſexuellen Empfindens und Begehrens voll, nichts weiter.

Tammuz war für das Volk geradezu der perſonifizierte ſexuelle Akt, deshalb konnte er nur in Verbindung mit der Aſtarte gedacht und verehrt werden. Daß ſich Anklänge an dieſe Auffaſſung der Tammuzmythe überall finden mußten, verſteht ſich ſchon deshalb ganz von ſelbſt, weil die Religionen niemals außer Beziehung zum Geſchlechtsleben geſtellt wurden.

Das Weib im alten Teſtament.

Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! Das darf man wohl ſagen, wenn man die Religion des Alten Teſtaments mit den übrigen Religionen des Altertums vergleicht und prüft, welche Stellung das Weib im Alten Teſtament einnimmt. Bei jenen war ſchon in den Perſönlichkeiten der Göttinnen, in ihrem Lebenswandel und in den Eigenſchaften, die man ihnen zuerkannte, alles zum Ausdruck gebracht, was ſich das religiöſe Empfinden als Weib vorſtellte, oder man kann noch richtiger ſagen, welche Vorſtellungen des alltäglichen Lebens der religiöſe Menſch in ſeinen Kult und in ſein religiöſes Denken aufnahm.

Anders bei den alten Juden, bei denen es nur einen perſönlichen Gott gab, ja bei denen dieſer einzige Gott in einer Reinheit und Unteilbarkeit beſtand, wie man ihn kaum in einer einzigen anderen Religion, auch in der chriſtlichen nicht, wiederfindet. Da war alſo das Weib von vornherein von jeder Himmelsregierung und von jeder Göttlichkeit abſolut ausgeſchloſſen, und es ſcheint deshalb wohl, als könne man von Weibern in der Religion des Alten Teſtaments überhaupt nicht ſprechen. Das fällt natürlich umſomehr auf, als die Juden doch ebenfalls Orientalen waren, bei denen das Weib eine viel intenſivere Rolle im Leben des Mannes ſpielte als im Abendlande. Auch die altrömiſchen Schriftſteller kannten die Juden als das ſexuell lüſternſte Volk und bezeichneten ſie als ſolches, und das will ſchon etwas ſagen, denn die Römer waren doch wahrhaftig keine Asketen. Im Gegenteil. Wir werden aber ſehen, daß die Juden keineswegs immer in ihrem religiöſen Kult und Glauben das Alte Teſta-

ment zur Richtſchnur nahmen, daß ſie vielmehr ſo wenig auf Göttinnen verzichteten wie die heidniſchen Völker des Orients. Zunächſt ſoll aber von der Rolle des Weibes im Alten Teſtament die Rede ſein.

Wenn man ſich nur an das hält, was Moſes und die Propheten lehrten, alſo an die bibliſchen Vorſchriften der moſaiſchen Religion, dann findet man zwar vielfache Hinweiſe auf Götzendienſt der alten Juden und den ſtrikten Nachweis, daß die „Ebräer" auch Göttinnen dienten, und zwar in derſelben orgiaſtiſchen Weiſe wie die Heiden; aber das alles wird als Abfall vom Glauben der Väter geſchildert. Überall iſt betont, daß bei den alten Juden die Weiber nicht zu Göttinnen oder auch nur zu Heiligen gemacht werden konnten. Aber das Alte Teſtament iſt angefüllt mit Hiſtorien, in denen dem Weibe eine große Rolle, oft ſogar die Hauptrolle zuerteilt iſt, und die feine Charakteriſierung des Weibes, der wir überall in der Bibel begegnen, die zahlloſen rituellen Vorſchriften über das Weib: das alles berechtigt uns, auch in der moſaiſchen Religion das Weib beſonders hervorzuheben. Schon bei der Schöpfungsgeſchichte iſt die Entſtehung des Weibes in einer Weiſe geſchildert, die die Stellung des Weibes viel präziſer betont, als es in der Regel beachtet wird. Aus der Rippe Adams wird Eva geformt, weil es nicht gut iſt, daß der Menſch allein ſei; er ſollte eine Gehilfin haben. Nicht gleichwertig, nicht einmal eine ſelbſtändige Schöpfung iſt das Weib, ſondern nur ein Stück des Mannes, ein Stück von ſeinem Fleiſche, das ihm ewig untergeordnet, ewig von ihm abhängig iſt. Abhängig, dienſtbar und doch den Mann beherrſchend, ihn zu den eigenen Neigungen und Gelüſten verleitend. Die erſte Frau, die geſchaffen iſt, das Leben des erſten Mannes zu verſchönern, iſt auch ſein Verhängnis, ſein Glück und zugleich ſein Unglück. Daß die Schlange als Einflüſterer das Weib beeinflußt, iſt eine Arabeske in der Erzählung des Sündenfalls; daß die Einflüſterung ſich nicht an Adam, der doch der Herr ſein ſoll, ſondern an Eva wendet, eine pſychologiſche Fineſſe. So iſt das Unglück durch das Weib in die Welt gekommen. Die Menſchheit iſt aus dem Paradieſe vertrieben, des Weibes willen, und im Schweiße ſeines Angeſichts muß der Mann ſein Brot eſſen, d. h. es erwerben, wieder mit für das Weib, das ihm untertan ſein ſoll. Und der Herr machte Adam und ſeinem Weibe Röcke von Fellen und kleidete ſie. Mit der paradieſiſchen Unſchuld war es vorbei.

hätte die jüdiſche Religion uns von Weibern nichts weiter zu berichten als dieſe eine Geſchichte, es wäre wahrlich ſchon ein Programm.

Nach der Sintflut, auf die ich in einem beſonderen Kapitel eingehe, werden den Menſchen göttliche Gebote gegeben, denn die Zeit eines neuen Geſchlechts bricht an, nachdem das alte ſeiner Sünden wegen bis auf Noah und die Seinen vernichtet worden war. Und die Erde bevölkerte ſich, daß die Menſchheit ſich über alle Lande ausbreitete, nachdem durch den Turmbau zu Babel die Sprachen verwirrt worden waren. Als Abraham der Teuerung wegen nach Ägypten zieht, da iſt es wieder ſein ſchönes Weib Sarai, das ihm helfen ſoll, im Lande der Pharaonen ſich zu erhalten. Abraham gibt ſein Weib für ſeine Schweſter aus, weil er weiß, daß dies ſchöne Weib die Begierde der Fürſten auf ſich lenken würde, und fürchtet, daß er als Ehemann erſchlagen werde, damit die Ägypter ſich ſeines Weibes bemächtigen könnten. Die Liſt gelingt. Sarai, oder wie ſie ſpäter hieß, Sara, war die Stammutter Iſraels, und Iſaak wurde geboren, als Abraham bereits 100 Jahre alt war. Es handelte ſich alſo, wie die Bibel ſehr breit berichtet, um ein von Gott zum Lohne für die Tugend des Abraham bewirktes Wunder. Aber Sara wird doch nicht als eine Heilige geprieſen; ſie wird überhaupt nicht verehrt, und das iſt durchaus ſelbſtverſtändlich, weil der ganze Orient es einfach für die Pflicht des Weibes hält, Kinder zur Welt zu bringen. Das iſt kein Verdienſt, ſondern es iſt nur eine untilgbare Schande für das Weib, dieſe Pflicht nicht zu erfüllen.

So iſt es keine Ungeheuerlichkeit, daß Jakob ſieben Jahre für die Tochter Labans, Rahel, dient, dann heimlich die ältere Tochter Lea bekommt, abermals ſieben Jahre dem Laban dient, und dafür endlich auch die Rahel erhält, daß aber beide ihre Mägde Silpa und Bilha dem Jakob auch überlaſſen, damit dieſe als Vertreterinnen der Herrinnen dem Jakob noch reichere Nachkommen beſcheren. Was uns Unmoral ſcheint, iſt nach dem Alten Teſtament erſt recht Sittlichkeit und Ehrenſache, weil von je das Weib in der altteſtamentlichen Religion ganz anders bewertet wird als nach unſerem Sittenkodex, bei deſſen Abfaſſung die Logik allerdings auch nicht Gevatter geſtanden hat.

Auch bei den Kindern Iſraels, wie Jakob ſpäter genannt wurde,

galten Sittlichkeitsdogmen, deren Verletzung furchtbar gerächt wurde. Besonders, wo es sich um die sexuelle Vermischung mit Angehörigen fremder Stämme handelte, hatte das Weib einen anderen Kurs als sonst in Israel. Man hat es dabei aber nicht mit willkürlichen Satzungen zu tun, sondern mit streng religiösen Vorschriften, die wieder wesentlich anders zu beurteilen sind als die Religionsgebote heidnischer Völker, weil die jüdische Religion keine Naturreligion ist, die durch die Phantasie der Menschen ausgebaut und erweitert wurde, sondern weil sie als Offenbarungsreligion, als von Gott inspiriert galt. Deshalb ist aber auch die Stellung des Weibes nicht lediglich durch persönliche Auffassung und Doktrinen geschaffen, sondern man hat sie aufzufassen als einen Teil des Kults: das Weib in der israelitischen Religion.

Wenn ein Israelit eine israelitische Jungfrau beschlief, so war dies etwas anderes, als wenn ein Mann fremden Stammes sich gegen eine Israelitin vergangen hatte. Auch dafür gibt das Alte Testament genügende Beispiele. Dina, die Tochter Jakobs und der Lea, war von Sichem, Hemors, des Heviters, Sohn, beschlafen worden. Jakob und seine Söhne wollten das rächen. Aber Hemor und Sichem warben um Dina, und die Israeliten taten, als wollten sie sich mit dem Stamme zu einem Volke vereinigen, falls alle Männer der Stadt Sichems sich bereit erklärten, sich beschneiden zu lassen. Diese Bedingung wurde erfüllt, und nun schien eine Verschmelzung der Stämme gesichert. Aber die Söhne Jakobs überfielen die Stadt und rotteten alle Männer aus mit des Schwertes Schärfe. Als dies Jakob erfuhr, war er über den Verrat betrübt, denn er fürchtete, daß die Kanaaniter und Pheresiter Rache an ihm nehmen würden; aber seine Söhne erwiderten ihm: „Sollten sie denn mit unserer Schwester als mit einer Hure handeln?“ Es war in Wirklichkeit eine niederträchtige und heimtückische Rache, die Jakobs Söhne genommen hatten, und es scheint doch auf alle Fälle, daß zu einer solchen überhaupt kein Grund vorliegen konnte, nachdem Sichem und sein Vater erklärt hatten, daß Dina das rechtlich angetraute Weib des ersteren werden solle, nachdem auch wirklich Dina dem Sichem als Gattin in sein Haus gegeben worden war, und nachdem sich die Männer Sichems hatten beschneiden lassen. Der Überfall erfolgte außerdem zu einer Zeit, als diese Männer zu Hause waren und infolge der Beschneidung Schmerzen litten, also nicht recht kampffähig waren.

Beſonders dieſer letztere Umſtand läßt die brutale Mordrache noch heimtückiſcher und feiger erſcheinen. Aber die Juden folgten einer anderen Moral; ſie wollten von vornherein ihre Blutrache wegen der Schändung ihrer Schweſter ausüben, und alle die Friedensvereinbarungen trafen ſie nur als Mittel zum Zweck, weil ſie, ohne die Gegner ſicher gemacht zu haben, an einen erfolgreichen Überfall nicht denken konnten. Dazu kam, daß die Iſraeliten ſich von jeher für das auserwählte Volk Gottes und deshalb alle anderen Völker für minderwertig und rechtlos hielten. Das kann freilich die Mordtat in den Augen Fernſtehender nicht ſympathiſcher erſcheinen laſſen; aber darauf kommt es nicht an. Übrigens fehlt es auch nicht an Beiſpielen dafür, daß die Juden Stammesgenoſſen töteten, die ſie beim „Huren“ mit den Töchtern fremder Stämme trafen.

Sehr intereſſant iſt auch die Geſchichte Joſephs mit der Gattin Potiphars, die ſich abſpielte, als Joſeph von den übrigen Söhnen des Jakob, ſeinen Brüdern, verkauft worden und nach Ägypten und dort in Potiphars Hauſe ſehr bald zu Ehren gekommen war. Potiphars Gattin ſtellte ihm nach, da er aber die Sünde nicht tun wollte, klagte ihn die Abgewieſene an, daß er ihr unſittliche Anträge geſtellt habe, und Joſeph wanderte ins Gefängnis, wo er dann durch ſeine Traumdeutung befreit und zu einem großen Manne in Ägypten gemacht wurde. Da aber Potiphars Weib eine Ägypterin und keine Iſraelitin war, brauche ich auf dieſe Geſchichte, wenn ſie auch im Alten Teſtament ſehr ausführlich erzählt iſt, hier doch nicht ausführlicher einzugehen. Wir ſind übrigens der Joſephfigur bereits in einer anderen Mythologie, natürlich unter einem anderen Namen begegnet; in der Babyloniſchen.

Daß es auch nach religiöſer Lehre Anſchauung war, das Weib ſei nur dazu da, dem Manne zu dienen und vor allen Dingen ihm Nachkommen zu geben, „ihm einen Namen zu erwecken in Iſrael“, das beweiſen alle Vorſchriften über die Ehe, über die Scheidung und am klarſten die über die Leviratsehe. „Wenn Brüder beieinander wohnen, und einer ſtirbt ohne Kinder, ſo ſoll des Verſtorbenen Weib nicht einen fremden Mann draußen nehmen, ſondern ihr Schwager ſoll ſich zu ihr tun, und ſie zum Weibe nehmen, und ſie ehelichen. Und den erſten Sohn, den ſie gebiert, ſoll er beſtätigen nach dem Namen ſeines verſtorbenen Bruders, daß ſein Name nicht vertilget

werde aus Israel." (5. Mose 25, 5—6.) Weigerte sich der Schwager, dieses Gebot zu erfüllen, so sollte ihn die verschmähte Schwägerin verklagen und ihm, falls er noch vor Gericht auf seiner Weigerung bestand, einen Schuh ausziehen und ihm ins Angesicht speien. Das war religiöse Vorschrift, und alle diese Vorschriften galten als göttliche Inspirationen. Die Vielweiberei war gestattet, die Scheidung der Ehe leicht durchzuführen, denn der Mann brauchte dem Weibe, dessen er überdrüssig war, bloß einen Scheidebrief zu schreiben; auch das war religiöse Bestimmung.

Wie nun die alten Mythologien Göttinnen kannten, und wohl auch Weiber, die große und für das Geschick des Volkes entscheidende, befreiende Taten ausgeführt hatten, zu Göttinnen machten, wie ja auch sterbliche Helden oft das Modell für Göttergestalten wurden, so hat auch die israelitische Religionslehre weibliche Heldinnen, denen besondere religiöse Feiertage gewidmet waren, allerdings ohne daß die Gefeierten zu Heiligen oder gar zu Gottheiten erhoben worden wären. Diese Geschichten des Alten Testaments sind für die Auffassung des Weibes in der mosaischen Religion außerordentlich charakteristisch.

Zunächst die Geschichte der Judith. Nebukadnezar, der König von Assyrien hatte den Mederkönig Arptarad und dessen feste und gewaltige Stadt Ekbatana besiegt, sein Reich dadurch bedeutend erweitert, und in seinem Übermut schickte er an alle Völker der Nachbarschaft, auch nach Jerusalem Botschaften, daß sie sich unterwerfen sollten; aber alle Völker lehnten dies ab und schickten die Boten mit Schimpf und Schande heim. Darüber ergrimmte Nebukadnezar und schickte seinen Feldherrn Holofernes zu einem Rachezug aus, der mit 120 000 Mann Fußtruppen und 12 000 Schützen zu Pferde ins Feld zog, also mit einer für damalige Zeiten ungeheuren Macht. Nichts konnte dieser Macht widerstehen, die Könige aller Völker beugten sich, und die Lande, gegen die er zog, gerieten in Angst und Schrecken. Auch die Juden wußten, daß an sie die Reihe kommen werde, und sie rüsteten sich und befestigten das Land. Holofernes belagerte die feste jüdische Stadt Bethulia, die für uneinnehmbar galt, da sie zwischen Bergen lag; er zerstörte die Leitung, die der Stadt das Wasser zuführte, und bereitete dadurch den Israeliten furchtbare Qualen, so daß sie schon ihre Stadt dem

Feinde übergeben wollten. Da trat Judith auf, die seit $3^1/_2$ Jahren Witwe war und alle die Zeit in Trauer einsam gelebt und mit Fasten und Beten Buße getan hatte, obwohl sie reich und schön war, also leicht einen Freier gefunden haben würde. Diese beschloß, die Stadt und ihr Volk zu retten, und den hochmütigen Holofernes zu vernichten. Sie legte ihre Witwenkleider ab, wusch sich und salbte sich und zog festliche Gewänder an, und die Ältesten und das Volk wunderten sich, daß sie so schön war. Das Volk wußte wohl, daß Judith Retterin werden wollte, aber sie fragten nicht, was sie vorhabe, sondern ließen sie mit ihrer Magd ziehen, und so kam sie ins Lager des Holofernes, der sie wohl aufnahm, und dem sie erzählte, daß sie von ihrem Volke gewichen sei, weil sie wohl wisse, daß Gott es seiner Sünden willen vernichten werde. Sie wolle aber mit ihrer Magd nicht von dem Gotte abfallen, sondern ihm weiter dienen und dem Holofernes sagen, wenn die Stunde gekommen sei, in der ganz Israel in seine Hand gegeben werden sollte. Und die Männer sprachen: „Des Weibes gleichen ist nicht auf Erden an Schöne und Weisheit." Holofernes aber ließ sie in seine Schatzkammer führen und befahl, daß sie an seinem Tische speisen solle. Dies lehnte sie aber ab, da sie genug eigene Speise mitgebracht hatte; sie bat nur, man möge ihr erlauben, daß sie morgens und abends hinausgehen dürfe mit ihrer Magd, damit sie zum Herrn beten könne. So durfte sie gen Bethulia gehen und ihr Gebet verrichten. Auf diese Erlaubnis hatte sie gerechnet, denn sonst konnte sie ihren Plan nicht durchführen. Was Judith gewollt hatte, das geschah; Holofernes verliebte sich in sie und brannte vor Begierde, sie zu besitzen. So bereitete er am vierten Tage ein köstliches Mahl und sagte seinem Diener Zagoas: „Gehe hin, und berede das ebräische Weib, daß sie sich nicht weigere, zu mir zu kommen; denn es ist eine Schande bei den Assyrern, daß ein solches Weib sollte unberühret von uns kommen, und einen Mann genarret haben." Darauf hatte aber Judith nur gewartet; sie folgte der Weisung und sagte dem Holofernes, daß sie noch nie so geehrt worden sei in ihrem Leben. Holofernes war außer sich vor lüsternem Jubel „und trank so viel, als er nie getrunken hatte sein Leben lang". Die Nacht zog herauf, und die lustige Gesellschaft nahm ein Ende, weil alle betrunken waren und von dannen schwankten. Zagoas machte des Holofernes Kammer,

in der dieſer ſich mit Judith allein befand, zu und ging ebenfalls fort. Für Holofernes konnte nun die glückliche Stunde nahen, in der ſeinem ſehnenden, brünſtigen Verlangen Befriedigung würde. Aber er ſank ſchwerfällig auf ſein Bett, um den Rauſch zu verſchlafen. Judith trat an ihn heran und betrachtete ſtaunend die ſtolze Pracht der kräftigen Glieder. Sie zitterte ob dieſes Anblicks, denn auch in ihr regte ſich das Verlangen; aber ſie betete leiſe und bewegt, daß Gott ihr in dieſer Stunde Kraft verleihen möge. Dann trat ſie an die Säule zu Häupten des Bettes, an der Holofernes ſein ſcharfes Schwert hängen hatte. Sie nahm die Waffe, zog ſie aus der Scheide und hieb mit zwei gewaltigen Schlägen den Hals des Berauſchten ſo weit durch, daß ſie den Hals durchſchneiden und das Haupt ganz vom Rumpfe trennen konnte. Auch die Vorhänge riß ſie vom Bette herunter, um den Kopf hineinbinden zu können. Den Leichnam warf ſie vom Bette mitten in das Gemach. Dann rief ſie ihre Magd, gab ihr den Kopf des Holofernes und hieß ſie, ihn in den Nahrungsmittelſack tun. Ruhig, als ſei nichts vorgefallen, verließen ſie das Zelt und ſchritten, wie ſie dies jeden Morgen taten, aus dem Lager. Da Holofernes ſelbſt befohlen hatte, die beiden Weiber auf ihren Wegen unbehelligt zu laſſen, hielt ſie natürlich auch diesmal niemand an, und ſo gelangten ſie unangefochten nach Bethulia, wo ſie von den Stammesgenoſſen freudig eingelaſſen wurden. Nun erzählte Judith, was ſie vollbracht hatte, und daß nun die Gefahr wohl vorüber ſein würde. Dabei zeigte ſie das Haupt des Holofernes. Sie gab den Rat, daß die Männer Iſraels am anderen Morgen einen Ausfall unternehmen und mit großem Geſchrei über das Lager des Feindes herfallen ſollten. Da das Volk ſah, daß Gott mit ihm war, weil er den Holofernes in ſeine Hand gegeben hatte, wurde der Rat befolgt. Die Aſſyrer ſahen die Iſraeliten und ſpotteten ihrer, begaben ſich aber nach dem Zelt des Holofernes, um dieſen zu wecken. Als ſie ſeine Leiche ſahen, erſchraken ſie gewaltig, und die Kunde von dem furchtbaren Tode des Führers erſchütterte das ganze Heer ſo, daß die Maſſen flohen, und den Juden der Sieg blieb. Die Juden metzelten alles nieder, was ſie erreichen konnten, und verfolgten den Feind bis zum Lande hinaus. Sie machten eine ungeheure Beute, und des Jubels war kein Ende. Von ferneren Kriegszügen Nebukadnezars blieb Iſrael verſchont. „Und der

Tag dieſes Sieges wird bei den Ebräern für ein großes Feſt gehalten, und von ihnen gefeiert bis auf dieſen Tag."

Nicht die Judith wird gefeiert, ſondern der Sieg, den die Iſraeliten ihr zu danken hatten; Judith wurde nur, ſo lange ſie lebte, geehrt, und ſie lebte 105 Jahre und wurde, da ſie Witwe blieb, neben ihrem Manne begraben. Die Erzählung iſt, wie ſchon geſagt, außerordentlich charakteriſtiſch für die Bewertung des Weibes nicht allein in der iſraelitiſchen Religion ſondern auch bei den Aſſyrern. „Es iſt eine Schande bei den Aſſyrern, daß ein ſolch Weib ſollte unberühret von uns kommen," ſagt Holofernes. „Ich bin mein Leben lang ſo hoch nicht geehret worden," ſagt Judith, als Holofernes ihr den Antrag ſtellt, das Spielzeug ſeiner Gelüſte zu werden. Sie hat auf die ſexuellen Gelüſte des Holofernes offenbar ſchon ihren Plan gebaut, ehe ſie auch nur Bethulia verließ. Das zeigt ſich aus dem Schmucke, in den ſie ſich hüllte, das zeigt ſich viel prägnanter noch an dem ganzen Vorgehen. Sie hatte ſich von vornherein die Möglichkeit geſchaffen, an jedem Morgen und jedem Abend unbehelligt das Lager zu verlaſſen, ſie hatte ſich den Sack mitgenommen, in dem ſie das Haupt des Holofernes verbergen konnte. Schließlich hat ſie in der raffinierteſten Weiſe ſeine Leidenſchaft geſteigert, indem ſie ſich vier Tage lang wie eine Mimoſe ſpröde zeigte. In dieſem Spiele mit der Leidenſchaft iſt ſie aber offenbar ſelbſt entflammt, und gerade ihre aufs höchſte geſteigerte ſinnliche Begierde verlieh ihr die Kraft und den Mut, dem Feinde, den ſie wohl auch gern ihren intimſten Freund genannt hätte, das Haupt abzuſchlagen, denn die Wolluſt, beſonders die unbefriedigte, ſteigert die Grauſamkeit bis zur blutdürſtigen Raſerei.

Faſt noch charakteriſtiſcher iſt die Geſchichte der Eſther. Der König Artaxerxes — die Bibel nennt ihn Ahasveros — hatte bei einem frohen Mahle das Verlangen, die Königin Vaſthi zu ſich kommen zu laſſen und ihre Schönheit dem Volke zu zeigen. Was es im übrigen hieß, die Königin ſolle zu ihrem Herrn kommen, das darf man nicht überſehen; es war dasſelbe, als wenn der Sultan einer ſeiner Haremsdamen das Taſchentuch zuwirft. Jedenfalls hatte Vaſthi keine Luſt, den Wünſchen des halbberauſchten Königs zu entſprechen, und ſie lehnte deshalb glatt ab und ließ die Boten des Königs unverrichteter Sache abziehen, womit ſie dieſen Herren

[redacted] Gefallen tat, denn ein Bote, der von solchem Gange [redacted] die Königin oder gar wie in diesem Falle mit dem Bescheid, [redacted] die Königin sich weigere, zurückkehrte, der riskierte immerhin [redacted]. Ganz so schlimm wurde es indes diesmal noch nicht. Der [redacted] geriet zwar in großen Zorn, aber der richtete sich nicht gegen [redacted] Perser, sondern gegen Vasthi, und es wurde Rat gehalten und beschlossen, daß diese die königliche Würde verlieren, und daß ein Gebot durch alle Lande gehen sollte, durch das es den Weibern gesetzlich zur Pflicht gemacht werde, ihre Männer zu ehren, d. h. die Frauen sollten keinerlei Macht und Recht haben, sich den Gelüsten der Männer gegenüber ablehnend zu verhalten. Ferner wurde beschlossen, daß aus allen Landen des ganzen Königreichs die schönsten Jungfrauen herbeigebracht würden nach dem Schlosse Susan, in dem der König hauste. Dort sollten sie in das Frauenhaus, also in den Harem gebracht werden, und die, die vor den Augen des Königs Gnade finde, die sollte den Rang und die Würde der verstoßenen Vasthi erhalten.

Unter den herbeigeschafften Jungfrauen befand sich auch Esther, die Nichte des jüdischen Mannes Mardochai, der sich in Susan aufhielt. „Und sie war eine schöne und feine Dirne." Mardochai hatte dem Mädchen verboten, zu sagen, daß sie eine Jüdin, und daß Mardochai sie, die eine Waise war, als Tochter angenommen habe, daß sie ihn überhaupt kenne. Esther aber gefiel dem Hegais, der Hüter des Harems war, wohl, und er brachte sie in die besten Räume des Frauenhauses und gab ihr sieben Dienerinnen.

Die Jungfrauen mußten sich zwölf Monate im Frauenhause aufhalten und sich köstlich sechs Monate mit Balsam und Myrrhen und sechs Monate mit Spezereien schmücken, ehe sie gewürdigt wurden, vor den Augen des Königs Ahasveros zu erscheinen. Auch nach dieser Frist wurden sie je eine jede Nacht zum König gebracht. Ließ dieser sie am andern Morgen von sich gehen, dann war sie abgelehnt, und sie kam in das Haus der Kebsweiber, das von Sansgas behütet wurde. Sie durfte dann nicht wieder zum König kommen, falls dieser nicht ausdrücklich nach ihr verlangte. Jedenfalls blieb sie aber Haremsdame.

[redacted] Endlich kam die Reihe auch an Esther, und sie fand Gnade vor [redacted] des Königs und wurde seine Königin. Mardochai aber

hielt ſich viel vor dem Schloſſe auf und ſuchte zu erfahren, wie es ſeiner Pflegetochter gehe. Dabei erfuhr er, daß zwei Kämmerer des Königs, Bigthan und Theres, unzufrieden waren und dem Könige nach dem Leben trachteten. Das ſagte er Eſther, die es in ſeinem Namen dem König meldete. Es wurde eine Unterſuchung eingeleitet, die die Richtigkeit der Angaben Mardochais ergab, und die Kämmerer wurden gekreuzigt. Mardochai aber hatte ſich ein Verdienſt erworben.

Der König hatte einen beſonderen Günſtling in der Perſon Hamans, des Sohnes des Agaziters Hammedatha, den er zu ſeinem erſten Fürſten machte, und alles mußte dem Haman königliche Ehren erweiſen und das Knie vor ihm beugen. Nur Mardochai wollte ſich dieſem Gebote nicht fügen. Die Torwärter des Königs, die wohl wußten, daß Mardochai nicht ihres Volkes ſondern ein Jude war, warnten ihn oft und fragten ihn, warum denn gerade er nicht dem Gebote des Königs gehorchen wolle. Aber der Jude blieb ſtandhaft, und ſo wurde dem Haman ſein ſtörriſches Verhalten gemeldet. Der faſt allmächtige Haman war wütend, daß es gerade ein Jude wagte, ihm zu trotzen, und deshalb beſchloß er, fürchterliche Rache zu nehmen, nicht bloß an Mardochai, ſondern an allen Juden, die ſich im Reiche aufhielten. Den König hierfür zu gewinnen, hielt nicht ſchwer, denn an und für ſich war den Herrſchern jener Zeiten das Blut kein koſtbarer Saft, höchſtens das eigene, und außerdem handelte es ſich ja bloß um ein Volk, das die Geſetze des Königs nicht achten wollte. „Und Haman ſprach zum Könige Ahasveros: Es iſt ein Volk, zerſtreuet, und teilet ſich unter alle Völker in allen Ländern deines Königsreichs, und ihr Geſetz iſt anders denn aller Völker, und tun nicht nach des Königs Geſetzen; es ziemt dem Könige nicht, ſie alſo zu laſſen. Gefällt es dem Könige, ſo laſſe er ſchreiben, daß man ſie umbringe, ſo will ich zehn tauſend Centner Silbers darwägen unter die Hand der Amtleute, daß man's bringe in die Kammer des Königs." Dieſe kurze aber gehaltreiche Rede bewog den König, den Wünſchen ſeines boshaften Günſtlings zu entſprechen, und es wurde allen Fürſten und Landpflegern im ganzen Reiche geſchrieben, daß am 13. Tage des Monats Adur alle Juden, alt und jung; Kinder und Weiber vertilgt, erwürgt und umgebracht, ihre ganze Habe aber geraubt werden ſollten. Das erfuhren die

Juden im ganzen Reiche, und ihre Furcht kannte keine Grenzen, denn sie wußten recht gut, daß diese Befehle pünktlich befolgt werden würden, und daß von ihnen wohl niemand das Leben retten werde. Auch Mardochai hatte von dem geplanten Judenmassakre vernommen, und er sendete an Esther eine Botschaft, in der er sie mahnte, ihr Volk zu retten, denn das könne ihr doch als bevorzugte Gattin des Königs nicht schwer werden. Aber Esther verzagte fast, der Einfluß Hamans hatte sich auch zwischen sie und den König gedrängt, und sie sandte an Mardochai die wenig erfreuliche Kundschaft: „Es wissen alle Knechte des Königs und das Volk in den Landen des Königs, daß, wer zum König hinein gehet inwendig in den Hof, er sei Mann oder Weib, der nicht gerufen ist, der soll strackes Gebotes sterben; es sei denn, daß der König den güldnen Skepter gegen ihn recke, damit er lebendig bleibe. Ich aber bin nun in dreißig Tagen nicht gerufen, zum König hinein zu gehen." Mardochai hörte diese Botschaft wohl, aber sie schreckte ihn nicht, und er ließ der Esther eine Antwort überbringen, die sie an ihre Pflichten gegen das Volk der Juden erinnern sollte. Sie dürfe nicht glauben, daß sie sich aus der Gefahr erretten könne, weil sie im Hause des Königs sei; sie solle getrost zum Könige gehen, werde daraus, was immer wolle.

Esther ließ sich wirklich bewegen, zum Könige zu gehen, der im Innern seines Hauses auf dem Throne saß und an dem Anblick der festlich gekleideten Esther Gefallen fand. Er neigte das Skepter gegen sie und fragte, welchen Wunsch er ihr erfüllen könne; er wolle es tun, und wenn sie das halbe Königreich verlange. Esther aber erbat nichts, als daß der König am anderen Tage mit Haman zu dem Mahle kommen solle, das sie bereiten werde. Das geschah auch, und es erfolgte nichts, als daß Esther beide auch auf den folgenden Tag zu sich lud. Der König wiederholte sein Anerbieten, daß er Esther, wenn sie es haben wolle, sein halbes Königreich schenken werde. Die Königin sprach aber keine Bitte aus; es kam ihr ja nur darauf an, die brünstige Liebe des Königs wieder zu erwecken, und da ihr das gelang, sorgte sie dafür, daß der König in der schlaflosen Nacht, die sie ihm nicht Gesellschaft leistete, die Chronik lesen mußte, in der verzeichnet stand, daß Mardochai ihm das Leben gerettet hatte, indem er das beabsichtigte Attentat der

Kämmerer Bigthan und Theres offenbarte. Das vergaß Ahasveros nicht, und am anderen Morgen fragte er den Haman, was man wohl einem Manne tun solle, den der König besonders ehren wolle. Haman glaubte, daß er selbst dieser Mann sein werde, und deshalb erdachte er eine hohe Ehre und sagte, diesem Manne solle man ein königliches Gewand anziehen, ihm eine Krone aufs Haupt setzen und ihn auf einem Roß durch die Stadt geleiten und dem Volke verkünden: „So wird man tun dem Manne, den der König gern ehren will." Der König antwortete: „Eile, und nimm das Kleid und Roß, wie du gesagt hast, und tue also dem Mardochai, dem Juden, der vor dem Thor des Königs sitzt, und laß nichts fehlen an allem, das du geredet hast."

Hamann war wie vom Donner gerührt, denn er hatte für Mardochai das Kreuz errichten lassen, an das er den Juden schlagen wollte, da dieser wieder vor ihm nicht aufgestanden war und ihm die gebotene Ehre nicht erwiesen hatte. Haman wollte gerade den König bitten, seinen Feind kreuzigen zu lassen, als ihm der Befehl gegeben wurde, dem Verhaßten die höchste Ehre zu erweisen; er wagte aber nicht, dem Befehl zu widersprechen, und so wurde Mardochai von Haman in Ehren durch die Stadt geleitet.

Als dann der König mit Haman wieder als Gäste zu Esther gekommen waren, und der König gesagt hatte: „Was bittest du, Königin Esther, daß man dirs gebe? Und was forderst du? Auch das halbe Königreich, es soll geschehen." Esther, die Königin, antwortete und sprach: „Hab ich Gnade vor dir gefunden, o König, und gefällt es dem Könige, so gib mir mein Leben um meiner Bitte willen und mein Volk um meines Begehrens willen. Denn wir sind verkauft, ich und mein Volk, daß wir vertilget, erwürget und umgebracht werden; und wären wir doch nur zu Knechten und Mägden verkauft, so wollte ich schweigen, so würde der Feind doch dem Könige nicht schaden." Der König Ahasveros redete und sprach zu der Königin Esther: „Wer ist der, oder wo ist der, der solches in seinen Sinn nehmen dürfe, also zu thun?" Esther sprach: „Der Feind und Widersacher ist der böse Haman." (Vergl. Buch Esther 7, 2—6.) Nun war es um Haman geschehen. Da der Kämmerer Harbona mitteilte, daß Haman in seinem Hause ein Kreuz für Mar-

dochai errichtet habe, wurde befohlen, daß Haman ſelbſt an das Kreuz geſchlagen werden ſollte, und das geſchah auch.

So endete der Mann, der bis dahin in der höchſten Gunſt des Königs geſtanden hatte, und die Juden waren gerettet. Aber damit nicht genug; es wurde ihnen auch erlaubt, ihre Feinde zu erſchlagen, und ſie töteten allein zu Suſan 800 und erhielten die Erlaubnis, die zehn Söhne Hamans zu hängen. Zur Erinnerung an dieſe Geſchichte wird bis auf den heutigen Tag das Purimfeſt bei den Juden gefeiert. Aber Eſther wird auch dabei nicht als Heilige verehrt, obwohl ſie doch das furchtbare Schickſal von Iſrael abgewendet hatte. Sie hat ſich dazu wieder der Waffen bedient, die die Natur dem Weibe verliehen hat; ſie verſtand es beſtens, die ſinnliche Begierde des Königs geſchickt auszunutzen. Es iſt alſo immer das geſchlechtliche Moment, durch das das Weib die Männer beherrſcht.

Aber dennoch kennt das Alte Teſtament auch Frauen, die höher ſtanden, denen größere Gaben verliehen waren als die, die ſexuelle Begierde zu reizen. Ich möchte da zunächſt an die Prophetin Debora erinnern, die ſogar in Iſrael Richterin war, das Volk alſo geradezu wie eine Königin beherrſchte. Die Iſraeliten waren von dem Könige der Kanaaniter, Balin und ſeinem Feldherrn Siſera beſiegt worden und wurden 20 Jahre in Knechtſchaft gehalten. Da erſtand ihnen die Prophetin Debora, die auf dem Gebirge Ephraim zwiſchen Rama und Beth-El wohnte. Die rief Barak zu ſich und forderte ihn auf, 10 000 Mann aus den Stämmen Naphthali und Sebulon um ſich zu ſammeln und gegen Siſera zu ſtreiten, der in die Hand der Juden gegeben werden ſolle. Welches Anſehens ſich Debora erfreute, das zeigte die Antwort Baraks, der ſofort den Zug gegen die furchtbare Übermacht Siſeras wagen wollte, falls Debora mit ihm ziehe. Das ſagte ſie zu, meinte aber, Siſera werde nicht durch das Schwert Baraks fallen, ſondern von einem Weibe erſchlagen werden. Die Juden errangen auch wirklich den Sieg und machten die Feinde nieder bis auf den letzten Mann. Nur Siſera ſelbſt entkam, er war von ſeinem Wagen geſprungen und zu Fuße geflohen. So kam er in die Hütte des Keniters Heber, wo er deſſen Frau, die Bael antraf, die ihm Unterkunft und Labung gewährte. Siſera legte ſich zum Schlafe nieder, und Bael hüllte ihn in eine Decke. Siſera gebot der

Bael, ſich in die Tür der Hütte zu ſtellen und, falls jemand frage, ob ein Mann bei ihr Zuflucht gefunden habe, dies zu verneinen. Bael aber nahm einen langen Nagel und einen Hammer und ſchlug den Nagel durch Siſeras Kopf, daß er auf dem Fußboden feſtgenagelt war. So ſtarb Siſera, und als dann Barak erſchien, der ihn verfolgte, ging ſie dieſem entgegen und ſagte: „Gehe her, ich will dir den Mann zeigen, den du ſuchſt.“ So führte ſie ihn in die Hütte an den Leichnam Siſeras. (Vergl. Richter 4.) Hier ſind die Weiber, die in das Geſchick des Volkes eingreifen, losgelöſt aus der Atmoſphäre des Weibes, wie ſie uns ſonſt entgegentritt in allen Geſchichten des Alten Teſtaments. Prophetin und Richterin die eine, eine Rächerin die andere, keine tut etwas, das nicht eigentlich von einem Manne hätte geſchehen müſſen.

In einer weiteren Geſchichte tritt uns wieder das Weib in einer ganz neuen, an die Leviratsehe erinnernden Charakteriſtik entgegen. Ich meine das Schickſal der Tochter Jephthahs. (Vergl. Richter 11.) Als den Kindern Iſrael Krieg mit den Ammonitern drohte, legte Jephthah, der ihr Richter und Führer war, ein feierliches Gelübde ab. Wenn Gott ihm den Sieg über die Ammoniter gebe, dann wolle er, ſobald er in Frieden heimkehre dem Herrn opfern, was aus ſeiner Haustür heraus ihm entgegentrete. Dann zog er in den Streit, und der Sieg war auf Seiten der Kinder Iſrael. Mit frohen Siegesweiſen zog das Heer von Mizpa heim. Da öffnete ſich die Tür in Jephthahs Hauſe, und ſeine Tochter trat ihm fröhlich entgegen. Als das Jephthah ſah, gedachte er ſeines Gelübdes, zerriß ſeine Kleider und ſprach: „Ach, meine Tochter, wie beugeſt du mich und betrübeſt mich. Denn ich habe meinen Mund aufgethan gegen den Herrn, und kanns nicht widerrufen.“ Sie aber ſprach: „Mein Vater, haſt du deinen Mund aufgethan gegen den Herrn, ſo thue mir, wie es aus deinem Munde gegangen iſt, nachdem der Herr dich gerochen hat an deinen Feinden, den Kindern Ammon. Du wolleſt mir das thun, daß du mir laſſeſt zween Monate, daß ich von hinnen hinabgehe auf die Berge, und meine Jungfrauſchaft beweine mit meinen Geſpielen.“

Iſt es zutreffend, daß dieſe Geſchichte an die Leviratsehe erinnert? Die Gleichheit beſteht darin, daß hier wie dort die Kinderloſigkeit des Weibes als die größte Schmach gilt, die ein Weib treffen kann.

Die Tochter Jephthahs hat keine Klage darüber, daß ihr der Tod bestimmt ist. Im Gegenteil; dieser Gedanke schreckt sie so wenig, daß sie selbst den Vater bittet, sein Wort einzuhalten und sie zu opfern. Der Schmerz ist nur der, daß sie sterben soll in Schande, d. h. ohne Nachkommen zu hinterlassen. Ihre Jungfrauschaft will sie zwei Monate lang beweinen und beklagen. Das gestattet ihr der Vater. Dann kam sie zurück zu ihrem Vater, der sein Gelübde einlöste, also wirklich die einzige Tochter opferte. „Und sie war nie keines Mannes schuldig worden." In Israel war es aber Sitte geworden, jährlich vier Tage lang um die Geopferte zu trauern. Nicht deshalb, weil sie geopfert worden war, denn nach der Bibel hatte ja Gott dieses Opfer selbst verlangt und gefügt; aber man klagte, daß sie geopfert worden war als Jungfrau, daß es ihr nicht beschieden war, den Opfertod zu sterben, nachdem sie die Schmach, keine Kinder zur Welt gebracht zu haben, tilgen konnte. Das war die Auffassung des Weibes in der Religion.

Auch in dem Lebenswandel des starken Simson spielt das Weib eine große Rolle. Schon über die Geburt dieses Riesen ist ein mythischer Zauber gebreitet. Ein Engel des Herrn kündigt die Geburt der Frau des Manvah an, die unfruchtbar gewesen und deshalb in Schande lebte. Es wurde ihr gesagt, daß sie einen Sohn haben solle, der ein Gelobter Gottes sein werde und bestimmt sei, die Juden aus der Gewalt der Philister zu befreien; er dürfe aber niemals ein Schermesser an seinen Kopf bringen, da er sonst seine große Kraft verlieren werde. Simson ist der Herkules der Juden, und schon in seiner Jugend erwürgt er mit bloßer Hand einen Löwen. Schließlich nimmt er ein Weib zu Thimnath, die Tochter eines Philisters; aber er gerät in Streit, und die ihm kaum angetraute Gattin wird ihm vorenthalten. Da fängt er 300 Füchse, befestigte an deren Schwänzen Feuerbrände und jagte sie durch die Felder der Philister. Weil diese über die Juden herrschten, und letztere mit Recht die Rache der Philister fürchteten, überredeten sie Simson, daß er sich von ihnen binden und den Feinden ausliefern lassen sollte. Das geschah, aber als die Philister sich seiner bemächtigten wollten, sprengte er die Fesseln, daß sie von ihm fielen, nahm einen Eselskinnbacken auf und erschlug damit 1000 Philister. Simson ging wie Herkules an einem Weibe zu Grunde. Nach dem Siege über die Philister besuchte er in

Gaza eine Hure. Die Galizer aber trachteten ihm nach dem Leben und umstellten das Haus der Hure, damit sie ihn erwürgen könnten. Aber Simson brach um Mitternacht auf, hob die Stadttore mit den Pfosten aus und trug sie zum Hohne auf den Berg Hebron. Nach diesem Abenteuer gewann er ein Weib am Bache Sorek lieb, das hieß Delila. Die Philister wendeten sich an Delila und gaben ihr auf, den Feind ihres Volkes in ihre Hände zu liefern. Delila fragte nun den Simson, woher er seine gewaltige Kraft habe. Wiederholt hielt er sie zum Narren und sagte ihr, sie brauche ihn nur mit neuen Stricken zu fesseln; aber wenn sie das getan hatte, zerriß er diese Bande, als seien es Spinnweben. Schließlich gestand er im Liebesrausche ein, daß er seine Kraft verlieren müsse, wenn ihm das Haar abgeschnitten würde. Delila schor ihn, als er schlief, und nun konnten die Philister sich seiner bemächtigen. Sie nahmen ihn gefangen und stachen ihm die Augen aus. Nun heißt es in der Bibel, daß Simson im Gefängnis habe mahlen müssen. Das ist aber offenbar eine zwar wörtlich richtige Übersetzung des biblischen Textes, aber sie ist doch falsch, denn mahlen hatte noch eine andere Bedeutung, die auch im Buch Hiob vorkommt. Mahlen heißt nämlich nichts anderes, als sich sexuell betätigen, und das ist hier zweifellos der richtige Sinn. Die Philister sendeten ihre Weiber zu dem unschädlich gemachten Riesen, damit er sie begatten und ihnen eine Nachkommenschaft erwecken sollte, die seine Riesenkräfte erben würde. Auch das ist ein außerordentlich interessanter Hinweis auf die Stellung des Weibes, das hiernach nur den einen Zweck hatte, viele und kräftige Nachkommen zur Welt zu bringen.

Das zeigt sich auch klar und deutlich in der Erzählung der Greueltat der Einwohner von Gibea im Stamme Benjamin. „Und ein levitischer Mann war Fremdling an der Seite des Gebirges Ephraim und hatte sich ein Kebsweib genommen von Bethlehem-Juda. Und da sie hatte neben ihm gehuret, lief sie von ihm zu ihres Vaters Hause gen Bethlehem-Juda, und war daselbst vier Monate lang." Der verlassene Mann machte sich aber auf den Weg zum Vater der Dirne und nahm einen Esel und einen Knaben mit auf die Reise. Von dem Vater wurde er freundlich aufgenommen und tagelang mit Gastfreundschaft aufgehalten. Endlich reisten sie mit dem Weibe ab und herbergten in Gibea. Dort nahm ihn ein Mann

in ſein Haus auf. Aber die Einwohner von Gibea kamen und verlangten den fremden Mann, damit ſie mit ihm Unzucht treiben könnten. Das aber ſchlug ihnen der Gaſtgeber ab und erklärte, er habe eine Tochter, die noch Jungfrau ſei, und der Fremde habe ein Kebsweib bei ſich. „Die will ich euch herausbringen; die mögt ihr zu Schanden machen; aber an dieſem Manne tut nicht eine ſolche Thorheit.“ Wirklich lieferte der Leviter den Unholden, um ſich zu ſchonen, das Kebsweib, das er doch eben erſt durch eine lange Reiſe zurückerlangt hatte, aus, und „ſie trieben ihren Mutwillen an ihr die ganze Nacht bis an den Morgen“. Und das mißbrauchte Weib fiel vor dem Hauſe nieder und antwortete nicht mehr. Der Leviter aber zerſtückelte den Körper in zwölf Teile und ſendete dieſe an alle Grenzen Iſraels.

Die Greueltat wurde zwar an den Benjamitern furchtbar gerächt; aber es iſt doch kulturhiſtoriſch von Intereſſe, mit welcher Selbſtverſtändlichkeit der Leviter und ſein Gaſtfreund Weib und Tochter opferten, um ſelbſt unbehelligt zu bleiben.

Auch als Wahrſagerinnen werden Weiber bei den Juden genannt. So das Weib von Endor, zu dem Saul in ſeiner Angſt geflohen war, um ſein Schickſal zu hören, da Gott ſich von ihm gewendet hatte. Und die Hexe von Endor ließ den Samuel, der doch ſchon lange geſtorben und begraben war, erſcheinen und mit Saul ſprechen.

Die größten Männer Iſraels, die Männer Gottes, die faſt religiöſe Verehrung erfuhren, waren doch mit den Weibern keineswegs zurückhaltend. Wer hätte wohl eine gleiche Bedeutung in der jüdiſchen Religion wie David? Und ſicher war dieſer Auserwählte kein Muſter von Sittſamkeit. Die große Zahl ſeiner Weiber will ich nicht beſonders betonen, wohl aber ein Abenteuer mit der Gattin des Hethiters Uria, die David beim Bade belauſcht und von dieſer Minute an begehrt hatte. Die Bath-Seba war ſehr ſchön und von verführeriſcher Geſtalt, aber ihre Tugend war, wenigſtens dem König David gegenüber, nicht von beſonderer Stärke. David entbrannte in heißem Verlangen und ließ ſie zu ſich holen. „Und da ſie zu ihm hinein kam, ſchlief er bei ihr“, das iſt der Wortlaut, in dem die Bibel dieſes Abenteuer erzählt. Abſcheulich iſt, daß David dann den Uria an ſeinen Feldherrn Joab mit einem Empfehlungsſchreiben ſandte, in dem geſagt war, Uria ſolle in der Schlacht ſo geſtellt werden, daß er er-

ſchlagen werde und ſterbe. Uria ſtarb auch wirklich, und doch ward dem Könige David dieſe heimtückiſche Mordtat von Gott und dem Volke verziehen.

Wie der König waren auch ſeine Söhne. Davids Sohn Amnon hegte heiße Begierde nach ſeiner Schweſter Thamar. Auf den Rat ſeines Freundes Jonadub legte er ſich ins Bett und ſtellte ſich krank. Dann bat er, daß Thamar ihn pflege und ihm Speiſe bringen möge. Als das geſchehen war, tat er ihr Gewalt an und verſtieß ſie, als er ſeine Leidenſchaft gekühlt hatte. Dafür ließ Abſalom ihn ſpäter erſchlagen. Abſalom ſelbſt verjagte ſeinen Vater David und bemächtigte ſich ſeiner Weiber, bis ſeine Stunde ſchlug, und David wieder den Thron beſtieg.

Auch Salomo, der weiſe König Iſraels war den Weibern gegenüber ein „Narr". Er liebte viel ausländiſche Weiber und hatte 700 Weiber und 300 Kebsweiber. Er war auch der Göttin Aſthoreth — der babyloniſchen Iſtar — ergeben, und mit ihm war die alte Gottesfurcht geſchwunden und der Einfluß des heidniſchen Aſtartekults in Iſrael intenſiver eingedrungen. Die iſraelitiſchen Könige liebten den Aſtartekult und errichteten dieſer Liebesgöttin ſogar Altäre, bis die Not der Zeiten den warnenden und ſcheltenden Stimmen der Propheten Gehör verſchaffte. Aber erſt Joſia vertilgte die Tempel der Aſchera, und „er brach ab die Häuſer der Hurer, die an dem Hauſe des Herrn waren, darinnen die Weiber wirkten Häuſer für die Aſchera". Gemeint iſt der Dienſt der Aſtarte, der, wie wir bereits geſehen haben, darin beſtand, daß die Weiber ſich zu Ehren der Göttin preisgaben.

Soweit das Alte Teſtament, alſo die offizielle religiöſe Anſchauung, wie ſie nach der Babyloniſchen Gefangenſchaft ganz zweifellos in Jeruſalem und im ganzen jüdiſchen Lande gelehrt wurde und bis auf den heutigen Tag Geltung hat. Es fragt ſich aber: iſt dieſe Religion von Anfang an dieſelbe geweſen und zu allen Zeiten unverändert geblieben?

Daß die Iſraeliten nicht immer treu zum Gotte Abrahams gehalten haben, das lehrt die Bibel ſelbſt, denn die Geſchichte des Judentums iſt eine lange Kette von Untreue gegen den alten Helfer Jehovah. Immer wieder fällt das Volk von ſeinem Gotte ab, und immer wieder ſtraft der Gott, der ein ſtrenger Gott iſt, die Wankel-

mütigen, die aber auch durch Not und Elend und durch die von den Propheten bis ins Unendliche betonten Hinweise, daß Jehovah nur dann seinem auserwählten Volke helfe, wenn es ihm in alter Treue anhänge, nicht zu belehren sind, sondern dem heidnischen Kult, den fremden Göttern und Göttinnen huldigen. Vom König Salomo ab haben, wie wir schon aus dem Alten Testament ersehen konnten, die Könige bis auf Josia der Astarte Tempel gebaut und ihr im Taumel wilder Leidenschaft nach dem Vorbild der Nachbarvölker gedient. Die Juden haben die Göttinnen nicht entbehren mögen, und das Beispiel der orientalischen Heiden wirkte stärker auf sie als die Warnungen, Drohungen und Mahnungen der Propheten, die selbst nach der biblischen Darstellung meist tauben Ohren predigten und gegen den Abfall des Volkes von Jehovah vergeblich eiferten.

Hat es sich nun aber wirklich bei dem auch von der Bibel zugegebenen Göttinnendienst um einen Abfall von dem Gott der Väter gehandelt? Man hätte wohl diese Frage niemals aufgeworfen, wenn nicht seit 1907 außerordentlich wichtige Dokumente bekannt geworden wären, die unmöglich unbeachtet bleiben konnten: die Papyrusfunde in Elephantine. Eine ganze Reihe hochwissenschaftlicher Publikationen über diesen Fund und seine Bedeutung ist bereits erschienen; die neueste ist die Schrift Eduard Meyers, ein hochinteressantes und auf außerordentlich sorgfältige Studien aufgebautes Buch.

Auch hochinteressante und tiefdurchdachte Bücher darf man aber nicht kritiklos lesen, und ebensowenig soll man, wie Goethe sagt, auf eines Meisters Worte schwören. Es handelt sich um so ungeheuer wichtige Fragen, daß es schon deshalb notwendig erscheint, etwas sorgfältiger auf die Sache einzugehen. Meyer leitet aus dem Papyrusfund den Nachweis her, daß die jüdische Religion ursprünglich neben Jahwe (Jehovah) auch Göttinnen verehrt habe, die als Genossinnen des großen Gottes gedacht worden seien, und daß erst später das orthodoxe Priestertum von Jerusalem diese Göttinnen beseitigt habe, daß dann die Verehrung solcher Göttinnen als Götzendienst gegolten habe, während die Gemeinde von Elephantine diese Reformation noch nicht mitgemacht habe. Er geht davon aus, daß das Judentum überhaupt eine Schöpfung des Perserreichs sei.

Zunächst ist zu betonen, daß Meyer eine sehr reiche Fülle von Material teils selbst gesammelt, teils wenigstens benutzt hat, und daß

er sehr wertvolle Tatsachen nachweist. Vor allen Dingen bestätigt er, daß die Bibel viel mehr historischen Wert besitzt, als die Bibelkritiker bisher zugeben wollten. Auch die bereits besprochene Behauptung, daß die Bibel bei den Babyloniern starke Textanleihen gemacht habe, ist durch die Papyrusfunde und ihre wissenschaftliche Deutung glatt widerlegt. Meyer schöpft seine Beweise zum großen Teile aus der Bibel selbst, eine Tatsache, die vor noch nicht langer Zeit ausgereicht hätte, einem Autor jede wissenschaftliche Befähigung abzusprechen.

Wenn nun aber Meyer sagt: „Ein Monotheismus war die alte israelitische Religion keineswegs; vielmehr steht Jahwe an der Spitze einer großen Schar untergeordneter göttlicher Mächte, die seine Diener und Gehilfen sind. Gerade bei dem Gott des Kastens von Silo oder Jerusalem tritt das besonders handgreiflich hervor: sein offizieller Name ist „Jahwe der Heerscharen, der auf den Cheruben thront"; ein Gott der „Heerscharen" (Zebaot) setzt aber diese „Heerschar, d. h. ein großes göttliches Gefolge, an deren Spitze er in den Krieg zieht, mit Notwendigkeit voraus" —, so beweist er damit nur, daß er sich sehr tief in seine Idee hineingelebt hat und alles nur durch eine auf diese Idee gestimmte Brille sieht. Selbst Christus, der doch ganz gewiß gegen den Verdacht gefeit ist, daß er an eine große Schar von Nebengöttern geglaubt habe, bedient sich wiederholt des Ausdrucks „himmlische Heerscharen", der ja auch im modernsten Christentum eine sehr geläufige Form ist. Wie Christus das verstanden wissen will, sagt er klipp und klar: „Oder meinst du, daß ich nicht könnte meinen Vater (Gott) bitten, daß er mir zuschickte mehr denn zwölf Legionen Engel?" (Matth. 26, 53.) Man muß also doch wohl nicht „mit Naturnotwendigkeit" voraussetzen, daß ein Heer von Göttern durch den Ausdruck „Gott der Heerscharen" gedacht worden wäre.

Noch seltsamer mutet ein zweites Argument an. Er sagt: „In älterer Zeit sind die Seraphine völlig unanstößig: Rachel entwendet sie ihrem Vater Laban und erwirbt diese Götterbilder dadurch für Israel." (Gen. 31. 19. 34.) Wer aus dieser Stelle etwas beweisen will, muß sie für wahr halten; tut dies aber Meyer, dann dürfte er nicht übersehen, daß sie zunächst seine Annahme, das Judentum sei lediglich eine Schöpfung des Perserreichs, glatt widerlegt, und daß diese Stelle garnichts für ihn beweisen kann. Die Töchter Labans

haben zwar ihrem Vater, weil dieser ihren Gatten betrogen hatte, die Hausgötzen fortgenommen; aber sie haben sie nicht für Israel erworben, sondern diese Götzen sind, wie 1. Mose 35, 4, ganz ausdrücklich dargetan ist, von Jakob unter einer Eiche bei Sichem vergraben worden. Daß aber Laban Hausgötzen besaß, ist völlig bedeutungslos, da er kein Israelit war. In der ganzen Genesis ist — sogar in teilweise sehr naiver Form — nur von dem einzigen Gott die Rede, der keine Götter neben sich duldet. Nun sagt Meyer zwar, daß die Genesis, der Exodus, Leviticus und Numeri erst von Ezra und Nehemia niedergeschrieben worden seien, und daß Deuteronomium, als das V. Buch Moses erst 621 v. Chr. neu geschaffen und als religiöses Gesetz eingeführt worden sei; aber einmal bleibt er den unanfechtbaren Beweis hierfür absolut schuldig; und ferner ist doch die Tatsache nicht zu beseitigen, daß er sich auf die Genesis und auf das ganze Alte Testament als durchaus beweiskräftig beruft.

Für die Frage, ob die alte israelitische Religion Monotheismus gewesen ist, können aber einzig und allein die Ereignisse der ersten Zeit in Betracht kommen, denn daß schon zu Mosis Zeiten das Volk abfiel, daß es bereits auf der Wanderung durch die Wüste das goldene Kalb anbetete, das sagt die Bibel selbst, und das beweist nicht das Mindeste für die Annahme, daß neben Jehovah noch andere Götter oder Göttinnen in der ursprünglichen israelitischen Religion verehrt worden wären. So ist es für diese Frage auch ohne Erheblichkeit, ob David, ehe er König wurde, einen Götzen im Hause hatte, der auf sein Lager an seiner Statt gelegt wurde, als er selbst vor Saul floh. Es ist aber auch nicht von ausschlaggebender Bedeutung, ob bei der jüdischen Gemeinde in Elephantine, der ägyptischen Grenzfestung, im Tempel neben Jahwe auch Göttinnen verehrt worden sind, sobald nicht strikte nachgewiesen wird, daß die als Söldner nach Elephantine ausgewanderten Juden diese Gottheiten als dem ursprünglich israelitischen Kult gemäß mitgebracht hätten. Meyer behauptet es und sagt weiter, daß in Jerusalem erst später die Nebengottheiten und Göttinnen ausgemerzt worden seien. Dafür liefert er aber keinen Beweis, und deshalb ist die Schrift, so hochinteressant sie an sich erscheint, so viel Mühe und Sorgfalt auf die Übersetzung der Papyrusinschriften verwendet worden ist, niemals ein Beweis dafür, daß — entgegen der bisher als unumstößlich an-

erkannten Überlieferung — die altisraelitische Religion genau wie alle heidnischen Religionen des Orients und Occidents Götter und Göttinnen neben dem obersten Gotte verehrt habe.

Will man aber Meyer auf das Gebiet der Hypothese folgen — daß er sich auf dieses Gebiet faktisch begibt, räumt er wiederholt selbst ein —, dann wird man zugeben müssen, daß die innere Wahrscheinlichkeit denn doch ganz erheblich für den ursprünglichen Monotheismus der israelitischen Religion spricht. Alle heidnischen Religionen haben ihre Götter und Göttinnen nicht allein beibehalten, sondern sie sogar noch vermehrt und immer neue und kompliziertere Mythen erfunden, den Kult der Göttinnen, wie dies ganz natürlich sich entwickelte, immer mehr erweitert. Was hätte nun grade allein die Juden bewegen sollen, ihre Göttinnen aufzugeben? Das jüdische Volk wollte Göttinnen und deren Kult nicht entbehren, und wendete sich gerade deshalb immer und immer fremden Göttinnen zu, wahrlich doch bloß deshalb, weil es eigene nicht besaß. Hätte es solche von Anfang an gehabt, so würde deren plötzliche Beseitigung durch die Priesterschaft doch weiter nichts gewesen sein als ein Hineintreiben des Volkes in fremde Religionskulte. So dumm hat aber fast niemals eine Priesterschaft gehandelt.

Die Sintflut-Mythen.

Die vielfachen Übereinstimmungen zwischen den verschiedenen Religionen des Altertums haben, wie wir gesehen, häufig genug die Vermutung hervorgerufen, daß man es mit kritiklos übernommenen Lehrsätzen zu tun habe. Besonders findet man diese Annahme verbreitet, wenn es sich um reine Phantasiegebilde, wie sie in den Kosmogonien vorliegen, handelt. Anders liegt die Sache bei der religiösen Bewertung von Naturereignissen, die von den verschiedenen Völkern beobachtet worden sind, oder von denen wenigstens die Kunde weit verbreitet wurde. Man wird wohl die Ansicht gewinnen dürfen, daß bei der Übertragung des Berichts von Volk zu Volk nicht bloß die nackte Tatsache des Geschehnisses, sondern damit auch die religiöse Deutung überliefert wurde, aber in der Regel liegt in den Mythen doch viel völkische Eigenart, und gerade die Abweichungen in der Wiedergabe des gleichen Vorgangs bieten einen besonderen Reiz für

den Forscher. Wohl das bedeutendste und großartigste Naturdrama der Vorzeit ist jene Katastrophe gewesen, die als Sintflut bezeichnet wird.

Es steht nun zunächst fest, daß unendlich viele Religionen den Sintflutbericht enthalten. Andree hat in seinem 1891 erschienenen Werke „Die Flutsagen ethnographisch betrachtet", 60 Flutsagen gesammelt. Nach seinen Angaben sind davon 40 selbständige Berichte, die also nicht als Nachahmungen oder Beeinflussungen betrachtet werden dürfen. Das gibt doch sicherlich zu denken und muß mindestens jeden Zweifel daran, daß die Sintflutsage an sich ein wirkliches Ereignis schildert, beseitigen. Es ist auf keinen Fall anzunehmen, daß etwa irgend eine Religionslehre sich die Sintflut ausgedacht habe, und daß diese Fabel bloß von benachbarten Stämmen aufgegriffen und weiter erzählt worden sei. Ganz bestimmt hat eine ungeheure Flut wirklich einmal das Menschengeschlecht heimgesucht und zahllose Opfer gefordert. Das ist auch an sich durchaus glaubhaft und sogar wahrscheinlich, da bis auf unsere Tage derartige Naturkatastrophen vorkommen, wenn wir sie freilich auch nicht mehr als Sintflut betrachten, weil unsere Naturwissenschaft uns lehrt, wie solche Ereignisse entstehen. Daß es sich dabei um eine Flut von geradezu furchtbarer Ausdehnung gehandelt haben muß, dürfte wohl ohne weiteres angenommen werden müssen, da sonst die Erinnerung nicht Jahrtausende sich erhalten haben könnte, und da andererseits diese Erinnerung nicht eine so ungeheure Verbreitung gefunden haben würde. Es ist damit so ähnlich wie mit der Sage vom Drachen, die, wie ich oben ausgeführt habe, zweifellos ebenfalls eine reale Basis hat.

Es dürfte nun wohl auch anzunehmen sein, daß aus dieser Flut sich wirklich nur wenige Menschen gerettet haben, und daß gerade von den Überlebenden die Kunde des Ereignisses sich weiter vererbt hat. Daß dabei Ausschmückungen sich einstellen mußten, daß insbesondere angenommen wurde, nur durch eine Warnung und durch einen Rat der Götter habe sich die wunderbare Rettung ermöglichen lassen, das ist wahrlich nicht befremdend; es wäre im Gegenteil ein Wunder, wenn die Schilderung sich für alle Zeiten nur als ein nüchterner Bericht eines Augenzeugen erhalten hätte. Wir sehen doch auch jetzt noch, daß große Ereignisse bei der dritten und vierten Über-

lieferung ganz anders geſchildert werden als bei der erſten Erzählung eines wirklichen Beobachters. Das ſind ganz unbewußte und unbeabſichtigte Übertreibungen und Entſtellungen. Selbſt wenn heutigen Tages jemand einer Kataſtrophe entgeht, der er hätte zum Opfer fallen müſſen, wenn er nicht zufällig ſeinen Plan, den Ort, an dem ſich dann die Kataſtrophe ereignete, zu beſuchen, aufgegeben, dann pflegt er zu behaupten, die Vorſehung habe ihn gütigſt gerettet. Ich will ſicher nicht über die Berechtigung einer ſolchen Annahme ſtreiten, aber ſie beweiſt doch klipp und klar, daß in der grauen Vorzeit, als man noch die Gottheit in jedem Grashalm perſönlich walten glaubte, erſt recht der Glaube erſtehen mußte, daß die Götter perſönlich die Rettung eines Ueberlebenden bewerkſtelligten.

Das iſt jedenfalls ein durchaus verſtändlicher und erklärlicher pſychologiſcher Vorgang, und deshalb iſt es auch kein Wunder, wenn alle Religionen darin ſo ziemlich übereinſtimmen, daß immer ein Einzelner mit ſeiner Familie, ſeinem ganzen Hausſtande und allen möglichen Tieren durch einen Gott gerettet worden ſei. Ich verſtehe es nicht recht, wie man in der Sintflutſage nichts als eine ſymboliſche Erzählung erblicken will, die eines jeden realen Untergrundes entbehre. Daß man allgemein von einer Sintflut ſpricht und lehrt, dieſe ſei notwendig geworden, weil die Menſchen gar zu ſchlecht und unſittlich geweſen ſeien, das iſt eine recht verſtändliche Doktrin, die doch mindeſtens nicht befremden kann, da ſtets der Glaube beſtand, daß die Götter das Übel beſtrafen und ausrotten. Es wäre alſo ſchon mit dieſem Glauben die Annahme nicht vereinbar geweſen, daß die Götter die Menſchheit ausgerottet hätten, trotzdem die Menſchen gut und brav geweſen. Wunderbar könnte höchſtens erſcheinen, daß das Altertum ſchon eine ſo hohe Sittlichkeit beſeſſen haben ſollte, um in fleiſchlichen Genüſſen und unbegrenzter Befriedigung des Geſchlechtstriebes eine Sünde zu ſehen, die den Zorn der Götter reizen müßte, zumal doch den Göttern ſelbſt eine unſtillbare geſchlechtliche Genußſucht nachgerühmt wurde. Man darf aber nicht überſehen, daß dieſe Götterſtreiche erſt viel ſpäter erdacht wurden als die Sintflutmythe, und daß der frivole Ton in die Götterlehre nur ganz allmählich trat. Außerdem wurde die Strafe auch nicht lediglich wegen des Geſchlechtsge-

nusses angenommen. Faßt man das alles ins Auge, dann würde man prinzipielle Verschiedenheiten in der Darstellung der Sintflut jedenfalls viel seltsamer finden müssen als die leicht erklärlichen Übereinstimmungen. Es ist auch nicht zu übersehen, daß die Darstellung, die Sintflut sei als Strafe verhängt worden, weil die Menschheit gar so gottlos und sündhaft gewesen, ein ungeheuer erzieherisches Mittel war, denn man brauchte doch den Menschen nur zuzurufen: „Wenn ihr euch nicht bessert, dann werdet ihr durch eine neue Sintflut von der Erde getilgt werden!“ Dieses Schreckgespenst konnte sich keine Religionslehre entgehen lassen, denn es liegt nun doch einmal in der menschlichen Natur, daß solche Drohungen Furcht erregen; selbst bei Leuten, die nicht an die Götter glauben mochten, hat der Glaube an die Sintflut in irgend einem Winkel des Herzens Wurzel gefaßt gehabt. Diese Furcht vor dem geheimnisvollen, grauenhaften Übel, das man nicht kennt, das man auch nicht gern wahr haben will, sich jedoch nicht so ganz erklären kann, ist auch heutigen Tages der Grund, aus dem oft Leute, die sonst so prahlerisch sich ihres Unglaubens rühmten, die angeblich über alle die „Ammenmärchen“ hinweg waren, doch in der Todesstunde Furcht und Grauen empfanden. Es ist das keine Angst vor dem Tode selbst, denn was ist der Tod anderes als der Schlaf? Es ist die Furcht davor, daß doch mit dem Tode nicht alles aus sein könnte, und daß es vielleicht gar eine Vergeltung gebe. Das mag in vielen Fällen eine unbewußte Furcht sein, und es mag wohl ein Mensch sogar aus bester Überzeugung darüber lachen können, daß er eine solche Furcht besitzen solle; es ist dennoch so: Das Ahnen, daß auch der Tod mehr zu bedeuten habe als körperliches Ende. So ist es aber früher den Menschen mit der Sintflut auch gegangen. Hat man doch bis in unsere Zeit hinein an den Untergang der Welt an bestimmten Tagen geglaubt, und zwar so felsenfest, daß man sich bemühte, bis zu diesem Tage Hab und Gut durchzubringen, weil es die größte Torheit sei, noch etwas zusammenzuhalten, während man es schon so genau wußte, daß doch in einigen Tagen alles untergehen müsse. Das waren aber ebenfalls nicht etwa glaubensstarke Menschen, sondern solche, die sich Freigeister nannten, und die doch so wenig frei waren. Wo kein Glaube besteht, da wuchert nicht selten der Aberglaube am üppigsten.

Den bibliſchen Sintflutbericht ſetze ich als bekannt voraus, denn wenn auch die Bibel im allgemeinen abſolut fremd für den modernen Menſchen geworden iſt, was übrigens wenigſtens deshalb bedauerlich iſt, da ſie ſchon ihres literariſchen Wertes wegen für jeden Gebildeten das größte Intereſſe haben ſollte, ſo iſt gerade die Sintfluteepiſode wohl Allgemeingut des deutſchen Volkes. Ich will alſo zunächſt die babyloniſche Sintfluterzählung wiedergeben; ſie iſt ebenfalls von Beroſus überliefert, und Abydenus und Alexander Polyhiſtor haben uns dieſe Beroſus-Überlieferung mitgeteilt. Es muß jedoch dabei hervorgehoben werden, daß die Quellen, aus denen Beroſus geſchöpft hat, völlig unbekannt ſind; die Funde, die uns ſo manchen Aufſchluß über babyloniſche Verhältniſſe gegeben haben, verſagen nach dieſer Richtung hin völlig. Es iſt deshalb nicht geſagt, ob nicht die altjüdiſche Mythe auch die Erzählung des Beroſus ſtark beeinflußt hat. Beroſus hat ſtets ganz beſonders ſich bemüht, die Sagen auf babyloniſche Verhältniſſe umzudichten oder, falls er nicht ſelbſt die Dichtkunſt übte, das niederzuſchreiben, was die Prieſterſchaft dichtete, wie die Schöpfungsgeſchichte auf den babyloniſchen Marduk zugeſchnitten worden iſt. Ich halte es nicht für unmöglich, daß auch der jüdiſche Sintflutbericht wieder benutzt worden iſt, um den babyloniſchen zu ſchmücken. Mindeſtens berechtigt uns nichts, auf alle Fälle die babyloniſche Erzählung für das Original, alle andern Sintflutberichte, auch den bibliſchen, dagegen für bloße Plagiate zu halten. Zweifellos iſt, daß es ſich um Überlieferungen handelt, die ihren Weg durch die Welt genommen haben, bei denen man aber doch ehrlicherweiſe zugeben ſollte, daß man nicht weiß, von wannen ſie gekommen ſind. Es mag ſein, daß das Euphratland der Urquell geweſen iſt. Es kommt übrigens garnicht darauf an, wo der Bericht entſtanden iſt, denn ſicherlich liegt ihm, wie ſchon geſagt, ein wirkliches Ereignis zu Grunde und nur die Ausſchmückung iſt ſtark beeinflußt.

Nach den babyloniſchen Berichten hat die Sintflut unter dem König Xiſuthros ſtattgefunden, und dieſer König ſpielt dabei dieſelbe Rolle wie Noah im bibliſchen Bericht. Die zehn Könige, von denen der erſte Alorus, der letzte Xiſuthros, der Sohn des Ardatos war, ſollen 432 000 Jahre über das Land geherrſcht haben. Das Volk war ſehr verdorben, und deshalb wurde im Rate der Götter be-

ſchloſſen, es ſolle ausgerottet werden. Es wird nun erzählt, daß der Gott Bel — bei Beroſus heißt er Kronos — den König gewarnt und ihm geſagt habe, daß er errettet werden ſollte. Der König habe die Geſchichte des Landes niederſchreiben und dieſe Aufzeichnung in Sippar, der Stadt, niederlegen ſollen. Dann ſei ihm befohlen worden, er ſolle ſich ein großes Faß bauen, und in dieſes ſeine Familie und die ihm Naheſtehenden bringen, außerdem große Vorräte und alles geflügelte und vierfüßige Getier. Xiſuthros habe dieſem Befehl gehorcht und ein gewaltiges Schiff gebaut, das fünf Stadien lang und zwei Stadien breit geweſen ſei. Wenn man ihn frage, wozu er dieſes Schiff baue, und wohin er fahren wolle, dann ſollte er ſagen: „Ich will mich aufmachen und zu den Göttern fahren, damit ich ſie um Gnade für das Volk anflehen kann!“ Dieſe Weiſung war deshalb notwendig, damit nicht die Menſchheit das Schickſal, das ihr beſtimmt war, erfuhr, denn ſonſt würde ja die Ausrottung durch eine Sintflut nicht gelungen ſein, da alle Menſchen ſich hätten in Sicherheit bringen und ein Schiff wie Xiſuthros bauen können. Das ſollte aber natürlich nicht geſchehen, und es durfte am wenigſten durch den geſchehen, den man vor dem allgemeinen Schickſal retten wollte. Xiſuthros war ein durchaus gehorſamer Mann. Er hätte ſich vielleicht ſagen können, daß die verderbte Menſchheit wohl ſeiner Prophezeiung nicht geglaubt haben würde, da ſie ohnehin von den Göttern abgefallen war; aber es ſchien ihm doch geboten, dem göttlichen Befehl mehr zu gehorchen als dem eigenen Verſtande. Am 15. Daiſios, alſo in der Vollmondnacht des Monats Sivon, hätten ſich nun wirklich die Schleuſen des Himmels und der Erde geöffnet, und das Land ſei überall von ungeheuren Waſſermaſſen überflutet worden, ſo daß es keine Erde mehr gab ſondern nur eine endloſe und entſetzliche Waſſerwüſte, auf der das große Schiff des Königs Xiſuthros dahintrieb. Doch der Regen habe aufgehört, und der gerettete König habe endlich einige der mitgenommenen Vögel fliegen laſſen, damit dieſe das Land, das etwa doch noch vorhanden geweſen wäre, auffinden und ſo dem Schiffe die Richtung zeigen ſollten, in der es zu treiben habe, um das feſte Land zu erreichen. Die Vögel hätten ſich hoch in die Luft erhoben, um dort Umſchau zu halten; ſie ſeien davon geflogen, aber Land, auf dem ſie ruhen konnten, hätten ſie nicht erreicht. So ſeien ſie auf das Schiff zurückgekehrt; Xiſuthros

aber habe nicht gezagt; er sei voll fester Zuversicht gewesen, daß die Götter ihn doch wieder auf festes Land führen würden.

Nach einigen Tagen habe er die Vögel abermals fliegen lassen; diesmal seien sie länger fortgeblieben, und als sie endlich zurückkehrten, habe es sich gezeigt, daß sie Schlamm und Erde an den Füßen hatten, ein Beweis dafür, daß sie auf festem Boden gewesen sein mußten, auf einem Boden, der sicherlich auch vom Wasser überflutet gewesen war, der aber, da jedenfalls das Wasser inzwischen stark gefallen sein mußte, über die Fluten emporragte. Als der König die Vögel zum dritten Male fliegen ließ, seien sie nicht mehr zurückgekehrt. Xisuthros habe nun das Verdeck seines Schiffes etwas gelockert und hinausgesehen. Da habe er wahrgenommen, daß sein Schiff an einen Berg getrieben worden sei und daran festlag. Er sei nun mit seiner Frau und seiner Tochter und einem Schiffsmann ans Land gestiegen, habe einen Altar errichtet und den Göttern in inniger Dankbarkeit geopfert. Seitdem ist er mit den drei Personen verschwunden geblieben.

Im Schiffe waren aber noch mehr Begleiter, und als diese den König nicht zurückkommen sahen, seien sie ebenfalls ans Land gestiegen und hätten die Verschwundenen gesucht und, da diese nirgends zu entdecken waren, schließlich nach denselben gerufen. Nun habe ihnen eine Stimme vom Himmel zugerufen, daß Xisurthos mit Frau und Tochter und dem Schiffsmanne nicht zurückkehren würden; dem König sei wegen seiner großen Frömmigkeit und seines Vertrauens die noch keinem Menschen widerfahrene Gnade geworden, bei den Göttern wohnen zu dürfen, und die drei Personen, die mit ihm ans Land gestiegen seien, hätten an dieser Gnade teilnehmen dürfen.

Die übrigen Schiffsbewohner aber, die doch auch von dem allgemeinen Verderben gerettet worden seien, sollten nun ebenfalls treu den Göttern dienen und gut und edel werden, da sie gewissermaßen die Stammeltern eines neuen Menschengeschlechts geworden seien, das nur auf der Erde geduldet werden könne, wenn es nicht wieder in die alten Sünden verfalle.

Den Leuten wurde befohlen, wieder nach Babylon zurückzukehren und die Schriften aus der Stadt Sippar zu holen und sie unter die Menschen zu verteilen. Der Berg, an dem das Schiff ge-

landet war, liege in Armenien. Als die Leute dieſe Stimme vom Himmel gehört hätten, ſeien ſie beſtürzt geweſen; ſie hätten aber alle Befehle befolgt, und zuerſt den Göttern geopfert. Das Schiff hätten ſie nicht wieder beſtiegen, da es ihnen ja doch nichts mehr genützt haben würde, denn die Waſſer ſeien inzwiſchen völlig verlaufen, ſo daß die Leute trockenen Fußes den Weg nach Sippar und Babylon hätten zurücklegen können. Das Schiff ſei am Berge liegen geblieben, und noch lange Zeit habe man es dort geſehen. Die Geretteten hätten dann wirklich die heiligen Schriften aus Sippar entnommen und viele Städte und Heiligtümer gegründet, vor allen Dingen hätten ſie Babylon wieder bevölkert.

Daß der große König Xiſuthros von den Göttern gerettet wird, die ihm raten, ein Schiff zu bauen und alles mitzunehmen, was er haben wollte, daß er durch das Fliegenlaſſen der Vögel feſtzuſtellen ſucht, ob die Flut noch beſteht uſw., das ſtimmt faſt wörtlich mit der bibliſchen Noahſage überein. Völlig anders iſt aber der Schluß, das Wohnen des Königs und ſeiner Angehörigen bei den Göttern uſw. Es ſind das aber Abweichungen, die nicht ſonderlich viel zu ſagen haben. Sie ſind jedenfalls viel ſpäter entſtanden als die eigentliche Sintflutgeſchichte und dienen wieder mehr zur Verherrlichung Babylons, das nach dieſer Geſchichte ſchon vor der Sintflut beſtanden und von den Waſſern nicht viel gelitten haben müßte. Daß Xiſuthros noch eine größere Anzahl Menſchen mitgehen heißt, die nachher Babylon bevölkern, iſt eigentlich eine ganz gute Wendung. Die Erzählung von den dargebrachten Opfern und der Gründung vieler Heiligtümer iſt echte Prieſterlesart, der man die Abſicht eigentlich ſofort anmerkt.

Nach dem keilſchriftlichen Sintflutbericht iſt die Epiſode in weſentlichen Punkten abweichend von der Erzählung des Beroſus dargeſtellt. Dieſer offenbar viel ältere Bericht, der durch ein Fragment aus der Zeit Ammizadugas beſtätigt wird, iſt nicht ſo klar nachzuweiſen wie die Erzählung des Beroſus; er iſt aber, ſo weit er zur Verfügung ſteht, ſicherlich vorzuziehen, da er nicht durch prieſterliche Tendenzen ausgeſchmückt iſt. Der Held der Mythe heißt Ut-napiſtim; er erzählt die Sintflutgeſchichte dem Gilgames. Der Gott Ea habe die Warnung an einen Zaun gerichtet, aber ſo, daß Ut-napiſtim, der Sohn des Ubaratutu, der Mann von Surripuk,

sie hören und befolgen konnte. Wieder erfolgt der Rat, ein Schiff zu bauen und den anderen Leuten die wirkliche Absicht geheim zu halten; er sollte den Leuten sagen: „Weil Bel mich haßt, will ich in eurer Stadt nicht wohnen, auf der Erde Bels nicht länger weilen. Zum Ozean will ich hinabziehen, bei Ea, meinem Herrn, zu wohnen."

Die Fahrt der Arche ist sehr ähnlich geschildert, auch die Prüfung durch das Fliegenlassen von Vögeln. Nun kommt aber ein ganz neues Moment. De facto ist es allerdings ein sehr altes, das aber für uns, die wir die Noah- und Xisuthros-Geschichte berücksichtigt haben, neu ist. Nämlich die Götter haben keineswegs beschlossen gehabt, die Menschheit zu vernichten, sondern sie fürchten sich vor der großen Flut ebenso wie die Menschen und ziehen sich in die Höhen des Himmels zurück. Istar jammert und schreit wie eine Gebärende, daß alles, was gewesen, vernichtet worden sei. Ich halte dieses Hineinziehen der Istar in die Sache für sehr interessant, noch interessanter freilich die Annahme, daß Bel die Flut gegen den Willen der anderen Götter geschaffen habe in voreiliger Weise, und daß die anderen Götter ihm wegen dieser Ungerechtigkeit, die nicht nur die Schuldigen sondern alle trifft, die bittersten Vorwürfe machen. Wir finden das ganz ausdrücklich geschildert. Die Götter sagen dem Bel: „Warum hast du die Flut gemacht?" Ut-napistim war genau so, wie dies auch von Noah erzählt wird, ans Land gestiegen, nachdem die Wasser sich verlaufen hatten, und er durch das Fliegenlassen von Vögeln bemerkt hatte, daß Land da sei. Nun sah ihn der grimme Gott Bel und erzürnte sich sehr, daß ein Mensch entkommen war; mit Donnerstimme rief er: „Wer ist entronnen von Lebewesen? Nicht ein einziger Mensch soll leben bleiben und meinem Gericht entgehen!" Der Gott Ninib tröstete den Bel, der in diesem Epos als Held genannt ist — in Rücksicht auf seinen früheren siegreichen Kampf gegen den Drachen —, und sagt, daß doch der Gott Ea, der alles wisse, alles wirke und schaffe, auch diese Errettung bewirkt habe, und der Götterkönig Ea selbst spricht mit Bel, nicht wie ein Gebieter, der einen scharfen Tadel erteilt, sondern eher wie ein Herr, der vor seinem Untergebenen große Furcht hat, und ihm den Tadel durch ein lebhaftes Lob versüßen will. Ea nennt den Bel den Klugen unter den Göttern, den Helden Bel,

und fragt ihn, warum er denn nicht genauer bedacht habe, was er tue, als er die Sturmflut erregte. Er hätte den Sünder strafen und mit dem Übeltäter abrechnen, aber nicht eine Strafe wählen sollen, durch die alle Menschen, gleichviel ob gut oder böse, gleichviel in welchem Maße sie gefrevelt hätten, doch alle von derselben Strafe vernichtet würden. Er hätte Löwen und Panther schicken und durch diese die schlechten Menschen erwürgen lassen sollen. Er hätte durch eine Hungersnot die Lande verheeren oder durch schwere Krankheiten die Welt heimsuchen aber nicht alles durch eine Sturmflut vernichten sollen. Ea entschuldigt sich förmlich und sagt, daß er nicht das Geheimnis der großen Götter verraten habe, sondern er habe den guten Menschen nur durch Träume gewarnt.

Nun sei der grimme Bel zur Vernunft gekommen, habe den Geretteten an der Hand genommen und auch sein Weib niederknien lassen und gesagt, bis dahin sei Ut-napistim ein Mensch gewesen, hinfort aber sollten er und sein Weib geachtet werden wie Götter, und Ut-napistim wohnte mit seinem Weibe zwischen der Mündung der Ströme.

Nach einer anderen uralten Überlieferung hieß der Gerettete Atrahasis, und als Gott Ea ihm sagt, es werde eine Sintflut kommen, damit die Menschen ob ihrer Frevel vernichtet würden, da erklärt der kluge Atrahasis, er wisse nicht, was ein Schiff sei, und er habe also auch noch keins gebaut, der Gott Ea möge ihm daher erst auf die Erde zeichnen, wie ein Schiff aussehe, und ihm beschreiben, wie man es baue, dann wolle er gern die göttliche Weisung befolgen. Ich weiß nicht, ob diese Erzählung die älteste ist; jedenfalls ist sie aber wenigstens soweit durchdacht, als sie berücksichtigt, daß der Bewohner des festen Landes, der niemals von Schiffahrt und von Schiffen etwas gehört und gesehen hatte, unmöglich befähigt sein konnte, ein Schiff zu bauen. Es ist aber auch hier der Gott Ea, der als Retter und Rater auftritt und der Atrahasis die Mittel seiner Rettung an die Hand gibt. Es ist freilich dann wohl noch weniger verständlich, wie Ea dem Bel sagen kann, daß er nicht das Geheimnis der großen Götter verraten habe; aber es kommt darauf auch garnicht an, und, etwas sophistisch ausgelegt, ist schließlich auch diese Angabe Eas richtig, weil das

Geheimnis der Götter nicht darin bestand, wie man Schiffe baue und Menschen rette.

Sehr interessant ist auch die griechische Sage, in der der Gerettete Deukalion heißt. Die Sage ist den bisher erwähnten außerordentlich ähnlich, nur der Schluß weicht wesentlich ab, denn Deukalion sorgt auf eine sonderbare Weise für die Bevölkerung des Landes. Er erbittet sich von Zeus Menschen und erhält diesen Wunsch dadurch erfüllt, daß ihm befohlen wird, Drachenzähne hinter sich zu werfen, aus jedem Drachenzahn werde ein Mensch entstehen. Woher Deukalion die Drachenzähne genommen hat, ist dabei allerdings nicht gesagt. Hat er etwa einen Kampf mit einem Drachen bestanden? Nach anderer Erzählung soll Jason die Drachenzähne gesät haben, der sie natürlich auch nicht leichter finden konnte als Deukalion, von dem dafür berichtet wird, daß er allerdings nicht Drachenzähne, sondern Steine hinter sich geworfen habe. Die waren leichter zu erlangen und hatten wohl auch eher eine symbolische Bedeutung, weil danach die Menschen aus den Eingeweiden der Erde stammen, und weil das vielleicht in Rücksicht auf die lebenden Steine, die vom Himmel auf die Erde fallen, die Meteorsteine, gesagt ist. Das wenigstens nehmen die an, die selbst jedes Detail der Religionen oder religiösen Mythen als eine Nachbildung astraler Erscheinungen betrachten wollen. Das ist aber bedenklich trotz der vielen Scheingründe, die man für diese Auffassung ins Feld führen kann; Scheingründe sind es aber, die man für diese astrale Theorie geltend macht, denn daß zu einer Zeit, in der die Deukalionsage entstand, die Meteore bekannt gewesen sein sollten, das darf man wohl doch einigermaßen bezweifeln, mindestens nehme ich nicht an, daß man diese merkwürdige und glanzvolle aber auch unheimliche Himmelserscheinung völlig richtig als kosmische Steine gedeutet habe. Man muß sich immer vergegenwärtigen, daß doch bis auf unsere Tage gerade die Meteore und ähnliche Dinge den tollsten Aberglauben gezeitigt haben, und daß erst die neuere Zeit Aufschluß über die Herkunft und Natur dieser fremden Himmelsgäste gebracht hat. Mindestens würde das Altertum nicht leicht daran gedacht haben, in den Meteoren lebenbringende Steine zu sehen, oder gar anzunehmen, daß Deukalion solche Steine hinter sich geworfen habe, um daraus Menschen entstehen zu lassen.

Wenn wir nun alle diese Sagen — sie einzeln anzuführen, dürfte sich wohl erübrigen, da die Übereinstimmung eine mehr als sechzigfache Wiederholung des bereits Gesagten notwendig machen würde — vergleicht, dann fällt nicht nur die Schilderung der Arche und die Annahme, daß der aus Sturm und Wassersnot Gerettete ein Freund der Götter gewesen sei, auf, sondern viel mehr noch die Übereinstimmung, daß die Sintflut von den Göttern geschickt sei, weil die Menschheit so schlecht und verderbt gewesen, daß sie einfach habe ausgerottet werden müssen. Selbst die merkwürdige babylonische Mythe, nach der Gott Ea den Heldengott Bel zurechtweist, gibt die Notwendigkeit eines himmlischen Strafgerichts zu; Ea war nur nicht mit dem Mittel der Sturmflut einverstanden, er hätte eine starke Verminderung der Menschheit durch Löwen, Panther, Hungersnot oder Epidemien lieber gesehen, vielleicht weil dadurch die Menschheit, nicht aber zugleich die schöne Erde verwüstet worden wäre. Man darf aber sagen, daß die ganze Sintflutgeschichte nicht ein bloßes Symbol irgend einer astralen Erscheinung, sondern eine religiös ausgeschmückte Erzählung eines wirklichen Vorgangs ist.

Die Gorgonen und Erinnyen.

Wenn das Weib in der Religion uns fast überall als eine Verkörperung des Weibes lediglich in seiner sexuellen Bedeutung entgegentritt, wenn wir deshalb die Göttinnen und Halbgöttinnen in der Hauptsache ihre Zeit durch Liebschaften ausfüllen sehen, weil das weibliche Prinzip stets nur in bezug auf das Liebesleben gedacht werden konnte, so haben doch die alten Religionen sich auch weibliche Gottheiten gedacht, die nicht allein nichts mit Liebschaften zu tun hatten, sondern auch so abschreckend und furchtbar waren, daß ihr bloßer Anblick genügte, alles zu versteinern, was die Blicke auf jene Schreckensgestalten zu richten wagte. Fast scheint es, als liege hierin ein Widerspruch gegen die symbolische Bedeutung der Göttinnen; aber das ist auch nur scheinbar, denn in Wirklichkeit fehlt auch diesen misogamischen Gestalten die traditionelle Bedeutung absolut nicht; sie erhalten sie vielmehr erst recht, wenn sie natürlich auch nicht das gebärende Prinzip darstellen. Besonders die Gorgonen, und

von dieſen wieder die Meduſe, ſind für die unweiblichen Weiber Muſterbilder.

Von großer Wichtigkeit für das beſſere Verſtändnis des vermeintlichen Widerſpruchs in der religiöſen Beurteilung und Bewertung des Weibes iſt das Studium der Amazonenſage. Gerade das Volk der Amazonen bildet eine Art Zwiſchenſtufe von den der Liebesbetätigung lebenden und den jedem Liebeswerben abholden Gottheiten, eine Mittelſtufe allerdings nur in dem Gedankenreiche der Alten, nicht etwa eine zwiſchen den Göttinnen, oder doch wenigſtens nicht mehr, als man ſich die Amazonen nur noch als wirklich lebende Weiber dachte. Das iſt aber ganz unverkennbar erſt ſpätere Auffaſſung. Urſprünglich ſind die Amazonen Gottheiten oder doch wenigſtens Göttergeſtalten des Mondkults geweſen, und das kalte, ſilberne Mondlicht wurde in Gegenſatz zu dem wärmenden, belebenden und fruchtbringenden Lichte der Sonne geſtellt. Deshalb waren die Amazonen als mimoſenhaft, keuſch und männerſcheu gedacht. Auch die Göttin Diana galt als männerſcheu und war den Männern haßerfüllt abgeneigt; die ſilbern ſtrahlende Mondſichel zierte ihr Haupt. In etwas entwickelterer Mythe ſind die Amazonen nichts als Waldnymphen, die durch labende Quellen die Tiere des Waldes und ſchließlich auch die Menſchen nährten. Sie ſtanden im Dienſte der keuſchen Diana oder, wie die Griechen ſie nannten, Artemis. Auch als ſolche ſind ſie noch miſogamiſch gedacht. Kein ſterblicher Mann durfte die Artemis und ihre Nymphen belauſchen; es kam ihm teuer zu ſtehen, und höchſtens die neckiſchen Waldgeiſter, der Pan und die Faune machten ſich ein Vergnügen daraus, die keuſche Schar beim Bade zu erſchrecken; aber ihre Gelüſte durften ſie nicht an den keuſchen und herben Weibern befriedigen. So ſind die Amazonen lange als Waldnymphen verehrt und wohl auch gefürchtet worden, und ſelbſt der Name Amazonen ſoll nichts bedeutet haben als Vollbrüſtige, da nach der Anſchauung der Alten Quellen und Flüſſe ſtets den Brüſten entquollen, unverkennbar ein Bild, das dem Sexualleben entliehen iſt. Verſchiedene Forſcher leiten den Namen Amazonen auch von dem Worte Maza ab, das in der Sprache der Tſcherkeſſen Mond bedeuten ſoll und demnach noch auf den Zuſammenhang der Amazonen mit dem Mondkult hindeuten würde.

Schließlich ſchuf die Phantaſie aus den Amazonen ein krie-

gerisches Weibervolk, das keine Männer unter sich duldete und unter der Herrschaft einer Königin stand. Nun erfuhr der Name Amazonen eine andere Deutung. Man übersetzte nicht mehr die Vollbrüstigen, sondern die Brustlosen und nahm an, daß die Kriegerinnen die rechte Brust entfernten, da sie ihnen beim Bogenspannen und überhaupt beim Gebrauch der Waffen hinderlich sei. Sofort dichtete man diesen mythischen Wesen ganz bestimmte Abenteuer und Taten an, so den Kampf mit Bellerophon, den bereits Homer erwähnt, und der so interessant ist, daß ich ihn nicht übergehen will. Hipponous, der Sohn des Neptun und der Eurynome, die auch als Artemis gedacht wurde, hatte den Bellerus getötet. Das brachte ihm den Namen Bellerophon aber auch den Zorn des Königs von Korinth ein. Er mußte unstät und flüchtig das Land verlassen, wie nach der mosaischen Überlieferung der Brudermörder Kain. So kam er zu dem König Prötus, der seine Tat entsühnte. Nun kamen Tage des Friedens für Bellerophon, bis die Gattin des Königs in sündiger Liebe für den Gast erglühte und ihn mit Liebesanträgen verfolgte. Bellerophon aber blieb keusch wie Joseph gegen die Verführungskünste von Potiphars Weib, und es ereilte ihn das gleiche Schicksal, als seien die Erzählungen des Joseph und die des Bellerophon eine von der anderen abgeschrieben, denn auch Prötus Weib klagte, als sie sich von dem keuschen Gaste verschmäht sah, diesen bei ihrem Manne an, daß er ihrer Tugend Fallstricke legen wolle. Prötus war natürlich wutentbrannt und beschloß den Tod des vermeintlichen Treulosen. Er hielt es aber nicht für angängig, den Gastfreund selbst zu töten, denn dadurch hätte er das heilige Gastrecht gröblich verletzt. So schickte er ihn zu seinem Schwiegervater, dem König Jobates von Lycien, und gab ihm ein geheimes Schreiben mit, das besagte, der Überbringer dieses Briefes solle getötet werden. Das ist genau dieselbe Geschichte, die von König David und Urias in der Bibel mitgeteilt wird, und wie wir den Uriasbrief als geflügeltes Wort kennen, so sprach man im Orient von einem Bellerophonsbrief, wenn das „Empfehlungsschreiben", das Jemandem mitgegeben wurde, bestimmt war, dem Überbringer Verderben und Untergang zu bringen. Jobates achtete das Gastrecht aber nicht geringer als sein Schwiegersohn und wollte somit ebensowenig selbst zum Vollstrecker des Todesbefehls werden; deshalb begnügte er sich, den Gast auf Abenteuer zu schicken, bei

denen er nach menſchlicher Berechnung den Tod finden mußte. Als erſte Aufgabe wurde ihm der Kampf mit dem furchtbaren feuerſpeienden Ungeheuer, das die ganze Gegend bedrohte, anbefohlen. Bellerophon ſattelte den Pegaſus, ritt frohen Mutes der Chimära entgegen und blieb Sieger. Der zweite Auftrag war der Kampf mit den Amazonen, die er ebenfalls beſiegte, und ſchließlich ging er noch aus einem Hinterhalt ſiegreich hervor, den ihn Jobates gelegt hatte. Da erkannte der König, daß Bellerophon kein Sterblicher, ſondern ein Götterſohn war, machte ihn zum Mitregenten über ſein Reich und gab ihm ſeine Tochter Philonoe zur Gattin. Im Übermut wollte Bellerophon auf dem geflügelten Pegaſus ſogar den Olymp ſtürmen und den Götterkönig Zeus vom himmliſchen Throne ſtürzen. Das machte ſeiner Herrlichkeit ein Ende.

Das war die erſte religiöſe Geſchichte eines Kampfes gegen die Amazonen, in denen dieſe beſiegt worden ſein ſollten. Die Überlieferung berichtet ſpäter noch die Namen einer ganzen Reihe von Amazonenköniginnen, die durch Helden oder Halbgötter beſiegt worden ſein ſollten. Antiope und Hippolyte wurden von Theſeus und Heracles beſiegt reſp. getötet. Je weiter die Sage fortſchritt, je mehr ſie die Amazonen mit hiſtoriſchen Perſonen in Verbindung brachte, deſto realiſtiſcher ſind die Erzählungen. So ſoll die Amazonenkönigin Thaleſtris dem mächtigen König Alexander dem Großen einen Beſuch abgeſtattet haben. Alexander aber habe die kriegeriſche Königin ſo tief unter ſeine Liebesbegierden gezwungen, daß ſie von ihm geſchwängert wurde. Man hat offenbar ſelbſt gefunden, daß ein Frauenreich, in dem kein Mann geduldet wurde, ſehr bald aus Mangel an Nachkommenſchaft eingehen mußte. Deshalb erzählte man, daß die männerhaſſenden Kriegerinnen doch oft zu den Nachbarvölkern gezogen ſein, um ſich begatten zu laſſen. Die Mädchen, die nach ſolchen Gaſtreiſen geboren worden ſeien, hätten die Amazonen als Nachwuchs aufgezogen, die Knaben aber ſeien ihren Vätern oder deren Völkern ausgeliefert worden. Soweit waren aus den Mondkultgeſtalten ſchließlich ganz reale Weiber geworden, die zwar die Männer noch haßten, ſich ihrer aber doch zur Erhaltung ihrer Macht und ihres Reiches recht gut zu bedienen verſtanden. Sie müſſen alſo, obwohl im Lande kein Mann geduldet wurde, doch ſexuell aufgeklärt worden ſein.

Schließlich war man überzeugt, daß die Amazonen nicht bloß mythische Phantasiegebilde seien, sondern daß es wirklich ein großes Amazonenreich gebe, daß diese Frauen ganz Nordasien erobert und viele Städte gegründet hätten. Man nahm an, daß sie noch zur Zeit des klassischen Altertums im Süden des Schwarzen Meeres ihr Reich besaßen. Aber als die Griechen in jene Gebiete vordrangen, fanden sie durchaus keine Amazonen, und auch nördlich des „Pontus Euxinus" gab es keine. Nirgends! Die Kriegerinnen existierten so wenig wie die der Diana dienenden Wald- und Quellennymphen; aber die Amazonen werden noch heute oft für reale Wesen gehalten, und selbst bei der Durchforschung Amerikas glaubte man, am Marañon einen Amazonenstaat entdeckt zu haben, von dem aber nichts übrig geblieben ist als der Name — Amazonenstrom, denn so hatte man den Marañon im Hinblick auf die Amazonen genannt.

Auch mit den Gorgonen werden die Amazonen in direkte Beziehung gebracht, denn die in Szythien wohnenden Amazonen sollen unter ihrer Königin Myrdra sowohl die Plejaden wie auch die Gorgonen besiegt haben, dann weiter bis Ägypten vorgedrungen und schließlich von Herkules verfolgt worden sein.

Sehen wir uns zunächst die Gorgonen etwas näher an, ein Unternehmen, vor dem die Alten, so kühn sie sonst auch waren, doch zurückgeschreckt sein würden, denn keines Menschen Auge durfte sie anschauen; es wäre eine entsetzliche Strafe erfolgt, denn ähnlich wie Loths Weib, das dem göttlichen Verbot zuwider den Blick rückwärts nach den brennenden Städten Sodom und Gomorrha wendete, dafür in eine Salzsäure verwandelt wurde, so ward Jeder, der die Gorgonen ansah, sofort in eine leblose Steinmasse verzaubert. Das Altertum erzählte von solchen Zaubertaten gern. Auch die Circe, die auf der Insel Aeana hauste, gab den Gefährten des Odysseus, die sie durch ihren bestrickenden Gesang angelockt hatte, Wein und verwandelte sie dann in Schweine. Odysseus wurde von Merkur selbst belehrt, wie er es anfangen müsse, den Zauber zu lösen. Er betrat das Land und machte die Ränke der Zauberin gegen sich selbst unwirksam. Zu seinem Schutze hatte er von dem Gotte auch die Pflanze Moly erhalten. Da er gegen den Zauber der Circe gefeit war, konnte er mit dem scharfen Schwerte gegen diese losgehen, bis sie ihm versprach, seine Gefährten wieder in ihre ursprüngliche Gestalt

umzuwandeln. Das geſchah; aber wenn auch Odyſſeus vor dem Verwandlungszauber der Circe geſchützt war, ſo konnte er ſich doch ihrem perſönlichen Zauber ſo wenig entziehen, daß er ein ganzes Jahr bei ihr blieb und der Liebe ſüßeſte Knoſpen brach, ſo daß ihm Circe zwei Söhne ſchenkte.

Der Zauber der Gorgonen war aber anders gedacht; man ſtellte ſich lediglich ihren Anblick ſo furchtbar und entſetzenerregend vor, daß auch nicht auf Minuten ein menſchliches Auge ihn ertragen könnte. Auch die Gorgonen waren dem Wandel in der mythologiſchen Anſchauung ebenſo unterworfen wie alle Gottheiten und mythiſchen Geſtalten; ſelbſt über die Zahl war man nicht zu allen Zeiten derſelben Anſicht. Homer kennt nur eine einzige; ſpätere Schriftſteller, ſo Heſiod, berichten ſchon über drei und nennen ſie ſogar mit Namen: Stheino, Euryale und Meduſa. Was man ſich unter den Gorgonen vorzuſtellen, und wie man ſie ſich zu denken habe, das waren Fragen, die ſehr verſchieden beantwortet wurden. Nur in einem Punkte war man, ſo weit man überhaupt an drei Gorgonen glaubte, einig, nämlich darin, daß zwei der Gorgonen die Unſterblichkeit beſeſſen hätten, daß aber die dritte ſterblich geweſen ſei. Die Sterbliche war aber zugleich die furchtbarſte; es war die Meduſa.

Ohne Liebesabenteuer mochte man ſich aber ſelbſt dieſe Schreckgeſtalten nicht denken; ſo dichtete man gerade der Meduſa einen Roman an, der recht charakteriſtiſch dafür iſt, wie kleinlich und menſchlich man ſich die Gottheiten vorſtellte. Meduſa ſoll ein bildhübſches Mädchen geweſen ſein, deſſen Schönheit ſogar die brünſtige Liebe der Götter erregte. So war der ſonſt nicht gerade als Prototyp männlicher Schönheit geſchilderte Poſeidon in die Meduſa verliebt, und ſie war für das Werben des Beherrſchers der Meere durchaus nicht unempfindlich. Ein wundervoller Roman ſpielte ſich zwiſchen Poſeidon und der ſchönen Meduſa ab, und das Paar wählte einſt zum Schauplatz eines zärtlichen Rendezvous den Tempel der Athene, da die Liebenden glaubten, in dieſem Heiligtum ungeſehen und unbelauſcht die Freuden der Liebe genießen zu können. Sie hatten ſich gründlich verrechnet, denn ſo ſehr eine Aſtarte ſich dadurch geehrt und gewürdigt ſah, daß in ihrem Tempel der raſenden Liebesleidenſchaft gehuldigt wurde, ſo ſehr fühlte Athene, die keuſchere Göttin

des Krieges, ihr Heiligtum entheiligt dadurch, daß es zum Schauplatz sinnlicher Lust gemacht worden war, und die Strafe blieb nicht aus. Athene verwandelte die schöne Meduſa, auf die ſie ohnehin eiferſüchtig war, in das Scheuſal, deſſen bloßer Anblick genügte, den Schauenden vor Entſetzen zu Stein werden zu laſſen. Nach anderer Darſtellung ſoll Athene garnicht ſo prüde geweſen ſein, daß ſie die Benutzung ihres Tempels als Hochzeitskammer gar ſo übel genommen hätte, ſondern Meduſa ſoll ſich den Grimm der weiſen Athene dadurch zugezogen haben, daß ſie ſich gerühmt habe, viel ſchöner zu ſein als Athene. Das war eine umſo ſträflichere Überhebung der Meduſa, die nur eine ſterbliche Perſon war, und daher nicht das Recht haben konnte, eine Göttin an Schönheit zu übertreffen. Dieſe letztere Erzählung zeigt, daß man die Göttinnen ſich eben ſo eitel dachte wie irdiſche Weiber. Dieſe Auffaſſung tritt übrigens auch ſonſt ziemlich klar zutage, z. B. bei der Geſchichte des Paris, der die Venus als ſchönſte von den Göttinnen erklärte. Daß man ſelbſt der himmliſchen Athene eine ſo irdiſche Eitelkeit zutraute, darin fand man nichts Bedenkliches. Durch die Macht der Athene erhielt Meduſa ſtatt der Haare Schlangen, und ihr furchtbarer Anblick bot wohl die beſte Garantie, daß in Zukunft kein begehrlicher Liebhaber ſich dieſem Scheuſal nahen konnte; es hätte der Meduſa aber auch nichts mehr nützen können, denn würde ſelbſt ein Mann den perverſen Geſchmack beſeſſen haben, die verwandelte Meduſa begehrenswert zu finden, ſo hätte ihn deren Anblick doch in Stein verwandelt, und danach pflegt ſich kein Liebhaber zu ſehnen, ſelbſt der verrückteſte nicht. Die Rache der Athene war alſo durchaus die einer eiferſüchtigen Konkurrentin, die alles tut, um die begünſtigte Nebenbuhlerin für alle Zeiten unſchädlich zu machen.

Die rege Phantaſie des Griechentums hat alles ausgeſonnen, was ſich als ein furchtbarer Anblick denken läßt. So ſchilderte ſie die Gorgonen als geflügelte Jungfrauen, deren Hände in ehernen Krallen endeten, deren Zähne ſpitz und lang aus den häßlichen Mäulern hervorſtanden, und die Gürtel waren ebenſo wie die Haare Schlangen, die ſich um die giftgeſchwollenen Leiber ringelten und die ſpitzen Zungen zeigten. Als ihre Heimat dachte man ſich das weſtliche Meer, wo auch die Töchter der Nacht, die Heſperiden, die die goldenen Äpfel

im Garten der Hera hüteten, ihren Wohnsitz haben sollten. Da aber das Meer als Wohnort für solche Geschöpfe, wie es die Gorgonen waren, doch kein geeigneter Aufenthaltsort zu sein schien — und in den Gärten der Hera auf der köstlich fruchtbaren Insel selbst würden sie wohl nicht geduldet worden sein —, verlegte man ihren Wohnsitz in die unheimliche Wüste Lybiens, wo ohnehin das Grauen wohnte.

Nun hatte aber natürlich niemals ein Mensch etwas, das an die Gorgonen erinnern konnte, gesehen, und ihre Wirksamkeit tat sich auch nirgends kund, so kam die Mythe zu dem Schluß, daß diese fürchterlichen Wesen nicht mehr existierten, obwohl zwei von ihnen unsterblich waren. Das Verdienst, sie glücklich beseitigt zu haben, wurde den Nationalheroen zugewiesen. Perseus soll von König Polydectes den Auftrag erhalten haben, gegen die Meduſa zu Felde zu ziehen. Das wäre wohl eine unmögliche Arbeit gewesen, weil selbst ein Perseus in Stein verwandelt worden wäre, ehe er auch nur einen Streich gegen die Feindin führen konnte, und der Auftrag, die Gorgonen zu bekämpfen, war dem Perseus auch wirklich in der Absicht gegeben worden, ihn zu vernichten. Perseus hatte göttliches Blut in seinen Adern, denn er war ein Sohn des Zeus, der als alter Schwerenöter die argivische Königstochter Danae verführt hatte. Als diese infolgedessen dem Perseus das Leben gegeben hatte, wurde Perseus von dem König Acrisius, dem geweisſagt worden war, er werde durch die Hand seines Enkels den Tod erleiden, ebenso wie einst Moses, in einen Kasten geschlossen und dem Laufe des Wassers überlassen. Acrisius hatte aber den Knaben nicht allein ausgestoßen, sondern ihm seine Mutter zugesellt. Beide wurden an der Küste der Insel Seriphus, über die der König Polydectes herrschte, von dessen Bruder Dictes ans Land gezogen. Der König verliebte sich in Danae, und da Perseus ihm bei seinen Werbungen im Wege stand, schickte er ihn gegen die Gorgonen. Dieser Auftrag gefiel der Athene, die, wie wir schon gesehen haben, einen Haß auf Meduſa geworfen hatte, sehr gut, und sie gab sich alle Mühe, dem Perseus zum Siege zu verhelfen. So führte sie ihn in Gemeinschaft mit Hermes in den Kampf. Auf dem Marsche trafen die drei mit den Gräen, jenen schauderhaften Geschöpfen zusammen, die im ewigen Dunkel wohnten und die Waffen hüteten, mit denen die Meduſa erfolgreich be-

kämpft werden konnte. Dieſe Ungetüme — es waren ebenfalls zwei Weiber, an die keine irdiſche und göttliche Liebesbrunſt ſich wagte —, beſaßen nur ein Auge und einen Zahn als gemeinſchaftliche Organe, die ſie ſich nach Bedarf liehen; ſie waren aber keine ungefährlichen Gegnerinnen, denn ſtatt der Hände beſaßen ſie eiſerne Klauen von großer Schärfe. Perſeus aber nahm ihnen das Auge und den Zahn und machte ſie dadurch faſt wehrlos, denn ſie konnten nun den Gegner überhaupt nicht mehr ſehen. Perſeus zwang ſie, ihm den Helm aus dem Hades zu geben, der die Eigenſchaft der Tarnkappe beſaß, nämlich die, den Träger unſichtbar zu machen. Außerdem nahm er den Gräen noch eine Taſche und die Flügelſchuhe ab, ſo daß er nunmehr für den Kampf mit der Meduſa ausgerüſtet war. Hermes gab ihm aber noch eine ſcharfgeſchliffene Sichel, Athene einen Spiegel, und die Göttlichen erteilten ihm außerdem gute Ratſchläge für ſeinen Feldzug.

Durch die Flügelſchuhe konnte er den Weg zur Meduſa ſehr ſchnell zurücklegen, und er hatte Glück; er traf ſie ſchlafend. Da gedachte er der Weiſungen der kriegeriſchen Athene, und damit er durch den direkten Anblick der Gorgone nicht in Stein verwandelt würde, ſah er durch den Spiegel nach ihr und ſchlug der Schlafenden mit der Sichel das entſetzenerregende Haupt ab, das er ſchnell in der Taſche der Gräen verbarg. So war die Meduſa vernichtet; aber ihr Haupt wirkte auch nach ihrem Tode noch, denn Perſeus verwandelte durch dieſes Beuteſtück den Atlas, der ihm die goldenen Äpfel der Heſperiden nicht geben wollte, in ein den Himmel tragendes Gebirge. Auf dem weiteren Wege befreite er die Andromeda, die von einem Meerungeheuer gefangen wurde, und machte ſie zu ſeiner Gattin. Schließlich verſteinerte er den König Polydectes, der ſeine Mutter mit Liebesanträgen verfolgte, und dann gab er das Meduſenhaupt der Athene, die es an ihrem Schilde befeſtigte, und die Flügelſchuhe erhielt Hermes, der ſie, wie bekannt iſt, dann dauernd trug. Perſeus wurde als Heros göttlich verehrt. Auch ein Zeichen für den Mangel an logiſchem Denken in religiöſen Dingen iſt es, daß die Alten garnicht merkten, wie ſie die Tat des Perſeus doch eigentlich herabſetzten, denn nach der Mythe iſt ſeine Heldentat nichts als ein feiger Meuchelmord, der ohne jede perſönliche Gefahr gegen eine Schlafende begangen wurde. Auch die anderen Taten auf dieſem

Zuge ſtehen nicht ſo groß da, denn Sieger über die Feinde blieb immer das Meduſenhaupt, nicht aber Perſeus.

Dem mag nun aber ſein, wie ihm wolle — jedenfalls war die Meduſa glücklich beſeitigt. Immerhin blieben aber noch zwei. Dieſe zwei Gorgonen waren jedoch viel ſchwerer zu vernichten als die Meduſa, denn ſie waren unſterblich. Herkules ſoll nach einer nicht ſehr verbreiteten Mythe ihnen gleichwohl den Garaus gemacht haben. Wie er das angefangen hat, iſt nicht ſo einleuchtend geſchildert, daß es ſich lohnte, näher darauf einzugehen. Viel verbreiteter war die Sage, daß Athene dem Herkules eine Locke des Meduſenhauptes zum Geſchenk gemacht habe. Die Locke beſtand, wie ſchon bemerkt, aus Schlangen, und ſie hatte alle Eigenſchaften des Meduſenhauptes ſelbſt. Herkules ſoll deshalb dieſes Geſchenk der Athene, das er als ſtarker Held für ſich nicht brauchte, der Königstochter Sterope gegeben haben, damit dieſe die Stadt Tegea beſchützen konnte, denn ſie brauchte dieſe Locke nur den anſtürmenden Feinden entgegenzuhalten, um ſie ſofort zur Flucht zu zwingen. Verſteinert wurden ſie aber nicht.

Aus dem Blute der erſchlagenen Meduſa, das durch den Verkehr mit Poſeidon befruchtet war, gingen Chryſaor und Pegaſus hervor. Der erſtere ein Unhold, der mit blinkendem Schwerte aus reinem Golde einherſtreifte und wahrſcheinlich der Naturbeobachtung des Blitzes „nachempfunden“ iſt, der letztere das geflügelte Roß, deſſen ſich Bellerophon bediente, um die Amazonen zu bekämpfen, aber auch, um den Himmel zu ſtürmen. Pegaſus war nach dem Sturze des Bellerophon das Himmelsroß des Zeus und wurde erſt ſpäter, garnicht mehr in der Zeit des klaſſiſchen Griechentums, zum Dichterroß. Daß aus dem Blute der enthaupteten Meduſa die Mythe noch zwei Nachkommen als Folgen der Liebſchaft mit Poſeidon erſtehen ließ, ſcheint mir beſonders charakteriſtiſch.

Noch im Altertum iſt man bemüht geweſen, das Schickſal der Gorgonen Stheino und Euryale zu ergründen oder die Mythe von den Gorgonen zu analyſieren. Man nahm an, daß es ſich garnicht um mythiſche Geſtalten gehandelt habe, ſondern um wirkliche Weiber, die in Lybien gelebt hätten, und, da ſie nicht unſterblich geweſen, doch ſchließlich von Herkules ausgerottet worden ſeien. Eine andere Erklärung war die, daß es ſich wohl überhaupt nicht um

menſchenähnliche Weſen, ſondern um entſetzliche Tiere gehandelt habe, deren Anblick das Blut erſtarren ließ, wie der Blick der Schlangen auf Vögel und kleinere Tiere lähmend wirkte. Dieſe Deutung leitet eigentlich ſchon auf die objektive Forſchung über, die darauf fußt, daß alle Göttergeſtalten urſprünglich nur darauf zurückzuführen ſeien, daß die Völker das Walten der Natur beobachtet, ſich die Naturkräfte perſonifiziert gedacht und dieſe Perſonen ſich nach und nach ausgeſtaltet hatten, bis ſie zu einem feſten mythologiſchen Gefüge wurden. Nach dieſer Methode hat man ſpäter angenommen, die Gorgonen ſeien garnichts als die perſonifizierten Meereswellen, die, wenn ſie ſturmgepeitſcht gegen das Ufer branden, ſehr wohl Entſetzen erregen konnten. Die drei Gorgonen entſprachen danach den verſchiedenartigen Wogen, und Meduſa ſei die von der Jahreszeit abhängende und veränderliche Seebewegung; daher habe man ſie ſich als ſterblich gedacht, während die anderen Wellenarten immer wieder kehrten, alſo als unvergänglich, d. h. perſönlich gedacht, unſterblich galten.

Ganz anders als die Gorgonen, die lediglich Unholdinnen waren, dachte man ſich die Erynnien. Streng genommen ſtellen allerdings ſowohl die erſteren wie die letzteren das dar, was man alte Jungfern nennt: verbitterte und vergrillte Weiber, die die Menſchheit haßten und neidiſch waren auf irdiſches Liebesglück, das ihnen nicht nahte. Aber während die Gorgonen ihre boshafte Menſchenfeindlichkeit ganz allgemein zeigten, ſind die Erinnyen Rachegöttinnen, die nur denen feindlich ſind, nur denen Qualen bereiten und nur die verfolgen und peinigen, die Böſes getan haben. Sie ſind alſo der braven Menſchheit viel mehr Beſchützer und der Gerechtigkeit dienende Gottheiten. Auch ſie dachte man ſich in der Dreizahl und nannte ſie Alekto, Tiſiphone und Megära. Ihrer doch nur der vollſtreckenden Strafgerechtigkeit dienenden Aufgabe wegen, ſind ſie auch nicht wie die furchtbaren Gorgonen von Helden bekämpft worden, und keine Mythe berichtet von ihrem Untergang. Als ihr Vater galten Uranos und Gäa, alſo Himmel und Erde; aber ſchon ihre Geburt iſt in ziemlich ſchwülſtigen Myſtizismus getaucht, weil dieſe Gottheiten nach dem Glauben der Alten doch unmöglich auf normale und natürliche Weiſe zur Welt gekommen ſein konnten. Uranos war der älteſte Himmelsbeherrſcher, der aber von ſeinem Sohne bekämpft und entthront

wurde. Bei dem Kampfe entmannte Kronos seinen Vater, und aus den Blutstropfen, die bei diesem Akte zur Erde fielen, entstanden die Erinnyen, die ihres Amtes der Rache walteten, obwohl unter der Herrschaft des Kronos das goldene Zeitalter blühte, für die Rachegeister also eigentlich keine lohnende Beschäftigung vorhanden war. Sie hätten höchstens gegen Kronos selbst die Rache ausüben können, da dieser seine Kinder verschlang, weil sein scheidender Vater ihm prophezeit hatte, daß ihm dasselbe, was er dem Uranos tat, von seinem Sohne widerfahren werde, eine Vorausſage, die auch wirklich eintrat, denn Zeus, der vor seinem Vater verborgen worden war, stürzte den Kronos und wurde dauernd Beherrscher der Welt und ihrer Götter.

Das Altertum dachte sich die Erinnyen als uralte Jungfern, die keineswegs mit besonderer Schönheit ausgestattet, sondern so abschreckend häßlich waren, daß ihnen weder Götter- noch Menschenliebe zu nahen wagte. Die mageren mißgestalteten Gesichter wurden durch große, blutrote Augen, deren Blick furchtbar und durchdringend war, noch häßlicher. Die spitze Zunge hing ihnen aus dem geifernden Munde, und das Gewand, das sie trugen, war blutrot und hing in unordentlichen Falten um die schlotternden Glieder. Die Hände waren knochig und trugen lange Krallen, die sie in das Herz ihres Opfers bohrten. Dazu trugen sie Geißeln, deren Stränge Schlangen waren. So stellte man sich die Furien vor, und wie wir uns von den Gorgonen nur die Medusa denken, so war von den Furien die Megära die Schrecklichste, so daß wir heute noch ein furiöses und schreckliches Weib eine Megäre nennen, womit wir allerdings etwas ausdrücken, was auf die Megära eigentlich nicht paßt, da diese wohl furchtbar und abschreckend aber doch nicht niedrigen und gemeinen Charakters war. Mit der zunehmenden Kultur und dem für das Schöne begeisterten Empfinden der Griechen waren diese Schreckgestalten schließlich nicht mehr vereinbar. Man gestaltete sie um, und die Furien, die sich das klassische Hellenentum vorstellte, waren nicht mehr so abschreckend und häßlich; sie wurden sogar als geflügelte Wesen von ganz leidlichem Aussehen dargestellt und mit Vorliebe dramatisch für die Bühne verwendet. Den Charakter als Rachegöttinnen, die das Verbrechen verabscheuten und den Verbrecher unerbittlich verfolgten, behielten sie bei. Und flöhe

ein Mörder bis ans Ende der Morgenröte, und wäre seine Tat vor den Menschen ungekannt, er selbst hoch geachtet, es nützte ihm alles nichts, denn die Erinnyen verfolgten ihn doch und ließen ihm nicht Rast und Ruhe. Wundervoll ist die Erinnyenmythe von Aeschylos dichterisch in dem Oresdrama verarbeitet worden. Die Eumeniden, wie er die Furien nennt, verfolgen den Muttermörder Oreſtes, bis er entsühnt wird.

Sucht man die Naturkraft, die in den Erinnyen verkörpert wurde, so finden wir diese Kraft in unserem Inneren. Es ist das Gewissen, das den Verbrecher verfolgt und peinigt, das ihn unstät in der Welt umherjagt und ihn keine Ruhe finden läßt, mag er auch bei den Menschen geachtet und geehrt sein. Es läßt sich nicht bestreiten, daß gerade die Erinnyen, so abschreckend und furchtbar sie gedacht waren, doch eine poetische Schöpfung von gewaltiger Tiefe und wundervoller psychologischer Wahrheit darstellen.

Warum aber hat man sich die Furien als Weiber gedacht, die doch sonst mit allem denkbaren erotischen Liebreiz ausgestattet waren? Auch das ist nicht schwer zu sagen. Die Verfolgung des Übeltäters durch rastlose Peinigung, dieses an die Ferſen Heften und Geifern entspricht in der Tat viel mehr dem weiblichen Charakter, dem Charakter der „alten Jungfer", die auf alle Liebesfreuden verzichten muß und deshalb verbittert und vergrämt ist, als dem des Mannes, der weit eher geneigt sein würde, den Täter, den er in gerechtem Zorne verfolgt, niederzuschlagen, wo er seiner habhaft werden kann. Auch die Erinnyen sind deshalb eine klassisch schöne Variante des Weibes in der Religion.

Die griechische Götterlehre.

Wie ein sonniger, wonniger Frühling erscheint die heitere, Lebensfreude und Lebensgenuß sprudelnde Mythologie des späteren Griechentums. Das ist wenigstens der Eindruck, der sich dem Forscher aufdrängt, wenn er diese Religion mit den düsteren, in trüben Philosophemen schwelgenden Brahmalehren vergleicht, die sich dagegen ausnehmen wie eine schwermutsvolle, regenspendende Herbstesnacht. Wir haben gesehen, daß auch die babylonische Götterlehre und der

Kult der Aſtarte, die zur Luſtdirne herabgewürdigt wurde, in wahre Luſtorgien ausartete, daß alſo auch dieſer Götterdienſt Freuden brachte und keine Trübſal, und daß ſolcher — wir würden ihn in heutiger Zeit ohne Bedenken frivol nennen — Geiſt auf faſt alle Völker, auch auf das Hellenentum ſeinen unheilvollen Einfluß ausdehnte; aber die ſchwülſtige Wolluſt, die dieſer Kult atmete, hatte, um das Eingangsbild beizubehalten — die ſchwüle Gewitterſtimmung eines unerträglich glühenden Sommertages. Beim Hellenentum war das brutalſexuelle Moment verfeinert und, wenn man ſo ſagen darf, viel mehr vergeiſtigt. Die Götter treten uns mit der gefälligen Poſe des Bonvivants entgegen, ihre Streiche erinnern an die geiſtvollen Novellen eines Boccaccio, die zwar mit der geſchlechtlichen Leidenſchaft ſpielen, aber durch ihre glänzende Erfindung und ihre feinpointierten Überliſtungseffekte das Abſtoßende mildern und vergeſſen laſſen, daß ſie ſchließlich doch den ſexuellen Inſtinkten huldigen. Üppige, begehrliche Weiber die Göttinnen, lüſterne Schwerenöter, die auch irdiſche Schönheit zu ſchätzen wiſſen, die Götter.

Wenn man ſagt, daß dieſe Götterlehre wie ein ſonniger, wonniger Frühlingstag erſcheine, ſo darf damit nicht etwa behauptet ſein, daß den Griechen ihre Götter nichts geweſen ſeien, als luſtige Kumpane, mit denen es ſich heiter und fröhlich leben ließe. Das würde durchaus nicht zutreffen. Wir haben ſchon im vorigen Kapitel geſehen, daß auch das Grauſige und Abſcheuliche der griechiſchen Mythologie nicht fremd war. Zunächſt muß man berückſichtigen, daß auch im alten Griechenland die Zeit an den alten Religionen Wunder getan hat, ſo daß ſich wirkliche Metamorphoſen herausbildeten. Die älteren Einwohner Griechenlands, die Pelasger — ich will damit nicht geſagt haben, daß ſie die älteſten, die Ureinwohner geweſen ſein müßten — hatten dieſelbe Naturreligion, die wir ſchon bei anderen Völkern des Altertums kennen gelernt haben. Sie verehrten die Naturkräfte, deren Wirken und Walten ihnen tagtäglich vor Augen kamen, und ſtellten ſich dieſe Kräfte, ebenſo wie dies andere alte Völker taten, als perſönliche Weſen vor. Es gab den oberſten Gott Zeus, und natürlich war neben ihm auch das weibliche Prinzip vertreten; Dione war direkt als weibliche Hälfte des Gottes gedacht, und galt als die Göttin der Fruchtbarkeit. Es iſt alſo dasſelbe Bild, das wir überall finden: der zweigeſchlechtliche Gott als Symbol

der schöpferischen Allmacht, die keines anderen Wesens bedarf, um zu zeugen und zu gebären. Es war auch sonst wie bei anderen Völkern des Altertums; man fürchtete sich vor diesem Gotte gewaltig, und das ist, wie ich schon früher hervorgehoben habe, durchaus erklärlich und verständlich, weil man recht gut wußte, daß man den Gewalten der Natur machtlos und hilflos gegenüberstand. Man mußte sich fürchten, wenn man in dem Glauben lebte, daß die Naturgewalten nicht bestimmten Naturgesetzen sondern der augenblicklichen Laune eines Gottes gehorchten, der unberechenbar in seinem Zorne, unbeeinflußbar in seiner Macht war. Man kann deshalb gewiß nicht behaupten, daß die alte pelasgische Religion gar so heiter und gar so sonnig ausgesehen habe.

Diese alte pelasgische Religion hat sich aber immer mehr gemildert, bis sie zur eigentlichen Religion der Griechen wurde. Die hellenische Religion hat mit der pelasgischen kaum Berührungspunkte. Sie entwickelte sich etwa erst 1000 Jahre v. Chr. und bildete sich poetisch aus, bis sie schließlich verfiel, weil sie allzu menschlich gedacht wurde, und weil im roheren und entarteteren Sinnengenuß der alte naive Glaube, der doch selbst der prosaischsten Religion eine bestimmte Würde verleiht, verloren ging. Bis dahin war es allerdings ein weiter Weg. Die alte pelasgische Religion wurde ganz bedeutend vertieft und versinnbildlicht; ehe der Weg abwärts führte, leitete er das Volk empor. Schon der Wandel in der Religion war auf eine reinere Erkenntnis, auf ein sittlicheres Empfinden zurückzuführen. Man lebte nicht mehr in der dunklen Furcht vor den geheimnisvollen Gottheiten, sondern erkannte, daß höhere sittliche Gewalten die Schicksale der Menschen regieren müßten, daß höhere geistige Intelligenzen als die einfachen Naturkräfte walten und wirken müßten, und schuf sich deshalb die Götter nach dem gereifteren Bedürfnis. Vor allen Dingen kam es der alten griechischen Religion zu statten, daß nicht zwischen dem Volke und den Göttern eine Priesterkaste stand, die allein das Recht für sich beanspruchte, die Bitten der Menschen den Göttern vortragen zu dürfen, und die sich allenfalls herabließ, der gläubigen Gemeinde von der Huld der Götter die bescheidenen Rationen abzulassen, die notwendig waren, um überhaupt eine gläubige Gemeinde beisammen halten zu können, ohne die wieder die Priester völlig überflüssig gewesen wären. Das

Tafel XXXVI.

Venus und Adonis von Mars überrascht (von Giulio Romano).

Mars und Venus im Bade (von Giulio Romano).

S. Bolswert: Die Erziehung des Jupiter (Kupferstichkabinett Berlin).

aber wußten die Prieſter aller Zeiten und aller Religionen ſtets auf das peinlichſte zu vermeiden.

Auch im alten Griechenland hat es Prieſter gegeben; ſie bildeten aber keine beſondere Kaſte und hatten auch keine beſonderen Machtbefugniſſe, wenn ſie natürlich auch als Diener der Gottheiten und als Ratgeber in religiöſen Dingen ſich eines großen Anſehens erfreuen durften. Selbſt die Götter waren nach dem Glauben der Griechen nicht ſo weit ab vom Menſchengeſchlecht ſtehende Weſen; ſie waren eigentlich nur idealiſierte Menſchen, die durch ewige Jugendfriſche und durch ihre Unſterblichkeit zwar weit über menſchliche Weſen hinausragten, die aber keineswegs allmächtig gedacht waren, und die in ihrem Lebenswandel nichts vor den ſterblichen Menſchen voraus hatten. Man rühmt Homer und Heſiod nach, daß ſie die Götter geſchaffen hätten. Das iſt falſch und richtig zugleich; es kommt nur darauf an, wie man dieſe Behauptung verſtehen will. Zunächſt iſt Homer hier nicht der blinde Sänger, der die gewaltigen Epen erſonnen hat, ſondern es handelt ſich doch nur um eine Sammlung der Volkspoeſie, in der auch die Götter geſchildert, in der die Geſtalten der Götter zuſammengetragen und vervollkommnet wurden. Man darf wohl ſagen, daß der Rohſtoff das ureigene Empfinden, das Epos die dichteriſche Ausgeſtaltung dieſes Rohſtoffs iſt. Grund der religiöſen Umgeſtaltung ſind die doriſchen Wanderungen geweſen, und es wurden dann die Lokalgötter der einzelnen Gegenden beibehalten und zu einer großen Göttergemeinſchaft vereinigt. Erſt dann ſetzt die epiſche Dichtung ein.

Zeus iſt der herrſchende Gott, nicht ein Herrſcher wie ihn die monotheiſtiſche Anſchauung ſich vorſtellt, ſondern eigentlich nur der Erſte unter Gleichen. Er iſt auf die beſondere Würde ſehr bedacht und wacht eiferſüchtig auf die Ehre ſeines bevorzugten Sitzes, der keineswegs unangefochten bleibt, ſondern den er gegen verſchiedene Revolten zu behaupten hat. Auch die Götterpaare und ihr Liebesleben ſind faſt zu menſchlich für Götter gedacht. Man findet da ohne beſondere Mühe noch den Zuſammenhang mit dem alten Naturdienſt, der Sommer, Winter, Frühling und Herbſt ſymboliſierte, und in manchem viel ſpäteren Brauche finden wir wieder den altgriechiſchen Kult, ohne daß dies allerdings zum Bewußtſein gelangt

oder auch nur bekannt ist. Zeus freite im Frühling um Hera und ging mit ihr die Ehe ein. Der Frühlingsschmuck der Natur war das hochzeitliche Gewand, denn Hera war doch eigentlich nichts als die Erde, wenigstens war die Erde, persönlich dargestellt, die Göttin Hera. Alles Grünen, Blühen und Reifen war eine Folge dieser Götterehe, die also eine gesegnete Ehe war. Man sieht dabei wieder die sehr irdische Idee. Doch wenn der Herbststurm durch die Lande fegte, wenn die Ernte geborgen, und die Welt anfing, trübe und öde auszusehen, dann gab es zwischen Zeus und seiner Gattin häusliche Szenen mit Gardinenpredigten, bis Hera die Sache satt hatte und vom göttlichen Gatten ging. Da war es Winter. Aber Zeus, der verschlagensten Kumpane einer, und der erfahrenste in Liebeshändeln, glaubte an das Wintermärchen nicht. Er kannte die Weiber besser und wußte, daß auch die unsterblichen schließlich in einem Punkte doch sterblich sind, nämlich im Punkte der Eifersucht. Ging Hera von ihm, so lief er ihr nicht nach, noch schickte er den Götterboten zu ihr; er fuhr auch nicht dazwischen mit Donner und Blitz, sondern er amüsierte sich zunächst eine Weile auf eigene Faust. Wenn er dann zu der Ansicht kommt, daß Hera nunmehr eigentlich zurückkehren könne, dann hält er mit einer anderen feierlichst Hochzeit und sorgt dafür, daß Hera dies erfährt und den prunkenden Hochzeitszug mit ansehen muß. Das wirkt. Wie eine Furie eilt Hera zurück und stürzt sich auf die Braut, der sie wütend den Schleier vom Gesichte reißt. Nun lacht sie plötzlich hell auf, sie hat den alten Praktiker, ihren Herrn Gemahl, erkannt, denn die Braut ist gar keine Braut sondern einfach eine Puppe, die Zeus hochzeitlich herausgeputzt hat. Hera ist gerührt, versöhnt und verbrennt die Puppe, an deren Stelle sie nun selbst tritt, um mit Zeus die hochzeitliche Wiedervereinigung zu feiern.

Das ist nur ein Beispiel der poetischen Phantasiegebilde, durch die Griechenland seine Götter ehrte und — schmähte. Es handelt sich dabei aber nicht allein um eine freie poetische Erfindung, sondern um eine dichterische Anschauung einfacher Naturvorgänge. Wenn der Winter anrückt, dann decken wallende Nebel die Erde; das sind die Hochzeitsschleier der fingierten Braut, diese Schleier zerreißt Hera, und lächelnd steht sie da in sonnigem Frühlingsglanze, bereit, sich dem Zeus wieder zu vermählen. Das Verbrennen der Puppe ist die

mythische Urgeschichte der Frühlingsfeuer, und die Sitte, bei der Rückkehr des Naturlebens, d. h. im Frühling die Freudenfeuer zu entzünden, ist eben nichts weiter als ein Symbol dieser Göttergeschichte. So hat man in der christlichen Welt gar manchen heidnischen Brauch beibehalten, ohne seine ursprüngliche Bedeutung zu kennen. Auch die Teufels- und Hexengeschichten, mit denen die christliche Kirche im Mittelalter so grausamen Unfug trieb, sind im Grunde nichts weiter als altheidnischer Dämonenwahn.

Nicht immer ist Zeus aber so harmlos wie in dieser Geschichte. Die Liebesaffären, die man ihm andichtete, sind sehr oft mehr als gewagt. Zeus wendet da List und Gewalt an, um irdische Weiber zu verführen und zu entführen. Er kommt als Schwan zu der Leda und als Stier zu der Europa. Es war überhaupt etwas durchaus häufiges, daß Götter dem leuchtenden Vorbild des Zeus in der Kunst, irdische Weiber zu betören, mit besten Erfolgen nacheiferten. Dafür gaben sich dann wieder die Göttinnen irdischen Männern hin. So entstand eine direkte Blutsverwandtschaft zwischen Göttern und Menschen, und es gab Halbgötter, wie es auch hin und wieder Menschen gab, die von den Göttern zum hohen Olymp berufen und die Unsterblichkeit zuerkannt erhielten. Es ist nicht immer festzustellen, ob die Halbgötter erhabene Menschen oder gesunkene Götter waren; die Heroen traten in beiden Eigenschaften auf. In jedem Falle aber stellten sie eine Art Bindeglied zwischen Menschen und Göttern dar. Der wichtigste ist wohl Prometheus, der mit kühnem Mute die Rechte der Menschen gegen die Götter verteidigte. So hat er eine Entscheidung des Zeus herbeigeführt, nach der von den Opfertieren den Menschen das Fleisch, den Göttern Fett und Knochen, also eigentlich bloß die Abfälle, gehören sollten. Zeus rächte sich aber dafür und entzog den Menschen das notwendige Feuer. Das war natürlich eine bittere Ungerechtigkeit des Himmlischen, denn was konnten die Menschen dafür, daß der Götter-Oberste eine so alberne Entscheidung gefällt hatte? Prometheus aber konnte kein Unrecht leiden; deshalb holte er in einem leeren Stabe das Feuer heimlich vom Himmel zurück und gab es den Menschen wieder. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß auch dieser Mythe ein wahrer Kern innewohnt; es ist bekannt, daß trockenes Holz durch ständiges Reiben schließlich bis zur hellen Flamme erhitzt werden kann. Vielleicht hat diese

Tatſache zu der Erzählung geführt, es habe ein Halbgott das Feuer in einem hohlen Stabe vom Himmel gebracht.

Nun war der Zeus merkwürdigerweiſe machtlos; er konnte das Feuer, das den Menſchen rechtswidrig überliefert worden war, nicht wieder nehmen, vielleicht gerade deshalb nicht, weil einfach durch das Reiben des Holzes immer wieder Feuer erzeugt werden konnte. Zeus ſoll daher eine niederträchtige Rache geübt haben, indem er den Menſchen das Weib gab, das zwar nach Schiller himmliſche Roſen ins irdiſche Leben webt, jedoch von Vater Zeus als die Quelle aller Leiden und Qualen betrachtet wurde, obwohl es ihm ſo viele ſchöne Stunden brachte und für ihn abſolut unentbehrlich war. Auch ein ruſſiſches Sprichwort ſagt: „Als Gott das Weib formte, rührte der Teufel den Lehm an.“ Zeus hatte freilich den Teufel nicht notwendig, denn da er den Menſchen das ſchönſte Geſchenk gab, wollte er ja gerade die Rache üben; er gab alſo ein Danaergeſchenk, auf das jedoch die Menſchheit trotz aller klugen Reden noch niemals verzichten wollte. Eigentlich iſt dieſe Mythe, wie alles in der helleniſchen Religion, tief durchdacht und außerordentlich den Erfahrungen des Lebens abgelauſcht, denn ſie zeigt, daß die lebensfrohen Griechen, die den freien Lebensgenuß ſo unendlich hoch bewerteten, recht gut wußten, daß im Übermaß des Genuſſes nur die Quelle aller Leiden und Qualen liegt, alſo nicht ſo im Weibe ſelbſt, das bei den Griechen keine ſo dominierende Stelle einnahm, ſondern im übertriebenen Genuſſe der Gunſt, die das Weib dem Mann ſchenkt. So war die Menſchheit nur für ihre Zügelloſigkeit beſtraft. Aber auch Prometheus ging nicht leer aus; er wurde zur Strafe an den Felſen geſchmiedet, und täglich hackte ihm ein Adler die Leber aus, die ſich immer wieder bis zum folgenden Tage ergänzte, damit die qualvolle „Operation“ von neuem beginnen konnte, bis endlich Herakles dieſem Leiden ein Ende machte, indem er den Adler erlegte und Prometheus aus ſeinen Feſſeln befreit. Ähnliches berichtet die germaniſche Mythologie von Loki.

Auch dieſe Epiſode hat ihre berechnete Bedeutung, die voll mit der Idee, daß Zeus das Weib aus boshafter Rache den Menſchen gegeben habe, übereinſtimmt. Die Leber galt nämlich als Sitz der ſexuellen Begierden. Unter Qualen wurden dieſe alſo täglich vernichtet, und doch wuchs ſie immer wieder bis zum nächſten Tage zu ihrer urſprünglichen Größe. Herakles iſt der bekannteſte Heros.

Auch bei ihm fehlte der gleiche ſinnliche Gedanke nicht, denn der ſtarke Herakles, der wahre Wunder an Kraft und Heldentum vollbringt, wird zum Weiberknecht und geht an dem Weibe elend zugrunde, ganz ähnlich im Prinzip wie der ſtarke Simſon der Bibel.

Dieſer Gedanke iſt entſchieden peſſimiſtiſch und ſcheint mit dem frohen Sinn der Griechen nicht recht vereinbar zu ſein. Das iſt aber nur Schein. In Wirklichkeit galt den Griechen jeder ſexuelle Genuß als erlaubt; Sittlichkeitsfexe moderner Obſervanz würde man vielleicht getötet haben; nur das Übermaß des Genuſſes hielt man für ſchlimm. Das aber auch mehr aus praktiſchen Gründen der Erfahrung. Gerade hier zeigt ſich ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen der helleniſchen und der orientaliſch-aſiatiſchen Auffaſſung des Weibes. Die letztere dachte nur an den wüſten Sinnengenuß, das Hellenentum aber wußte zu genießen, ſowohl die Früchte der ſinnlichen Liebe wie auch die des geiſtigen Lebens; — es ſollte nicht bloß den ſexuellen Genüſſen nachgejagt werden, ſondern man wußte auch die geiſtigen Genüſſe, die das Leben bietet, zu ſchätzen und ſtellte ſie den ſinnlichen als völlig gleichwertig an die Seite.

Von den Göttinnen iſt wohl die intereſſanteſte die Artemis, oder die Dea Jana—Diana der Römer. Sie iſt nicht etwa nur die Göttin der Jagd, ſondern hat noch eine Reihe andere Funktionen. Sie war die ewige Jungfrau, denn von ihrem Vater hat ſie ſich die ewige Jungfräulichkeit erbeten und erhalten. Wehe dem Manne, der ſo aberwitzig war, ſie bei ihrem keuſchen Bade belauſchen zu wollen. Der Jäger Actäon, der die keuſche Göttin und ihre Dienerinnen bis in die Tiefe des Waldes verfolgt hatte, um ſie beim Bade zu belauſchen, hat dieſe Kühnheit furchtbar gebüßt, denn die zornige Artemis verwandelte ihn zur Strafe in einen Hirſch, und Actäon wurde von ſeinen eigenen Hunden zerriſſen. Die Göttin war auch ſonſt ſehr energiſch; ſie erſchoß den Orion und den Orlus, die ihr beide nachſtellten und ziemlich zudringlich waren. Gleichwohl iſt auch die ſchöne Artemis nicht unnahbar geweſen, denn ohne Liebe und Liebesgenuß hätte ſich das frohe Volk der Griechen auch eine Göttin der ewigen Jungfräulichkeit nicht vorzuſtellen vermocht. Es iſt deshalb auch kein Wunder, daß gerade die ſchöne Artemis in der Charakteriſierung ſo arg mißglückt iſt, daß ſie in ſich die meiſten Widerſprüche darſtellt, und daß ſie eigentlich eine ganze Reihe von Göttinnen in ſich

vereint. Sie ist die Göttin der Keuschheit, die Göttin der Liebe, die Göttin der Fruchtbarkeit, die Göttin der Ehe, des Mondes, nebenbei noch die himmlische Hebamme, die den Wöchnerinnen beisteht und die Menschheit liebevoll säugt, weshalb sie auch, abweichend von der sonst üblichen schlanken und bildschönen Figur, gelegentlich mit vielen Brüsten dargestellt wird. Wenigstens hat man in Ephesus sich die Göttin so vorgestellt, da man sie für die allernährende hielt; es läßt sich nicht behaupten, daß diese Darstellung gerade viel Schönheitssinn verraten hätte. Als schönste Göttin galt sie in fast ganz Griechenland, und besonders in Athen und Arkadien hieß sie Kallisto, was klar zum Ausdruck bringt, daß sie die Schönste sein sollte. Ihre Begleiterinnen hatten bei ihr keinen guten Stand, denn Artemis war unerbittlich gegen alle, die die Keuschheit nicht gewahrt hatten. Sie selbst war die Reine und Keusche; das hinderte aber nicht, daß man ihr die Liebschaft mit dem Hirten Endymion nachsagte, und daß man sie sogar zur Mutter des geflügelten Eros machte. Man sieht, daß die Begriffe über Keuschheit, Reinheit und Jungfräulichkeit nicht so engherzig bei den Griechen abgegrenzt waren, zumal wenn es sich um Göttinnen handelte.

Die Artemis ist, wie wir schon bei der Besprechung der Amazonen im vorigen Kapitel gesehen haben, auch Mondgöttin, und das hatte stets eine stark sexuelle Bedeutung; sie wird deshalb auch oft mit dem Halbmond über der Stirn dargestellt. Sie ist die universellste aller Göttinnen, und viele bekannte Gestalten, so die Iphigenie, sind ursprünglich wohl die Artemis selbst gewesen. Iphigenie ist erst später aus der Artemis entstanden als eine Heroine, Tochter des Agamemnon die geopfert werden sollte, aber durch die Göttin in einer Wolke vom Brandaltar gerettet wurde, indem für Iphigenie eine Hirschkuh auf dem Opferfeuer zurückblieb.

Über diese Opferung wird viel berichtet, und die Iphigenie ist noch bis auf unsere Tage dramatisch behandelt worden. So wird schon über die Gründe, aus denen Iphigenie geopfert werden sollte, erzählt, ihr Vater habe sich gerühmt, ein mindestens so guter Schütze zu sein wie die Artemis selbst. Das soll die Göttin ihm furchtbar übel genommen haben, denn die Göttinnen waren sehr eitel und konnten es nicht vertragen, daß ein Sterblicher sich ihnen gleichstellte, sei es auch nur in einer Geschicklichkeit, die sie selbst besaßen. Nach einer

anderen Lesart soll Agamemnon im heiligen Hain der Artemis eine Hirschkuh erlegt haben, was als ein arger Frevel galt. Nach einer dritten Version soll Agamemnon gelobt haben, der keuscheſten Göttin das Schönſte zu opfern, was das Jahr hervorbringe. Das Schönſte sei in jenem Jahre aber seine Tochter Iphigenie gewesen, die kurz nach der Ablegung des Gelübdes geboren wurde. Also eine Geschichte, die an die der Tochter Jephthahs erinnert. Jedenfalls sind aber alle Mythen darin einig, daß die Griechen widriger Winde wegen nicht nach Troja fahren konnten, und daß der Seher Calchas erklärt habe, diese Schwierigkeit sei darauf zurückzuführen, daß die Artemis auf Agamemnon wütend sei, und daß ihr Zorn nur durch die Opferung der Iphigenie beschwichtigt werden könne. Agamemnon wollte davon zunächſt nichts wiſſen. Als aber Menelaus ihn inſtändigſt bat, er solle doch seiner Tochter wegen nicht den ganzen Trojaniſchen Krieg verderben, ließ er sich bewegen, und Odyſſeus und Diomedes wurden abgeſchickt, die Iphigenie unter dem Vorwand, sie solle dem Achilles vermählt werden, zu holen. Das geſchah, und so wurde das Opfer hergerichtet. Die gerettete Iphigenie wurde dann Prieſterin der Artemis, der sie hätte ihren Bruder Oreſtes opfern sollen, den sie aber rettete, indem sie mit ihm und Pylades floh.

Bei den Römern wurde Artemis als Diana verehrt, ihre Bedeutung war ziemlich dieſelbe wie in der griechiſchen Mythologie, wenn sie auch nicht ganz so vielſeitig war, und Darſtellungen wie die in Epheſus bei den Römern nicht vorkamen. Die Eigenſchaft als Mondgöttin wurde in Rom noch ſtärker betont, und Diana wird dort meiſtens auch Luna genannt.

So ziemlich das Gegenteil der keuſchen Artemis war die unkeuſche Aphrodite oder Aphrogeneia. Aphrogeneia heißt: die Schaumgeborene; sie soll aus dem Schaume des Meeres entſtanden sein und wurde von den Wellen nach Cypern getragen, wo ihr Schritt auf dem Boden des Landes köſtliche Blumen hervorrief. Aphrodite war bei der Auswahl ihres Gatten nicht sehr wähleriſch gewesen, denn sie, die Schönſte, war dem häßlichen Hephäſtos vermählt. Es war also ein sehr ungleiches Paar; dafür war aber Aphrodite dieſem Gatten auch durchaus nicht treu; sie betrog ihn vielmehr, so oft sie konnte, und es fehlte nicht an Gelegenheit. Die berühmteſte Affäre in der göttlichen Chronique ſkandaleuſe des alten Griechenlands war

ihr Verhältnis mit Ares, dem brutalen Kriegsgott. Die Mythe weiß aber auch noch von anderen sehr begünstigten Liebhabern zu reden. Sie soll auch mit Hermes ein sehr inniges Verhältnis gehabt haben, dem Hermaphrodites entstammte, außerdem mit Dionysos, dem sie den mißgestalteten Priapos geboren haben soll; auch Anchises hatte sich ihrer Gunst zu erfreuen. Zahllose andere Liebhaber, göttliche und menschliche durften sich des intimen Verkehrs mit der Aphrodite rühmen, die deshalb auch nicht bloß die Göttin der sinnlichen Liebe, sondern sogar die der Prostitution war.

Diese Liebschaften sind interessant genug, um etwas eingehender beleuchtet zu werden. Schon die Vermählung mit Hephästos ist eine Art Satyre. Die schönste Göttin war da dem häßlichsten Gotte angetraut, denn Hephästos war nicht allein häßlich, sondern auch mißgestaltet; er liebte und scheint auch das gewesen zu sein, was schöne und leichtlebige Frauen als Gatten zu schätzen wissen, nämlich ein griesgrämiger, fleißiger Philister, der sehr geschickt und in seinem Berufe außerordentlich tüchtig, aber in den Händeln dieser Welt sehr wenig erfahren war. Als im hohen Olymp diese Götterehe bekannt wurde, brach ein homerisches Gelächter aus, denn auch Götter sind schadenfroh, und Hephästos war im Olymp nicht beliebt, so wenig, daß man ihn schon zweimal hinausgeworfen hatte. Man wußte, daß er für die Aphrodite der richtige Ehemann war, der nichts merkte, wenn er betrogen wurde, und der als göttlicher Hahnrei ebenso bekannt war, wie als geschickter Schmied. Hephästos war aber gleichwohl oder wahrscheinlich auch gerade deswegen bei den Göttinnen beliebt. Nicht nur als Ehemann galt er als ein arger Tölpel, sondern er war auch sonst die Person, über die sich alle lustig machten, eine Art unfreiwilliger Komiker. Das muß den Göttinnen aber recht gut gefallen haben, denn eine reiche Kinderschar, die ihn Vater nennen durfte, war der Beweis für seine vielen Liebschaften. Außer mit Aphrodite soll er noch mit der Charis verheiratet gewesen sein. Kinder hatte er mit der Aethis, der Athene, der Thalia u. a. Vielleicht waren auch diese Liebschaften, die sich eigentlich für einen hausbackenen Philister nicht recht passen, der Grund, aus dem Hephästos sich nicht allzusehr um die Streiche der Aphrodite kümmerte. Vielleicht war auch das Raffinement der Hausfreunde zu groß für ihn.

Hermes wenigstens war ein sehr gerissener Junge. Er war

der listigste aller Olympischen, und das will schon etwas sagen. Hermes ist etwa dem germanischen Loki zu vergleichen. Ursprünglich allerdings scheint er bei den Menschen in ganz gutem Rufe gestanden zu haben; er ist nämlich schon pelasgischer Gott, und die alten Pelasger trauten ihren Göttern nichts Ehrenrühriges zu. Bei den Hellenen aber war er der Gott der Ränke, des Diebstahls, freilich auch des Handels. Handel und List und Diebstahl als Ressort eines einzigen Gottes — man würde heute so etwas garnicht mehr wagen. Aber damals kam es nicht so genau darauf an, und Hermes wurde trotz der raffiniertesten Diebstähle geehrt. So hat er dem Ares das Schwert aus der Scheide, dem Poseidon seinen berühmten Dreizack, dem Apollo 50 Rinder gestohlen. Das letztere Diebesstück wäre ihm aber beinahe übel bekommen, denn Apollo verstand die Kunst des Weissagens, und so erriet er den Dieb, obwohl dieser die Rinder rückwärts geführt hatte, damit ihre Spur nicht von der Weide fort, sondern nach dieser hinführen sollte. Apollo verklagte den diebischen Götterkollegen beim Zeus, und der — lachte sich über die List des losen Gesellen halbtot, und sprach keine Strafe aus, sondern machte den Listigen und Ränkevollen zum Götterboten, denn der alte Zeus konnte einen so verschlagenen Burschen gerade brauchen. Da Hermes den Perseus auf der Fahrt gegen die Meduſa unterstützt hatte, erhielt er von diesem die Flügelschuhe. Hermes war aber auch ein sehr geschickter Erfinder; er hätte einen Edison in den Schatten stellen können. So erfand er die Lyra und die Syrinx und eine Menge schöner Dinge. Wie es scheint, hat er den göttlichen Damen des Olymps ebenso gut gefallen wie dem Götterkönig Zeus. So liebte ihn auch Aphrodite. Sie gestattete ihm manch schönes Schäferstündchen, und Hermes konnte auch im Liebestaumel seine Natur nicht verleugnen; er stahl der Geliebten den Gürtel und brachte sie dadurch in keine geringe Verlegenheit. Auch den betrogenen Gatten ließ er nicht ungerupft; er entwendete ihm nicht nur das Herz seiner Eheholdin, sondern auch die große Schmiedezange, die Vulkan doch so notwendig brauchte. Es ist kein Wunder, daß Aphrodite sich nach besseren Freunden umsah.

Allzuviel Glück hat sie allerdings dabei nicht gehabt. Wenn Hermes sie bestohlen hatte, so war Anchises ein Prahlhans, der wenig Zartgefühl besaß und den Ruf der Göttin nicht schonte. Er war nur ein Königssohn, wenn auch seine Mutter die Themis war.

Immerhin mag es einen Sterblichen mit großem Stolze erfüllen, mit einer echten Göttin deren göttlichen Gatten betrügen zu dürfen. Aphrodite hielt aber doch auf ihren Ruf. Sie wollte wenigstens nicht, daß die Menschen, die sie hoch verehren sollten, gar zu viel Nachteiliges über ihren Lebenswandel erfuhren. Deshalb hatte sie dem Anchises streng verboten, über sein Verhältnis mit ihr zu sprechen. Anchises aber befolgte dieses Verbot nicht, sondern rühmte sich seiner göttlichen Liebschaft. Das bekam ihm allerdings schlecht, denn Zeus, der auch den Ruf seiner Götter rein halten wollte, schmetterte auf den Frechen einen Blitz. Er hatte aber nicht gut gezielt, denn Anchises wurde nur gelähmt und lebte noch, als Troja in Flammen aufging, dort und wurde durch seinen Sohn Aeneas, den ihm die Aphrodite geschenkt hatte, aus dem Flammenmeer getragen.

Die Römer, die alle ihre Götter schließlich von Griechenland bezogen und ihnen bloß andere Namen gaben, nannten dieses göttliche Juwel der Liebe Venus und dachten sich die gar zu ausschweifende Prostitutionsgöttin als Venus vulgivaga. Der Dienst, durch den dieser Liebesgöttin gehuldigt wurde, war die wildeste Orgie der Unzucht.

Demeter ist wohl eine der ältesten Göttinnen der griechischen Mythologie. Sie war die Göttin der Feldfruchtbarkeit und, ebenso wie dies bei Dionysos und Priapus der Fall war, schloß man von der Feldfruchtbarkeit auf die sexuelle. Die Weiber erflehten von ihr reichen Kindersegen, und die Feste, die ihr besonders in Eleusis gewidmet waren, bedachten diese Seite ihres Ressorts in erster Linie. Demeter ist die römische Ceres, der in einem orgiastischen und zugleich grausamen Kult gedient wurde. Die Blutopfer dieser Göttin standen in schlimmstem Rufe.

Ich kann es mir wohl ersparen, alle die Gottheiten aufzuzählen, die in der griechischen, folglich auch in der römischen, Mythologie eine mehr oder minder große Rolle spielten. Liebesabenteuer, nicht gerade der zartesten Natur, wurden allen nachgesagt, und gerade diese Erzählungen erregten den größten Beifall, gleichviel, welches Ressort im Rate der Götter die einzelne Gottheit vertrat. Soweit es der Raum zuließ, sind bildliche Darstellungen der Gottheiten dem Buche beigefügt.

Eine besondere Bedeutung im griechischen Kult besaßen die Orakel, von denen das des Apollo zu Delphi das berühmteste war, in dem als bekannteste Sybille — heute würden wir von einem Medium sprechen —, die Pythia, den Blick in die geheimnisvolle Zukunft vermittelte. Sie soll freilich ein bloßes Werkzeug in den Händen einer außerordentlich raffinierten Priesterschaft gewesen sein, und diese Priesterschaft, die überall ihre zuverlässigen Verbindungen hatte und besonders für Sparta und auch für Mazedonien agitierte, soll die Pythia gezwungen haben, ihre Kundgebungen nach priesterlichem Wunsche zu färben. Man darf allerdings im Zweifel sein, ob diese neuere Annahme im vollen Umfange gerechtfertigt ist, denn die Pythia gab ihre Sprüche meist so zweideutig ab, daß jede Auslegung möglich, der Spruch also immer richtig war. Man hatte früher drei Orakelmädchen, die auch wohl nicht immer unempfindlich gegen die Werbungen der Orakelbefragenden waren, so daß später statt der jungen, hübschen Mädchen eine alte, reizlose Frau die Rolle der Pythia übernahm. Es war immerhin für derartige Zeiten eine sehr auffallende Erscheinung, daß das Weib in dieser Weise im Heiligtum eine Rolle spielte. Priesterinnen in so verantwortlicher Stellung kannte man sonst nicht; es hatte allerdings auch die Priesterschaft nirgends den Einfluß, dessen die Orakel sich sozusagen auf Umwegen bemächtigten. Der Glaube an die Götter war ursprünglich unerschütterlich, ebenso der an die Orakel, die einen ungeheuren Einfluß auf Politik und Privatleben besaßen.

In religiösen Dingen dachte man außerordentlich naiv; aber es ist kein Wunder, daß gerade deshalb die hohe geistige Kultur, das tiefe philosophische Denken, dieser naiven Religion schließlich den Boden entziehen mußte. Dazu kam der sittliche Verfall. Der Kult artete mehr und mehr in sinnliche Orgien aus, man feierte die Götter und Göttinnen der Liebe in wahnsinnigen Ausschweifungen, und es ist wohl zu verstehen, daß auch dadurch der naive Glaube vernichtet werden mußte.

Vor allen Dingen gefiel man sich darin, die Götter zu verhöhnen und sie in jeder Weise lächerlich erscheinen zu lassen. Ich habe schon oben darauf hingewiesen, daß das Hermaphroditentum der Götter und Göttinnen in bitterer Satyre durch bildliche Darstellungen gegeißelt wurde. Die lüsternen Verehrer der Göttinnen

fliehen entsetzt, als diese sich entblößen und sich die männlichen Geschlechtscharaktere neben den weiblichen zeigen.

Die Philosophie, die dem Volke den Glauben an die Götter geraubt hatte, vermochte für den Verlust des Glaubens keinen Ersatz zu bieten, und so verlor das Volk mehr und mehr jeden moralischen Halt. Das erkannte der Staat sehr wohl, und er erkannte auch, daß dies zu seinem Untergange führen müsse. Aber auch der Staat war nicht in der Lage, diesen Dingen Einhalt zu gebieten. Schon kurz nach Alexanders Zeit verkündete der Philosoph Euhemeros, daß es weder Götter gebe, noch jemals welche gegeben habe. Was man für Götter hielte, das seien in Wirklichkeit bloß Menschen, die Großes geleistet hätten, und die man deshalb verehrt und schließlich zu Göttern gestempelt habe. So gewagt dies erschien, es fand doch Beifall, und mit der Herrlichkeit der Götter war es aus. Bloß die Orgien feierte man noch, und man entschuldigte sie immer noch mit der Frömmigkeit, die man schon lange nicht mehr besaß.

Die Sexualität im Lichte der römischen Religion.

Die ursprüngliche Religion der Römer war eigentlich nichts als ein Kult der einzelnen Schutz- und Familiengötter, deren Zahl ins Ungeheuerliche wuchs, so daß man wohl 6000 verschiedene Götter zählte. Die indogermanische Vesta galt als Schützerin des heiligen Herdfeuers. Ihr dienten die Vestalischen Jungfrauen, die absolute Keuschheit zu wahren hatten, sie aber nicht immer gewahrt haben sollen. Die Geschichte kennt eine ganze Anzahl von Beispielen, in denen die Vestalischen Jungfrauen, die das Gelübde der Keuschheit angeblich verletzten, schweren Strafen unterworfen wurden. Johann Salbach beschreibt solche Exekution in seinem Buche über das alte Rom und sagt, daß der Ort solcher Hinrichtung zu Rom „in Campo Scelerato", sich befunden habe. „Es war da ein tief Gewölb unter der Erden gemacht, da oben an eine Thür war, daß ein Mensch hinein gehen mochte. Innwendig aber war eine kleine Lagerstatt, da eine brennende Lampen und etwas Speise war hingestellet. Die geschwächte Nonne ward dann in einen beheben, und mit dickem leder zugemachten Karren über den Markt zu besagter Hölen geführet, daß man ihr Wimmern und Weinen nicht hören, noch zum Mitleiden beweget werden möchte. Wann sie dann dahin kommen, ward

ſie mit einer Leither hinab gelaſſen, und die Thür alſobald zugemacht. Die Urſache ſolches Todes war, weil ſie dafür gehalten, es gezieme ſich nicht, daß man ſie mit Feuer verbrenne, weil ſie das heilige Feuer nicht mit mehrer Heiligkeit gewahret. Und hielten nicht weniger dafür, es ſchickte ſich übel, ſie dem Scharffrichter unter die Hand zu geben, die zuvor ſo heilige Dienſte gethan hatte."

Selbſt an die mythiſche Sage der Gründung Roms knüpft ſich eine Erzählung des ſexuellen Fehltritts einer Veſtalin. „Ehe die Stadt Rom gebauet, hat ſich Rhea Sylvia, Numitoris, der Albaneſer Königs Procae Tochter, die ihr Vetter Amulius in dieſes Cloſter verſtoßen, von dem Marte, oder ſonſt einem andern, in einen nechſt dabey gelegenen Wald, drin ſie ſich waſchen, oder Waſſer hohlen wolle, beſchlaffen laſſen, und den Romulum und Remum zur Welt gebohren, weshalber ſie auch lebendig begraben worden." Die angeblichen Gründer Roms wären danach Halbgötter geweſen, da Mars als ihr Vater genannt wird.

Weiter heißt es: „Sechs hundert Jahre nach Erbauung der Stadt Rom, ward abermahl eine Veſtaliſche Jungfrau, Tucia genannt, beſchuldigt, als wenn ſie von einen geſchwängert worden. Dieſe ihre Unſchuld an den Tag zu geben, nahm ſie ein Sieb, ging zur Tyber, ſtieß es ins Waſſer und ſagte: Veſta, ich bitte dich, bin ich rein und unſchuldig, ſo ſtehe mir bey, daß ich dieſes Sieb voller Waſſer zum Tempel trage, welches auch geſchahe. Dagegen iſt eine andere Jungfer Urbinia, ſo ſich ſchänden laſſen, mit Ruthen geſchlagen, durch die Stadt geführet, und zuletzt auch lebendig begraben worden." In dem erſten Beiſpiel iſt ein richtiges Ordal geſchildert, ein Gottesurteil, wie es ſo außerordentlich oft in ſpäterer Zeit zum Beweiſe der Unſchuld angewendet wurde. Auch diesmal gelingt das Wunder, und die ſchöne Tucia war gerettet. Daß man ſich nicht vorher ſchon genauer danach umgetan hatte, ob die ſchwere Anſchuldigung der Wahrheit entſpräche, das iſt eigentlich faſt ſo wunderbar wie das Wunder ſelbſt. Im zweiten Falle hat man die Rückſicht auf den heiligen Stand der Veſtalin völlig aus den Augen gelaſſen, denn Urbinia wurde öffentlich durch die Stadt gepeitſcht und dann noch lebendig begraben. Sie muß ſich alſo wohl ſehr ſchwer vergangen oder recht grimmige und einflußreiche Feinde gehabt haben.

Livius erzählt ebenfalls eine Reihe von Hinrichtungen Vestalischer Jungfrauen. Ich folge einer alten Übersetzung, in der es wörtlich heißt: „Anno Mundi 3617 ist eine Vestalische Jungfrau mit Nahmen Minucia zu Rom lebendig begraben worden, aus dieser Ursache, sie hatte sich eine Zeitlang viel sauberer und zierlicher in Kleidung getragen, als einer Nonnen gebühret, und offter in den Spiegel geguckt, als ihren Gottesdienst abgewartet, daher sie in den Argwohn kommen, sie wäre nicht keusch geblieben, welches sich auch nach fleißiger Erkundigung also befunden." Man sieht hieraus, daß etwas Eitelkeit für eine Vestalin eine sehr gefährliche Charaktereigenschaft war. Worin die „fleißige Erkundigung" bestanden hat, ist nicht angegeben, und man wird wohl in der Annahme nicht fehlgehen, daß die wenigen Verdachtsmomente stark genug erschienen waren, um das schwere Urteil folgen zu lassen.

Anders lag die Sache in einem weiteren Falle: „Im Jahr der Welt drey tausend siebenhundert und etliche dreißig, als die Römer etliche mahl von Hannibale, der Carthaginenser General, geschlagen worden, haben sich 2 Vestalische Jungfern schwängern lassen, eine hat sich für Furcht selbst erhencket, die andere aber ist lebendig begraben, und der Geselle, so die That verübet, ist mit Ruthen so lange geschlagen worden, bis er gestorben."

Es ist dies einer der seltenen Fälle, in denen man auch des Mannes habhaft geworden war, der sich mit der Vestalin vergangen, also wissentlich schwer gesündigt hatte, denn daß die Vestalischen Jungfrauen unantastbar waren wie die Vesta selbst, das wußte Jeder; wer sich also trotzdem unterfing, eine Vestalin zu verführen, der war des Todes schuldig, und die grausame Strafe, der dieser Sünder unterzogen wurde, beweist am besten, wie erbittert man ob solcher Frechheit war.

Die Vesta war wohl so ziemlich die einzige Göttin, in deren absolute Tugend, Sittenreinheit und unbefleckte Jungfräulichkeit kein Zweifel gesetzt wurde, noch weniger als bei der keuschen Diana. Gleichwohl wird auch von der Vesta erzählt, daß sie von den Göttern begehrt war. Sowohl der schönheitsdürstende Apollo wie auch der grimmige Poseidon traten als ernstliche Werber auf und wollten die edle Göttin sogar zu ihrer Gattin machen. Beide wurden aber abgewiesen, und Vesta leistete, vielleicht um diese Freier zu trösten,

einen feierlichen Schwur, daß sie ebensowenig wie diesen beiden irgend einem anderen Manne gehören wolle. Sie werde stets Jungfrau bleiben. Diesen Schwur hielt sie, und vielleicht ist sie wegen solcher Zuverlässigkeit die Göttin gewesen, die von allen Vertragschließenden angerufen wurde, sogar von den Göttern. Sonst war sie die Göttin des Hauses und Herdes. Ein ewiges Feuer wurde in ihrem Kult unterhalten. Das war die Aufgabe der Vestalischen Jungfrauen, die sich dieser Pflicht mit großem Eifer widmeten, denn es gab kein größeres Unglückszeichen für den Staat, als wenn das heilige Feuer etwa verlöschte. So rein war die Vesta, daß ihr Feuer auch den politischen Horizont frei und rein erhalten sollte.

Es ist nun aber zweifellos auch oft genug vorgekommen, daß mächtige Herren gerade auf die Vestalinnen ein Auge warfen, weil deren erprobte Tugend sie besonders reizte, denn so etwas gab es im alten Rom nicht viel. So wird von dem sittenlosen Scheusal Caracalla folgendes berichtet: „Kayser Bassianus Caracalla ließ 4 Vestalische Nonnen lebendig begraben, ihnen Schuld gebende, daß sie Unzucht getrieben, daran er ihnen doch, wie die Scribenten melden, unrecht und es bloß aus verteufelter Bosheit und Rache gethan, weil sie ihm nicht zu Willen seyn wollen." Hier ist also die wirkliche Tugend und Pflichttreue übel belohnt worden, und so etwas kam durchaus nicht selten vor, wenn es auch nicht gerade immer Vestalische Jungfrauen waren, gegen die solche gemeine Rache für verweigerte Schäferstündchen geübt wurde.

Als Mutter der Vesta wurde die Göttin Rhea genannt, eigentlich eine griechische Göttin, die aber auch in Rom verehrt und gefeiert wurde. Kronos hatte mit der Rhea die Vesta gezeugt, sie aber nach der Geburt versteckt; so war sie verschwunden, bis Zeus sie befreite, als er seinen Vater Kronos überwunden und selbst die Herrschaft über Himmel und Erde an sich riß. Rhea ist eigentlich die interessanteste römische Göttin. Ich sage römisch, denn daß sie eine griechische Göttin war, spielt schon deshalb keine Rolle, weil die römischen Gottheiten fast ausnahmslos aus Griechenland übernommen und nur wenig oder auch garnicht umgestaltet worden sind. Sie ist die Magna mater deorum, also die große Mutter der Götter und auch der Menschen, denn sie hat die Menschen und Götter wirklich geboren. Sie ist deshalb eine sehr gütige Göttin und hat die

Menſchen nicht bloß geſchaffen, ſondern ſie gibt ihnen auch Frieden und Glück und hält alles Mißgeſchick von ihnen fern, wenn ſie angerufen wird. Das Intereſſanteſte aber iſt, daß dieſe Göttin dann Rhea-Cybele hieß, als der phrygiſche Orgienkult auch nach Rom gedrungen war und Anklang gefunden hatte. Beſondere Prieſter leiteten den Kult der Göttin, dieſe Prieſter, die Kybelen oder Korybanten hießen und bacchantiſche Tänze aufführten, befolgten das griechiſch-phrygiſche Vorbild, ſo gut ſie konnten. Der Kult war aber doch nicht ganz ſo ſchlimm wie der Aſtartedienſt in Babylon, weil der römiſche Staat ſolch' fürchterliche Orgien in der breiteſten Öffentlichkeit nicht duldete. Immerhin war aber auch in Rom der Dienſt der Rhea mit ſexueller Preisgabe der Weiber verbunden. Rhea wurde, genau wie die Kybele, mit einer Mauerkrone dargeſtellt.

Dieſer Kult hat ſich aber erſt ſpäter bis zur Entartung herausgebildet. Schon bei ſeiner Einführung war der Boden für ſein Gedeihen glänzend beackert, denn die Sittenverderbnis war ſo weit vorgeſchritten, daß man ſich nach einer Religion, die ſexuelle Genüſſe brachte, ſehnte. Früher gab es in Rom einen Dienſt der Göttin Pudicitia. Das war die Göttin der Schamhaftigkeit. Zwei Tempel hatte man ihr errichtet, denn wie das öffentliche Leben ſtreng getrennte Volksklaſſen kannte, ſo war auch die Religion eine reine Klaſſenreligion, und man brauchte deshalb zwei Göttinnen der Schamhaftigkeit, die eine war die Pudicitia patricia, die andere die Pudicitia plebeja; jede hatte einen beſonderen Tempel, jede ihre beſonderen Prieſter, jede ihre gläubige Gemeinde. Es war, als ſei die Schamhaftigkeit der Patrizier von der der Plebejer ſo grundverſchieden geweſen, daß nicht einmal eine Göttin ſie unter einen Hut bringen konnte. Es hat natürlich zur Zeit, als man anfing, der Venus oder gar der Rhea-Cybele nach orientaliſchem Muſter zu dienen, als man den Priapus oder den Bacchus durch ſexuelle Exzeſſe ehrte, keinen Dienſt der Pudicitia mehr gegeben, und die Göttin war dann ganz vergeſſen, ebenſo wie ihre beiden Tempel. Schamhaftigkeit kannte man dann im alten Rom überhaupt nicht mehr, wozu ſollte man eine Göttin für dieſe Eigenſchaft haben?

Es gibt wohl kaum eine andere Religion, die in demſelben Maße fremden Einflüſſen zugänglich geweſen wäre wie die römiſche. Zunächſt mögen es wohl die berühmten griechiſchen Orakel geweſen

Tafel XXXVIII.

Jupiter als Diana bei Kallisto (Gemälde von Rubens).

Jupiter und Danae (Gemälde von Correggio).

Tafel XXXIX.

Flötende Nymphe (Relief vom Throne der Aphrodite, Rom).

Venus Kallipygos (Neapel Museum.)

sein, die den Römern gefielen und bei ihnen den Wunsch erregten, auch eine solche Quelle des Wissens zu besitzen. So pflanzte sich mit der überlegenen griechischen Geisteskultur auch die griechische Religion in dem ewigen Rom ein. Die zahllosen römischen Götter, die ständig vermehrt wurden, weil Rom bei jeder Belagerung einer fremden Stadt deren Lokalgötter an sich zu bannen suchte, indem es gelobte, ihnen auch in Rom Tempel und Kultus zu errichten, wurden nach griechischem Vorbild umgeschaffen, so daß die griechischen 12 Hauptgottheiten auch in Rom Hauptgötter wurden, freilich unter anderen Namen. Es war damit griechischer Geist in die römische Religion gekommen, und mit dem griechischen Geiste auch die griechische Sinnlichkeit in die römische Mythologie.

Die zahllosen Laren, Feld-, Wald- und Wiesengötter verloren mehr und mehr an Bedeutung, fremde Kulte wurden neben den römischen geduldet, ja man baute den fremden Göttern Tempel und ließ dort fremde Priester den Gottesdienst verrichten. Es ist aber festgestellt, daß diese Priester durch alle erdenklichen Schwindelkunststücke sich Ansehen und Reichtum zu verschaffen suchten. Daß man an die Götter glaubte, sich im Anfang auch vor den Göttern fürchtete und danach strebte, durch die Priester Blicke in die Zukunft zu tun, ist richtig. Aber diese Furcht verdiente kaum den Namen einer Religion.

Man hatte deshalb das Bedürfnis nach einer Religion, die mehr bot, die auch geistig anregen konnte. Das ist wohl der Hauptgrund für die starke Anleihe bei den Griechen. Man hatte dadurch in Rom den gewaltigen Vorteil erreicht, daß man ohne eigenes Nachdenken gleich eine Mythologie besaß, die alles das in reichstem Maße und in der verführerischsten Form bot, was man sich wünschte, oft noch mehr. Die Juno als Gattin des obersten Gottes Jupiter war in Rom bei weitem nicht so poetisch ausgestaltet wie die griechische Hera, die doch denselben Rang einnahm. Sie ist die Schwester aber auch die Gattin des himmlischen Herrschers. Nach der griechischen Sage hat Zeus sich durch List der Hera bemächtigt. Diese wollte von seinem Liebeswerben nichts wissen, und auch ihre Eltern wünschten die Ehe nicht. Eines Tages sah Zeus die Hera allein auf dem Berge Thornax in Argolis wandeln und sich

niederſetzen. Sofort ſei er auf eine Liſt verfallen. Er erregte ein gewaltiges Unwetter und hüllte die Schöne in dichte, ſturmgepeitſchte Nebel ein. Dann verwandelte er ſich in einen Kuckuck, der zitternd vor Kälte und Näſſe vor Hera niederfiel. Sie nahm ihn auf, drückte ihn zärtlich an ihren Buſen, und nun wurde aus dem Kuckuck der Gott Zeus in ſeiner wahren Geſtalt, der froh war, ſo am Herzen der Hera ruhen zu dürfen, und dieſe ſüße Stunde auskoſtete, wie ſie nur ein in allen Liebeshändeln verſierter Gott oder ein Don Juan auszunutzen verſteht. Er mußte ihr aber vorher — die Ehe verſprechen. Ein Vorgang, der alſo durchaus nach dem Verhalten der Menſchen, auch in jetziger Zeit noch, geregelt wurde. Jedenfalls wird behauptet, daß der oberſte Gott die Freuden intimer Liebe nicht bis nach der Hochzeit verſchoben habe. Sonſt wurde der Juno geſchlechtlich große Tugend und Treue nachgerühmt, aber als Gattin ſoll ſie dem Zeus durch ihre Eiferſucht und ihren unbezähmbaren Widerſpruchsgeiſt das Leben verbittert haben. Zur Eiferſucht gab ihr freilich der göttliche Herr Gemahl mehr als hinreichenden Grund, denn ſeine Liebesabenteuer ſind wie Sand am Meere. Selbſt auf den Götterknaben Ganymed war Hera eiferſüchtig, und ſie machte ihm Szenen, daß Vater Zeus ſie zuweilen ſogar geprügelt haben ſoll. Hera war ränkeſüchtig und ſo eitel, daß ſie es nicht vertragen konnte, wenn ein anderes Weib ſich für ebenſo ſchön oder gar noch für ſchöner hielt. Den Paris und ſeinen Anhang haßte ſie unerbittlich, weil er den Schönheitspreis der Venus ſtatt ihr erteilt hatte, und die ſtolze Gerana, die Gattin des Königs Nikodamas verwandelte ſie in einen Kranich, weil Gerana die Hera und Artemis verachtet und ſich für weit ſchöner erklärt hatte als dieſe Göttinnen. Noch ſchlimmer verfuhr Hera aber mit ihren Nebenbuhlerinnen. Semele, die Tochter des Cadmus liebte den Zeus und erfreute ſich auch ſeiner beſonderen Gunſt. Hera hatte kaum erfahren, daß ihr Gatte der ſchönen Semele verſprochen hatte, er wolle ihr eine Bitte gewähren, als ſie ſich der Semele freundlich näherte und ſie überredete, den Zeus zu bitten, er ſolle ihr doch einmal ſo erſcheinen, wie er zuerſt ſeiner Gattin erſchienen ſei. Auch allwiſſende Götter können übertölpelt werden, wenn die Liebe ſie blind macht. So erfüllte Zeus dieſe Bitte, nahte der Geliebten mit Donner und Blitz und verbrannte ſie dabei. Semele gab in der Todesangſt dem Dionyſos das Leben, und Zeus

rettete seinen Sohn aus den Flammen. Hera war über diese wohlgelungene, heimtückische Rache sehr erfreut.

Nicht besser kam Callisto davon. Nach einer alten Mythe war sie die Geliebte des Jupiter, der sie in eine Bärin verwandelte, damit seine eifersüchtige Gattin, die besser beobachtete, als ihm lieb war, sein verliebtes Abenteuer nicht bemerken sollte. Die List war gut, aber Juno war noch listiger als ihr Gatte; sie entdeckte den Betrug doch und überredete Diana, daß sie diese Bärin auf der Jagd töte. Das geschah auch. Nach einer anderen Mythe, soll Juno selbst die Callisto in eine Bärin verwandelt haben, um sie von der Diana erlegen lassen zu können. Hyginus rettete aber den Ruf der Juno und behauptete, daß Callisto eine Begleiterin der Diana gewesen sei, sich aber trotz der Verpflichtung zur absoluten Keuschheit von Zeus hätte verführen lassen. Deshalb habe Diana selbst die Frevlerin verwandelt und in heißer Jagd erlegt. Jedenfalls stimmen alle Lesarten darin überein, daß Callisto die Geliebte des Zeus gewesen und deshalb in eine Bärin verwandelt und getötet worden sei.

Alkmene, die Gattin des Amphitryon, wurde die Geliebte des Zeus und dadurch die Feindin der Hera. Als sie einen Sohn zur Welt bringen sollte, schwur Zeus, daß der Sohn, der ihm an diesem Tage geboren werde, ein gewaltiger Herrscher werden solle. Hera, die dies erfahren hatte, bewog die Schicksals- und Geburtsgöttinnen, die Geburt zu verzögern, und sie verschränkten, um dies zu erreichen, die Hände, worauf Alkmene 7 Tage lang in Not und Schmerzen verbringen mußte, bis eine gute Freundin von ihr die Göttinnen täuschte und ihnen sagte, sie sollten sich nur keine Mühe geben, denn Alkmene habe ihren Sohn bereits geboren. Die Göttinnen waren ob dieser Kunde so erstaunt, daß sie die Hände über dem Kopfe zusammenschlugen. Dadurch war aber der Zauber gelöst, und Alkmene brachte den Hercules zur Welt. Hier war also auch Hera getäuscht, und es ist köstlich, wie naiv und menschlich man sich die Gottheiten vorstellte.

Leto oder Latona ist in der Mythologie viel umstritten. Nach der ältesten Auffassung soll sie die Gattin des Zeus, nach der späteren und allgemeineren nur die Geliebte des Zeus gewesen sein. Jedenfalls hatte sie von der eifersüchtigen Juno schwer zu leiden, denn

dieſe verfolgte ſie mit furchtbarer Wut und ſo öffentlich, daß kein Land wagte, die Verfolgte aufzunehmen, die noch froh ſein konnte, als ſie auf der Inſel Delos eine Zuflucht finden durfte. Dort ſchenkte ſie der Artemis und dem Apollo das Leben und vermehrte dadurch die Kinderſchar des Allgewaltigen wieder um zwei recht berühmte. Ihre Reize, die den Zeus entflammt hatten, feſſelten auch den Rieſen Titnus, der aber vor ihr keine Gnade fand und deshalb verſuchte, ihr Gewalt anzutun. Das bekam ihm aber ſehr ſchlecht, denn Latona rief ihre Kinder zu Hilfe, die den ungeſchlachten Liebhaber erſchlugen.

Ich will hier noch der Leda gedenken, obwohl dieſe von Hera nichts zu leiden hatte. Leda war keine Göttin, ſondern eine Königstochter und die Gemahlin des Spartanerkönigs Tyndareus. Sie gefiel aber dem Zeus, und da ſie ſehr tugendhaft und unnahbar war, ſelbſt für einen Gott, grübelte der Beherrſcher des Olymps, wie er es anſtellen müſſe, dem Spartanerkönig Hörner aufzuſetzen. Der Plan war bald entworfen. Zeus verwandelte ſich in einen Schwan und nahte der nichts Böſes ahnenden Leda, die den ſchmucken und zutraulichen Vogel liebevoll an ſich nahm, und Zeus benutzte dieſe Gelegenheit, ſeine brünſtigen Begierden zu befriedigen. Das Reſultat dieſes eigenartigen Verkehrs waren die Tochter Helena und das Zwillingspaar Caſtor und Pollux. Wohl kein Abenteuer des Zeus iſt in der Kunſt ſo vielfach behandelt worden wie das mit der Leda.

So übel Juno als Gattin dem Jupiter das häusliche Leben geſtaltete — er hatte es freilich nicht beſſer verdient — galt Juno doch als die nie verſagende Beſchützerin des ehelichen und häuslichen Lebens. Alle ehelichen Geheimniſſe durfte man ihr getroſt anvertrauen. Sie brachte Rat und Hilfe. Keine üble Geſchichte ſagte man ihr nach. Nur als die Sitten in Rom ſich immer mehr verſchlechterten, wollte man auch die Juno nicht mehr als tugendhaft gelten laſſen; man dichtete ihr ſogar verſchiedene Ehebrüche an. Beſonders ſollten es Sterbliche geweſen ſein, die ſich ihrer ſündigen Liebe zu erfreuen gehabt hätten, und zwar ſoll Ganymedon ihre Liebe ſo weit gewonnen haben, daß Prometheus die Frucht dieſes Verkehrs war.

Noch andere Eheirrungen ſagte die ſpätere Frivolität der Juno nach; ſie dürfen aber kaum noch zur wirklichen Junomythe gerechnet

werden, denn eigentlich dachte man sich diese Göttin so keusch, daß man sie sich auch noch als Gattin des Zeus ganz jungfräulich vorstellte, selbst dann noch, als sie dem Gatten eine Anzahl Kinder geschenkt hatte. In Rom war überhaupt das Meiste, was die Griechen über das Eheleben der Hera und des Zeus zusammengefabelt haben, durchaus nicht so weit verbreitet. Man dachte viel nüchterner über die brave Juno. Ich habe aber gleichwohl eine reiche Blumenlese dieser mythischen Fabelgebilde hier bei der römischen Religion berichtet, weil sie auch in Rom bekannt und von einem Teil des feiner gebildeten Volkes geglaubt und weiterverbreitet wurden, und weil ihre Aufnahme für das römische Patriziertum gerade sehr bezeichnend ist. Für die Plebejer galt die nüchterne Juno.

Eine der wichtigsten Göttinnen war den Römern und vor allen Dingen den Römerinnen die Schönheitsgöttin Venus, die griechische Aphrodite. Sie ist verschieden gedeutet und verschieden verehrt worden. Soweit sie als hehre Göttin der Schönheit galt, war sie meist auch die Göttin der keuschen und treuen Liebe. Und doch sank sie im Laufe der Zeit zur Venus vulgivaga herab, also zu einer Göttin, die alle Liebesintrigen förderte, die vor allen Dingen auch die freie ungebundene Liebe, ja sogar die Prostitution zu schützen und zu fördern wußte. Es ist ein weiter Schritt von dem einen Gedanken bis zu dem anderen, und es versteht sich von selbst, daß auch der Kult unter den verschiedenen Gesichtspunkten ein ganz verschiedener sein mußte. Aus dem Schaume des Meeres geboren, war sie doch eine Tochter des gewaltigen Uranos, des Vorgängers von Jupiter. Auf Muscheln und auf dem Rücken der Meereswogen trugen sie milde Zephyre — auch die Winde waren persönlich gedacht — an das liebliche Gestade Cyperns, wo man sie stets am tiefsten, freilich auch am frivolsten verehrte. Blumen entsprossen dem Boden, den ihr Fuß berührte, denn sie, die personifizierte Schönheit, gehörte der Welt, und die Welt ihr. Schon die Geschichte ihrer Geburt ist ein Hinweis auf ihren Lebenswandel, denn das Meer galt als alles befruchtend, auch in Bezug auf das Liebesleben. Auch nach der römischen Mythologie wurde die schönste Göttin die Gemahlin des häßlichsten und läppischesten Gottes Vulkan. Aber sie lebte wie der Schmetterling, der von Blüte zu Blüte schwärmt, und überall das süße Gift saugt. Zahllos sind ihre Liebesabenteuer. Götter und

Menſchen teilen ſich in ihre Gunſt, denn ſie hat nichts zu tun, als zu lieben und Liebe zu genießen, unermüdlich und unerſättlich. Dieſem Berufe entſprach auch ihr Kult. Man diente ihr anfangs wohl mit Ehrfurcht und in allen Ehren, ſpäter galt der Phallusdienſt auch ihr, und wilde Orgien bildeten die weſentlichſte Form des Kults, bis die brutale Sinnlichkeit die Göttin ſelbſt in Vergeſſenheit geraten ließ.

Ceres wurde hauptſächlich als Göttin der Fruchtbarkeit verehrt. Das klingt außerordentlich harmlos und war es wohl urſprünglich auch. Da man aber von der Fruchtbarkeit auf Feld und Acker nicht die der Menſchen ſelbſt zu trennen vermochte, erhielt die Verehrung der Ceres recht bald einen rein ſexuellen Gedanken. Man verehrte in der Ceres nur noch die Geburtsgöttin, und die Frauen, die nicht ohne Nachkommen bleiben wollten, wendeten ſich vertrauensvoll an dieſe Göttin, die bei den Griechen Demeter hieß. Als Tochter des Kronos war ſie die Schweſter des Jupiter und des Neptun, aber ſie wurde von beiden verführt. Dem Jupiter gebar ſie die Proſerpina und den Dionyſos, der alſo zwei Mütter gehabt haben muß, da auch der Semele der Ruhm beigemeſſen wurde, den loſen Gott zur Welt gebracht zu haben.

Neptun verwandelte die Ceres in eine Stute und ſich ſelbſt in ein Roß. Als ſolches überwand er die Göttin, die auch ihm danach zwei Kinder ſchenkte. Damit ſind aber ihre eigenen Liebesabenteuer erſchöpft, denn nachher war ſie die liebende Mutter der Proſerpina, die in Kummer und Leid verſetzt wurde, da ihre gefeierte Tochter in die Unterwelt entführt wurde, und die nicht eher ruhte, als bis ſie das Kind mit Liſt zurückgewonnen hatte. Da ſie nun aber die Göttin der Fruchtbarkeit war, wurde ihr durch einen orgiaſtiſchen Geheimkult gedient. Man feierte ihr zu Ehren eine ganze Anzahl von Feſten, und je mehr die Sittenloſigkeit wuchs, deſto gewagter, deſto ſittenloſer wurde auch der Kult der Ceres. Bei den eleuſiniſchen Myſterien wurde, genau wie im alten Babel, das Sterben und das Auferſtehen des Schwiegerſohnes der Ceres gefeiert. Bei dieſen Feſten, zu dem nur die Eingeweihten Zutritt hatten, wurden an einem vollen Tage der Göttin Blutopfer dargebracht. Der Lebensſaft floß in Strömen, und die Blutmengen wurden in beſonderen Behältern aufgefangen.

Die Welt wurde sündiger mit jedem Tag, und die Unsittlichkeit wuchs enorm, so daß man schließlich die stark in Mißkredit geratene Religion garnicht mehr als Deckmantel für die Unsittlichkeit brauchte. Die Römerinnen, bis hinauf zu den Kaiserinnen, begaben sich ungeniert in die Freudenhäuser. Und die Götter — die einheimischen und die fremden — sahen diesem Treiben zu. Diesmal gab es keine Sintflut, den Göttern war das Wasser ausgegangen, und schließlich wurden sie selbst zu Wasser.

Priapus.

Eine der interessantesten mythischen Figuren ist unzweifelhaft Priapus, ein Gott oder Halbgott, der als besonderes Ressort den Feldbau, Gartenbau und die Viehzucht, ja selbst die Fischerei zu besorgen und zu fördern hatte, und der vor allen Dingen große Fruchtbarkeit verleihen sollte, zunächst vielleicht nur in Feld und Garten, dann aber allgemeiner. Den Alten war die Fruchtbarkeit stets etwas Untrennbares; sie dachten an das Sexuelle, auch wenn es sich nur um Wachsen, Blühen und Gedeihen von Gras und Feldgewächsen handelte. Das ist auch eine gesunde, weil absolut natürliche Ideenverbindung. Tatsächlich ist das neue Entstehen überall das gleiche. Die Befruchtung, das Reifen und in die Erscheinungtreten erfolgt nach gleichem Prinzip, mag es sich dabei um das Entstehen einer Frucht oder eines animalischen Geschöpfs handeln. Deshalb war den Alten das Symbol der Fruchtbarkeit der Geschlechtsapparat des Mannes, der Phallus, und es ist zunächst wohl bloß, um die Bedeutung des Priapus symbolisch zum Ausdruck zu bringen, die Bildstatue dieses Gottes mit einem besonders starken Phallus ausgestattet worden. Vielleicht hat man dieses Symbol noch auffallender machen wollen und deshalb nicht den ganzen Gott, sondern nur eine Herme des Gottes geschaffen, an der der Phallus gesondert angebracht wurde.

Wie sich die Mythe immer weiter entwickelte, und jede Gottheit mit der Zeit poetisch weiter ausgestaltet wurde, so hat man jedenfalls auch dem Priapus eine Mythe auf den Leib gedichtet, die natürlich gerade aus dem Symbol der Fruchtbarkeit resultierte. Es

ist dies ein außerordentlich interessantes Moment, das vielleicht am klarsten und deutlichsten die kulturhistorische Bedeutung der Religionen zeigt, denn was bezüglich der Priapusmythe gilt, das trifft auf alle Göttergestalten zu, natürlich sind da aber die ätiologischen Momente nicht so klar in die Augen springend wie hier.

Man erzählte, daß Priapus ein Sohn der Aphrodite und des Dionysus oder des Adonis sei — es war bei den Göttinnen auch nicht immer leicht, den richtigen Vater zu ermitteln, da die Olympischen in Liebesangelegenheiten dem Grundsatze huldigten: „Variatio delectat". Man hätte aber, zumal die Vererbungstheorie im Altertum noch viel stärker ausgebildet war als in unserer Zeit, annehmen müssen, daß Priapus mindestens ein bildschöner Jüngling gewesen sei. Das traf jedoch keineswegs zu; er wurde vielmehr als ein wahres Scheusal von Häßlichkeit dargestellt. Hera, deren grimmige Eifersucht wir im vorigen Kapitel eingehend kennen gelernt haben, war auf die schöne Venus oder Aphrodite sehr erbittert, schon deshalb, weil ihr der Schönheitspreis durch Paris zuerkannt war, und außerdem noch durch die vielen Liebesabenteuer, die Aphrodite erlebte, und durch die Neigung des Zeus zu ihr. Kann es wundernehmen, wenn die Gattin des Zeus, weil sie von Haß und rasender Eifersucht geplagt war, ihren Einfluß aufbot, um die Frucht des Aphroditischen Liebeslebens zu verunstalten. Hera begnügte sich nicht damit, bloß einen häßlichen Jüngling entstehen zu lassen, sondern sie stattete ihn auch sonst anormal aus, indem sie ihm einen ungeheuren Phallus erwirkte.

Darob soll Aphrodite aufs tiefste entrüstet gewesen sein; sie soll vor diesem Scheusal von Sohn so erschrocken gewesen sein, daß sie ihn für alle Zeiten von sich stieß. Priapus ging einsam in die weite Welt hinaus. Nirgends wollte man von dem häßlichen Burschen etwas wissen, und wo sich wirklich etwas Mitleid regte, da wollte man es wieder mit den Göttinnen nicht verderben. So irrte der arme Priapus wie ein Geächteter von Land zu Land. Viel Unbilden soll er ertragen haben, dann aber in Lampsacus aufgenommen worden sein und die edelste Gastfreundschaft genossen haben. Das alte Lampsacus rühmte sich, von den Phocäern gegründet worden zu sein. Diese zwar alte aber doch keineswegs vorgeschichtliche Stadt Kleinasiens, die an der Nordküste des Hellesponts lag, ist zweifellos der Hauptsitz des Priapuskults gewesen. Daß man aber den Priapus

dort gaſtfreundliche Aufnahme finden läßt, beweiſt, daß dieſe Priapusmythe doch erſt verhältnismäßig ſpäten Urſprungs ſein kann, das will ſagen, daß ſie erſt entſtanden ſein mag, als die Lampſaken ſchon berühmt und bekannt genug waren, daß es ſich lohnte, ihnen den Priapus aufzuhalſen.

Jedenfalls haben die Lampſaken ihre Gaſtfreundſchaft bitter bereut, als Priapus erſt in die Jahre gekommen war, in denen der Jüngling in dem anderen Geſchlechte doch nicht mehr bloße harmloſe Spielgenoſſen zu erblicken vermag. Hier ſoll ſich der phänomenale Phallus als ein Lockmittel für alle Weiber bewährt haben, die darüber ſogar das abſtoßende Äußere des Gottes vergaßen. Man könnte ſich verſucht fühlen, hierin eine Satire auf das weibliche Geſchlecht zu finden. Das iſt aber offenbar durchaus nicht beabſichtigt geweſen und jedenfalls zunächſt auch garnicht zum Bewußtſein gekommen. Iſt es doch Tatſache, daß keineswegs ſelten grundhäßliche Männer den meiſten Anhang bei den Weibern haben, während ſchöne Männer zwar der Meinung ſind, daß ihnen allein weibliche Beachtung und ſtarke Neigung entgegengebracht werden müſſe, oft aber die ihnen ebenſo unerklärliche wie ſchmerzliche Wahrnehmung machen müſſen, daß ſie durchaus nicht immer die meiſten Erfolge aufzuweiſen haben. Bei Priapus handelte es ſich aber vor allen Dingen bei der Mythe darum, den Gott den Sieg über gewöhnliche Sterbliche erringen zu laſſen und ſeinen Einfluß auf die Weiber, der nun einmal zu ſeinem Reſſort gehörte, klar zum Ausdruck zu bringen. Da mußte man der Eigenart dieſes Gottes der Fruchtbarkeit natürlich in jeder Beziehung Rechnung tragen, und es iſt beinahe ſelbſtverſtändlich, daß die Mythe berichtet, es ſei wirklich die abnorme Größe des Phallus das geweſen, was die Weiber für dieſen häßlichen und mißgeſtalteten Geſellen in ſo hohem Grade eingenommen habe, daß alle Ehemänner mit Recht eiferſüchtig wurden und den wüſten Geſellen aus dem Gebiete vertrieben. So würde wohl die Geſchichte des Priapus ein ruhmloſes Ende gehabt haben, wenn nicht den Lampſaken ein Orakelſpruch gründlich ins Gewiſſen gepredigt und geſagt hätte, man ſolle zum Heile der Stadt den Vertriebenen ſchleunigſt zurückholen. Vielleicht hat man auch erſt durch den Orakelſpruch von der Göttereigenſchaft des Priapus Kenntnis erlangt, denn die Götter werden auf unſerer ſündigen Welt faſt niemals als Götter anerkannt, be-

sonders wenn sie in der Gestalt ganz einfacher Sterblicher unter den Menschen wandeln. Man hat dem Priapus nach der Rückkehr göttliche Verehrung erwiesen und ihm die kleinen und großen Abenteuer mit den Frauen nicht übel genommen. Gegen Götter soll der Mensch nicht eifersüchtig sein. Seitdem besteht der Kultus des Priapus.

Ich bin der Ansicht, daß ursprünglich auch hier die Verehrung des Priapus, obwohl die Darstellung des enormen Phallus auf das Gegenteil zu deuten scheint, keine nach heutigen Begriffen unzüchtige gewesen ist. Es ist auch garnicht so schwer, die anfangs nicht unsittliche Natur des Phallusdienstes nachzuweisen. Wir finden Darstellungen abnorm großer Genitalien vielfach auch dort, wo der Natur der Sache nach jeder unzüchtige Gedanke völlig ausgeschlossen ist, so z. B. bei allen Völkern, die den Ahnenkult übten. Dabei kam es darauf an, den Ahnen in einem möglichst vorteilhaften Lichte zu schildern, und ihn auch als den Stammvater des Geschlechts darzustellen. Für die männliche Kraft und die Heldennatur sowohl wie für die Stammvater-Eigenschaft gab es aber kein passenderes Symbol als den kräftig ausgebildeten Phallus, der natürlich in dieser Bedeutung absolut nichts Erotisches besitzen sollte, mindestens nichts Unsittliches, das irgendwie über den Rahmen der alltäglichen Begriffe hinausging. Daß dem religiösen Empfinden eine, ich möchte sagen, gesunde Erotik innewohnte, kann es nicht als unsittlich erscheinen lassen, und so finden wir den abnormen Phallus auch an den Ahnenbildern, denen göttliche Verehrung erwiesen wurde.

Auch andere Völker haben Göttergestalten geschaffen, die offenbar dieselbe Grundidee wie Priapus haben. So hatten, um ein Beispiel anzuführen, die Babylonier den Halbgott Eabani, der im Gilgames Epos so ziemlich dem Priapus gleich geschildert wird. Auch Eabani, der von Gott Aruru gezeugt wurde, war ein Beschützer des Viehs und der Fische, er war der Förderer der Fruchtbarkeit und wurde deshalb mit einem gewaltigen Genitalapparat und am ganzen Körper behaart gedacht, wobei zu betonen ist, daß ein starker Haarwuchs als Zeichen besonderer geschlechtlicher Kraft und Ausdauer galt. Eabani wurde noch ausdrücklich ungeheure Kraft nachgerühmt; er war deshalb außerordentlich von seinen Feinden gefürchtet, und Feinde waren ihm alle Jäger, da er die Tiere vor diesen schützte und nicht duldete, daß seinen Schützlingen ein Leid

zugefügt würde. Nun kommt in diese Geschichte ein echt orientalisch empfundener Gedanke. Die Jäger, die dem starken Eabani nicht mit Gewalt entgegentreten konnten, da sie dabei übel abgeschnitten haben würden, ohne doch etwas zu erreichen, verfielen auf eine List. Sie führten dem Eabani ein Weib in den Weg, das ihn verführen sollte und diese Aufgabe auch sehr glücklich löste.

Eabani ging mit dem Weibe bis in die Stadt Erech, und volle sechs Tage und sieben Nächte blieb er in dessen Banne, bis ihn die Sehnsucht nach seinen geliebten Tieren in die Wälder zurückrief. Nun hatten aber die Jäger die Abwesenheit Eabanis gründlich benutzt und der Jagd obgelegen, so daß Eabani mit Entsetzen die Verwüstung sah. Auch die Tiere gaben ihre Unzufriedenheit mit dem Verhalten ihres sonst so pflichtgetreuen Schützers Ausdruck; sie wichen ihm scheu aus und wollten von ihm nichts mehr wissen. Eabani fluchte in seiner Verzweiflung dem Weibe, statt sich selbst und seine Nachlässigkeit zu verwünschen.

Es ist nicht zu verkennen, daß Eabani im Vergleich zu Priapus eine Idealgestalt ist; aber die Grundidee ist dieselbe: hier wie dort die Sexualität die Ursache des Leides und doch später der Gegenstand der Verehrung. Wer die sexuelle Idee aus den Augen verliert, wird niemals in der Lage sein, die religiösen Grundideen und ihre Entwickelung zu verstehen. Priapus ist in vieler Beziehung ein Schlüssel zu manchem scheinbaren Geheimnis der Religionslehren; er zeigt aber gerade, daß ursprünglich reine Gedanken sich auf sexuellen Dingen aufbauten, daß man das Sexuelle ursprünglich für durchaus rein und einwandsfrei hielt, daß erst spätere Zeiten, die mehr raffinierten Sinnesgenüssen ergeben waren, das Natürliche für unzüchtig und für Schande hielten, und daß gerade dann die sexuelle Seele der Gottheit, die früher nur Symbol gewesen, in den Vordergrund gerückt und allein gefeiert wurde. Das zeigt, daß in der Tat dem Reinen alles rein, dem Schmutzfink aber auch das natürlich Reine zur Schande, zur heißbegehrten Unzucht wird. Dabei macht der unreine Sinn selbst vor der Gottheit nicht Halt, da sogar am wenigsten.

Natürlich war es wieder das Weib, das den Priapuskult mit besonderem Behagen zu Orgien ausgestaltete, das den ursprünglich nur als Symbol der Herme des häßlichen Gottes angefügten Phallus

als Hauptſache betrachtete und ſich durch den Anblick dieſer — wir würden ſagen — unzüchtigen — Darſtellung förmlich berauſchte und im wilden Taumel der Leidenſchaft nicht wiederzugebende Exzeſſe zur Verehrung des Gottes aber in Wirklichkeit viel mehr zur Befriedigung der eigenen, bis zur wilden Raſerei aufgepeitſchten Sinnenbegierden, beging. Daß die Männer in dieſen Kult mit hineingezogen wurden, daß ſie ihn mit der gleichen Exaltation ausübten, liegt in der Natur der Sache. Immer war aber Priapus in erſter Linie der Gott des Weibes; er war eine Art Offenbarung und Erfüllung im religiöſen Empfinden des Weibes.

Bacchus-Dionyſos.

Viel mehr als Priapus iſt Bacchus oder, wie ihn die Griechen nannten, Dionyſos ein Gott der Weiber, ein Gott des ſexuellen Kults. Wenn ſich die Mythe des Priapus und der Dienſt, der ihm erwieſen wurde, nicht mit vollſter Klarheit bis in alle Zeiten überſehen läßt, wenn nicht einmal ſo felſenfeſt zu behaupten iſt, daß überall das Weib zuerſt dieſem Gotte in erotiſch-fantaſtiſcher Weiſe gedient hat, ſo läßt ſich von dem Kult des Dionyſos ganz genau nachweiſen, daß ihm die Weiber unter ſtrengſtem Ausſchluß der Männer in glühender Leidenſchaft und ſexueller Ekſtaſe gehuldigt haben. Weiber waren auch in der Mythe die ſtändigen Begleiterinnen des Bacchus: die Bacchantinnen. Der Dienſt des Bacchus-Dionyſos war über die ganze Kulturwelt des Altertums verbreitet und überall der gleiche.

Bacchus iſt aber auch eine weit ſagengeſchmücktere Geſtalt als Priapus, und er iſt beſonders für den religiöſen Kult eine viel wichtigere Figur, obwohl er ſeiner göttlichen Machtſphäre nach viel Ähnlichkeit mit Priapus aufzuweiſen hat. Beide ſind Götter der Fruchtbarkeit und beiden galt der Phallusdienſt. Bacchus iſt aber bedeutend vielſeitiger; er iſt insbeſondere der Weingott, und ſchon daher reſultiert es, daß ſeine Verehrung mit noch wüſteren Orgien ſtattfand.

Sehen wir uns zunächſt den Gott des Weines und der Liebe, der zugleich der Gott des höchſten Lebensgenuſſes und Dämon war,

etwas genauer an. Bacchus ist am meisten mit Sagen geschmückt. Schon an seine Geburt knüpfen diese an. Mir erscheint besonders eine, die Pausanias berichtet, außerordentlich interessant, weil sie mit vielen Überlieferungen der Schicksale anderer mythischer oder historischer Personen übereinstimmt. Der Weingott ist danach in Ägypten geboren. Damit er der Wut des Königs von Ägypten, der alle Säuglinge töten lassen will, entgehen soll, wird er in einen Kasten gelegt und auf den Nil gebracht. Der Kasten mit dem kleinen Bacchus treibt den Nilstrom entlang und wird, vom Schilf festgehalten, von einer ägyptischen Königstochter gefunden und gerettet.

Auf den ersten Blick erkennt Jeder, daß man hier lediglich den Namen Bacchus in Moses abzuändern braucht, um sofort wörtlich die biblische Mosesgeschichte zu erhalten. Ist das ein Plagiat? Wer hat es begangen? Diese Fragen drängen sich von selbst auf; aber man wird sich nicht zu falschen Schlüssen verleiten lassen dürfen. Vor allen Dingen fällt eins auf: es ist nämlich diese wunderbare Geschichte etwas, das geradezu zum eisernen Bestand fast aller Religionen gehört. Ich darf ganz davon absehen, ob, wie mir dies ziemlich wahrscheinlich ist, wirklich im alten Ägypten einmal ein König gelebt hat, der alle Säuglinge ermorden ließ, weil ihm gesagt worden war, daß aus deren Zahl ihm einmal ein Rächer entstehen sollte. Morde mißtrauischer Könige sind erwiesen, ebenso daß man an dieses Faktum die Sage von der Rettung eines der Kinder geknüpft hat. Genau so möglich und wahrscheinlich ist es, daß die Geschichte mit Moses wahr gewesen ist, und daß man diesen Vorgang einfach auf Bacchus umgedichtet hat, wobei der dichterischen Phantasie keine größeren Zumutungen gestellt wurden, als daß statt Moses Bacchus gesagt wurde. Das gibt schließlich auch das bescheidenste Dichtertalent noch her. Es ist aber nicht einmal notwendig, daß man an eine solche Umdichtung oder Nachempfindung glaubt.

Moses und Bacchus sind nämlich keineswegs die einzigen Personen, von denen diese Rettungsgeschichte berichtet wird, sondern fast alle Religionen kennen ähnliches. Entweder ist der Held der Religion schließlich ein Mensch gewordener Gott, oder er ist durch eine so seltsame und eigenartige Rettung am Leben erhalten worden, wie Moses. Das Sonderbarste an der Sache ist, daß bei verschiedenen Religionen beide Ausnahmefälle vorliegen, denn da sind es unsterbliche Götter,

die auf die gleiche Weise gerettet wurden, und meist ist es die kleine Kiste, der das junge Leben anvertraut wird, und durch die es auf dem Wasser fortgetragen wird. Das Wasser ist nur nicht immer der Nil, und die Rettung erfolgt nicht immer durch eine ägyptische Königstochter.

Bibel und Babel haben sprichwörtliche Übereinstimmungen; ich würde also kein Gewicht auf eine solche Gleichheit legen, wenn sie nur zwischen babylonischen Erzählungen und biblischen Berichten bestünde; da aber, wie gesagt, zahlreiche Religionen ähnliches berichten, sei auch auf die Babelgeschichten so weit eingegangen, wie es der Raum dieses Kapitels gestattet. Man findet die Mosesgeschichte auch auf den angeblichen Gründer Babels angewendet. Sargon, der mächtige König von Agade, der etwa 2800 Jahre v. Chr. gelebt haben soll, sagt von sich selbst, daß seine Mutter „Enitu", d. h. nach der Sprache Hammurabis so viel wie Gottesschwester, etwa dasselbe wie Nonne, gewesen sei, also eine Art Priesterin, die ebenso wie die römischen Vestalinnen zur Keuschheit verpflichtet war. Sein Vater war ein dunkler Ehrenmann niedrigen Standes, der mit seinem Bruder im Gebirge wohnte und, wer weiß wodurch, die Gunst der Gottesschwester erlangte. Vielleicht war er gerade der einzige Mann, mit dem die fromme Nonne unbemerkt intimer verkehren konnte. So heimlich wie der sexuelle Verkehr spielte sich auch die Geburt des zukünftigen Königs Sargon ab. Dieser wurde von der Mutter in einen Kasten gelegt, der mit Erdpech abgedichtet war, und dann den Fluten des Euphrat anvertraut. Der Wasserschöpfer Akki fand den Kasten, nahm ihn aus dem Wasser und zog den Knaben wie einen eigenen Sohn auf, machte ihn später zum Gärtner, und nun soll sich die Göttin Istar in den Gärtner verliebt und mit ihm gelebt haben. Das war das zweite Wunder im Leben des Sargon; daß dieser dann ein mächtiger König wurde, ist somit eigentlich kein Wunder mehr, denn die Göttin Istar mußte doch dafür sorgen, daß ihr Ansehen nicht durch die Liebschaft mit einem simplen Gärtnergehilfen litt.

Auch die Geschichte von Romulus und Remus kennt die Rettung der ausgesetzten Kinder und knüpft an diese Rettung ein weiteres Wunder. Die Vestalin Rhea Silvia hatte mit dem kriegerischen Gotte Mars ein Verhältnis, dem das Zwillingspaar Romulus und Remus das Dasein dankte. Dieses Zwillingspaar wurde in einem

Kasten den Wellen des Tiber preisgegeben, der Kasten blieb schließlich an den Wurzeln eines Feigenbaumes haften, und eine Wölfin fand dieses sonderbare Fahrzeug, rettete die Kinder und nährte sie mit Wolfsmilch, bis — wieder ein Wunder — der Oberhirt Faustulus die Knaben bei ihrer eigenartigen Pflegemutter fand und sie abermals rettete. Auch unsere nordischen Sagen erzählen ähnliche Geschichten, weil das Aussetzen neugeborener Kinder ziemlich häufig vorkam, und sogar gesetzlich erlaubt war, sobald die vorgeschriebene Form gewahrt wurde, d. h. sobald die Aussetzung erfolgte, ehe das Kind Nahrung erhalten hatte.

Die Adonis-Mythe ist durch eine ähnliche Episode interessant. Danach soll Isis die Mutter des Osiris sein, der nach der Geburt in einen Kasten gelegt und in den Fluß geworfen wurde. So wurde er nach Phönizien getrieben, wo er der Astarte zugeführt und Adonis genannt wurde. Doch genug des Wunders! Dionysos ist, wie man sieht, nicht der einzige, den die Rettung im schwimmenden Kasten angedichtet wurde.

Bacchus ist nichts als ein römischer Absud der Dionysos-Sage; es ist eine und dieselbe Person, die eben nur verschieden benannt wurde; wir haben bereits gesehen, daß dies bei der späteren römischen Religion allgemein so gehalten wurde. Wenn nun Bacchus eine rätselhafte Gottheit ist, bald heiter bis zur Raserei, bald ein finsterer Dämon, der Tod und Verderben bereitet, so mag diese Doppeleigenschaft einmal aus der Naturanschauung resultieren, die an den Jahreszeiten zeigt, daß das lustige, heitere Blühen und Gedeihen des Frühlings vom Welken und Vergehen des Winters abgelöst wird. Also Lust und Leid im ewigen Wechsel, in der Natur und im Charakter des Frühlingsgottes. Dann ist aber auch die Eigenschaft des Weines auf das Wesen des Weingottes übertragen worden. Der Wein macht zunächst übermütig bis zur Ausgelassenheit und zu ausschweifendem Sinnengenuß geneigt, und doch läßt derselbe Wein schließlich den Zecher hinsinken, und der Lust des Zechers folgt der Zustand, den man als Katzenjammer recht treffend zu bezeichnen pflegt. Man kann also in dieser Doppelwirkung sehr leicht eine Erklärung für die Doppelnatur des Weingottes finden.

Dionysos war als Gott der Fruchtbarkeit auch der Gott des Liebesgenusses; ich habe auf die Untrennbarkeit dieser beiden Be-

griffe im Altertum schon wiederholt hingewiesen. Es ist nicht gerade schwer, auch aus dieser Eigenschaft des Gottes seine Doppelnatur zu erkennen. Der Sinnengenuß der Liebe ist die bis zur Raserei gesteigerte Lust, und der Sinnengenuß erzeugt doch, wenn er zu exzessiven Orgien und erschlaffenden Ausschweifungen führt, jene tiefe Niedergeschlagenheit, die man als moralisches, graues Elend zu bezeichnen pflegt.

Es ist beachtenswert, daß zunächst die Weiber ihre Dionysien allein, d. h. unter völligem Ausschluß der Männer feierten. Solche Weiberfeste erinnern lebhaft an den Hexentanz auf dem Brocken, und sie bilden für diese im Mittelalter und noch lange nachher felsenfest für wahr gehaltenen Orgien des Teufels das Modell. In der Nacht brachen die Weiber auf und pilgerten geheimnisvoll in langem Zug hinaus in die waldigen Berge, wo das Fest gefeiert werden sollte. Kein unbefugter Blick durfte sie dorthin verfolgen. Gerade der strenge Ausschluß der Männer scheint darauf hinzudeuten, daß dieses Fest völlig frei von allen sexuellen Ausschreitungen gewesen sein müsse. Das ist aber grundfalsch, denn in Wirklichkeit waren die Weiberfeste das Wahnsinnigste und Ekstatischeste, was sich eine schwülstige und brünstige Phantasie auszumalen vermag. Diese finstere, unheimliche Umgebung des Festplatzes, die nächtliche Stunde, der Gedanke, sich im Reiche und in der Gegenwart des lüsternen Gottes der Zeugung zu befinden, das alles mag dazu beigetragen haben, die Gemüter zu erregen und sie schließlich in Siedehitze zu versetzen. Man huldigte doch dem Gotte der Zeugung und dadurch dieser selbst, mußte das nicht die fanatischen Weiber in wilde Megären verwandeln? Wollust und blutdürstige Grausamkeit sind nahe verwandt, sie berühren einander, wenn sie bis zur höchsten Potenz gesteigert werden. So war es auch bei dieser nächtlichen Feier. Dem Gotte wurde ein Opfer gebracht, ein furchtbares Opfer in einer furchtbaren Form. Man hatte ein unschuldiges Kind mit zur Stelle gebracht, das den Opfertod sterben mußte. Hatte sich die wilde Lust bis zur Raserei gesteigert, dann wurde das Kind von den Weibern zerrissen, und die warmen, zuckenden Fleischstücke wurden von den fanatischen Megären hinuntergefressen. Das Blut erquickte die fiebernden lechzenden Lippen, und dieses wahnsinnige, in geiler Wut verübte Vertilgen des unschuldigen Lebens steigerte die Leidenschaft,

Tafel XL.

Phil. Claude de Caylus: Opfer der Ceres (Kupferstichkabinett Berlin).

Tafel XLI.

Fest der Diana von Satyren gestört (Kupferstichkabinett Berlin).

daß die Weiber in ihrem unbezähmbaren Begehren gegenseitig übereinanderherfielen und sich die Genüsse zu verschaffen suchten, die ihnen sonst nur die männliche Umarmung gewähren konnte.

Dem Heidentum war das Opfer geläufig. Man mag vielleicht erst dem Gotte, der für Fruchtbarkeit auf Feld und im Garten zu sorgen hatte, ein Opfer gebracht haben. Aber da die Weiber schließlich nur an die eigene Fruchtbarkeit dachten, schlachteten sie das junge Leben dahin, und durch das gierige Verschlingen des zuckenden Fleisches, des dampfenden Blutes, glaubte man, sich selbst die Fruchtbarkeit zu verschaffen. Blut und Fleisch, die Träger des Lebens und der Seele; sie mußten ja neues Leben, neue Menschen, also Kinder, erwecken. Nach und nach tauchte der Gedanke auf, daß jenes Kind das Dionysoskind selbst sei, und die Mänaden durch das Verschlingen des noch zuckenden Fleisches einen Teil des Gottes in sich aufnehmen würden, indem beim Sterben das Kind in Dionysos selbst sich verwandelte.

Wie angenommen werden darf, wurde dieses rasende Dionysosfest der Weiber schon ziemlich früh beseitigt. Das mag seinen Grund vielleicht darin haben, daß solch grausam-wollüstiges Opfer des Kindes dem griechischen Geiste als Barbarismus erschien. In Wirklichkeit dürfte die Verfeinerung des griechischen Dionysosfestes eine Verschlimmerung gewesen sein, denn sie ist nur darauf zurückzuführen, daß man den Weibern das Fest allein nicht mehr überlassen wollte, sondern daß sich die Männer zugesellten, um an den Exzessen der ausschweifendsten Sinnlichkeit ihren reichlichen Anteil zu finden. Nun erst wurden die Dionysien, was sie bis zu ihrer Aufhebung waren: Feste der wüstesten Orgien.

Gerade das ausschweifende Genießen der freien, ungezügelten Liebe, das, wie auch die alten Mythen so treffend sagen, die Quelle alles Leides und aller Qualen ist, war nun der eigentliche Dionysoskult; man dachte sich den Weingott nicht etwa als Hort und Förderer der Ehe, sondern was Dionysos protegierte, war stets nur die schrankenlose, nach keiner Form fragende sexuelle Vereinigung. Selbst wenn Ehepaare sich an den Dionysos-Orgien gemeinsam beteiligten, dann lag es viel mehr im Charakter der Feier, daß beide — wenn man es hier so nennen will — Ehebruch trieben, als sich zu einem Genuß zu vereinen, der ihnen ohnehin stets gestattet war,

weil sie die Ehe geschlossen hatten. Es ist kein Zweifel, daß die Dionysien, die immer mehr entarteten, eine große Gefahr für die öffentliche Ordnung und Sicherheit bildeten, die der Staat nicht übersehen konnte und durfte. Die Bacchanale bildeten sich zu wahren Zuchtschulen für schwere politische und bürgerliche Verbrecher aus und waren in einzelnen Gegenden gerade durch das geheimnisvolle Treiben der Bacchusgesellschaften staatsgefährlich. Das führte dahin, daß der römische Senat 186 v. Chr. in dessen sogenannten „Senatus-consultum de Bacchanalibus", die schärfsten Maßnahmen gegen dieses Treiben erließ. Die Teilnehmer an den Lustfesten wurden endlich verhaftet und schwer bestraft. Es hat dies allerdings nicht sobald dazu geführt, die wüsten Orgien zu beseitigen, denn daran hatte man sich zu sehr gewöhnt, als daß auf Ausschweifungen schlimmster Art, die sich so schön mit dem religiösen Deckmantel drapieren ließen, verzichtet worden wäre, es wurde das Treiben nur geheimnisvoller abgehalten. Man muß allerdings, um diese Erscheinung völlig objektiv zu beurteilen, berücksichtigen, daß den Bacchanten jedenfalls vieles in die Schuhe geschoben worden ist, woran sie keine Schuld hatten. Es ist das dieselbe Erscheinung, die bei der Verfolgung einzelner Sekten oder politischer Parteien so unendlich oft in die Augen fällt. Wo irgendeine Schandtat nicht aufzuklären ist, heißt es dann sehr bequem: „Nun, das sind doch wieder die .... gewesen!" So wird wohl auch vieles als Verbrechen der Bacchanten bezeichnet worden sein, was diese tatsächlich weder selbst begangen, noch auch nur angeregt oder gewußt haben.

Die Bezeichnung „Bacchanten" hatte aber einen sehr bösen Klang und hat ihn bis auf die heutige Zeit behalten. Im Mittelalter nannte man die fahrenden Schüler auch wohl Bacchanten, weil sie zu einer Art Landplage durch ihr wüstes Leben wurden. Diese wandernden Gelehrten hielten sich meist jüngere Wissensbeflissene, denen sie Lehrer und Leiter sein sollten. Das waren sie auch wirklich, bloß war es nicht die illustre Wissenschaft, die sie diesen Jünglingen offenbarten, sondern es waren die Künste des Lasterlebens, in denen die jungen Lateinschüler musterhaft unterrichtet wurden. Sie mußten für den Herrn und Meister betteln und betrügen, ja, wo es anging, sogar stehlen, damit der Musensohn die Mittel zu seiner liederlichen Lebensweise erhielt. Aus Dankbarkeit pflegte er seine Zöglinge

zu mißhandeln oder sie sonst ein Jammerleben führen zu lassen. Daß man solches Gesindel Bacchanten nannte, beweist wohl am besten, wie tief dieses Wort im Kurs stand, und das noch zu einer Zeit, in der es in Deutschlands Gauen schon längst keinen Bacchus und kein Heidentum mehr gab, in der man auch sonst nicht gerade durch historisches Wissen zu glänzen sich bemühte.

Dionysos ist nicht nur durch seine Vielseitigkeit eine rätselhafte Gottheit. Auch über seine Herkunft ist man sich nicht recht klar gewesen. Der Vater soll Zeus sein, aber die Mutter? Wenn es im gewöhnlichen Leben keine Schwierigkeiten macht, die Mutter festzustellen, oft aber nicht möglich ist, den Vater zu ermitteln, so ist es beim Weingotte völlig umgekehrt. Ältere Quellen rühmen ihm eine legitime Geburt nach; er soll ein Sohn des Zeus und seiner Gattin gewesen sein. Das ist aber für eine Persönlichkeit wie Dionysos offenbar zu alltäglich gewesen; deshalb ließ eine andere Lesart Vater Zeus eine Extravaganz mit der thebanischen Königstochter Semele unternehmen, deren Frucht Dionysos war. Semele soll dieses göttliche Verhältnis allerdings nicht gut bekommen sein. Sie war, wie die Mythe zu berichten weiß, auf den heimtückischen Rat der Hera, übermütig genug, den himmlischen Liebsten nicht in simpler Menschengestalt, sondern wenigstens in seinem ganzen himmlischen Glanze als Regierer von Donner und Blitz sehen zu wollen. Zeus hätte nun wohl wissen können, daß dieser Anblick für Erdenmenschen nicht gerade geeignet ist. Er ließ sich trotzdem bewegen, sich der Semele einmal als Donnergott in all seiner Macht und Herrlichkeit zu zeigen. Semele starb, ehe noch Dionysos zur Welt gekommen war. Zeus war über den Tod der Semele betrübt, und er wollte wenigstens von dieser Liebschaft ein Pfand zurückbehalten, den Sohn. Er entnahm das noch nicht lebensfähige Kind der Semele und schloß es in seine eigene Hüfte ein, so daß Dionysos mehr vom Zeus als von der Semele geboren wurde. Nach anderer Sage soll Dionysos getötet worden sein. Zeus rettete aber das Herz des Gestorbenen, gab es der Semele ein, und Dionysos wurde zum zweiten Male geboren.

Der junge Dionysos wurde sogar einmal von Seeräubern gefangen genommen, die ihn für einen Königssohn hielten und auf ein hohes Lösegeld hofften. Der junge Gott wurde gebunden auf das

Raubschiff gebracht, aber dort fielen die Fesseln von ihm ab, und an dem Maste des Schiffes rankte sich üppiges Weinlaub empor, so daß die Räuber gewaltig erschraken, vor Furcht ins Meer sprangen und den Gott der Freiheit überließen.

Viele Abenteuer hat Dionysos erlebt, aber er ist nicht immer so glücklich davongekommen wie bei den Seeräubern. Als er einen seiner Triumphzüge nach Argos unternommen hatte, stellte sich ihm Perseus zum Kampfe entgegen. Dionysos soll in diesem Kampfe getötet worden sein, und Perseus habe ihn in das lernäische Meer geworfen. Dieser Kampf mit Perseus ist eigentlich eine recht überflüssige Episode, denn der Gott Dionysos wird natürlich wieder lebendig. Auch die Kampfszene kann deshalb nur eine symbolische Bedeutung haben. Nach einem weiteren Ausbau der Sage soll Perseus auch den größten Teil der Weiber erschlagen haben, die den Dionysos auf seinem Siegeszuge begleiteten. Ein solcher war es nämlich, und zwar der Siegeszug, den der Wein über die Erde nahm. Aber nicht bloß ein Siegeszug des Weines, sondern auch ein Triumphzug der Liebesfreuden war dieser Marsch des Gottes. Üppige Weiber, lüsterne Faune beteiligten sich in Scharen, und es wurde getrunken und daneben geliebt.

Nach einer anderen Sage soll der König Pentheus von Theben den Gott Dionysos verfolgt haben. Dionysos aber erfüllte die ihn umgebenden Weiber mit Raserei, so daß sie den Pentheus für ein Tier hielten, das sie fingen und in Stücke rissen. Selbst die Mutter des Pentheus, die sich im Gefolge des Dionysos befand, soll im Wahne geholfen haben, ihren Sohn zu zerreißen. Letztere Sage hat eher einen Sinn; sie zeigt, daß dem Weingotte und seinen begeisterten Anhängern nichts auf Erden widerstehen kann. Und das Zerreißen eines lebenden Menschen ist vielleicht das Vorbild für das Kindesopfer bei dem alten Dionysoskult der Weiber auf nächtlicher Bergeshöhe gewesen.

Der Phalluskult.

Wenn irgendein religiöses Denkmal geeignet sein kann, den innigen Zusammenhang zwischen dem religiösen und dem sexuellen Empfinden klar und unzweideutig vor Augen zu führen, so ist es

der Phalluskult. Die Vorstellungen von Göttinnen, besonders von Göttinnen der Schönheit, der Liebe und Fruchtbarkeit sind selbstverständlich auch unwiderlegliche Beweise für die erwähnte Ideenassoziation. Sie sind aber doch schon Produkte viel reiferen Denkens und spekulierenden Grübelns. Sie stehen als fertige, ausgeglichene und sorgfältig ziselierte Phantasieprodukte vor uns, und besonders die späteren Mythologien, die uns die Ressortgöttinnen in einem schwülstigen Romangewebe, ihren Kult als raffinierteste Orgien zeigen, können wohl als Beweise dafür gelten, daß aus dem innigen Zusammenhang des religiösen und sexuellen Empfindens das brünstige Götterweib entstanden ist. Und die religiös denkenden Weiber, die sich in der religiösen Ekstase preisgaben, kennzeichnen: das Weib in der Religion, wenn man so sagen will, als Positiv und Negativ. Mindestens trifft dies stets für Zeiten zu, in denen die sexuelle Preisgabe noch aus naiv religiösem Eifer erfolgte, weniger für die Zeiten, in denen die Religion nur noch den Deckmantel für die sexuellen Ausschweifungen liefern mußte.

Viel unmittelbarer wirkt der Phalluskult, der garnicht kompliziert erscheint, der in der vollsten Naivität fast instinktiv entstanden ist, dann selbstverständlich in demselben Maße zur frivolen Farce herabgewürdigt wurde, in dem der Dienst der Geburtsgöttinnen in einem Sumpf wahnsinnigster Unsittlichkeit unterging. Ich bin felsenfest überzeugt, daß der Phallusanblick absolut keine unzüchtigen Gedanken auslöste, weil die alten Naturvölker noch weltenfern von der Sittlichkeitsfexerei entfernt waren, die für den denkenden Menschen immer der unumstößliche Beweis eines starken sittlichen Mankos ist. Daß man keinen unreinen Gedanken mit dem Bilde des Phallus verband, daß man ein unstreitig rein religiöses Symbol darin erblickte, ist außerordentlich leicht darzutun. Es ergibt sich dies schon aus der ganzen Art, in der der Phallus in den Kult eingeführt wurde, und in der er symbolisiert wurde.

Es ist nicht festzustellen, wann zuerst bildliche Darstellungen des Phallus errichtet worden sind. 1901 wurde in Susa ein sehr seltsamer Fund entdeckt. Es war ein Dioritblock von mehr als zwei Metern Höhe. Der Block war prächtig gemeißelt und hatte die Form des Phallus. Oben ist bildlich dargestellt, wie der alte babylonische König Hammurabi vom Sonnengott die Gesetze empfängt, ähnlich

wie auch Moſes auf Bergeshöhe die göttlichen Gebote erhalten haben ſoll. Unter dieſem Bilde iſt die Geſetzesſammlung des Hammurabi oder Chammurabi in den Stein gegraben. 282 Paragraphen umfaßt dieſes Geſetz, und man darf wohl annehmen, daß es die älteſte Geſetzesſammlung iſt, von der uns überhaupt Kunde geworden iſt, denn Hammurabi lebte 2200 Jahr vor Chriſtus. Er war der vorzüglichſte und weiteſtblickende Herrſcher des alten Orients, der unendlich viel für ſein Land getan und durch ſeine Geſetze Zeugnis davon gegeben hat, wie groß und herrlich entwickelt die Kultur des ſagenumwobenen Babylon ſchon damals war. Warum iſt nun dieſes, wie die Bilddarſtellung zeigt, für heilig gehaltene und angeblich vom Sonnengotte ſelbſt gegebene Geſetzeswerk auf den Phallus eingegraben worden? Jeder Gedanke daran, daß man durch das Phallusbild irgendeine frivole Anſpielung habe machen wollen, iſt abſolut ausgeſchloſſen. Dem widerſpricht außer der heiligen Darſtellung auch die Würde und der Ernſt des Geſetzes.

Der Phallus war nichts als das Symbol des Segens, der von den Göttern verliehenen Zeugungskraft. Es war ein heiliges Symbol, und wenn auch der Dioritblock von Suſa die älteſte Geſetzesſammlung trägt, ſo iſt er doch ſicher nicht die älteſte monumentale Darſtellung eines Phallus. Orientaliſche Sitte war es, beim Phallus zu ſchwören. Die Stellen 1. Moſe 24, 2 und 1. Moſe 47, 29, wo der Schwörende aufgefordert wird „lege deine Hand unter meine Hüfte“, wie es Luther falſch überſetzt, bedeuten nichts, als daß der Schwörende dem, dem er den Eid leiſtete, die Hand auf den Geſchlechtsteil zu legen hatte. Das iſt von einer ganzen Reihe von orientaliſchen Völkern beibehalten worden, ſelbſt noch beim Islam, wo beim Phallus von Allah geſchworen wird. Es iſt in allen dieſen Arten der Bekräftigung des Schwurs, alſo doch auch einer heiligen Handlung, ſelbſtverſtändlich nichts Unzüchtiges enthalten. Ja ſelbſt da, wo die Frauen den Phallus als Amulett gegen alle möglichen Unfälle tragen, iſt, ſo ſehr das Gegenteil ſich uns aufdrängt, doch nichts Unzüchtiges an dieſer Gewohnheit zu finden. Der Phallus war im alten Kunſtgewerbe außerordentlich oft das Vorbild und Modell der Arbeit; er wird in Neapel, wie man ſagt, noch jetzt von den Frauen als Amulett getragen, und er wurde früher als wirkliches Naturgebilde, das den beſiegten Feinden abgeſchnitten war, von den Frauen

der Sieger als Trophäe angelegt. So schreibt Hugo Lindenschott: „Die Nigriten oder schwarze Moren in der Insel Mossambique, welche man Caffres nennet, haben einen Gebrauch, daß wenn sie wider ihre Feinde zu Felde ziehen und die Schlacht gewinnen, derjenige, so die meisten gefangen bekömmt, oder caputieret, unter ihnen vor den Vornehmsten, Größten und Mannhaffteſten gehalten wird, und daher vor Andern in großem Ansehen ist. Damit sie nun dessen Zeugnis haben, wenn sie vor ihrem König kommen, schneiden sie allen, so sie gefangen, oder umgebracht haben, das männliche Glied ab: Die Gefangene aber lassen sie alsdann, nach geschehener mutilation, wieder hinlauffen. Solches geschieht darum, damit dieselben keine Kinder mehr zeugen möchten, welche ihre Feinde seyn, und ihnen Schaden zufügen könnten. Dasselbige Glied lassen sie wohl dürren, damit es sich halte, und nicht stinkend werde. Wann es nun so fein gedörret ist, kommen sie für den König mit sonderbarer Reverenze, in gegenwart der Vornehmsten und Obersten in selbiger Gegend, nehmen eins nach den andern in den Mund, spucken es wiederum auff den Erdboden vor des Königs Füße, welches der König mit einer großen Danckſagung annimmt. Und damit er ihnen ihre Mannheit und Tapferkeit wiederum mit einer besonderen Verehrung vergelte, so lässet er alle die ausgespeiete membra virilia wieder von der Erden aufraffen, und giebt sie hin wiederum dem, der sie hat präsentieret, für eine wunderliche Gnade und Ehren-Titel, dessen er sich zu erheben habe, und forthin vor eine ritterliche Person zuhalten sey. Darauf nimmet er dieselbe alle mit einander, reihet sie zusammen an eine Schnur, und machet daraus ein Pater noster. Wenn sie dann etwan Hochzeit, oder sonst ein Fest haben, so kommen die Bräute, oder auch wohl Eheweiber eines solchen Ritters hinzu, und haben dieses Pater noster mit allen solchen Plunder um den Hals hängen, welches bey ihnen eine so große Ehre ist, als bey uns das güldene Flüß tragen. Und dünken sich dabey die Bräute oder Weiber so groß, hoch und gut, als wenn sie gar die Königin selber wären."

Es ist hier der Phallus nur eine Siegestrophäe; aber der Brauch hat doch zugleich noch eine andere altertümliche Bedeutung, er sollte auch bezwecken, daß die Besiegten nicht mehr in die Lage kamen, Nachkommen zu zeugen, die vielleicht in späterer Zeit die Niederlage ihrer Väter rächen könnten. Es war also zunächst eine Präventiv-

maßregel, wie sie der Krieg in früherer Zeit mit sich brachte. Der Besiegte wurde in der Regel durch Erschlagen einfach unschädlich gemacht, wie dies selbst in der Bibel als göttliches Gebot geschildert wird. Man hat aber bei diesen Wilden, „Moren", eine nicht ganz so schlimme Methode angewandt, wenigstens haben sie nicht direkt erschlagen, obwohl die geschilderte Operation in den meisten Fällen doch den gleichen Effekt gehabt haben dürfte. Der Phallus als Trophäe und dann als schönster Schmuck der Weiber, das ist freilich nach unseren Begriffen etwas kaum Vorstellbares, ergänzt aber recht gut, was im Altertum bei den Phallusdiensten und Phalluszeichen Brauch war. Man wird auch hier ohne weiteres annehmen dürfen, daß weder Männer noch Weiber sich bewußt waren, etwas Schamloses zu begehen, wenn sie die Phallen der erschlagenen oder besiegten Feinde als Trophäen benutzten; ich möchte wohl behaupten, daß den Leuten dabei zwar der Gedanke an etwas Sexuelles aufgedämmert ist, mindestens ist dieser Gedanke, der latent in der Verhütung der Nachkommenschaft, faktisch aber in dem Phallus als solchem liegt, nicht wesentlich in den Vordergrund gestellt worden. Was sich auf den religiösen Kult des Phallus bezieht, trifft auch auf diese Trophäengeschichte zu. Jakob Grimm sagt über die erstere: „Der Phallusdienst muß aus schuldloser Verehrung des zeugenden Prinzips hergeleitet werden, die eine spätere, ihrer Schande bewußte Zeit ängstlich mied!"

Man dachte sich den Phallus, dieses Symbol der zeugenden Kraft, auch an die Pforten der Unterwelt hingestellt, was dann wieder auf die Naturbeobachtung zurückzuführen wäre: Nach dem Untergange, nach Tod und Verderben (Winter) stellt sich das neue frische Leben, der zeugende Frühling wieder ein. Deshalb soll auch der Frühlingsgott, der Gott der Fruchtbarkeit, Bacchus, den Phallus an die Tore der Unterwelt gepflanzt haben. Phallus illustriert dabei nichts anderes als den Gedanken der Auferstehung. Vielleicht ist das auch die Erklärung dafür, daß — wie oben schon gesagt — beim Phallus geschworen wurde.

Eine Frage drängt sich hier aber doch auf; denn die Mythe erzählt eine ziemlich unflätige Geschichte, die ganz klar zeigt, wie auch hier wieder die alte harmlose Anschauung verdrängt und durch eine vom Zeitgeist geborene Lust zu Unflätigkeiten verdrängt worden

iſt. Wie kommt Bacchus in die Unterwelt? Der Gott der Freude und des Genießens? Wir beſitzen eine griechiſche Mythe, die allerdings nicht überall gleich erzählt wird. Zoega erzählt die Sache ſo, daß Bacchus oder, wie es wohl richtiger heißen müßte, Dionyſos ſeine Mutter aus der Unterwelt befreien wollte. Es iſt das alſo genau dieſelbe Geſchichte, die wir wiederholt ſchon als eine Auslegung von Frühling und Winter erkannt haben. Nun kommt aber ein völlig neues Moment hinzu. Dionyſos weiß den Weg nicht und erkundigt ſich da und dort, ſchließlich auch bei einem Wiſſenden, der Polymnus, nach anderen auch Proſymnus, Hypolipnus oder Polyhypnos hieß.

Es galt aber, wie es danach ſcheint, auch ſchon bei den Göttern der Grundſatz: „Für nichts iſt nichts“. Proſymnos wollte ſeinen Lohn haben, wenn er dem Dionyſos den Weg zeigte, und zwar ſollte dieſer Lohn darin beſtehen, daß Dionyſos ſich dem Führer hingab, alſo einen perverſen Verkehr duldete. Da Dionyſos auf jeden Fall und um jeden Preis den Weg finden wollte, ſo ſagte er dieſen Lohn zu; erſt aber wollte er den Dienſt erwieſen haben, ehe er den Gegendienſt leiſtete, wozu Proſymnos bereit war. Selbſt Götter oder gottähnliche Weſen waren mißtrauiſch und hatten dazu wohl auch guten Grund, denn nicht allein die Menſchen waren liſtig und heimtückiſch, ſondern die Götter erſt recht. Dionyſos ſtieg nun durch den Alcyoniſchen See in die Unterwelt hinab und verrichtete das, was er gewollt hatte. Als er auf die Oberwelt zurückkehrte, war aber Proſymnos geſtorben, und Dionyſos, der ein ehrlicher Geſelle war, wollte den Gegendienſt, den er verſprochen hatte, doch leiſten, wenn dies auch durch den Tod des Proſymnos nicht mehr in der verabredeten Form möglich war. Es wird erzählt, daß Dionyſos, um ſein Verſprechen zu halten, einen Phallus aus Feigenholz geſchnitzt und ihn dann in den Eingang zur Unterwelt gepflanzt habe. So ſoll er den verſprochenen Akt künſtlich verrichtet haben.

Dieſe Erzählung erſcheint nach heutiger Auffaſſung in höchſtem Grade unzüchtig und unſittlich, womit allerdings nicht geſagt iſt, daß ſie es immer nach dem Empfinden der Griechen geweſen ſein müſſe; ſie iſt es aber ſpäter ſicherlich geworden, als der naive Sinn vergeſſen und eine allgemeine Entſittlichung entſtanden war. Es wurde am Alcyoniſchen See oder meiſt auch auf dem See ſelbſt alljährlich zu

Ehren des Dionysos ein Fest abgehalten, das der Phallus-Sage entspricht, jedoch keineswegs etwa moralisch genannt werden darf. Es ging dabei so hoch her, daß zu solchen nächtlichen Festen nur die Eingeweihten zugelassen wurden, die außerdem die Verpflichtung hatten, über die Einzelheiten der Feier tiefstes Stillschweigen zu bewahren. So mag es auch wohl kommen, daß die Geschichte des Dionysos in so verschiedener Lesart verbreitet wird. Es haben sicherlich die einzelnen Schriftsteller die Glocken läuten hören, aber nicht recht gewußt, wo sie in Wirklichkeit hingen; oder sie durften wohl auch nicht ganz der Wahrheit die Ehre geben.

Besonders leicht ist es durchaus nicht, jene Mythe richtig zu deuten. Man würde z. B. vollständig auf eine falsche Bahn geraten bei der Annahme, daß sie die Entstehung des Phalluskults darstellte. Das Verhältnis dürfte vielmehr ein direkt umgekehrtes sein, d. h. aus dem schon längst bestehenden Phalluskult ist die Sage hervorgegangen; sie hat die Grundidee geliefert für die Erzählung, und wenn auch ursprünglich die Gottheiten zweigeschlechtlich gedacht wurden und damit zum Ausdruck kommen sollte, daß ihnen etwas Selbstschöpferisches innewohne — wie dem Skarabäuskäfer der Ägypter —, so hat man weder dem Priapus noch dem Dionysos zweigeschlechtliche Eigenschaften zugedacht, sonst wäre ihnen unmöglich als Symbol der enorm ausgebildete Phallus — wie dies besonders bei Priapus der Fall war — zuerteilt worden. Auch das Abenteuer des Dionysos mit Prosymnos deutet zweifellos nicht die zweigeschlechtliche Natur des Dionysos an, sondern die Geschichte entstammt jedenfalls einer Zeit, in der die widernatürliche Unzucht sowohl bereits bekannt, als auch schon sehr stark verbreitet war. Ich bin überzeugt, daß die Feier am Alcyonischen See in Wirklichkeit nichts war als eine maßlose Orgie der Päderastie, und daß man vielleicht, um diese wahnsinnige Orgie feiern zu können, erst jene Sage von dem in die Unterwelt gestiegenen Gotte erfunden hat; mindestens ist diese Annahme durch ihre hohe Wahrscheinlichkeit berechtigt. Auch zeitlich dürfte sie gerechtfertigt sein, denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Mythe entstand, als in der Tat die perverse Fleischeslust schon über alle Begriffe weit verbreitet war. Interessant ist übrigens, daß auch zwischen der widernatürlichen Unzucht und der Religion ein klar erkennbarer Zusammenhang besteht, daß auch

hier der religiöse Gedanke sogar wieder als eine starke Förderung derselben erscheint.

Es wäre sehr interessant, auch den Zusammenhang weiter zu verfolgen; man würde manchen außerordentlich lehrreichen und beachtenswerten Fingerzeig erhalten. Für unser Thema genügt aber das eine Beispiel, das reichen Stoff zu Betrachtungen für diesen Ideenzusammenhang gibt. Alle die mehr als obszönen Bildwerke, die auf die widernatürliche Unzucht der Götter hindeuten, sie vielfach sogar klar zum Ausdruck bringen — war doch auch Adonis als Liebesgottheit passiv und aktiv, der Liebhaber der weiblichen Gottheit und die Geliebte der männlichen Gottheit —, sind im Grunde nichts als die religiösen Entschuldigungen für ein abscheuliches Laster, und, was daraus sich von selbst ergibt, die Anregungen zu diesem Laster. Ja, man darf wohl annehmen, erst der religiöse Kult hat viele Personen zu dem Laster verleitet, das garnicht mehr als solches erscheinen konnte, wenn es als religiöser Kult geübt wurde. Was zur Ehre der Götter geschieht, das kann doch nicht zugleich zur Schande der Menschen geschehen; es gilt vielmehr stets als ein löbliches Tun.

So läßt sich definieren. Nun kommt es lediglich auf die Frage an, ob die Menschen wirklich eine Handlung zur Ehre eines Gottes vornehmen, oder ob sie zu ihrem eigenen Vergnügen tun, was sie als eine Ehrung der Götter bezeichnen. Die Antwort auf diese Frage in allen Fällen zu finden, ist nicht leicht, sie ist vielmehr sehr oft überhaupt nicht zu geben, und das ist auch beim Phallusdienste so. Wenn man wirklich die zwei großen Perioden annehmen will, die Jakob Grimm mit seinem oben erwähnten Ausspruch andeutet, so ist dabei nicht zu vergessen, daß es keine fest markierten Grenzen zwischen beiden geben kann, weil selbstverständlich nicht von heute zu morgen die Meinung aller über eine bestimmte Sache sich von Grund aus ändert.

Doch das gehört schon dem wirklichen Phalluskult an. Zunächst noch eine kurze Ausführung zu den Phallusbildern, die häufig aufgestellt worden sind, ohne daß sich der Nachweis eines wirklichen Kults führen ließe. Der Dioritblock von Susa läßt einen Anhalt für einen besonderen Phalluskult nicht finden. Man hat hier die uns sehr anstößige Form der Gesetzessäule wohl nur gewählt, weil sie ein heiliges Symbol war, und es ist interessant, daß sie dies noch bei

einer so hohen Kulturstufe war. Natürlich konnte ein solches Symbol nur in Zusammenhang mit dem Zeugungsakt gedacht werden, also mit dem Gedanken an das Weib. Das machte es natürlich nicht zu einem unsittlichen.

Nicht immer hatten die Phallusbilder eine religiöse Bedeutung; sie sollten vielmehr oft auch bestimmte Eigenschaften, die in einer Gegend die Bevölkerung auszeichneten oder ihr mangelten, zum Ausdruck bringen. So wird berichtet, daß Alexander der Große bei seinen Zügen die Gegenden, die er erobert hatte, in besonderer Weise zu bezeichnen pflegte. Wenn sich ihm die Einwohner aus Furcht vor der Macht seines Heeres und dem Kriegsruhme, den Alexander bereits erworben, ohne jeden Widerstand auf Gnade oder Ungnade ergaben, dann wurde zum Zeichen ihrer weibischen Feigheit ein Denkmal errichtet, das nichts darstellte als weibliche Geschlechtsorgane, die andeuten sollten, daß in dieser Gegend keine Männer zu finden seien, sondern bloß weibische Feiglinge. War aber die Bevölkerung trotz der Übermacht Alexanders kühn in den ungleichen Kampf ihm entgegengezogen, und hatte er erst in erbittertem Kampfe das Land an sich bringen können, dann wurde der Phallus aus Stein errichtet als ewiges Zeichen der Tapferkeit des Volkes. Es sind also derartige Phallus-Steine keineswegs nur als Grenzsteine zu denken, denen man rein zufällig die Phallusform gab, sondern in der Regel hat ihre Form einen ganz bestimmten Grund, der entweder, wie bei den Erinnerungssteinen Alexanders, direkt aus Anlaß einer Schlacht gewissermaßen die in Stein gehauene Tapferkeitsmedaille war, oder für irgendeine andere Ursache ähnliche Beweiskraft haben sollte. Man findet den Phallus auch da ausgeprägt, wo er völlig unverständlich sein würde, wollte man annehmen, daß er eine sinnlich-lüsterne Bedeutung haben sollte. Die Weihegeschenke, die wahrlich nicht aus sexuellen Ideen gestiftet wurden, hatten in Babylon, überhaupt im Orient bis hinab zu den südarabischen Stämmen, gewöhnlich die Form des Phallus, und dieses Motiv findet sich auch in Kunstwerken, die nicht dem Sinnengenuß dienen und an sinnliche Freuden erinnern sollten.

Ich möchte aus alledem daran festhalten, daß die Phallusdarstellungen und der ganze alte Phalluskult zwar lebhaft an den sexuellen Akt erinnern mußten, daß sie aber in keiner Weise sinnliche oder

orgiastische Kulte waren. Der sexuelle Akt galt vernunftgemäß auch weder für unzüchtig noch für unsittlich oder sonstwie bedenklich. Man hatte seine Notwendigkeit erkannt wie der Landmann die des Besäens des Ackers, ohne das der Boden nicht Früchte tragen kann. Das Besäen des Ackers aber als eine Unsittlichkeit bezeichnen zu wollen, das würde wohl selbst den heutigen Sittlichkeitsfanatikern nicht in den Sinn kommen. Für den natürlich denkenden Orientalen war aber prinzipiell beides gleich, und das ist streng genommen von seinem Standpunkte aus auch nicht falsch.

Und wie hat sich später der Kult entwickelt! Keine Spur mehr von der harmlosen Deutung des Symbols der Zeugungskraft in der Natur, zu der auch das menschliche Leben gehört, sondern ein Dienst der schrankenlosen Lüsternheit. Interessant sind die Übergangsperioden, bei denen die Weiber den Phallusdienst verrichteten, zunächst ebenfalls noch, ohne dabei an eine Unsittlichkeit zu denken oder gar eine zu begehen. Gerade die ehrbarsten Weiber hegten kein Bedenken, den Phallus in feierlicher Prozession durch die Stadt zu tragen. Ich folge einer Notiz des Alexander ab Alexand., die in einer älteren Übersetzung lautet: „Ja, im Augusto hatten sie jährlich ein Fest, da die Weiber einem geschnittenen großen männlichen Glied hohe Ehre antaten, solches trugen die vornehmsten und ehrbarsten Matronen zur Collinischen Pforten hinaus in den Tempel Veneris mit vielem Pomp, und legten zuletzt es dem Bilde Veneris in den Schooß. Eben also ward auch von den Aegyptischen Weibern der Abgott Bacchus verehret."

Es ist damit wohl nur etwas geschildert worden, wovon der Schriftsteller Kenntnis erlangt hatte, und was ihm persönlich sonderbar und interessant erschien, ohne daß die Absicht vorlag, das Geschilderte näher zu prüfen und seine wirkliche Bedeutung festzustellen. Das beweist schon der Vergleich mit dem Kult der Ägyptischen Weiber; denn wäre Alexander mit mehr Verständnis und Sachkunde ans Werk gegangen, dann würde er erstens nicht bloß die „Ägyptischen Weiber" erwähnt, und zweitens die große Verschiedenheit der Bräuche betont haben, während er sie doch gerade ausschließt und meint, es wäre die Verehrung des Bacchus und der Venusdienst, wie er ihn aus Rom berichtet, dasselbe gewesen. In Rom ist aber in Wirklichkeit die Phallusprozession sehr verschieden von dem Bacchusdienst

gewesen, und Alexander hebt selbst hervor, daß die vornehmsten und ehrbarsten Matronen, das Phallusbild in den Tempel der Venus getragen und es der Göttin in den Schoß gelegt hätten. Das ist sicher eine für heutige Begriffe außerordentlich unzweideutige Anspielung auf den sexuellen Verkehr gewesen; aber trotz alledem war sie weder unsittlich noch orgiastisch. Männer beteiligten sich zunächst garnicht an der Zeremonie, bei der der Liebesgöttin der Phallus als ein herrliches und bezeichnendes Weihegeschenk dargebracht wurde. Man kann bei dieser Prozession der römischen Matronen eigentlich auch noch nicht von einem Phalluskult sprechen. Wann man zu dem eigentlichen Phalluskult übergegangen ist, läßt sich schwer sagen. Jedenfalls hat aber dieser Kult schon längst im ganzen Orient bestanden, ehe er nach Rom verpflanzt wurde. Überall, von Indien bis nach Ägypten, florierte die Religionsunsitte, und es sind wohl die Phönizier gewesen, die zuerst wirkliche Orgien an den Kult knüpften und damit bei den übrigen Völkern des Altertums großen Anklang fanden. Bei den Phöniziern ist der Phalluswahn aus der Adonismythe hergeleitet worden, die Phrygier ehrten mit dem Phallusdienst ihren Gott Attys, die Ägypter den Osiris, die Griechen den Dionysos und auch den Priapus. Wenn man nun auch aus Tatsachen, die ich schon in dem Kapitel über die phönizische Religion angeführt habe, schließen darf, daß von dort aus die Entartung des ursprünglich harmlosen Kults verbreitet worden ist, so besteht doch für den Forscher eine geradezu unüberwindliche Schwierigkeit, genaueres über die Kultbräuche zu ermitteln darin, daß sie in der Regel mit anderen Kulten verbunden und nur ein Teil von solchen waren; sie besteht aber auch hauptsächlich darin, daß sich mit vollster Bestimmtheit eine genaue Angabe über die Entwickelung des Phalluskults überhaupt schwer machen läßt. Es gibt wohl hinreichende Schilderungen, von denen aber meist nicht annähernd feststeht, aus welcher Zeit sie stammen, und — ob sie zuverlässig erzählen. Hauptsächlich spätere Schriftsteller, besonders wenn sie Wert darauf legen, jenen Kult als etwas Abscheuliches und Gemeines darzustellen, sind mit großer Vorsicht anzuführen. Dies war vor allen Dingen bei den christlichen Schriftstellern, der Kirchenvätern usw. der Fall. Daß gerade sie den Phallusdien' garnicht objektiv, d. h. aus der Seele der ihm Huldigenden heraus, b urteilen konnten, dürfte sich durch die verschiedene Weltanschauu'

ohnehin schon erklären; denn sich in den Gedankengang der Heiden hineinzuversetzen, wurde bereits als Sünde angesehen, und außerdem gestattete es die völlig anders geartete christliche Denkungsart nicht, sich in solche Materien zu vertiefen, da schon der bloße Gedanke als eine Todsünde erscheinen mußte. Wahrlich kein Wunder, wenn die alten Kirchenväter und frommen Schriftsteller sich nicht vorzustellen vermochten, daß ein Mensch über natürliche Dinge wirklich natürlich denken konnte. Zur Zeit der Kirchenväter mag übrigens auch die Wirklichkeit ihrer christlichen Ansicht schon im vollen Umfange recht gegeben haben; es wird von einer harmlosen Bedeutung des Zeugungssymbols nirgends mehr die Rede gewesen sein.

Wenn man die von Alexander ab Alex. in Rom geschilderte Zeremonie des Phallusdienstes genau betrachtet, so darf nicht allein der Wortlaut des Berichts den Schluß zulassen, daß der Schriftsteller die Sache nicht verwerflich fand, sondern noch ein weiterer Umstand. Wenn es dort heißt, daß die vornehmsten und ehrbarsten Matronen den Phallus zum Tempel der Venus durch die Stadt getragen hätten, so hat das noch nicht volle Beweiskraft, denn es können auch die vornehmsten Damen leichtfertig sein, und das sind sie zeitweilig im heiligen Rom in einem Grade gewesen, der selbst der kühnsten Phantasie wie eine wahnwitzige Übertreibung erscheinen muß; aber es ist gerade daraus, daß die oben zitierte Stelle sich da findet, wo es unmittelbar vorher heißt: „Wenn die Römer der Flora oder Blumen-Göttin Fest feyerlich begingen, lieffen die schamlose Huren Mutter nackend die Gassen auf und ab, und machten darbey allerhand leichtfertige Posituren und Minen", der Beweis zu ziehen, daß der Schriftsteller den Phallusdienst, wie er bei der Venusfeier sich abspielte, als eine völlig harmlose Zeremonie aufgefaßt hat.

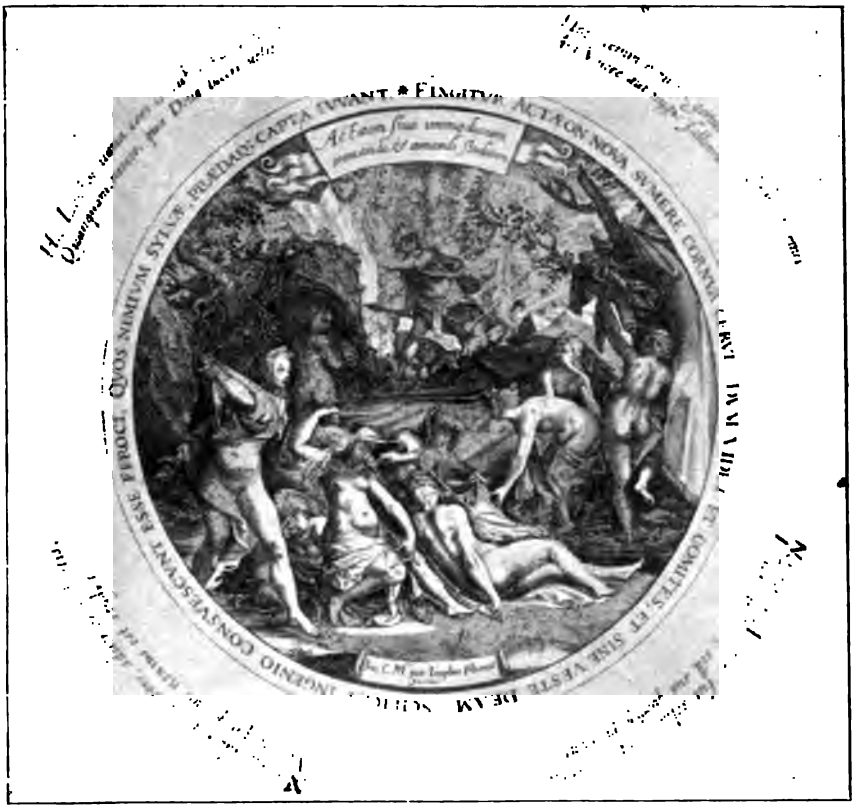
Nun ist weiter zu bedenken, daß nicht nur in Ägypten, sondern überall, wo die Namen Bacchus, Dionysos und ähnliche gleichbedeutende Götter einen guten Klang hatten, in erster Linie die Weiber den Göttern der Zeugungskraft ihre Huldigungen darbrachten. Bei der Weiber-Feier ist es zweifellos zu den tollsten Auftritten gekommen, bei denen aber, da kein Mann sich an der Feier beteiligen durfte, sexuelle Orgien wenigstens mit Männern ausgeschlossen waren. Die Weiber verfielen in wilde Raserei. Wir haben gesehen, daß bei ihrem Nachtfest ein Kind als Opfer dargebracht, d. h. zerrissen und

von den fanatiſchen Megären lebenswarm gefreſſen wurde, und deshalb das raſende Dionyſosfeſt der Weiber ſchon ziemlich früh beſeitigt wurde. Das konnte ſeinen Grund doch lediglich darin haben, daß dies grauſam-wollüſtige Opfer des Kindes dem griechiſchen Geiſte als Barbarismus erſchien; in Wirklichkeit aber iſt die Verfeinerung des griechiſchen Dionyſosfeſtes eine Verſchlimmerung geweſen, denn ſie erfolgte hauptſächlich deshalb, damit den Weibern das Feſt nicht allein mehr überlaſſen zu werden brauchte, ſondern die Männer ſich zugeſellen dürften, und nun die Feſtlichkeit zu den wüſteſten Orgien ausarten konnte. Damit entſtand ein wirklicher Phalluskult.

Die Dionyſien leitete dann ſpäter ein großer Feſtzug ein, an dem ſich Männer und Weiber in bunter Reihe und in recht ſonderbaren Koſtümen beteiligten. Das Haar war mit Weinlaub bekränzt, und Ranken des Weinſtocks waren auch auf der Kleidung, die die Blößen des Körpers meiſt nur mangelhaft bedeckte, angebracht. Dem Feſtzug wurde der Phallus vorangetragen. Es war dies ein in möglichſt großen Dimenſionen hergeſtelltes Exemplar, das in der Regel aus Leder gefertigt und rot angeſtrichen wurde, wie auch der Priapus in der Regel rot angeſtrichen wurde, der deshalb gewöhnlich „deus ruber“ hieß. Dieſes Gebilde wurde an Stangen befeſtigt, und fiel ſelbſtverſtändlich enorm auf. Daß dabei die ehrbaren und harmloſen Gedanken verſchwanden, geht ſchon aus der Tatſache hervor, daß der ganze Zug in der ausgelaſſenſten Weiſe geſchmückt war, und das Phalluslied geſungen wurde, ein höchſt derber und obſzöner Geſang, der mehr als handgreiflich die Bedeutung des Symbols klarlegte. Dieſes Wahrzeichen konnte dann freilich auch als Symbol für das ganze Feſt gelten, denn die Feier artete in die wüſteſten Orgien aus und fand deshalb den allgemeinſten Anklang und die weiteſte Verbreitung.

Es mag ſein, daß nicht überall die gleichen Ausſchweifungen herrſchten; es mag hier etwas mehr, dort etwas weniger exzediert worden ſein; aber von ſexuellen Orgien war das Dionyſsfeſt, d. h. das unter dem Zeichen des Phallus ſtehende, nirgends frei. Die Dinoyſien, die dem ernſten und dämoniſchen Dionyſos galten, brauche ich hier in dem Kapitel über den Phalluskult wahrlich nicht zu beſchreiben. Sie ſind es wohl geweſen, die dazu beigetragen haben, die Berichte über die geiſtige Entgleiſung, als welche ſich der Reli-

Tafel XLII.



Bry: Actaeon und Diana (Kupferstichkabinett Berlin).

Tafel XLIII.

Diana entdeckt den Fehltritt der Callisto (Gemälde von Tizian).

gionsdienſt des Phallus doch unter allen Umſtänden darſtellt, unklarer und widerſpruchsvoller erſcheinen zu laſſen.

Man gelangte ſchließlich dahin, den Dionyſos ganz zu vergeſſen und einfache Phallusfeſte zu feiern. Der feierliche Umzug blieb dabei beſtehen, und das Phallusſymbol durfte natürlich erſt recht nicht fehlen. Man nannte dieſe Umzüge direkt Phallagogia oder Periphallia. Daß ſo etwas möglich war, erſcheint unſerer Zeit allerdings unbegreiflich, denn Zucht und Sitte waren während der Feiertage ganz unbekannte Begriffe. Jeder und Jede ſuchten ſich in Ausſchweifungen zu betäuben. Wenn man vielleicht im Anfang in den griechiſche Phallophorien nichts Anſtößiges ſah, ſo iſt dies lediglich auf den leichter beſchaffenen griechiſchen Geiſt zurückzuführen, der noch nicht von der Sucht unſerer moderner Moraliſten angekränkelt war, überall irgend etwas Schamverletzendes zu entdecken. Der Phallusumzug allerdings hätte ſchon ohne beſonderen Scharfſinn als anſtößig erkannt werden können, und die ganze Veranſtaltung würde ſelbſt der jüngſte Aſſeſſor bei uns als im höchſten Grade unſittlich verdammen, wenigſtens wenn er amtlich ſeine Anſicht auszuſprechen hätte. Den Griechen war es aber auch zur Zeit der tiefſten Entartung nicht möglich, etwas das Schamgefühl Verletzendes in ihrem Phalluskult zu entdecken, und darin hatten ſie vollkommen recht, denn da bei ihnen ſchon lange kein Schamgefühl mehr beſtand, konnte es natürlich auch nicht verletzt werden. Übrigens haben die Phallusfeſte, oder richtiger geſagt, die Dionyſien auch ihr Gutes gehabt; aus ihnen hat ſich die ſpätere Komödie entwickelt, für die ſie mit ihren bunten Aufzügen und Chören das Vorbild waren.

Und eins hätten ſich die Griechen zum Troſte dienen laſſen können. Ihre Phallus- und Dionyſosfeſte waren noch lange nicht die ſchlimmſten. Überall gab es ſolche Feiern, und überall, namentlich im aſiatiſchen Orient, waren ſie noch weit ſchamloſer und unſittlicher. Die Griechen ſuchten doch wenigſtens durch ihren Feſtzug und durch die Art ihres Kults dem wüſten Treiben ein zarteres und poeſievolleres Mäntelchen umzuhängen. Das hielt man im Orient meiſt garnicht erſt für notwendig. Dort wurde lediglich der lüſternſten Sinnlichkeit gehuldigt, und der Phallus war das Zeichen, in dem man ſelig war.

Religiöse Prostitution.

Daß man in den alten Religionen verschiedenen Göttinnen und Göttern durch sexuelle Ausschweifungen dienen zu müssen glaubte, haben wir bereits in den bisherigen Kapiteln zur Genüge kennen gelernt; es fragt sich nun, ob es auch eine religiöse Prostitution gegeben habe, oder, vielleicht richtiger gesagt, ob man die körperliche Preisgabe im Tempel und zur Ehre der Gottheiten eine religiöse Prostitution nennen dürfe, besonders dann, wenn für die Frauen und Mädchen eine Verpflichtung bestand, sich zu bestimmten Festen den Priestern oder auch den übrigen Festgenossen hinzugeben. Es wird vielfach die Berechtigung einer solchen Bezeichnung bestritten, und man versteht solche Proteste an und für sich ganz gut, und wird auch die Scheu würdigen können, von einer religiösen Prostitution zu reden, denn Religion und Prostitution passen nach unserem heutigen Empfinden nicht besser zusammen als Feuer und Wasser.

Gleichwohl läßt sich aber auch definieren, daß es durchaus berechtigt sei, von einer religiösen Prostitution zu sprechen, denn sie ist ein historisches Faktum; die Prostitution, die nichts anderes ist als eine körperliche sexuelle Preisgabe, ist tatsächlich aus religiösen Gründen erfolgt. Ehe man zu einem wirklich zutreffenden Urteil in diesem Wortstreit, denn etwas anderes ist es eigentlich nicht, gelangen kann, muß man sich erst völlig klar darüber sein, was denn das Wort Prostitution überhaupt zu bedeuten hat. Wenn wir heutigen Tages unter Prostitution nur das zu verstehen gewöhnt sind, was das Strafrecht gewerbsmäßige Unzucht nennt, so könnte man allerdings darüber streiten, ob dieser Ausdruck für alle Fälle der religiösen Hingabe passend wäre, oder vielmehr, man würde in vielen Fällen sagen müssen, daß er nicht zutreffend wäre, denn selbst da, wo die körperliche Hingabe erfolgte als ein Opfer — sie war da zweifellos nichts als eine religiöse Handlung — würde man von einer gewerbsmäßigen Hingabe nicht sprechen dürfen, weil Jemand, der die Gunst der Götter für sich erkaufen oder deren Beistand für irgendein Vorhaben erringen will, doch keinen Erwerb sucht. Ich möchte wenigstens den Begriff der Gewerbs-Prostitution nicht so weit ausdehnen, weil es sonst auf der Welt keinen sexuellen Akt geben würde,

den man nicht schließlich mit einiger Interpretationskunst zur Gewerbsunzucht stempeln dürfte. Es kann aber kaum etwas Unberechtigteres geben, als nur die Gewerbsmäßigkeit für ausschlaggebend ansehen zu wollen; sie hat vielmehr mit der uns hier beschäftigenden Frage prinzipiell garnichts zu tun. Prostitution heißt garnicht gewerbsmäßige Preisgabe; prostituere bedeutet ursprünglich nichts als ausstellen, öffentlich preisgeben, und hat allerdings einen schändenden und entehrenden Sinn, so daß Prostitution eine verächtlich machende, schändende Ausstellung bedeutet. Im Sexualleben ist es also eine Preisgabe, die etwa der Hurerei gleichkommt, keineswegs aber ein gewerbsmäßiges Handeln voraussetzt. Im engeren Sinne ist nicht einmal erforderlich, daß die sich Preisgebende sich des Schändenden bewußt ist. Prostituierte ist also nicht ohne weiteres die römische Prostibula, die immer eine „feile Dirne" war. Prostitution kann vielmehr auch nach ethischen Gründen erfolgen, und so ist dann natürlich auch die Hingabe aus religiösen Gründen Prostitution und zwar religiöse Prostitution.

Wie ich schon bei der Besprechung des Astartedienstes ausgeführt habe, kann es sehr wohl eine religiöse Prostitution geben, in der ein naivfrommes Gemüt niemals etwas Unzüchtiges oder gar eine Schande zu erblicken vermag. Nicht für unsere Moralanschauungen, aber doch für die reine, von keinem Moraldogma beeinflußte Vernunft kann es sehr wohl als ein Grundsatz gelten, daß eine sexuelle Betätigung überhaupt nichts Verwerfliches und vor allen Dingen ebensowenig etwas Unmoralisches, Entwertendes oder Schändendes sei wie jede andere Befriedigung eines Naturtriebes. Warum, so läßt sich philosophieren, soll die Betätigung eines Triebes, der mächtiger in dem Menschen herrscht als jeder andere, und von dessen Befriedigung die Erhaltung des Menschengeschlechts abhängt, eine Schande sein? Warum soll, wie dies doch mehr oder weniger von allen Moralanschauungen der Welt angenommen wird, die Mutterschaft etwas Achtunggebietendes, Heiliges, das aber, was sie bewirkt, eine Schande sein? Warum soll es die größte Schmach des Weibes sein, keine Nachkommen zu haben, und doch ebenfalls eine Schande, sie zu erwecken? Ja, man flehte die Götter um Nachkommen an, sollte man da den sexuellen Akt, ohne den doch auch die Götter dieses flehentliche Bitten nicht zu erfüllen vermochten, als etwas

Verwerfliches und Schmachvolles gelten lassen? Und doch dürfte man die sexuelle Hingabe, die nicht der Befriedigung des eigenen Triebes, sondern einem anderen Zwecke diente, Prostitution nennen.

Es hat im alten Griechenland eine philosophische Schule gegeben, die man Zyniker nannte, deren Anhänger in der Praxis eine Lehre der reinen Vernunft befolgten. Diese Weisen waren der Ansicht, daß der sexuelle Akt das Natürlichste der Natur sei, und daß der Mensch ein Narr sondergleichen genannt werden müsse, wenn er die Folgen dieses Aktes feiere, den Akt selbst aber verberge, als sei er ein grausiges Verbrechen. Die Anhänger dieser Schule waren deshalb der Ansicht, daß man getrost den sexuellen Verkehr auf offenem Markte pflegen könne, wie man auch auf offenem Markte esse und trinke, ohne daß dies als eine Schmach empfunden werde. Das Essen und Trinken aber erhalte doch nur das Individuum, der sexuelle Verkehr aber das menschliche Geschlecht, deshalb müsse dieser auch mindestens höher geschätzt werden als jenes, nicht aber als etwas Verabscheuungswürdiges verborgen werden. Man nannte solche Lehrer Zyniker und leitete das Wort von dem griechischen Worte Küon ab, das Hund bedeutet. Damit wollte man zum Ausdruck bringen, daß diese Weisen Griechenlands den Hunden, die sehr verachtet waren, gleichgestellt werden müßten, weil sie wie die Hunde sich nicht scheuten, auf offener Straße die diskretesten Intimitäten des Familienlebens zur Schau zu stellen. Man hatte im alten Griechenland schon, obwohl man nichts weniger als prüde war und die Freuden der Liebe sehr wohl zu würdigen wußte, für solche Art Philosophie kein Verständnis mehr, da man sich längst daran gewöhnt hatte, das zu wahren, was man Anstand und Sitte nennt, und was bei einem gedeihlichen Beisammenleben schlechterdings nicht übersehen werden kann, weil gerade die Geselligkeit Rücksichten fordert, die vielleicht theoretisch vom Standpunkt der reinen Vernunft aus unsinnig und albern erscheinen können, gleichwohl aber notwendig sind. Auch das sogenannte natürliche Recht kann nur da Anwendung finden, wo ein einziger Mensch vorhanden ist; sobald mehrere Menschen gemeinsam einen Ort, ein Haus bewohnen, würde das natürliche Recht, so viel es auch nach einfacher Logik für sich haben mag, doch sofort ein natürliches Unrecht sein, weil das unbegrenzte Recht des Einen sofort in die Rechtssphäre der übrigen hinübergreifen würde, während

doch das Recht des Einen vernünftiger Weise nicht weiter gehen darf als das Recht aller übrigen.

Die Forderungen der Moral müssen aber denen des Rechts gleichgestellt werden. Sie gipfeln nach außen hin in der Rücksicht auf andere Leute, und wo diese fehlt, haben wir es mit dem ärgsten Barbarismus zu tun, der gerade von den hochgebildeten Griechen auf das äußerste verachtet und verspottet wurde. Es gab für die Griechen kaum etwas Abstoßenderes als die rauhen Sitten der Ichthyophagen, Massageten usw., die in Bezug auf das sexuelle Leben ähnlich handelten wie die Philosophen der Zynikerschule, allerdings, ohne deren Lehren zu kennen oder logische Gedanken daran zu knüpfen. Bei den Massageten gab es nicht einmal eine Ehe oder etwas, das dieser gleichgestellt werden könnte, sondern es herrschte eine allgemeine und völlig unbeschränkte Geschlechtsgemeinschaft. Wo ein Massagete ein weibliches Wesen traf, auf das ihn gelüstete, da wurde einfach gleich auf offener Straße der sexuelle Akt vollzogen, und dann gingen beide auseinander, als sei zwischen ihnen nicht das Mindeste vorgefallen. Das war also so halb nach den Lehren der Zyniker gehandelt. Wollte man aber solche Lehren als berechtigt gelten lassen, dann könnte man — ebenfalls vom Standpunkt der reinen Vernunft — auch so weit gehen, wie es die Massageten taten, d. h. man könnte dann auch der absoluten Geschlechtsgemeinschaft das Wort reden und sagen, daß es doch widersinnig sei, ein Weib nur für einen Mann zu bestimmen und beiden jeden anderweiten Verkehr abzuschneiden. Denn wenn der sexuelle Akt nun einmal das Natürlichste des Natürlichen ist, dann kann er folgerichtig auch nicht in unnatürlicher Weise auf nur eine Person beschränkt werden und verboten sein, sobald er mit einer anderen Person vollzogen werden würde, wenn sich doch die Leidenschaft nach einer anderen Person, die diesem Verlangen mit der gleichen Leidenschaft entgegenkommt, geltend machte. Man müßte vielmehr das Verhältnis, das bei den Massageten und in ähnlicher Weise auch bei den Ichthyophagen usw. herrschte, als das idealste und vernunftgemäßeste gelten lassen. Ich weiß allerdings nicht, ob sich damit ein vernünftiger Mensch einverstanden erklären würde, ob er es wenigstens dann noch tun würde, wenn er selbst eine Genossin gefunden hätte, die er doch gern für sich allein haben möchte. Ich weiß auch nicht, ob es bei solchen Zuständen noch eine Prostitution geben könnte.

Ganz anders liegt die Sache, wenn religiöse Ideen in eine Doktrin überspielen. Wir haben schon öfter gesehen, daß dabei die klare Vernunft selten den Ausschlag gibt, denn täte sie dies, dann würde nicht so unendlich viel Widersinniges und direkt Unmögliches als Glaubenssatz aufgestellt und wirklich geglaubt worden sein. Es ist bezeichnend genug, daß selbst klardenkende Menschen — denn als solche darf man die alten Kulturvölker unter allen Umständen betrachten — in religiösen Dingen auf das unlogischste Gebilde der Phantasie geschworen haben. Es kann also deshalb auch eine Person, die äußerst penibel in Fragen der Sittlichkeit denkt, doch selbst die abscheulichste Prostitution, sobald sie den Göttern gilt, nicht nur für erlaubt, sondern sogar noch für die höchste Tugend und die verdienstlichste Tat halten. Deshalb läßt auch die religiöse Prostitution an sich noch lange nicht den Schluß zu, daß etwa die, die sich prostituierten, ein Manko an sittlichem Empfinden aufzuweisen gehabt hätten; viel eher kann man dies von denen annehmen, die von solcher Prostitution Vorteile hatten.

In der Regel waren es, wie wir dies schon bei dem Astartekult gesehen haben, die Priester, die das Opfer entgegennahmen, wie es im allgemeinen Sache der Priester war, bei den Opfern gewissermaßen die Stelle der Götter zu vertreten und für diese das Opfer entgegenzunehmen, resp. bei dem Opfer zu helfen und das Opfer zu leiten. Man wird die Priester in der Regel ganz anders einzuschätzen haben, als das profane Publikum. Sie bildeten meist eine besondere Kaste, die im Besitze der religiösen Geheimnisse war, d. h. die Priester waren im Besitze des „Wissens"; sie hatten eine besondere Religion, von der sie dem Volke nur das zu wissen gaben, was notwendig und nützlich war, nützlich vor allen Dingen ihnen selbst, dann allerdings auch den Göttern, denn die Religion mußte erhalten bleiben, sonst hätte man ja keine Götter und natürlich auch keine Priester mehr brauchen können. Andererseits wäre es nicht vorteilhaft gewesen, das Volk alles wissen zu lassen, was die Priester wußten. Alles wissen, macht Kopfschmerzen, sagt das Sprichwort; das mag nicht immer zutreffen, aber für die alten Priesterreligionen hätte es doch vorzüglich gepaßt, denn sicherlich hätte es den alten Völkern arge Kopfschmerzen bereitet, wenn sie immer gewußt hätten, wie die anscheinend ideale Religion, die die Priester lehrten, in

Wirklichkeit ausgesehen hätte. Ich möchte mindestens nicht behaupten, daß die Priester die naive Frömmigkeit, die eine Prostitution aus religiösen Gründen für erlaubt und verdienstlich halten konnte, besessen hätten, denn nach allem, was über die „Wissenden" bekannt ist, wird man gewiß vom stärksten Gegenteil überzeugt sein dürfen.

Nehmen wir aber getrost an, daß die Priester besser unterrichtet waren, daß sie genau unterrichtet gewesen, wie die Opfer der eigenen Person zu bewerten waren. Das ändert an der Bewertung der Prostitution nichts, es kann höchstens die, die sich aus Frömmigkeit prostituierten, noch mehr entschuldigen, denn wenn die Priester aus selbstsüchtigen Gründen diese Selbsthingebung förderten, dann verstand es sich von selbst, daß die gutgläubigen Laien sie erst recht für ein gottgefälliges Werk und für eine Notwendigkeit halten mußten.

Es ergibt sich aber hieraus noch ein weiteres Moment, das vielfach übersehen wird, und doch beweist, wie berechtigt der Ausdruck „religiöse Prostitution" selbst dann ist, wenn man unter einer solchen nur die gewerbsmäßige verstehen will. Wir haben schon in der religiösen Geschichte Babylons usw. gesehen, daß die Festgenossen, denen sich exaltierte Weiber hingaben, hierfür einen Betrag opferten, der für die Göttin und deren Tempel bestimmt war, aber stets in die Taschen der Priester floß. Hier wurde also durch die Hingabe ein Erwerb erzielt; es war ein wirklich gewerbsmäßiger — Betrieb. Und so wenig heutigen Tages eine Gewerbsdirne aufhört, dies zu sein, wenn der Erlös ihrer Schande nicht in ihre eigene Tasche, sondern in die ihres Zuhälters oder sonst einer Person fließt, so wenig würde die alte Tempelprostitution keine gewesen sein, weil die Priester den Erlös erhielten, was ja übrigens auch noch nicht einmal ganz zutreffen würde, da, wenigstens in späterer Zeit, auch außerhalb des Tempels die Weiber sich Hütten und Häuser bauten, in denen sie das fromme Geschäft auf eigene Rechnung betrieben. Wollte man also die Begriffe noch so eng begrenzen, — immer würde sich ergeben, daß man doch mit vollstem Rechte von einer religiösen Prostitution sprechen darf.

Es hat nun ganz verschiedene Arten dieser Prostitution gegeben. Als eine der ältesten mag die gegolten haben, die im östlichen Orient üblich war und darin bestand, daß die Bräute, ehe sie dem Gatten angetraut wurden, erst der Gottheit ihre Jungfräulichkeit opferten.

Sie begaben sich in den Tempel, und die Braut brachte ihre Jungfrauenschaft dem Gotte dadurch dar, daß sie sich einem der Priester hingab. Das war eine so heilige Sitte, daß selbst der Bräutigam gegen sie nichts einzuwenden wagte. Es wurden im Gegenteil noch bedeutende Geschenke gegeben, die ebenfalls der Priester in Empfang nahm, und die wohl in der Hauptsache für die Gottheit gegeben wurden, die aber auch wohl zum Teil für den Priester bestimmt waren, der sich der Opfernden angenommen und das Opfer mit ihr vollzogen hatte. Man darf diese Sitte — Unsitte wäre wohl eigentlich besser gesagt — für sehr alt halten, und es mag dahingestellt bleiben, wie sie entstanden ist. In der Regel wird man dieses Darbringen der Jungfräulichkeit wohl wirklich für ein Opfer halten dürfen. Ich bin zweifelhaft, ob unter allen Umständen die Priester diese Opfer empfohlen haben, um ihren sinnlichen Gelüsten Rechnung zu tragen, denn in der Tat wurde solcher Opfersitte auch da gehuldigt, wo die Priester nicht selbst die Früchte brachen, wo man sich vielmehr den Gott persönlich dachte, also sein Bild die Defloration vornehmen ließ. Lintschot sagt darüber: „Die heidnische Einwohner zu Goa führen die Bräute zu ihren Abgott Pagode, an welchen ein Männlich Glied von Helfenbein gemacht ist, daran erdrücken sie die Jungferschaft mit großen Schmertzen unter närrischen Ceremonien, und muß also der Teufel dem Bräutigam Hörner aufsetzen."

Es ist das in Wirklichkeit ein Opfer gewesen, das dem Gotte gebracht wurde, eine religiöse Prostitution in optima forma; denn wenn es sich auch nur um ein Bildwerk des Gottes handelte, so darf man nicht übersehen, daß man glaubte, dieses Bildwerk sei der Gott selbst und empfände wie ein lebendes Geschöpf. Die Verehrung war so groß, daß man schon das Bildwerk, von dem man doch wußte, daß es aus Menschenhand hervorgegangen war, schließlich für den wirklichen Gott hielt. Deshalb glaubte man aber auch, daß die Gottheit wirklich die Jungfräulichkeit der Bräute genieße, die ihr dargebracht wurde. Daß Lintschot betont, solche Hingebung sei mit großen Schmerzen verbunden gewesen, ist sicher berechtigt, denn die Künstler werden, wie dies stets geschah, das Glied von sehr erheblicher Dimension geschaffen haben, und die ganze Prozedur wird wohl mit mehr Eifer als Zartheit vorgenommen worden sein. Auch die Bemerkung, daß närrische Zeremonien stattgefunden hätten, ist be-

achtenswert, denn es geht daraus hervor, daß man diese religiöse Prostitution in vollster Öffentlichkeit vornahm, so schlecht gerade sie doch eigentlich die Öffentlichkeit vertragen konnte, und so wenig öffentlich der sexuelle Akt in der Ehe vollzogen wurde. Man hat sehr oft, weil man wohl den Brauch, nicht aber seine religiöse Bedeutung kannte, angenommen, es habe sich lediglich darum gehandelt, dem jungen Ehemann das nicht angenehme Geschäft der Defloration abzunehmen, und da dieses Geschäft sich nicht unblutig habe verrichten lassen, bei dem heißen Klima aber Blut sehr leicht zersetzt worden sei, soll es sich gewissermaßen auch um eine hygienische Maßregel gehandelt haben. Diese letztere Deutung sieht in der Tat so aus, als habe sie etwas für sich, und es mag, wie dies oft im Altertum der Fall war, die religiöse Vorschrift teilweise den Zweck gehabt haben, hygienisch zu wirken; aber das ist im konkreten Kult dann auf alle Fälle nur eine sehr nebensächliche Absicht gewesen; in der Hauptsache, und man darf wohl annehmen, daß es im Altertum zunächst nur den einen Zweck gegeben hat, handelte es sich um ein rein religiöses Regime, um eine religiöse Prostitution, die ein Opfer für den Gott bedeutete.

Hygienische Vorschriften über sexuelle Dinge gab es in den alten Religionen genug. Man findet aber nichts, das die Defloration vor der Ehe aus Gesundheitsrücksichten gefordert hätte. Selbst das Judentum kannte solche Vorschriften, und es ist beachtenswert, daß auch das mosaische Gesetz das Weib während des Blutflusses und nachher für unrein erklärte. Das ist aber etwas wesentlich anderes, und im allgemeinen hatte man gegen Blut durchaus keinen so großen Abscheu. Man vergoß es vielmehr auch sonst ohne jedes Bedenken und fürchtete sich dabei niemals davor, daß etwa das Klima das vergossene Blut zersetze und eine gesundheitliche Gefahr schaffe. Gerade das mosaische Gesetz, das sich als Parallele anwenden ließe, wenn man die eben zitierte Vorschrift allein betrachten wollte, versagt hier nicht allein vollständig als Beweis, sondern ist geradezu eine Contradictio, denn wenn auch dieses Gesetz das Weib für unrein während des Blutflusses erklärt, sagt es absolut nichts davon, daß eine Braut vor dem Beilager defloriert werden sollte, sondern es enthält für eine Braut, die bei der Brautnacht nicht als Jungfrau befunden wurde, außerordentlich bedenkliche Vorschriften. Der Mann konnte solche junge Frau ohne

weiteres von ſich ſtoßen, und ſie war in ganz Israel geſchändet. So war es aber auch bei anderen orientaliſchen Völkern Sitte, daß nach der Brautnacht die blutbefleckte Wäſche im feierlichen Zuge durch den ganzen Ort getragen und öffentlich gezeigt wurde, da dies ein Ehrenbrief für die Braut und überhaupt für die Ehe war. Ähnliche Bräuche beſtehen auch bei einigen arabiſchen Volksſtämmen heute noch. Es iſt das alles wohl genügend beweiskräftig dafür, daß man ſich nicht vor einigen Tropfen Blutes gefürchtet hat, daß alſo der Zwang der Defloration durch das Götterbild wirklich ein reiner Kult war und garnicht anders aufgefaßt werden darf. Daß ihm auch jede unſittliche Nebenabſicht fernlag, das ſchließe ich daraus, daß das Götterbild ſelbſt die Defloration zu beſorgen hatte. Wäre der Grundgedanke dieſer Proſtitution ein unſittlicher, ich will noch nicht einmal ſagen, ein bewußt unſittlicher, geweſen, dann würden die Prieſter den Gott vertreten haben, wie dies in Babylon die Aſtarteprieſter taten, oder man würde ſonſt eine menſchliche Hilfe zugelaſſen, das Opfer auch wohl nicht auf den Vorabend der Hochzeit beſchränkt haben. Ich laſſe ſogar der Vermutung Raum, daß dieſer Akt nur deshalb mit „närriſchen Ceremonien“ in vollſter Öffentlichkeit vorgenommen wurde, damit Jeder ſich überzeugen konnte, daß die Braut wirklich noch im Vollbeſitz ihrer Jungfräulichkeit geweſen ſei. Wurde darauf aber Wert gelegt, dann ſpricht dies wieder für eine ſittliche Anſchauung und keineswegs für eine frivole.

Eine andere Art der religiöſen Proſtitution war die der indiſchen und chineſiſchen Bajaderen. Das waren Tänzerinnen, die ſich wirklich gegen Bezahlung proſtituierten. Das würde freilich an ſich abſolut nichts beweiſen und auch nichts zu bedeuten haben, denn Proſtitution hat es von jeher gegeben, und es wird wohl auch trotz aller ſchönen Reden, die dagegen gehalten werden, trotz aller Frauenrechtsbewegungen und ſonſtigen Beſtrebungen ſchwerlich jemals aufhören, eine Proſtitution zu geben, weil der Gründe für dieſe zahlloſe ſind, die zum großen Teile an ganz anderer Stelle liegen als da, wo ſie alle die modernen, der ſchönen Phraſe mehr als dem klaren Denken huldigenden Bewegungen ſuchen und gefunden zu haben glauben. Es wird wohl ſelbſt an der Proſtitution im heutigen Sinne, alſo an der gewerbsmäßigen Unzucht, niemals fehlen, ſicher nicht an der Proſtitution im weiteren Sinne. Es wäre alſo wohl nicht ſonder-

lich aufregend, daß es auch Bajaderen gab und noch gibt, die einfach Prostituierte sind und ihr Geschäft so gut verstehen, daß sie meist recht erhebliche Reichtümer erwerben, die sie — auch das ist das durchaus Übliche — in Schmuck und kostbaren Gewändern anlegen. Was aber an dieser Sache wirklich interessant ist, ist der Umstand, daß es sich auch dabei um eine wirklich religiöse Prostitution handelt, und daß das Gewerbe die Bajaderen nicht allein nicht schändete, sondern sie viel eher ehrte und ihnen die Achtung ihrer Mitmenschen einbrachte. Fromme Prostitution Jahre lang mit Eifer und Erfolg betrieben zu haben, das war nicht einmal ein Grund, der es der Bajadere unmöglich machte, sich zu verheiraten; im Gegenteil, es wurde ihr dadurch viel eher ermöglicht, eine sogenannte gute Partie zu machen.

Man kann die indischen Verhältnisse nur dann annähernd richtig beurteilen, wenn man etwas eingehender nachforscht, welche Stellung das Weib in Indien hatte. In der Urzeit der Menschheit hat es zweifellos einen sexuellen Verkehr gegeben, zu dem man instinktiv gelangte, von dem man aber nicht wußte, daß er für die Fortpflanzung des Menschengeschlechts von Einfluß sei. Man war vielmehr der Ansicht, daß die Kinder nichts seien als ein Geschenk der Götter, die als Ursache jeder Erscheinung betrachtet wurden, und von denen man deshalb auch glaubte, daß sie die Kinder wachsen ließen, wie sie Bäume, Sträucher und alles Seiende schufen. Wenn man das annimmt, dann mußte dem Weibe eine besondere Stellung eingeräumt werden; es galt dann als ein Werkzeug, dessen sich die Götter bedienten. Es wird wenigstens diese Theorie — fast möchte ich sagen Hypothese — vielfach aufgestellt; mir erscheint sie freilich mehr als anfechtbar.

Wenn nämlich die Menschheit in der Kultur bereits soweit vorgeschritten war, daß sie nicht allein an Götter glaubte, sondern diesen Göttern auch ganz bestimmte Ressorts überwies, dann hatte sie doch sicherlich auch bereits die garnicht auf die Dauer übersehen werden könnende Entdeckung gemacht, daß der sexuelle Akt dasjenige sei, was für die Fortpflanzung des Menschengeschlechts das allein Wesentliche ist. Es kann nicht überraschen, daß dabei auch der Mann als der Erwecker des Lebens für wertvoller, wichtiger und deshalb herrschend galt. Daß sexuelle Dinge als anstößig gelten könnten,

das ist etwas, was dem Indier ebensowenig wie anderen Völkern des Altertums jemals in den Sinn gekommen ist; im Gegenteil, man sprach von solchen Dingen mit derselben Unbefangenheit und Ungeniertheit, mit der man jede durchaus natürliche Sache behandelt, und es fehlt nicht an Schriften, in denen alle Angelegenheiten des Liebeslebens mit einer Offenheit, Sachkunde und Unverblümtheit behandelt werden, wie es wohl sonst nirgends mehr in der Welt vorkommt. Das Weib ist in diesen Schriften nur das Objekt des Vergnügens, mag es Gattin oder Geliebte sein, und es wird sogar eine genaue Einteilung aller Weiber in bestimmte Gruppen getroffen, die je nach der sexuellen Beschaffenheit abgegrenzt sind, und der Leser erhält genaue Winke und Instruktionen, wie er mit jeder solchen Gruppe am besten fährt. Es zeigt dies wohl ziemlich klar die wirkliche Stellung des Weibes.

Auch in der Religion ist dieser sehr freien und natürlichen Anschauung Raum gegeben. Selbst den Göttern dient das Weib als Spielball ihrer Lüste, und besonders der Gott Krischnas wird auch gern als ein verliebter Schwerenöter dargestellt, der bei seinen Wanderungen über die irdische Welt keineswegs bloß als Held auftritt, sondern auch auf verliebte Abenteuer ausgeht, zu denen er mit Vorliebe die Hirtinnen benutzt, die für solche Anliegen auch das notwendige Verständnis und Entgegenkommen an den Tag legen. Diese Liebesabenteuer Krischnas verstoßen aber nach der Ansicht der Indier durchaus nicht etwa gegen die Ehre der Hirtinnen; im Gegenteil kann es einem irdischen Weibe doch nur zur höchsten Ehre gereichen, wenn selbst ein Gott sich von seinen Reizen soweit bestechen läßt, daß er es durch eine Liebestat auszeichnet. Was der Gott zur Ehre des Weibes tut, das dürfen übrigens auch gewöhnliche Sterbliche unternehmen, ohne daß dadurch dem Ansehen des Weibes in irgendeiner Weise Abbruch geschieht.

Deshalb waren also auch die Bajaderen dadurch, daß sie sich aus religiösen oder privaten Gründen prostituierten, in ihrer Ehre nicht im mindesten geschädigt. Sie traten stets in eine Tempelgemeinschaft ein und waren auf jeden Fall gottgeweihte Personen. In jedem der drei Rangstufen, die ein zur Tempelgemeinschaft gehörendes Mädchen einnehmen konnte, war es Pflicht desselben, sich zu prostituieren. Die Bajaderen des ersten Ranges — ich will diese

Bezeichnung hier des beſſeren Verſtändniſſes wegen anwenden — gaben ſich nur einem Prieſter hin, der jeder Zeit Zutritt zu ihnen hatte, und den ſie ſtets erreichen konnten. Sie verließen den Tempel niemals, und meiſt hatten nur die Prieſter das Recht des ſexuellen Verkehrs mit dieſer höchſten Rangſtufe. Solcher ſexuelle Verkehr gehörte zur religiöſen Pflicht; er war nicht nur erlaubt, ſondern geboten. Die Angehörigen dieſer Klaſſe, die eigentlichen Dewedaſchies, gehören für das ganze Leben dem Tempel an, ſie ſind dem Dienſte der Hauptgottheiten Viſchnu und Schiwa geweiht. Wenn ſie den Geliebten nicht aus der Zahl der Prieſter wählen wollten, oder falls dies, etwa weil die Prieſter beſetzt oder ſonſtwie verhindert waren, nicht möglich ſchien, dann durften ſie ihn aus den oberſten beiden Kaſten des Landes wählen; haben mußten ſie aber einen. Die der zweiten Klaſſe dienten den niederen Gottheiten. Sie waren auch Prieſterinnen, hatten aber nicht notwendig, im Tempel zu bleiben, ſondern ſie genoſſen die größte Freiheit, aber auch den Schutz der Allgemeinheit; ſie waren geradezu unverletzlich, und Jeder war verpflichtet, ſie gegen etwaige Unbill zu ſchützen. Sie konnten ſich ihren Geliebten wählen, wo ſie wollten, und mit ihm treiben, was ſie mochten, vor allen Dingen waren ſie nicht auf einen einzigen beſchränkt, und es ſtand ihnen frei, den Mann gründlich auszubeuten. Das haben ſie auch ſtets gewiſſenhaft beſorgt, und es dürfte wohl gegen keine der Vorwurf zu großer Beſcheidenheit angebracht geweſen ſein. Dieſe Dewedaſchies erhielten auch noch vom Tempel Gehalt; ſie lebten alſo in durchaus glänzenden Verhältniſſen. Daß ſie ſehr begehrt waren, erklärt ſich nicht allein durch die Rolle, die ſie im religiöſen Leben ſpielten, ſondern auch dadurch, daß nur völlig körperlich einwandsfreie, ſchöne und graziöſe Mädchen zu dieſen Stellungen gelangten. Ferner überragten die Dewedaſchies an Kenntniſſen und Bildung die Weiber des Orients ganz bedeutend. Sie lernten im Tempel leſen und ſchreiben, wurden in die Geheimniſſe der Wiſſenſchaften eingeweiht, dazu lernten ſie die Geſchichte der Götter, ſie lernten die weſentlichſten Gebete und außerdem die Tanzkunſt und die Kunſt, ein Muſikinſtrument zu ſpielen. Sie wurden deshalb zu allen Feſtlichkeiten zugezogen, mußten Fremde, denen beſondere Ehren erwieſen werden ſollten, empfangen, ihnen die Geſchenke überreichen und wirkten bei allen Tempelfeierlichkeiten mit.

Dazu waren sie kostbar und vorteilhaft gekleidet sowie zu peinlichster Reinlichkeit verpflichtet. Die dritte Klasse waren einfache Tänzerinnen, die garnicht an den Tempel gebunden waren, aber doch religiöse Prostitution übten.

Daß der Kult der Göttinnen und Götter der Liebe und Fruchtbarkeit religiöse Prostitution nahelegte, versteht sich von selbst; ich habe schon in verschiedenen Kapiteln auf diesen Kult hingewiesen, hier schien mir das Wesentlichste die Prostitution zu sein, die wegen ihrer ganzen Art und ihres Grundgedankens doch außerordentlich verschieden war von dem frivolen Treiben, in das der Kult der Liebesgottheiten ausartete, die schließlich bei dem Sinnengenuß ganz vergessen oder doch wenigstens nur als Deckmantel für die wüsteste Sinnenlust benutzt wurden.

Man soll aber den Kult nicht in seiner Entartung studieren, weil er da schon nicht mehr das ist, wofür er noch ausgegeben wird, nämlich eine wirklich religiöse Handlung; sondern man muß ihn in seiner Blütezeit zu erforschen suchen. Das ist zwar nicht so leicht, wie es auf den ersten Blick erscheint; denn nicht immer läßt sich die Grenze zwischen der religiösen Kulmination und dem Verfall feststellen. Die Übergänge bilden sich meist ganz allmählich heraus. Und ferner weiß man über die sittliche Entartung eines Kults mehr als über seine Entstehung und Entwickelung, weil stets der Verfall augenfälliger in die Öffentlichkeit tritt, und weil er viel mehr die Kritik herausfordert als ein heiliger Brauch, über den nicht viel öffentlich gesprochen wird. Trotzdem wissen wir, daß es in Babylon, Phönizien, Phrygien, in Cypern und den meisten orientalischen Ländern Gesetz war, daß jede Frau und jedes Mädchen sich einmal in ihrem Leben im Tempel zu Ehren der Göttin der Liebe und Fruchtbarkeit einem Fremden oder auch einem Priester hingeben mußte. Diese einmalige Hingabepflicht während des ganzen Lebens war sicherlich noch kein Zeichen sittlichen Verfalls.

Ähnlich wie die Indier ihre Bajaderen hatten, die zur religiösen Prostitution verpflichtet waren, gab es auch in anderen orientalischen Ländern solche Tempeldirnen, die religiöse Prostitution übten und den Heiligtümern dadurch Schätze und Reichtümer erwarben. In Babylon traten sie aus ihrer Familie aus und gehörten für immer dem Tempel an. Auch das läßt sich aus den Gesetzen des großen

Königs Hammurabi feſtſtellen, die ſogar das Erbrecht ſolcher Tempeldirnen gegenüber den Verwandten (Geſchwiſtern) regelten.

Strabo berichtet, daß es bei verſchiedenen Völkern Vorſchrift geweſen ſei, jedes Mädchen müſſe ſich, ehe es zur Ehe berechtigt werde, längere Zeit im Tempel der Anaitis ſexuell preisgeben, alſo religiöſe Proſtitution üben.

Wir haben geſehen, daß in Griechenland der Dienſt der Aphrodite, und beſonders der des Priapus und Dionyſos große Anforderungen an die ſexuelle Begeiſterung und Betätigung ſtellte; trotzdem läßt ſich nicht nachweiſen, daß in den Aphroditetempeln beſondere Prieſterinnen ſich der religiöſen Proſtitution als heiligem Beruf unterworfen hätten. Daß aber Orgien dort vorgekommen ſind, gerade ſo wie in den Tempeln der Venus im römiſchen Reiche, das kann keinem Zweifel unterliegen. Es fragt ſich nur, wer zu dieſem Dienſte verpflichtet war. Nach Lombroſo hat es dauernd beſchäftigte Dienerinnen gegeben; er ſchreibt: „Hetären hatten manchmal die Stellen der Prieſterinnen in den Venus- (ſoll wohl Aphrodite heißen) Tempeln inne oder waren denſelben beigegeben, um die Einkünfte des Heiligtums zu ſteigern. Dem Aphrodite-Tempel zu Korinth gehörten nach Strabo mehr als tauſend Hetären, die den Tempelbeſuchern als geweiht galten. Sehr häufig weihte man in Griechenland der Aphrodite, um ihre Gunſt zu gewinnen, eine Anzahl ganz junger Mädchen; ſo verſprach der Korinther Xenophon vor den Olympiſchen Spielen ihr fünfzig Hetären, falls er ſiegen würde, und erfüllte ſein Verſprechen, wie das Pindar in der Ode zu Ehren ſeines Sieges ſchildert: „O Herrſcherin von Cyprus, Xenophon führt in deinen weiten Hain fünfzig reizende Mädchen; ihr, o ſchöne Kinder, werdet die Pilger gaſtlich empfangen; ihr ſpendet, Prieſterinnen der Peitho, im glänzenden Korinth duftenden Weihrauch vor Aphrodites Bilde und betet zur Mutter der Liebesfreuden, für euch ſpendet ſie uns ihre himmliſche Huld und läßt uns auf wonnigem Pfühl die zarte Frucht eurer Schönheit pflücken, Stunden der Luſt genießen.“

Die Stelle iſt in jeder Beziehung intereſſant und bezeichnend. Schon die Bemerkung, daß die Hetären den Tempeln beigegeben waren, um die Einkünfte des Heiligtums zu ſteigern, beweiſt, daß

es sich um wirkliche und gewerbsmäßige Prostitution handelte. Daß einem Tempel 1000 Hetären angehörten, klingt zwar stark übertrieben, aber es ist zweifellos ganz wahrheitsgemäß, denn man darf nicht übersehen, daß zu den berühmten Tempeln das Volk aus allen Gegenden zusammenströmte, und daß oft ganze Völkerwanderungen nach solchen Tempeln stattfanden. Jeder hatte aber, des heiligen Eifers voll, das Bestreben, zu opfern und der Göttin zu dienen. Das tat er, wie dies bei jeder Gemeinde geschieht, natürlich nach den beim Tempel sanktionierten Bräuchen und Gewohnheiten, in den Aphroditetempeln also dadurch, daß er zu Ehren der Göttin den sexuellen Akt vollzog und zum Vorteil des Heiligtums dafür eine möglichst reichliche Spende opferte. Da waren 1000 Hetären keineswegs eine zu zahlreiche Schar. Man darf aber, wie sich wohl der moderne Mensch ohne weiteres veranlaßt sieht, nicht etwa annehmen, daß den Pilgern der Zweck der Reise der Verkehr mit den Hetären gewesen wäre. Nein zu jener Zeit hatte man doch noch den wirklichen Glauben an die Göttin und die Furcht vor ihrem Zorne, die gerade den heidnischen Götterglauben charakterisiert, weil die Heiden in ihren Gottheiten mißgünstige Personen sahen, die den Menschen das bißchen Glück nicht gönnten und immer erst ihre Huld erkaufen ließen, ehe sie den Sterblichen ein genossenes Glück verziehen, oder ehe sie ihren Beistand zu einem Unternehmen liehen. So hat der alte Xenophon, ehe er in den Olympischen Wettstreit zog, gläubigen Herzens die strenge Aphrodite um den Sieg gebeten und ihr gleich den Preis gesagt, den er ihr dafür zahlen wollte. 50 liebliche Jungfrauen, über deren schließliche Bestimmung Pindar so deutlich sich ausspricht, daß es sich wirklich erübrigt, dazu einen Kommentar zu setzen.

Bei den Festen, die zu Ehren der Götter gefeiert wurden, gab es Prostitution und Unzucht, wenn auch die Götter nicht einmal für dieses Ressort verantwortlich zeichneten. Sexuelle Preisgabe galt als ein Opfer, das jeder Gottheit wohlgefallen müsse. Auch in Rom geschah dies, und Juvenalis, der nicht mehr den naiven Glauben eines Xenophon besaß, schildert die Szenen entsetzlichster Ausschweifung und macht sich darüber lustig, daß selbst die vornehmsten Damen es nicht verschmähten, sich mit dem gemeinsten Pöbel abzugeben. Das geschah alles zu Ehren der Dea bona.

Tafel XLIV.

Artemis von Ephesus.

Tafel XLV.

Juno (antike Statue).

Nicht gerade als Proſtitution aber als auf ähnlicher Baſis ſtehend, erweiſt ſich ein religiöſer Sexualakt, der in der Hauptſache nur in der Einbildung beſtand, aber doch für ernſt und wirklich gehalten und ſchließlich auch geſucht wurde. Gerade dies letztere Moment erinnert lebhaft an die religiöſe Proſtitution. Ich meine den Sexualverkehr mit Göttern oder mit Dämonen, und zwar nicht etwa den nur in mythologiſchen Erzählungen behaupteten, ſondern den nach feſter Überzeugung ſelbſt erlebten. Die Phantaſie ging mit dem Verſtande durch, und da die Phantaſie ſich überwiegend mit ſexuellen Dingen beſchäftigte, iſt es kein Wunder, daß es Leute genug gab, die feſt überzeugt waren, mit einem Gotte wirklich den Beiſchlaf vollzogen zu haben, eine Einbildung, der wir auch beim Hexen- und Teufelsglauben außerordentlich oft begegnen. Die Keilſchrifttafeln, die in den Ruinen Ninivehs gefunden ſind und der koſtbaren Bibliothek des Königs Aſſurbanibal angehörten, beweiſen, daß ſchon die alten Sumerer, ein nichtſemitiſcher Volksſtamm, der lange vor den Aſſyrern das Euphratland bewohnte, an Nachtmännchen und Nachtweibchen glaubten, das ſollten dämoniſche Geiſter ſein, die mit den Menſchen den Beiſchlaf vollzogen. Jeder wollüſtige Traum galt als Beweis dafür, daß ſo ein Nachtdämon ſeine Luſt mit dem Schlafenden getrieben habe. Selbſt im Talmud iſt von dem Geiſte Lilitt die Rede, der mit Adam, noch ehe Eva geſchaffen war, ein intimes Liebesverhältnis unterhalten habe. Nach Herodot gab es auch im Turm zu Babel Liebesnächte zwiſchen dem Zeus Belus und einem irdiſchen Weibe. „In dem letzten Turm iſt ein großer Tempel; in dieſem Tempel befindet ſich eine große, wohlgebettete Lagerſtätte, und daneben ſteht ein goldener Tiſch, ein Götterbild iſt aber dort nicht aufgerichtet, auch verweilt kein Menſch darin in der Nacht, außer ein Weib, eine von den Eingeborenen, welche der Gott ſich aus allen erwählt hat, wie die Chaldäer verſichern, welche Prieſter dieſes Gottes ſind. Ebendieſelben behaupten auch, wovon ſie jedoch mich nicht überzeugt haben, daß der Gott ſelbſt in den Tempel komme und auf dem Lager ruhe, gerade wie in dem ägyptiſchen Theben auf dieſelbe Weiſe, nach Angabe der Ägypter; denn auch dort ſchläft in dem Tempel ein Weib; dieſe beiden pflegen, wie man ſagt, mit keinem Manne Umgang; ebenſo auch verhält es ſich in dem lykiſchen Patara mit der Prieſterin des Gottes zur Zeit der Orakelung, denn

es findet dieſe nicht immer daſelbſt ſtatt; wenn ſie aber ſtattfindet, ſo wird ſie dann die Nächte hindurch mit dem Gotte in den Tempel eingeſchloſſen."

Natürlich wurde von Prieſtern und anderen Leuten viel Schwindel getrieben, den Weibern wurde erzählt, daß der Gott des Tempels ſie auserleſen habe, und in Wirklichkeit beſchlief ſie dann ein Betrüger im ſtillen Dunkel des Tempels nach Herzensluſt.

Die Göttin Kybele.

Urſprünglich war Kybele oder, wie ſie meiſt genannt wurde, Cybele oder Cybebe nur eine phrygiſche Lokalgottheit, der man eigentlich nichts Übles nachſagen durfte. Es würde ſich deshalb garnicht lohnen, ſie beſonders zu erwähnen, wenn ſie nicht eine ganz ungewöhnliche mondaine Karriere gemacht hätte. Sie wurde nämlich im Laufe der Zeit die wichtigſte Göttin faſt des ganzen Orients. Von den Phrygiern übernahmen die Phönizier, die Lydier, die Alyſier uſw. den Kult der Kybele, und ſelbſt die Römer führten im Jahre 206 v. Chr. auf eine Weiſung der ſibylliniſchen Bücher, die in Rom außerordentlich bewertet wurden, das Bild der Göttin in die ewige Stadt. Unter großen Feierlichkeiten wurde die nicht ſehr große Steinfigur in Rom eingeführt, beſondere Prieſter, die Korybanten und Galli, wie die Kaſtraten genannt wurden, umtanzten in bacchantiſcher Ekſtaſe die Göttin, wie einſt die Israeliten das goldene Kalb.

Kybele war in Phrygien die Göttin des Mondes und der Fruchtbarkeit geweſen und erinnert lebhaft an die Artemis der Griechen oder die Diana der Römer. Während dieſe aber eine herbe Keuſchheit bewahrte und zudringliche Lüſtlinge auch wohl mit der Todesſtrafe belegte, verfiel die Kybele einem äußerſt leichtfertigen Lebenswandel. Sie wurde was die Babyloniſche Aſtarte längſt war: eine Göttin der Sinnenluſt, und ihr Kult war noch weit ſchlimmer als der der Aſchra = Aſtarte — Iſtar. Über die Kybele, deren Bedeutung und deren Kult läßt ſich aber bei der enormen Verbreitung des Kybeledienſtes mit vollſter Klarheit ein Bild gewinnen. Die vielen Anklänge an

die Mythen anderer Gottheiten haben uns manche wichtige Fingerzeige zum Verständnis der letzteren gegeben. Wenn wir nämlich über eine Gottheit und deren Bedeutung und Kult etwas genauer informiert sind, — die Quellen über den Kult des Altertums sprudeln nicht aus allen Gegenden mit derselben Ergiebigkeit und Klarheit —, so wird es in der Regel leicht, aus der besseren Kenntnis des einen Kults auch das zu verstehen, was an dem anderen an und für sich weniger klar und verständlich erscheint, weil uns über diesen die detaillierten Angaben fehlen. Ziemlich genaue Nachrichten über das Kybele-Attis-Fest sind in dem Briefe des Astronomen Firmicus Maternus an die Söhne Konstantins enthalten. Auch Maternus ist ein christlicher Schriftsteller, der die Irrtümer der heidnischen Religionen geißeln will und deshalb an und für sich mit einiger Vorsicht aufgenommen werden muß; trotzdem verdienen seine Berichte volle Glaubwürdigkeit. Sie schildern in wohltuender Objektivität die dem frommen Berichterstatter grauenvoll und abscheulich anmutenden Tatsachen und werden durch andere Quellen in ihrer Beweiskraft bestens unterstützt.

Was den Babyloniern Ištar und Tammuz waren, verehrten die Phrygier in Kybele und Attis. Kybele war die Göttin der irdischen Fruchtbarkeit, und Attis ihr Geliebter. Dies galt als religiöses Fundament sowohl bei den Lydern wie auch bei den Phrygern. Attis wird wie Tammuz durch den Eber getötet, den der Himmelsvater zur Strafe gesendet hat, weil Attis den Lydern den Kult der „großen Mutter", eben der Kybele, offenbart und sie zu diesem Kult bekehrt hatte. Darin liegt eine Art Eifersucht des obersten Gottes, der vielleicht fürchtete, es könne ihm an der Verehrung der Lyder erheblicher Abbruch geschehen, oder war der oberste Gott ein moralischer Gott, der sich sittlich über den Kult der Kybele entrüstete? Wenn Attis diesen Kult schon von Anfang an genau so gelehrt hat, wie er sich uns später zeigte, dann hätte freilich der oberste Gott, selbst wenn er nicht gar so engbegrenzte Moralbegriffe besaß, immerhin schon zu einiger Entrüstung Veranlassung gehabt.

In Wirklichkeit ist aber garnicht die Eifersucht des obersten Gottes notwendig, denn Attis muß sterben, wie Tammuz, wie Adonis, wie Osiris und alle die anderen sterben müssen — auf die Götter der nordisch-germanischen Religion komme ich noch zurück — weil

ihr Tod nichts ist als das Absterben der Natur, denn Attis ist ebenso wie alle die anderen göttlichen Geliebten der Fruchtbarkeitsgöttinnen ursprünglich nichts weiter als das personifizierte Naturleben. Das Vergehen und Sterben im Herbst ist sein Tod, das neue Leben des Frühlings seine Auferstehung; also sein Sterben mußte irgendeine Erklärung haben.

Deshalb zerfällt der Kybele-Kult auch in zwei Teile: Das Tieftraurige des Todes von Attis und die Trauer der Kybele um diesen schmerzlichen Verlust, war doch Attis ihr bevorzugtester Geliebter, ferner in das Freudenfest der Wiederauferstehung, wenn die tiefbetrübte Kybele — wie die Ištar in Babylon — hinabgestiegen ist in die Hölle und den Attis zurückgeholt hat. Das ist die Neubelebung der Natur, auch die Neubelebung der Liebe. Es versteht sich, daß diesem Doppelsinn des Festes auch eine doppelte Art der Feier entsprechen mußte. Allmählich hat man in Phrygien ebenso wie überall, wo die naive Naturreligion sich zu einer komplizierten Mythologie verdichtet hatte, die Beziehung dieses Kults auf das Leben der Natur völlig vergessen; es blieb nichts als das poetisch-romanhafte Göttermärchen, an das man glaubte, und das man für ein wirkliches Erlebnis der Kybele und des Attis hielt. So ist es denn ganz natürlich, daß die Idee eine durchaus sexuelle ist, so daß ich den ganzen Kult einen sexuellen nennen darf.

Bei der Trauerfeier um Attis ging der Fanatismus so weit, daß es zu Kastrationen kam. Alles Liebesleben war ja mit Attis dahingestorben, was sollte da die Menschheit, die doch ein getreues Bild des Götterlebens widerspiegeln wollte, mit Liebesideen oder mit sexuellen Akten? Es war ein wilder hysterischer Paroxismus, daß sich die eifrigsten Religionsmenschen verstümmelten, und eine Unlogik, da doch einerseits die Nichtbetätigung des sexuellen Triebes nicht die freiwillige Selbstverstümmelung verlangt, und andererseits auch die Auferstehung erwartet wurde, nach der alles Leben und insbesonders das Liebesleben mit auferstand. Was sollte da werden, wenn die Verstümmelung die Fanatiker dauernd zwang, auf die Freude, auf das Wiedererwachen des Lebens zu verzichten?

Noch ein weiteres Rätsel gibt uns die Schilderung der Kybelefeste auf. Die Kybelepriester erschienen nämlich zum großen Teile

in Frauenkleidern im Tempel. Sie waren Männer, aber sie erschienen als Frauen. Daraus wurde versucht, den Beweis herzuleiten, daß Kybele zweigeschlechtlich gedacht worden sei. Dieser Versuch, der Göttin mindestens ebenso viele männliche wie weibliche Eigenschaften zuzuschreiben, zwingt zu starken Widersprüchen, denn dann würde es sich niemals erklären lassen, daß Kybele über den Verlust des absolut nur männlich gedachten Geliebten Attis so tief betrübt gewesen wäre, und zweitens würde man doch, wenn Kybele wirklich mehr männlich gedacht worden wäre, sich nicht auf das weibliche Gewand ihrer Priester beschränkt, sondern ihr weibliche Priesterinnen gegeben haben, wenn männliche unpassend erschienen wären. In Wahrheit ist das durchaus nicht der Fall, da auch andere Göttinnen, denen man zweigeschlechtliche Attribute zuschrieb, männliche Priester in männlichen Gewändern hatten, ebenso wie auch solche Götter von männlichen Priestern bedient wurden. In keiner Weise würde sich aus der weibischen Kleidung der Kybelepriester auf eine männliche Eigenschaft der Göttin schließen lassen. Das Geschlecht der Gottheit war auf das Geschlecht der Priester völlig ohne Einfluß. Die Idee, daß die Priester sich kastrierten, um dadurch das Todesfest des Attis und die resignierte Trauer der Göttin nachdrücklicher und feierlicher zu betonen, hat jedenfalls einen wesentlich anderen Ursprung. Man hielt die Gottheit für so erhaben, daß ihr kein Priester nahen dürfte, der noch sinnliche Triebe und sinnliche Begierden empfand, während sie um den Verlust ihres Liebesglücks klagte und trauerte. Vielleicht ist das Frauengewand der Priester nur das äußere Zeichen dieser sexuellen Ungefährlichkeit und Harmlosigkeit gewesen. Solche Kastrationen waren im orientalischen Altertum durchaus nicht selten, und die Priester erinnerten durch ihre Entmannung an die Eunuchen. Auch sonst war die freiwillige Kastration „aus Ehrfurcht" nicht ungewöhnlich. Ich will dafür hier nur ein Beispiel anführen, dessen Lucian gedenkt: „Der König in Assyrien schickte seine Gemahlin Stratonicem mit einem überaus schönen Baumeister, Combabes genannt, nach Babylon, einen Königlichen Pallast allda anzulegen und aufführen zu lassen. Damit nun der König nicht einen Verdacht auf ihn werffen möchte, als wenn er mit der Gemahlin was böses vornehmen würde, schnitte er ihm selber die testiculos ab. Dem etliche Edelleute, so mit in der Suite waren, darin nachfolgeten." Vielleicht

stammte der Brauch der Priesterkastrationen auch aus der Zeit, in der Kybele noch die herbe Keuschheit der Diana besessen hatte. Aus jener Zeit ist auch der Dienst der Amazonen für Kybele berichtet worden, und es ist auf die Eigenschaft dieser als Dienerinnen der keuschen Mondgöttin Kybele auch ein Brauch zurückgeführt worden. Man hat nämlich die Sitte der Amazonen, sich die Brüste zu entfernen, auf die Dienste der Kybele zurückführen, ihn der Kastration gleichstellen und auch in seiner Bedeutung als völlig gleichwertig bezeichnen wollen.

Die Amazonen, die stark an unsere deutschen Walküren erinnern, haben der Göttin nicht bloß in ihrer Eigenschaft als Mondgöttin gedient, sondern Kybele ist auch Kriegsgöttin, ebenso wie Ištar auch als Kriegsgöttin verehrt wurde, und die Amazonen waren als ihre Dienerinnen, als ihre Begleiterinnen gedacht. Sie hätten deshalb doch Veranlassung gehabt, mit der Göttin froh und mit der Göttin betrübt zu sein; aber dabei ist nicht zu übersehen, daß den Amazonen höchstens Kybele als Kriegsgöttin etwas gelten konnte, daß sie als Liebesgöttin mit ihrem Liebesjammer und Liebesglücke den Misogynen völlig gleichgültig bleiben mußte, die keinen Mann, noch viel weniger eine sexuelle Liebesaffäre unter sich dulden wollten. Wenn sie dieses Programm nicht so streng durchgeführt haben, auch nicht durchführen konnten, weil sonst ihr männerleeres Reich sehr bald ohne Einwohner gewesen wäre, wenn also die Amazonen, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Trieb, sich von den Männern der benachbarten Reiche begatten ließen, so liegt das jedenfalls nicht am Programm, zu diesem gehörte aber auf alle Fälle, daß man Liebesgeschichten, mochten sie selbst die ihrer Göttin sein, völlig übersah. Wenn die Amazonen sich also die Brüste exstirpiert haben, so taten sie dies höchstens, um sich dieses weiblichen Geschlechtsorgans, als überflüssig und dem kriegerischen Charakter nicht entsprechend und bei der Handhabung des Schildes und der Waffen hinderlich, zu entledigen, sicher aber nicht, um damit der Trauer über den Verlust des Attis Ausdruck zu geben. Man kann sich oft versucht fühlen, aus einem bekannten Brauche des Altertums unbekannte Bräuche erklären und beweisen zu wollen; ich halte das aber nicht für unbedenklich, da durch diese Methode, Zusammenhänge zu vermuten, und diese Vermutungen als erwiesene Tatsachen zu behandeln, die Geschichte des Altertums und

die Kenntnis der Mythologie wahrlich nicht geklärt, wohl aber bis zur völligen Verdrehung verwirrt werden kann.

Die Todesklage um den vom Eber getöteten Attis ist jedenfalls äußerst fanatisch und in wahnsinniger Exaltation begangen worden; man wird aber auch die Kastration nicht als eine absolute Zugehörigkeit betrachten und vor allen Dingen nicht annehmen dürfen, daß sie etwa von dem Volke ebenso wie von den Priestern geübt worden wäre. Dem widerspricht schon die Tatsache, daß sich an die Trauerfeier das Fest der Wiederauferstehung schloß, das in der unerhörtesten Weise in eine allgemeine Orgie ausartete. Wie wäre das möglich gewesen, wenn die Festteilnehmer sich kastriert hätten? Und ganz sicher hat kein einziger Festgenosse während der Trauerzeit die darauffolgende Zeit der Freuden vergessen.

Der zweite Teil des Kybele-Attis-Festes war der ausschweifenden, ungezügelten Freude überlassen. Es galt, die Auferstehung des Attis und seine Wiedervereinigung mit Kybele zu feiern. Diese Feier des erwachenden Frühlings war wirklich ein Frühlingsfest, ein Fest des wiedererwachenden Liebeslebens nach der Wintertrauer der Trennung, und so ist dieses Auferstehungsfest von rein sexueller Bedeutung gewesen, und die Feier war in der Hauptsache eine große geschlechtliche Ausschweifung. Es war genau, oder noch schlimmer, wie bei dem Kult der Astarte in Babylon oder dem Kult der Aphrodite, in deren Tempel zu Korinth Tausende von Jungfrauen sich versammelten, um der ungezügelten Sinneslust der Tempelbesucher zu genügen.

In Babylon war es Vorschrift, daß jedes Weib sich mindestens einmal im Leben im Heiligtum der Astarte hingeben mußte, teils den Priestern, teils den Laien, die dafür den Priestern reiche Geldopfer spendeten. Das war eine allgemeine Vorschrift, die auch im Kybeledienst nicht fehlte. Bei dem großen Feste aber, das zur Feier der Vereinigung von Kybele und Attis diente, gab es überhaupt keine besondere Vorschrift oder doch höchstens die des schrankenlosen Genießens; da wurden die wildesten Orgien ohne Bedenken gefeiert. Was sonst als verboten und unerlaubt galt, das war beim Auferstehungsfest erlaubt. Es gab kein Gesetz, keine Rücksicht; es gab nur den Genuß, und nichts war heilig als das brünstige Vergnügen, denn das war der Göttin geheiligter Dienst. Das Volk befand sich in der religiösexuellen Ekstase und wartete nur darauf, daß der Prie-

ſter endlich die erlöſenden Worte ſprach: „Attis iſt wiedergekehrt, freut euch ſeiner Wiederkehr!“

Das ließ ſich keiner zweimal ſagen; es war, als ſei die Welt einem ſchrankenloſen Taumel verfallen. Während kurz zuvor noch die laute Klage um den geſtorbenen Attis widerhallte, verfiel nun alles Volk in eine wilde Raſerei der Freude. Ich möchte darin eine ganz beſonders raffinierte Einrichtung erblicken. Wie der Strom, der in ſeinem Laufe gehemmt wurde, plötzlich mit unwiderſtehlicher Gewalt die Dämme niederwirft und alles mit ſich reißt, was ſich ihm in den Weg ſtellt, ſo muß auch der Strom der eingedämmten Leidenſchaft, wenn plötzlich die künſtliche Schranke zerbrochen wird, unaufhaltſam und unwiderſtehlich dahinraſen und alles mit ſich reißen. Faſt ſcheint es ſo, als habe man der wilden Orgie die lange Zeit der Klage und Enthaltſamkeit abſichtlich vorausgehen laſſen, um die Leidenſchaften anzufachen und die Raſerei zu ſteigern.

Es iſt einfach nicht möglich, ein ſolches Feſt zu ſchildern. Jedenfalls iſt alles, was die glühende Phantaſie ſich von Satansfeſten auf dem Blocksberge ausmalte, und die pornographiſche Literatur der Hexenverfolger hat doch wahrlich das Menſchenmögliche noch überboten, recht kühl gegen die fieberglühende Wirklichkeit des orientaliſchen Göttinnenfeſtes. Was da an überhitzten Orgien ſich abſpielte, läßt ſich nicht einmal andeuten. Die Kirche wurde zum Schweineſtall, wie ſich ein moderner Autor mehr treffend als zart ausgedrückt hat.

Welche Rolle hat nun die Prieſterſchaft bei dieſen Feſten geſpielt? Es iſt nicht anzunehmen, daß die Prieſter ſchweigend und untätig dem wilden Treiben zugeſchaut und ſich darauf beſchränkt haben ſollten, den Anfang des Feſtes zu melden und das Zeichen zum Beginn der wilden ſexuellen Schlacht zu geben. Vielleicht darf man auch einer Annahme ſpäterer Schriftſteller beipflichten, für die die weibiſche Kleidung dieſer Göttinnendiener einigen Anhalt bietet. Selbſtverſtändlich liegt es nahe, daß ſich dieſe Muſtergeiſtlichkeit ſelbſt den Lüſtlingen hingab, daß man dabei vielleicht auch der Doppelgeſchlechtlichkeit der Kybele gedachte und ſogar den Perverſen eine Extrafreude gewährte. Es iſt bekannt, daß die natürliche Befriedigung des ſexuellen Triebes ſchon Vielen nicht mehr die gewünſchte Erregung verſchaffte.

Im Altertume bestanden auch sonst genug Bordelle, in denen männliche und weibliche Lustdirnen der Besucher harrten; die männlichen waren ebenfalls mit Weiberkleidern angetan, und es läßt sich nicht verkennen, daß hierin wohl die beste Erklärung für die weibische Kleidung der Kybeleprieſter gefunden werden könnte. Es ist natürlich schwer, eine absolut unwiderlegbare Beweisführung zu geben; ich möchte auch nicht denselben Fehler begehen, den ich eben getadelt habe, nämlich den, Vermutungen als Tatsachen zu behandeln. Ich glaube aber doch, daß sich für die obige Behauptung, die ich nur als erlaubt ausgesprochen haben will, manches anführen läßt, was ihre ziemliche Wahrscheinlichkeit darlegt.

Der ganze Kybeledienst artete schließlich in die schrankenloseste Ausschweifung aus, der Kult der Freude war ein rein sexueller. Der Orient wurde mehr und mehr durch das widernatürliche Laster verseucht, was wieder dadurch erklärt ist, daß die sexuelle Übersättigung und die an sich nicht hohe Stellung des für unrein gehaltenen Weibes den Wunsch nach „reineren" Freuden wachrief. Für die weibische Kleidung der Kybeleprieſter ist, wie ich genügend dargetan habe, kein vernünftiges anderes Motiv zu finden.

Wie dem nun aber auch sei, jedenfalls steht fest, daß der Kybelekult und alle die Kulte gleichartiger Göttinnen in Wirklichkeit nichts waren als die unglaublichsten sexuellen Orgien. Daß diese als inbrünstige Religionsübungen betrachtet wurden, daß sie auch wirklich aus einem Gefühl tiefster religiöser Hingebung entstanden sind, das zeigt die Stellung des Weibes in den alten Religionen am klarsten.

Religion und Weiberkult der Perser.

Kaum ein Volk gibt dem Forscher schwierigere Rätsel auf, als jenes Volk, das seine Geschichte bis zur Wiege der Menschheit zurückführt und doch kaum über 3000 Jahre rückwärts eine wirklich glaubhafte Nachricht aufweisen kann, die aber auch noch lückenhaft und in mythischen Dunst gehüllt ist. Wie die Perser jetzt noch durch ihr liebenswürdiges und manierliches Wesen, das ihnen den Namen der asiatischen Franzosen eingetragen hat, zu täuschen wissen und vergessen lassen, daß sie die größten Lügner, die raffiniertesten Gauner

sind, denen kein Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke zu verwerflich erscheint, so ist auch ihre Geschichte oft genug ein Trugbild und, was uns am meisten interessiert, auch ihre religiöse Geschichte, die so harmlos und ideal aussieht, und doch ebenso lüstern, ebenso unsittlich ist wie die Perser selbst.

Wenn man Zarathustra, dessen Name durch Nietzsches Schrift Allgemeingut geworden ist, als den Begründer der persischen Religion bezeichnet, so tut man ihm eigentlich Unrecht, denn Zarathustra, der erst etwa 600 Jahre v. Chr. gelebt hat, fand eine ziemlich entwickelte Religion in Persien vor, die er lediglich ausgebaut und vervollkommnet hat. Ich darf wohl sagen, daß der Name Zarathustra erst durch Nietzsche Allgemeingut geworden ist, denn sonst kannte man den Namen Zoroaster, der in der Aveſta allerdings Zorathustra, im Neupersischen Zartuscht oder auch wohl Zerduscht heißt. Zoroaster ist der große Prophet, der Gottgesandte, den fast jede Religion entweder aus dem Himmel selbst bezieht, oder den doch wenigstens der große Gott selbst gesandt und inspiriert hat. Er ist der große Prophet der Eranier.

Die persische Religion nimmt vier Weltperioden von je 3000 Jahren an. Alles Wissen stammt aus den Uranfängen, alles Wissen ist göttlich und wird von den Menschen durch Forschung und Nachdenken erreicht; der Mensch kann daran nichts verbessern, sondern nur verderben, weil menschliche Wissenschaft ein Irrweg ist. Die Religion ist nichts mehr als die Reinhaltung und Überlieferung dieses göttlichen Wissens. Nicht Glaube sondern Wissen ist also für den Perser Zarathustrascher Richtung das Wahre, während für den Christen allein der Glaube als das Seligkeit Bringende gelten soll. Die alte heilige Schrift der Eranier heißt deshalb auch „Aveſta", was soviel bedeutet wie „Das Wissen". Wo man von der „Zendaveſta" spricht, da hat man dies in der Regel als eine Überlieferung des Wissens betrachtet. Zend heißt aber die Übersetzung ins Mittelpersische, so daß die Zendaveſta nichts weiter ist als die in der Sassanidenzeit erfolgte Übersetzung der heiligen Schrift.

Wir wollen nun prüfen, welche Rolle das Weib in dieser religiösen Geschichte der verschiedenen Weltalter spielte. Es muß auffallen, daß in einer orientalischen Religionslehre das reine Wissen, die guten und bösen Regungen des Herzens und des Gemütes, allein

Bedeutung gehabt haben sollen, und das Weib vollständig als ausgeschaltet betrachtet wurde. Wir haben gesehen, daß die meisten, oder noch richtiger gesagt, geradezu alle orientalischen Völker die religiöse Prostitution als Kult eingeführt hatten. Sollten sich die Perser da ausgeschlossen haben, namentlich in anbetracht der historischen Tatsache, daß unter Cyrus die Perser mit den Babyloniern in engste Berührung traten? In Babylon galt der Kult des Weibes der Istar oder Astarte. Auch der babylonischen Mylitta, der Mondgöttin, die aber nicht so keusch gedacht war wie die Diana, sondern die als weibliches Prinzip galt, war ein brünstiger Kult geweiht. Es wurde der Mylitta genau gedient wie der Astarte, und jede Frau mußte sich mindestens einmal im Leben im Dienste der Mondgöttin einem Fremden preisgeben. Dafür erhielt sie eine besondere Summe, die sie aber nicht behalten durfte, sondern dem Tempelschatz ausliefern mußte. Jedes weibliche Wesen war zu dieser Prostitution verpflichtet, und man kannte in dieser Pflicht keinen Unterschied zwischen Rang und Stand, denn die vornehmsten und stolzesten Weiber waren ebenso wenig befreit wie die des geringsten Standes. Ein Unterschied wurde allerdings doch gemacht; er zeigt aber, daß gerade die religiöse Prostitution auch eine Ruhmestat der vornehmen Damen war, die dadurch in keiner Weise an ihrem Ansehen verloren. Sie waren viel zu stolz, sich den gewöhnlichen Weibern zuzugesellen, sondern sie erreichten es, daß die Plätze im Innern des Tempels ihnen allein zur Verfügung standen, während die „gewöhnlichen" Weiber sich außerhalb des Tempels aufstellen mußten und für die Fremden, die nach Belieben wählen konnten, eine Art lebender Allee bildeten. Die vornehmen Damen im Tempel selbst waren von einer großen Schar Sklavinnen umgeben, die dem als Zeuginnen beiwohnten, was ihre Herrin zu Ehre der großen Mylitta tat. Auch diesen vornehmen und reichen Damen mußte ein Geldgeschenk gemacht werden, das sie aber der Göttin resp. den Tempelpriestern sicher leichteren Herzens überlassen haben als ihre armen Mitschwestern, die doch ebenfalls den Prostitutionslohn dem Tempel abliefern mußten. Auch im orientalischen Altertum hatte die Kirche einen guten Magen, und in bezug auf die Herkunft des Geldes eine ebenso wenig empfindliche Nase wie der römische Kaiser Vespasian.

Diese Prostitution hat sich als Kult sehr lange erhalten, und

bis in die neueste Zeit hinein gibt es am Euphrat und Tigris Sekten, die sogenannten Mendäer, die der Göttin Rucha in gleicher Weise durch Prostitution ihrer Frauen und Töchter dienen. Die Perser haben natürlich diesen Kult ebenfalls kennen gelernt, und es versteht sich doch ganz von selbst, daß, mag die alte persische Religion ursprünglich noch so keusch und streng gewesen sein, bei dem leidenschaftlichen und zu Orgien neigenden Sinne der Orientalen nichts so wenig Sachkunde verriete, als anzunehmen, daß dieser Kult ohne jeden Einfluß bleiben konnte. Zunächst einige Gedanken über die Religion des Zarathustra.

In der zweiten 3000jährigen Weltperiode schafft Ahuramazda Himmel, Erde, Wasser, Pflanzen, Tiere und schließlich den Menschen; es ist das dieselbe sechstägige Schöpfungsgeschichte, wie sie die biblische Genesis auch erzählt, nur daß die Avesta sehr berechtigter Weise sich nicht gerade auf Tage versteift. Ahuramazda schafft auch noch die 6 Amschaspands, die seine Begleiter sind und je zu dreien sich in seinen Seelen bewegen.

Auch der böse Geist, Ahriman, erweckt sechs Geister um sich, die Daeva heißen und das Gegengewicht gegen die guten Geister Ahuramazdas bilden sollen. Die Schöpfung dieser letzteren ist schon in der ersten Weltperiode erfolgt.

Die verhängnisvollste Periode für die Menschheit ist die dritte. Da ist zunächst Ahriman als Wüterich auf die Erde gekommen. Im Himmel ist er mit seiner Rotte zurückgeschlagen worden; aber auf der Erde kann der böse Geist eher seine Macht entfalten. Hier wütet er entsetzlich. Er vernichtet den Urstier und den Urmenschen; aber aus den von der Sonne gereinigten Überresten der Erschlagenen entsteht das Tier- und Menschenleben von neuem. Wieder wird die böse Rotte von den himmlischen Scharen beseitigt, denn zwischen beiden besteht ein fortgesetzter Kampf, der nur mit der völligen Vernichtung der einen Partei enden kann. Für die Erde bricht nach der Niederlage des Ahriman das goldene Zeitalter an. Ahuramazda will die Welt erhalten und der Menschheit auch das Wissen bewahren, deshalb beauftragt er Yima mit dieser Fürsorge. Aber Yima fühlt sich nicht würdig, das Wissen zu bewahren, sondern übernimmt nur die Aufgabe, für die Geschöpfe zu sorgen. Dazu wird ihm Gelegenheit geboten, da die Sintflut, die in allen Religionen eine Rolle

ſpielt, auch in der perſiſchen erſcheint. Yima rettet aber Menſchen und Tiere nicht in die Arche, ſondern führt ſie an einen geſicherten Ort, den er mit einem feſten Wall umgibt. Dorthin dringt die Vernichtung nicht; die Menſchheit iſt gerettet, und auch die Tiere ſind vor der Vernichtung bewahrt geblieben.

In der vierten Weltperiode bringt Ahuramazda den böſen Ahriman um, der ſo völlig vernichtet wird, daß von ihm abſolut nichts übrig bleibt. Nicht einmal ſein Wohnort Duzaka, was etwa dasſelbe iſt wie die uns geläufiger klingende Hölle, bleibt beſtehen, und auch alle Übeltaten des Ahriman ſind vertilgt und ausgelöſcht. Alle tauſend Jahre ſoll der Menſchheit ein Prophet erſtehen, aber am Ende der Weltperiode kommt der Weltenbrand. Die Toten ſtehen auf, und aus dem Weltenbrand geht eine neue, reinere Welt hervor. In dieſe werden nicht die böſen Menſchen gerettet, denn das Böſe iſt dann vertilgt, und die allgemeine Erlöſung wird dadurch herbeigeführt, daß die Sünden der Welt getilgt werden durch eine allgemeine Vernichtung des Schuldigen, durch deſſen Ränke alles Schlechte in die Welt gekommen iſt. Ahuramazda vernichtet das Schlechte, gegen das er immer und immer ſchon gekämpft hat. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dieſe Löſung, die nach menſchlichem Ermeſſen gerechteſte iſt. Sie beruht auf dem Grundſatz „Auge um Auge, Zahn um Zahn" und es hat einen verſöhnenden Gedanken, daß das Böſe beſtraft und nicht zur Sühne unſchuldiges Blut vergoſſen, dem Frevler dafür jedoch verziehen wird. Das weicht prinzipiell von dem Erlöſergedanken ab und läßt trotz der nach menſchlichem Gefühl vollkommenen Gerechtigkeit doch den verſöhnenden Schluß vermiſſen, ebenſo den Gedanken, daß alles der Vollkommenheit entgegengeführt werden ſoll. Es wird nach chriſtlicher Religionsphiloſophie dargeſtellt, als wolle Gott größeres tun, als es Ahuramazda tat, denn dieſer hat den Ahriman einfach vernichtet, während Gott den Satanas, der nur ein gefallener Engel iſt, nicht tötet, ſondern ihn wieder zu ſich zurückführen will. Nach der göttlichen Weisheit und Liebe ſolle nichts verdammt, ſondern alles bis zur Vollkommenheit geläutert und der Vollendung entgegengeführt werden.

Zarathuſtra hat nur die alteraniſche Religion vertieft und vergeiſtigt; er hat insbeſondere die guten und die böſen Geiſter zu einer Einheit geſtempelt und hat ſie in die Herzen der Menſchen, in die Ge-

ſinnung und in das Empfinden des Einzelnen gelegt. Deshalb der ewige Kampf zwiſchen den guten und böſen Geiſtern, der mit dem Siege der Guten enden ſoll, wobei dann allerdings das Böſe völlig ausgerottet ſein würde. Wie ſtets hat ſich auch dieſe rein ſymboliſche Lehre aber nicht rein erhalten, ſondern das Gute und das Böſe ſind doch wieder perſonifiziert worden.

Übrigens gibt es von dem Kampfe, der ſo ziemlich allen Religionen gemein iſt, auch verſchiedene andere Lesarten und auch bildliche Darſtellungen. Dabei tritt dann wieder das Drachenungetüm, das ich ſchon oben als kein leeres Phantaſiegebilde geſchildert habe, in die Erſcheinung. Der Drache heißt Azhi Dahaka. Er iſt ein furchtbares Schreckgebilde, bei deſſen Schilderung die Phantaſie ſich gewaltig angeſtrengt hat, denn mag auch für alle Drachenmythen wirklich ein Modell vorhanden geweſen ſein, ſo hat man ſich doch bemüht, das Furchtbare noch viel furchtbarer darzuſtellen. Der Rumpf iſt grauenerregend, aus der Bruſt wachſen dem entſetzlichen Drachen zwei Schlangen. Dieſes Scheuſal wird im Atar beſiegt. Atar heißt aber Feuer, und es iſt beachtenswert, daß das Feuer hier dieſelbe reinigende Kraft beſitzt wie beim Weltenbrand. Durch Feuer wird übrigens auch Ahuramadza verehrt. Nach anderer Überlieferung kämpft Tiſtrya gegen den Drachen erfolgreich, ebenſo gegen andere Dämone an dem See Vonrakaſa, der als Urſprung aller Gewäſſer auf Erden gedacht war, ſo daß von dieſem Siege des Tiſtrya die Verſorgung der Welt mit dem wichtigen Element des Waſſers abhing.

Azhi Dahaka, der fürchterliche Drache, iſt ein Sohn des böſen Geiſtes Ahriman und der Uda. Obwohl böſe Geiſter ſonſt eigentlich geſetzliche Vorſchriften nicht zu befolgen pflegen, hat Ahriman doch einmal ein Einſehen gehabt und mit der Uda die rechte Ehe geſchloſſen, er iſt ſeiner Gattin offenbar auch treu, vielleicht aus Dankbarkeit, daß ſie ihm ein ſo wunderbares Ungetüm als Nachkommen geſchenkt hat. Nach dem Heldenepos beſiegt Feridun das Untier, ähnlich wie der deutſche Siegfried. Der Drache wird aber nicht getötet, ſondern Feridun kettet ihn unter den Berg Damavand.

Gegen das Weltende ſoll der entſetzliche Azhi-Dahaka noch einmal befreit werden. Dann aber erſteht ein Held Kereſaſpa, der ſchon einmal getötet wurde, dann auferſteht und das Ungetüm beſiegt.

Kereſaſpa iſt der perſiſche Nationalheld, von dem geſagt wird, daß er ſpäter wiederkehren und als Held Ruſtem regieren werde.

Das iſt in groben Zügen altperſiſche Religion und altperſiſche Mythe. Es iſt da keine Spur von einem Weiberkult zu finden, mag man auch darnach mit der Laterne ſuchen. Nicht einmal bei den Schöpfungsgeſchichten iſt, wie dies doch faſt bei allen Religionen der Fall iſt, das weibliche Prinzip betont. Es hat danach wirklich für die Eranier nur ein reiner, von jeder ſexuellen Idee freier Gedanke beſtanden, der Gedanke der ſchaffenden Geiſter.

Dies das Bild, das wir aus den ungenügenden und nicht völlig erſchöpften Quellen uns ſchaffen können. Ob dieſes Bild aber wirklich eine getreue Porträtaufnahme iſt? Ich möchte das doch bezweifeln. Schon aus dem Umſtande, daß Ahriman, der ſonſt auch durch die Macht des Wortes geſchaffen haben ſoll, mit der Uda in einer richtigen Ehe lebt, und das furchtbare Ungetüm Azhi Dahaka die Frucht des ehelichen Verkehrs iſt. Da findet ſich ſchon keine Spur von einer ſchöpferiſchen Kraft, die den Ahriman befähigt hätte, auch die Nachkommen ohne weibliche Mithilfe zu erſchaffen. Ich bin der Überzeugung, daß ähnliche Momente mehr gefunden würden, wenn man die Religion der alten Eranier in allen Details zur Hand hätte.

Gewiß die Ehe des Ahriman und der Uda iſt Mythe; ſie iſt ſpätere Erfindung, wie ein Heldengedicht etwas anderes iſt als eine Religionsſatzung, wenn es auch Bezug auf eine Gottheit nimmt und von dieſer eine Perſon oder ein Ungeheuer abſtammen läßt; aber die Mythe iſt doch gerade Geiſt vom Geiſte des Volkes und ſchildert deſſen Denken und Empfinden. Es mag ſein, daß Zarathuſtra, der mit den guten und böſen Geiſtern eigentlich nur die guten und böſen Regungen meinte, die in den Menſchenherzen leben und ſich bekämpfen, den ſexuellen Gedanken nicht in dieſe Lehre hineingetragen hat, vorausgeſetzt, daß die böſen Regungen nicht auch eine ſexuelle Bedeutung hatten. Aber ſelbſt wenn Zarathuſtra alſo geſprochen hätte, was würde das beweiſen?

Wir finden überall die ſexuelle Idee in den Religionen. Wir finden ſie in Babylon, bei den Indern, in der ganzen Umgebung der Perſer und in weiter Ferne; ſollte ſie wirklich gerade in Perſien völlig gefehlt haben? Das iſt nicht anzunehmen, ſchon deshalb

nicht, weil das Weib in Persien keineswegs ein unbeachteter oder nicht genügend gewürdigter Faktor blieb.

Es ist auch der große Eifer, mit dem sich Persien dem Islam in die Arme warf, ein klarer Beweis dafür, daß der Eranier dem Weiberkult durchaus nicht fremd gegenüberstand, daß vielmehr gerade der mohammedanische Glaube mit seiner Verehrung der Liebesfreuden ihm ganz besonders sympathisch erschien. Man geht gewiß nicht fehl in der Annahme, daß eine Religion, die strenge Askese und sexuelle Enthaltsamkeit gefordert hätte, wenig Aussicht gehabt haben würde, sich in Persien einzubürgern. Es ist bezeichnend, daß das Volk gerade die Vielweiberei mit tausend Freuden annahm. Das alles läßt den Schluß zu, daß es auch schon lange vor dem 7. Jahrhundert, in dem die mohammedanische Religion die herrschende wurde, sicherlich keinem das Weib vergessenden Kultus huldigte. Daß der alteranische Kult dem Weibe besondere Huldigungen dargebracht habe, läßt sich aus der Aveſta und den übrigen dürftigen Quellen nicht nachweisen; aber aus diesen Quellen ist auch nicht zu ersehen, daß das Weib gerade in Persien nach der Religionsauffassung verbannt gewesen wäre. Daß es im Leben des Alltags eine große Rolle gespielt hat, ist erwiesen, und wir haben gesehen, daß sich das Fühlen und Empfinden, ganz besonders auch das sexuelle, immer in den Religionen der Völker widerspiegelt, ja man kann sogar aus den Religionen erkennen, welche Rolle im Alltagsleben das Weib gespielt hat. Es ist deshalb nicht vorstellbar, daß bei einem Volke, das dem Weibe so huldigte, die Religion dies Fühlen nicht beachtet haben sollte, und deshalb darf man selbst ohne ausreichenden Quellenbeweis annehmen: in den religiösen Ideen der Perser war der sexuelle Gedanke ebenso stark vertreten wie in allen anderen orientalischen Religionen.

Wir dürfen aber noch einen Schritt weitergehen, und, wenn wir auch dafür aus den vorhandenen Quellen nicht den strikten Beweis liefern können, mit Sicherheit vermuten, daß auch bei den Persern, genau so wie bei allen andern Völkern des Orients, nicht allein die religiöse Prostitution bestanden hat, sondern auch sonst das Weib im Kult stark bedacht war. Ja, es ist wohl der Schluß gerechtfertigt: schon vor Zarathustra bestand der Weiberkult, und wurde auch durch den hohen Idealismus der Zarathustralehre nicht beseitigt. Ganz ohne

Beweisführung wäre eine solche Vermutung natürlich nicht haltbar aber es läßt sich manches für die hohe Wahrscheinlichkeit anführen. Rein religiöse Quellen versagen zwar, aber es gibt weltliche Schriftsteller, die als Beweismittel hierfür angezogen werden können. Im Zendaveſta wird eine Göttin Anahita erwähnt, die als Göttin des überirdiſchen, befruchtenden Waſſers galt. Dabei iſt allerdings abſolut nicht die Rede von einem beſonderen Kult, ſondern es war eigentlich dieſe Anahita kaum als Göttin, ſondern wirklich als fließender Urquell alles Waſſers gedacht. Nun unterliegt es aber keinem Zweifel, daß im perſiſchen Kult die Anahita dasſelbe war, wie bei den Armeniern die Anahit und bei den Medern, Lydern, Baktriern, in Elymais, Kappadozien, im Pontus uſw. die Anaitis, deren Kult ſehr verbreitet war und dem der Mylitta, Kybele, Aphrodite uſw. völlig ähnelte. Die Anaitis war die Göttin des Liebeslebens und der Geburt. Sie reinigte den männlichen Samen und die Leibesfrucht der Weiber, unterſtützte die irdiſchen Liebeshändel und wurde von den Mädchen um kräftige Gatten, von den Weibern um glückliche Geburten angefleht, und nach Strabo, der 60 Jahre v. Chr. geboren wurde, war es allgemeiner Brauch, der Göttin durch Proſtitution zu dienen.

Gerade die vornehmſten Familien weihten in den angeführten Ländern ihre Töchter dem Tempeldienſt. Dieſer Dienſt beſtand lediglich darin, daß die Mädchen ſich zu Ehren der Göttin proſtituierten. Wenn ſie dann aus dem Tempel traten, was ſie jederzeit tun durften, dann ließen ſie die reichen Gaben, die ihnen für die Preisgabe ihres Körpers dargebracht worden waren, auf dem Altare der Göttin zurück, und die Prieſter ſorgten dafür, daß dieſe reichen Schätze dort nicht liegen blieben. Nun pflegten aber die Männer im Tempel nach dem Lebenswandel eines ausgeſchiedenen Tempelmädchens fleißige Nachforſchungen zu halten, und ſtellte es ſich dabei heraus, daß die Ausgeſchiedene beſonders eifrig der Göttin gedient, ſich alſo oft preisgegeben hatte, ſo war dies die beſte und glänzendſte Empfehlung für die Ehe, und das Tempelmädchen war die meiſt umworbene Perſon, um die ſich die eifrigen Bewerber nicht ſelten gegenſeitig die Köpfe blutig ſchlugen.

Dieſen Weiberkult berichtet Strabo, dem völlige Glaubwürdigkeit ſchon deshalb nicht verſagt werden darf, weil vor ihm Beroſus

(260 v. Chr) und Polybius (205—123 v. Chr.) u. a. m. das gleiche bekunden. Pausanias (150 v. Chr.) erwähnt die tauriſche Artemis als Artemis Anaitis, und Herodot erwähnt den perſiſchen Liebeskult, nennt allerdings die Göttin Alitra. Es ſteht nach den griechiſchen Quellen feſt, daß dieſer Liebesgöttin auch Bilder errichtet wurden, daß ſogar Bildſäulen aus purem Golde von ihr exiſtierten.

Wenn man nun erwägt, daß die religiöſen Schriften gar keinen Anhalt für dieſen Proſtitutionskult oder überhaupt für einen Göttinnenkult bieten, daß ſie eigentlich nur eine hochideale, nach modernen Begriffen völlig moraliſch reine Lehre ergeben, ſo iſt gerade der Nachweis eines Proſtitutionskult durch die einwandsfreieſten, hiſtoriſchen Beweismittel das denkbar Intereſſanteſte an dem Kapitel der altperſiſchen Religion. Wenn aber die Perſer die Göttin Anaitis als Anahita verehrten, ſo iſt von vornherein anzunehmen, daß der Kult der Göttin ſich in den Hauptprinzipien gleich geblieben ſein wird, vielleicht in alter Zeit veredelt, dann aber nach Berührung mit den Babyloniern und anderen Völkern auf jene Stufe der Sinnlichkeit herabſinkend, die bereits geſchildert wurde.

Gerade der Name Anahita erinnert lebhaft an das indiſche Anahid und iſt dann ebenfalls nichts als Venus, Aphrodite, Kybele oder Anaitis. Dieſer Göttin war eine beſondere Landſchaft, Anaitica, geheiligt, und dort ſtand ein herrlicher Tempel, in dem eine goldene Figur der Göttin ſtand, denn reich wurde der Tempel ſchon durch den Proſtitutionskult. Verſchmähten es doch ſelbſt Königstöchter nicht, ſich dort zu Ehren der Göttin und zum eigenen Vorteil preiszugeben. Königstöchter erhielten für dieſen Akt natürlich königliche Geſchenke, die dem Tempel zufloſſen. Die höchſtgeborenen Proſtituierten aber durften darauf rechnen, für die Preisgebung leichter und ſchneller einen Mann zu bekommen, den ſie natürlich für ſich behielten. Daß dieſe Hoffnung berechtigt war, zeigt eigentlich mehr als alles andere, wie der Kult eingebürgert und bewertet wurde. Und Anahita war daher die perſiſche Anaitis, nicht beſſeres und nichts ſchlechteres.

Noch ein anderer Umſtand läßt vermuten, daß der Weiberkult nicht unbekannt blieb. Es findet ſich die Notiz, daß man in Perſien den Mond angebetet habe, dadurch muß der Eingeweihte ſchon ſtutzig werden. Dem Monde wurde überall im Altertume ein großer Einfluß auf die Zeugung eingeräumt. Der Mond bedeutet geradezu die

Göttin der Liebe und Geburten. Wo der Mond verehrt wurde, darf man ohne weiteres einen Kult der Geburtsgöttin annehmen, und dieser Kult war in der Regel mit religiöser Prostitution verbunden.

Läßt sich also auch aus Religionsschriften der strikte Beweis nicht durchführen, so ist doch aus allen diesen Momenten wohl genügend dargetan, daß das Weib auch in der persischen Religion eine bedeutendere Rolle spielte, als vielfach angenommen wird. Außerdem fehlt es auch nicht an religiösen Vorschriften über die religiöse Auffassung der Stellung des Weibes in der Ehe. So verbot den alten Persern ihre Religion auf das Strengste den ehelichen Verkehr mit einer Frau, die sich bereits in gesegneten Umständen befand. Nach der alten Vendidat-Vorschrift sollte der Mann, der diese religiöse Anordnung verletzte, der schweren Strafe nicht entgehen, die nicht allein außerordentlich hart, sondern auch im höchsten Grade sonderbar war. Der Sünder erhielt 2000 Schläge, also eine Dosis, die sicherlich nicht allzu selten tödlich wirkte. Überstand er die Strafe, so war seine Tat damit noch nicht gesühnt, sondern er hatte noch eine große Menge Verpflichtungen zu erfüllen, die eigentlich kaum erfüllbar waren oder doch wenigstens auf viele Jahre hinaus die Sühne ausdehnten. Er sollte 1000 Fuhren hartes und 1000 Fuhren weiches Holz zum Feuer schaffen. Ferner mußte er den Göttern 1000 Stück Kleinvieh als Sühneopfer darbringen. Aber auch damit war die Strafe noch nicht vollendet, sondern der Mann mußte der Allgemeinheit auch noch durch eine große Anzahl Verrichtungen nützen; er hatte je 1000 Schlangen und Landeidechsen zu erlegen und mußte ferner 2000 Wassereidechsen und 5000 Ameisen töten, die als eine Landplage galten. Hatte er dies alles erfüllt, dann mußte er noch 30 Brücken über fließendes Wasser legen. Man sieht also, daß die Religion keinen Spaß verstand, wenn es sich um ein Vergehen handelte, das nur eine ganz besonders rigorose Auffassung erst zum Vergehen stempelte.

Was war aber der Grund dieser Religionsvorschrift? War eine ganz besondere Schonung der Weiber bezweckt oder sollte den Göttern eine besondere Ehre erwiesen werden? Letzteres war kaum beabsichtigt, sondern es kam nur darauf an, daß das lebenspendende Moment nicht verschwendet oder das entstehende Leben nicht vernichtet werden sollte. Jedenfalls handelte es sich um eine Strafe,

die zur Tat in keinem Verhältnis stand, die aber auch ihrer ganzen Natur nach so beschaffen war, daß sie niemals wirklich ganz vollstreckt werden konnte. Es war also dafür gesorgt, daß die Tat ewig ungesühnt bleiben mußte. Damit sollte wohl auf die Furchtbarkeit des Tuns hingewiesen werden. Ob übrigens jemals ein Mann des erwähnten Verbrechens wirklich angeklagt worden ist, erscheint sehr fraglich, und die ganze Vorschrift mutet albern und unsinnig an, mochte man auch für die Vorschrift ein Motiv haben, welches man wollte.

Wenn man aus späteren Anschauungen Schlüsse auf die Vergangenheit ziehen darf, so ist es nicht uninteressant, auf einige jetzt noch herrschende Ansichten zu verweisen. Bei den heutigen Persern wird es für die größte Sünde gehalten, wenn ein Mädchen die Heirat verweigert. Es gibt kein Verbrechen, das diesem gleicht. Deshalb kann diese Sünde aber auch durch nichts gesühnt und vergeben werden, sondern das Mädchen ist rettungslos der Hölle verfallen. Ich weiß allerdings nicht, ob es viele Mädchen gibt, die sich dieser großen Gefahr aussetzen und lieber in die Hölle als in die Ehe gehen, selbst wenn ihnen der Zukünftige nicht allzusehr gefällt.

Die Verweigerung der Ehe galt auch bei anderen Völkern als ein abscheuliches Laster oder als eine schwere Sünde, und in manchen Gegenden von Indien war es sogar Sitte, die Mädchen in großer Menge zu ermorden, damit sie nicht den Männern gegenüber in der Überzahl leben sollten. Auch diese Morde erfolgten aus religiösen Gründen. Nach v. Schweizer-Lerchenfeld haben die indo-britischen Behörden durch Untersuchungen festgestellt, daß 1856 im westlichen Radschputana in einem Orte von 10 000 Einwohnern nicht ein einziges Mädchen lebte. In vielen Orten konnte man sich nicht erinnern, daß seit Menschengedenken eine Hochzeit vorgekommen sei, in einem Orte war die letzte Ehe bereits vor 80 Jahren, in einem anderen gar vor 200 Jahren geschlossen worden. Der religiöse Wahn hat also geradezu zum Untergange ganzer Bevölkerungsgruppen geführt.

Noch einer Absonderlichkeit gedenkt Osman Bey, er schreibt: „Die Notwendigkeit einer Heirat für die Frauen hat zu vielen Hilfsmitteln und frommen Betrügereien, welche ebenso sonderbar als lächerlich sind, Veranlassung gegeben. Auf einer Wallfahrt nach

Mekka z. B. ist die Bescheinigung der Heirat eine notwendige Bedingung. Die alleinstehende Frau, welche sich an der Wallfahrt beteiligt, wird Gott weniger wohlgefallen, als die verheiratete. Um nun diesem Nachteil abzuhelfen, nehmen sie ihre Zuflucht zu einer frommen List, welche in der sogenannten Wallfahrtsehe besteht. Jedesmal, wenn sich eine Pilgerkarawane zum Besuch der heiligen Orte rüstet, sieht man die unverheirateten Frauen, Witwen oder alte Mädchen nach einem Individuum suchen, welches einwilligt, die Rolle eines Gelegenheitsgatten zu spielen. Sie machen letzterem in sehr naiver Weise ihre Anträge, indem sie z. B. ohne Zögern und Erröten sagen: Willst du mein Wallfahrtsgatte werden? Ja, warum nicht, antwortet der Pilger, ohne sich die Mühe zu geben, die Frau, welche seine Gattin zu werden gedenkt, anzusehen. Hierauf nehmen sich die Verlobten zwei Zeugen, und die Heirat zwischen ihnen wird auf kurze Zeit geschlossen. Dann schließen sie sich der Karawane an, beide schwingen sich auf das Kamel, oder reihen sich zu Fuß dem unendlichen Zuge, welcher sich nach Mekka begibt, ein. Diese Wallfahrtsehen vertragen sich durchaus mit dem muselmännischen Gewissen; sie werden sogar von den Pilgern für ein gutes Werk angesehen. Es ist Ehrensache der Männer, den Frauen behilflich zu sein, ihre Pflicht gegen Gott, wenn auch durch List, zu erfüllen. Die Wallfahrtsheiraten hören an dem Tage wieder auf, an dem die Zeremonien durch die Opferung der Lämmer auf dem Arafat beendigt werden, während auf der einen Seite geopfert wird, sprechen auf der anderen Seite die Gatten die sakramentale Ehescheidungsformel aus, und die Eheleute gehen auseinander, um sich nie wieder zu sehen."

Diese sonderbare Ehe, die nichts ist als eine Scheinehe, ist darauf zurückzuführen, daß das Weib an und für sich nicht sehr hoch geschätzt wird. Die verheiratete Frau gilt wenigstens dadurch noch etwas, daß sie die Frau eines Pilgers ist. Das Mädchen oder gar ein sogenanntes spätes Mädchen wird nicht geachtet, es hat kein Ansehen und kein Recht, nicht einmal das Recht, dem Gotte zu dienen und eine Wallfahrt nach dem heiligen Orte mitzumachen. Da es nun aber schlechterdings keine Religion geben kann, die nicht doch den Dienst und die Ehrung des Gottes für eine notwendige Pflicht hielte, fühlte man doch den bösen Widerspruch, durch welchen

den alten Jungfern die Erfüllung dieſer Pflicht für alle Fälle unmöglich gemacht wurde. So iſt die Wallfahrtsehe eingeführt und zugelaſſen worden. Sie iſt deshalb eine Art frommen Selbſtbetrugs, immerhin aber für die Rolle des Weibes bezeichnend, und ſie iſt im Grunde auch weiter nichts als eine Konſequenz des ſchon im graueſten Altertum geltenden Grundſatzes, daß es für das Weib keine größere Schande geben könne als keine Nachkommen zu haben.

Die erotiſche Entartung der chineſiſchen und indiſchen Religionen.

Es iſt bekannt, daß China eine der älteſten Kulturen aufzuweiſen hat. Wie alt die Kultur der Chineſen iſt, läßt ſich ſchwer oder garnicht beſtimmen; jedenfalls iſt ſie aber ſchon mindeſtens 2000 Jahre v. Chr. in feſtes Syſtem gebracht und außerordentlich entwickelt geweſen. Seit jener Zeit erſt kann man mit einiger Sicherheit über China geſchichtliche Quellen entdecken, denn erſt von da an iſt das goldne Reich der Mitte, wie man zu ſagen pflegt, hiſtoriſch geworden. Die chineſiſche Religion und Chinas Kultur müſſen jedoch unbedingt als eigene Erzeugniſſe des Landes anerkannt werden. Es iſt keine Beeinfluſſung von außen her anzunehmen, allerdings hat auch die chineſiſche Kultur nicht auf die Nachbarländer befruchtend gewirkt; wie ſie Eigenerzeugnis des Landes war, blieb ſie auch alleiniges Eigentum desſelben. Man wird wohl annehmen dürfen, daß das chineſiſche Altertum, das als Feudalſtaat beſtand, durchaus einwandsfrei über die Dinge der Moral dachte. Gerade das älteſte Buch, das Schu-king oder, wie es auch heißt, Schi-king gibt hierüber klaren Aufſchluß; es läßt lehrreiche Einblicke in das Empfinden und Denken jener Zeiten tun. Beſonders wurden die Tugend, die Tapferkeit und die eheliche Liebe — höher noch die Bruderliebe — geprieſen. Dabei finden ſich auch Lobeshymnen auf die Frauenſchönheit uſw. Jedenfalls iſt in dieſem Zeugnis des altchineſiſchen Lebens eine ideale Geſinnung unverkennbar, und ſie dürfte doch wohl die offiziell maßgebende geweſen ſein, wenn auch gern zugegeben werden mag, daß nicht jeder einzelne Mann aus dem Volke ein Muſter aller denkbaren Tugenden geweſen

sein wird, und daß in Wirklichkeit das Leben wohl eine Kleinigkeit anders erschienen sein mag als in jenem Buche der Poesie. Das Schu-king beginnt mit dem Könige Ju, der 2205 v. Chr. als Stammvater der Dynastie Hia zur Regierung gelangte. Vor ihm soll aber schon eine hohe Kultur bestanden haben; den Königen Fu-hi, Schunung und Hwang-ti wurde nachgesagt, daß sie außerordentlich viel Gutes und besonders den Wohlstand und die Ordnung des Landes geschaffen hätten; sie sollen auch die Ehe „erfunden" haben. Das letztere wurde ihnen als ganz besonders verdienstlich nachgerühmt; das ist kein Wunder, da die Chinesen die Nachkommenschaft über alle Begriffe schätzten und deshalb natürlich auch die Ehe, die ihnen diese Nachkommenschaft sicherte und nach dieser Richtung hin feste und straffe Rechtsbegriffe zeitigte, sehr zu schätzen wußten.*)

Jedenfalls ist die älteste Religion der Ahnenkult gewesen, und dieser Kult hat sich bis in unsere Zeit erhalten, obwohl jetzt längst verschiedene Religionen geduldet sind, seitdem im Jahre 65 n. Chr. Kaiser Ming-hi auch den Buddhismus als Staatsreligion anerkannt hat. In frühester Zeit bestand schon wie im ganzen Orient der sogenannte Naturdienst: Tiën war der Himmel, Ti die Erde, beide natürlich persönlich gedacht und persönlich verehrt. Nichts geschah ohne Zusammenwirken von Tiën und Ti, wie ja tatsächlich die Erde nur etwas hervorbringt, wenn der Himmel Licht und Wasser spendet. Es gab aber noch eine große Menge niederer Gottheiten, die rings alle Dinge belebten.

Bezüglich der Stellung des Weibes in der chinesischen Religion ist vor allen Dingen zu berücksichtigen, daß das Weib im asiatischen Kult eine wesentlich andere Rolle spielte als im abendländischen Kult, und daß der Orient auch da noch oftmals eine hohe und ehrfurchtgebietende Sittlichkeit annimmt, wo nach unseren heutigen Moralbegriffen die größte Unsittlichkeit herrscht. Das kommt daher, daß der Orientale die natürlichen Dinge stets nur natürlich und deshalb nicht unsittlich findet, während die abendländische Moral schon lange an den Vogel Strauß erinnert, der glaubt, nicht gesehen zu werden, sobald er seinen Kopf versteckt oder die Augen schließt. Bei uns darf niemals etwas Sexuelles beim richtigen Namen ge-

*) Siehe auch das bekannte Werk von Ferd. Heigl, Religion und Kultur Chinas.

nannt werden; das würde man für unsittlich, schamverletzend und verwerflich halten; mit dem, was man tut, nimmt man es schon nicht mehr so genau, vorausgesetzt, daß das Tun nicht „öffentliches Ärgernis" erregt, also gesehen werden kann.

Bei den Chinesen war die Stellung des Weibes so ziemlich das Gegenteil von der bei uns offiziell vorgeschriebenen. Man wußte, welche Rolle das Weib im Sexualleben spielt, und hatte deshalb keine Veranlassung, was selbstverständlich jeder genau wußte, noch besonders geheim zu halten. Da die Ehe und die Nachkommenschaft außerordentlich hoch geschätzt wurden, versteht es sich eigentlich von selbst, daß auch besondere Gottheiten, deren Ressort die Vermehrung der Familie war, existierten, und daß gerade deren Dienst für äußerst wichtig gehalten wurde. Wir haben bereits an anderer Stelle gesehen, daß man in Indien nicht einmal die wirkliche Prostitution der Bajaderen für etwas Unsittliches hielt. Stets galt die Bajadere viel mehr als ein Weib, das niemals in die Öffentlichkeit getreten war, und von dem niemand wußte, daß es im Sexualleben Erfahrungen gesammelt hatte, die nach europäischen Moralbegriffen ein Weib vor der Ehe nicht kennen lernen soll. Jedenfalls ist man berechtigt, die altchinesische Moral auch trotz der scheinbar skandalösesten Erscheinungen für durchaus einwandsfrei im Sinne jener Zeit zu erklären, wenn auch die Rolle, die das Weib bei der Fortpflanzung spielt, überall in Wort und Bild und auch in den Bräuchen des öffentlichen Lebens mit dem denkbarsten Nachdruck betont wurde — Es fragt sich immer nur, wie sonst das Volk über Moral dachte — und was es darunter verstand, und da bringt grade das Schu-king den besten Beweis, daß trotz der öffentlichen Diskussion über sexuelle Dinge, die Moral, soweit dieser Begriff rein logisch und nicht nach willkürlich geschaffenen Doktrinen definiert wird, auf hoher Stufe stand.

Außer diesem Buche gibt uns noch der Religionsphilosoph Lao-tse in seiner fast vollständig erhaltenen Lehrschrift vorzügliche Nachweise. Lao-tse ist eigentlich kein Name; es heißt so viel wie „der alte Meister", und daß man dem Verfasser einer idealen Religionslehre gerade diesen Namen gab, daß seine Schriften anerkannte und sie abgöttisch verehrte, den Meister selbst aber wie den Begründer einer neuen Religion feierte, das

zeigt wohl am beſten, daß wirklich die allgemeine Weltanſchauung doch eine ideale geweſen ſein muß. Lao-tſe hat zwar nicht in den älteſten Zeiten gelebt; immerhin aber ca. 600 Jahre vor Chriſtus. Es iſt auffallend, daß vieles, was er lehrte und ſchrieb, lebhaft an Chriſti Worte erinnert. Hier iſt aber die Unmöglichkeit einer gegenſeitigen Beeinfluſſung abſolut erwieſen. Lao-tſe hat ſeine Lehre in einem Buche hinterlaſſen. Dieſes Tao-te-king iſt den Chineſen heiliger faſt, als den Chriſten die Bibel. Beſonders lehrt Lao-tſe, daß die Haupttugenden des Menſchen Güte, Beſcheidenheit und Freigebigkeit ſind, daß aber die Freigebigkeit nicht nach außen hin prahlen dürfe. Chriſtus ſagt: „Die rechte Hand ſoll nicht wiſſen, was die linke tut.“ Chriſtus lehrt, daß man auch ſeine Feinde lieben und denen wohl tun ſolle, die uns unrecht tun; bei Lao-tſe heißt es: „Ich bin gut gegen die, die gegen mich gut ſind; ich bin aber auch gut gegen die, die gegen mich nicht gut ſind; ſo werden alle gut.“ Es iſt das alſo ſo ziemlich dasſelbe, was das Chriſtentum als ein ſpezifiſch chriſtliches Glaubensbekenntnis rühmt.

Für den großen Weiſen war auch das Fortleben der Seele nach dem leiblichen Tode erwieſen; das war allerdings nicht ſonderbar, da der ganze Ahnenkult, der ſeit Alters her in China die größte Verbreitung hatte, auf dieſer Vorſtellung baſiert. Lao-tſe iſt nicht der Begründer einer chineſiſchen Religion geweſen; er war nur ein Religionsphiloſoph, der die Weltanſchauung ſeiner Landsleute vertieft und veredelt hat. Er war vielleicht der größte Denker aller Zeiten. Er war aber nicht bloß ein Denker, ſondern auch ein vorzüglicher Menſch. Mit dem tiefen ſittlichen Ernſt, der Erhabenheit ſeiner Auffaſſung von Gott und der Innerlichkeit ſeines Glaubens können wohl nur wenige Religionsſyſteme ſich meſſen; übertreffen kann ſie keines. Deshalb wird auch dieſer Religionsphiloſoph mit Recht für alle Zeiten den Ehrentitel des „alten Meiſters“ behalten. Es könnte ſeltſam erſcheinen, daß im Abendlande Lao-tſe ſo wenig bekannt iſt; aber man kümmert ſich bei uns nicht allzuviel um die chineſiſche Religion, da man kaum für die eigene einige Minuten des Nachdenkens übrig hat.

In der Regel nennt man einen anderen Namen, den des Confuzius, den man bei uns für den Begründer der chineſiſchen Religion

hält, obwohl dies noch viel unrichtiger ist, als wenn man dem Lao-tse diese Ehre antun wollte. Confuzius hieß übrigens Kong-tse, was so viel bedeutet wie Meister Kong, daraus hat man in der Sucht, alle Namen zu latinisieren, schließlich Confuzius herausgebracht. Kong-tse ist niemals Religionslehrer gewesen; er war überhaupt kein „Homo religiosus", und kommt als solcher auch nicht in Frage; er hat sich aber als Moralphilosoph zu einer Höhe der Gesinnung aufgeschwungen, die in der Tat fast wie eine religiöse Offenbarung erscheint. Er war etwa das, was man heute einen Historiker nennen würde. Er studierte die alte Geschichte seines Landes, die alten Sitten, Gebräuche und Anschauungen und fand, daß diese besser gewesen seien, als die seiner eigenen Zeit, wie man auch bei uns gern von der „guten, alten Zeit" spricht. Deshalb empfahl er die Rückkehr zu jenen alten vorzüglichen Sitten und Bräuchen. Kong-tse war aber viel mehr als ein bloßer Historiker; er war auch ein vorzüglicher Kopf und ein ebenso vorzüglicher Charakter.

Seine moralischen Lebensregeln faßte er in das Wort Gegenseitigkeit zusammen; von diesem Begriffe ging er aus. Was ihr nicht wollt, das man euch antue, das tut auch andren nicht an, sagte er; aber er ging noch weiter, er lehrte auch, daß man Unrecht mit Recht und Haß mit Güte vergelten solle. Auch dieser Ausspruch erinnnert an Christi Lehre, obwohl ihn Kong-tse nicht religiös sondern lediglich moralphilosophisch gedacht hat. Allerdings war er der Ansicht, daß die von keiner Leidenschaft getrübte Seele den Menschen vom Himmel verliehen sei, daß sie die göttliche Natur des Menschen darstelle, und daß man deshalb die Seele ungetrübt erhalten solle; dadurch, daß man nicht einseitig nur seinen Leidenschaften folge, sondern in allen Dingen das rechte Maß halte. Es ist kein Wunder, daß ein Mann, der durch solche Lehren im höchsten Grade erzieherisch auf sein Volk wirkte (nicht etwa allein auf die Zeitgenossen, sondern nicht minder auf die späteren Generationen), auf das Höchste verehrt wurde, daß er geradezu als der gute Genius des Landes galt, und daß er heute noch für die erste Autorität gehalten wird, obwohl er doch ein Zeitgenosse des Lao-tse und nur wenig jünger als dieser war. Kong-tse hat den alten Meister noch persönlich kennen gelernt und empfing einen tiefen Eindruck von diesem Weisen, der ihm übrigens eine kräftige Moralpauke hielt, wobei er ihn vor Hoch-

mut und Begierden warnte und ihm riet, den Schein nicht über das Sein zu ſtellen und ſich nicht ausſchweifenden Plänen hinzugeben.

Lao-tſe und Kong-tſe ſind mithin die größten Männer Chinas geweſen. Man darf aber aus dem Auftreten dieſer Volkserzieher ſchließen, namentlich aus dem Auftreten des Kong-tſe, der aus den altchineſiſchen Bräuchen ſeine Lehren zum großen Teil angeregt erhielt, daß die urſprüngliche Naivität des älteſten China mit der man die natürlichen Dinge des Sexuallebens beſprochen hatte, ſchon 600 Jahre v. Chr. nicht mehr in der urſprünglichen Reinheit beſtand. Wäre dies der Fall geweſen, ſo würde Kong-tſe kaum Grund gehabt haben, vieles, was er lehrte, beſonders eindringlich zu predigen. Eine Ermahnung zur Rückkehr zu den alten Bräuchen und Sitten kann doch ſtets nur dann einen Sinn haben, wenn dieſe beſſer waren als die gerade beſtehenden. Es iſt beſonders die Warnung vor dem Unterliegen im Kampfe der Leidenſchaft, wodurch die vom Himmel den Menſchen verliehene reine Seele getrübt würde, beachtenswert; ſie würde völlig zwecklos und unſinnig geweſen ſein, wenn nicht wirklich die Leidenſchaften das Volk beherrſcht hätten.

Nun kann allerdings China keineswegs in den moraliſchen Sumpf verfallen geweſen ſein, der zu jener Zeit den Orient beherrſchte, denn ſonſt würde man auf keinen Fall Männer wie Lao-tſe und Kong-tſe als die größten gefeiert haben. Andere Völker haben die Propheten, die ihnen Moral predigten, geſteinigt und ans Kreuz geſchlagen. Das würden wohl die Chineſen auch fertig bekommen haben, wenn ihnen nicht die Lehren ihrer Weiſen doch richtig und beachtenswert erſchienen wären.

Unendlich verſchieden von dem asketiſchen Wahn, der ſo weltenfremd anmutet, war die Lehre der beiden chineſiſchen Moraliſten. Von ihnen wurde dem Liebesleben in keiner Weiſe Abbruch gepredigt, ſondern die Weisheit der geiſtigen Führer beſagte nichts weiter, als daß man weder Sklave ſeiner Leidenſchaften werden noch ſich ihnen blind überlaſſen ſollte.

Das Weib war dabei keineswegs die untergeordnete Sklavin, die als rechtlos galt und nur dem Vergnügen des Mannes dienen mußte, ohne ſelbſt Anſpruch auf Achtung und Rechte zu haben. Es galt vielmehr als gleichwertig, und deshalb mochte die Mahnung, man ſolle den Leidenſchaften nicht unterliegen, wohl ebenſo an das

Weib wie an den Mann gerichtet gewesen sein. Schon durch die Gleichstellung der Geschlechter war die sittliche Anschauung eine höhere als in anderen orientalischen Ländern, in denen die Frau nur das Spielzeug der männlichen Begierden war.

Durch die Einführung des Buddhismus änderte sich manches; aber zunächst war diese neue Religion wahrlich nicht geeignet, die Moral der Chinesen zu gefährden. Im Gegenteil, es war wohl der Hauptgrund, warum diese Religion keinen Anhang gewinnen konnte, der, daß sie die völlige Enthaltsamkeit vom Weibe vorschrieb, eine Forderung, die nach Ansicht der Chinesen völlig unannehmbar erschien. Cölibat wird der Chinese stets für Wahnsinn halten, und darin dürfte ihm wohl eigentlich auch kein vernünftiger Mensch widersprechen. Cölibat ist in der Tat nicht allein etwas absolut Naturwidriges, sondern auch, wenn man ganz logisch denken soll, ein Tadelsvotum gegen den Schöpfer, der doch die Menschen nicht für den Cölibat geschaffen, sondern sie auf den sexuellen Verkehr geradezu hingewiesen hat. Will man das nicht mit den Pflichten eines anständigen und religiösen Menschen für vereinbar erklären, so bringt man damit lediglich zum Ausdruck, daß Gott die Welt und die Menschen falsch geschaffen, daß er sein Schöpfungswerk nicht gut gemacht und deshalb von den klügeren Menschen eine ernste Korrektur verdient habe. Diesem absurden Gedanken war man in China durchaus abgeneigt; man hatte gelernt, das Glück des Lebens in der Ehe zu finden; man hatte vor allen Dingen schon in der Verehrung, die man der Mutter entgegenbrachte, ein äußerst starkes Argument gegen alle Cölibatsideen.

Gleichwohl setzte sich der Buddhismus in China fest. Allerdings ist dabei zu bemerken, daß diese Religion sich mehr von der chinesischen beeinflussen ließ, als diese umgekehrt durch den Buddhismus. Dies mag daher zu erklären sein, daß die Lehren der Chinesen viel zu ideal und großzügig waren, um ohne Eindruck von einer fremden Person gehört werden zu können; andrerseits vermochte auch der Buddhismus nicht allzuviel zu bieten. Die Lebensfähigkeit einer Religion hängt doch vor allen Dingen stets davon ab, welchen Trost sie zu spenden vermag, und welche Hoffnungen und Aussichten für die Seele nach dem körperlichen Sterben sie bietet. Dies ist es, was der Mensch von seiner Religion verlangt, und was ihn immer

und immer wieder zur Religion zurückführt, wenn er sich auch noch so weit von ihr entfernt, wenn er sie sogar gänzlich aufgegeben hat. Der Gedanke, was nach dem Tode wird, wie es mit der Vergeltung aussieht, und wie ein glückliches Los herbeizuführen sei, ist eine Frage, die kein Mensch jemals völlig außer Acht und außer Erwägung lassen will. Hier bot aber die chinesische Religion mit ihrem Ahnenkult viel mehr als der Buddhismus, der kalt und trostlos die Herzen verzagen ließ und dabei noch das Opfer des Cölibats forderte.

Der Buddhismus, der schließlich in China Geltung erlangte und selbst Staatsreligion wurde, war schon so stark von der Religion der Chinesen, von Taoismus und den Lehren des Kong-tse und Lao-tse durchsetzt, daß der Übergang zum Buddhismus einem Chinesen kaum noch besonders schwer fallen konnte.

Besonders mußte der Buddhismus sich den chinesischen Anschauungen über das Weib anbequemen. Es war weit mehr ein Kampf um das Weib als ein religiöser Dogmenstreit, der stattgefunden hatte, und bei dieser geistigen Schlacht ist China zunächst Sieger geblieben, d. h. es hat die weiberfeindliche Tendenz des Buddhismus überwunden. Die neue Lehre gab ihre Cölibatsideen auf und ließ den Sohn Chinas sich des Besitzes der Weiber und des sexuellen Verkehrs in unveränderter Form erfreuen. Trotzdem blieb der unheilvolle Einfluß der neuen Religion nicht aus: das Weib sank zu einem unreinen und mißachteten Geschöpf herab. Es wurde schon bei der Menstruation der Anfang gemacht. Diese galt als verunreinigend und das Weib, das während dieser Periode selbst überall als unrein galt, blieb nach der buddhistischen Ansicht auch nach dem Aufhören in diesem Zustande. Die Menstruation bot den ersten Anhalt für seine starke gesellschaftliche Herabsetzung, und das war ein Argument, das leichter Boden gewann als alle die sonstigen Ideen der Buddhisten. Es wurden, ebenso wie im Gesetze des Moses, besondere Reinlichkeitsvorschriften gegeben. So war es oft Vorschrift, daß die menstruierenden Weiber den Ort verlassen und in besonderen Menstruationshütten außerhalb des Dorfes sich aufhalten mußten, bis sie den Zustand überwunden und sich in der vorgeschriebenen Weise am ganzen Körper gereinigt hatten. Selbst die Speisevorschriften regelten genau die Ernährung des Weibes während der Menstruation. Das Fortweisen der Frau, das für notwendig erklärt wurde,

damit die Menſtruierende nicht der Allgemeinheit Schaden bringe und den ganzen Ort unrein mache, konnte natürlich nicht dazu beitragen, das Anſehen der Verbannten zu heben. Über die Menſtruation gibt es eine ganze Literatur des Aberglaubens, und ſelbſt die ernſte Wiſſenſchaft des Abendlandes hat ſich mit dieſer Materie in der abenteuerlichſten Weiſe beſchäftigt. Es wurde allen Ernſtes von gelehrten Ärzten das Menſtrualblut für giftig erklärt, dann wieder wurde ihm Heilkraft zugeſchrieben. Überall hat aber die Anſicht, daß die Menſtruierende unrein ſei, den Glauben hervorgerufen, das Weib dürfte in dieſem Zuſtande nichts berühren, was leicht verderben könne. Wein, Obſt, Backware uſw. ſollten verderben, wenn die Menſtruierende bei ihrer Zubereitung auch nur zugegen geweſen, und ſelbſt die Früchte in Garten und Feld gingen ein, ſobald die Menſtruierende in ihre Nähe komme. Kein Wunder, daß der Buddhismus hier mit Erfolg einzuſetzen vermochte, um das Anſehen des Weibes zu vernichten. Auch in Deutſchland, Öſterreich, der Schweiz und beſonders in den Rheingegenden wird das menſtruierende Weib noch heute als etwas Unreines betrachtet. So darf in den Gaſtwirtſchaften kein menſtruierendes Weib Wein abzapfen oder irgendwelche Getränke wie Liköre, Obſtſäfte oder dergleichen berühren. Die Behauptung, daß ſolche Getränke trüben bezw. Schimmel auf der Oberfläche anſetzen, ſoll durch vielfache Erfahrungen bewieſen ſein. Derartige Behauptungen dürften wohl auch den alten Orientvölkern nicht unbekannt geweſen ſein, und ſie werden zu den einſchneidenden Vorſchriften gegen das Weib geführt haben.

Die Verweiſung der Weiber während der Menſtruation in die ſogenannten Menſtruationshütten hat ſchließlich auch der Schamhaftigkeit der Frauen gedient, denn ſo außerordentlich verſchiedenartig auch die Schamhaftigkeit in die Erſcheinung tritt, ſo iſt doch wohl kein Zweifel, daß die Frauen aller Völker gerade die Menſtruation ſorgfältig zu verbergen pflegen. Vielleicht geſchieht dies in der durchaus richtigen Erkenntnis, daß gerade dieſer Zuſtand ſie allgemein als unrein oder ſogar gefährlich erſcheinen läßt. Intereſſant iſt übrigens, was Bodenſtedt über die Schamhaftigkeit der Weiber ſagt: „Da ſaßen 30—40 armeniſche Frauen mit gekreuzten Beinen auf einem großen, das ganze Zimmer ausmeſſenden Teppich, in buntem Kreiſe, alle angetan mit ſchweren, koſtbaren Stoffen,

den Nacken von einem weißen Schleier überwallt; und das Leibchen zwiefach halbmondförmig so weit ausgeschnitten, daß des Busens besserer Teil offen zur Schau lag. Ich kann hier die Bemerkung einschalten, daß im Morgenlande die Frauen mit ihren Busen noch viel weniger heimlich tun als hier bei uns. Dem strengsten Schamgefühl ist dort Genüge getan mit dem Verhüllen des Gesichts. Alle übrigen Körperteile werden geringerer Berücksichtigung gewürdigt. Es ist nun das Schicklichkeits- und Anstandsgefühl eine eigene Sache. Eine Schottin kann vor lauter Schamhaftigkeit in Ohnmacht fallen, wenn sie einen Mann mit einem Barte sieht, findet es aber ganz ihren Begriffen von Anstand gemäß, daß die Männer ohne Hosen einhergehen, ein Zustand, der den Damen anderer Länder wieder das Blut der Scham in die Wangen treiben würde. Eine badende Europäerin wird, wenn sie sich von Männeraugen erspähet weiß, alles andere eher verhüllen, als ihr Gesicht. Eine Asiatin wird, unter ähnlichen Umständen, fremden Blicken alles andere eher preisgeben als ihr Gesicht. Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um darzutun, wie schwer es ist, in dem, was man Sitte und Anstand nennt, die Scheidelinie zwischen dem Ernsten und Komischen, zwischen Weisheit und Torheit zu ziehen. Der beschränkte Mensch ist immer am meisten geneigt, das zu belächeln, was über seinen engen Gesichtskreis hinausreicht; „je mehr der Blicke, desto milder das Urteil." Besonders der letzte Satz erscheint mir beachtenswert, wenn man die religiösen Bräuche eines fremden Volkes betrachtet, die uns als Unzucht, Kuppelei und Dirnentum, dem fremden Volke aber keineswegs als derartige moralische Entgleisungen erschienen.

Doppelt und dreifach schädlich für die öffentliche Moral war der Einfluß des Priestertums des Buddhismus schon deshalb, weil er dafür gesorgt hatte, daß das Weib mißachtet wurde. Hatte man in früherer Zeit selbst in der religiösen Prostitution nichts gesehen als einen durchaus einwandsfreien Dienst der Gottheiten der Zeugung und Geburt, so mußte sich das Bild natürlich sehr schnell und sehr verhängnisvoll ändern, als das Weib bloß noch ein notwendiges Übel sein sollte, das der Mann brauchte, weil es ihm Nachkommen zur Welt brachte, und weil es seinen Lüsten dienstbar gemacht werden konnte.

Es kann, wenn man die Entwicklungsgeschichte Chinas genauer

kennt, nicht auffallen, daß in dem Lande, das früher so ideale Lehren mit fast religiöser Verehrung aufnahm, das dem Weibe eine Gleichstellung mit dem Manne gewährte, im Laufe der Zeit so ganz anders über die Stellung des Weibes gedacht wurde, daß dort das Weib fast nur noch als ein unreines Gefäß sexueller Lüste galt, und daß deshalb in China die Prostitution wie kaum in einem anderen Lande sich ausbreitete. Es gab gar keine gesetzliche Beschränkung. Für die religiöse Prostitution war sie ohnehin ausgeschlossen, und für die private, die nur ein Ableger der religiösen war, ebenfalls nicht. In China wuchsen die Bordelle wie Pilze aus der Erde, und diese Unsitte hat sich im Laufe der Jahrhunderte eher verschlimmert als verbessert. 1861 gab es in der Hafenstadt Amoy bereits 3650 Bordelle, in denen 25 000 Mädchen untergebracht waren. Die Stadt hatte aber nur etwa 300 000 Einwohner. Mädchen von 6 Jahren wurden schon in die Bordelle aufgenommen; sie waren zuerst nur Dienerinnen der eigentlichen Prostituierten; aber sie wurden schon auf den Beruf einer solchen vorgebildet, lernten singen und tanzen und wurden mit 13 Jahren bereits für den Liebesdienst benutzt. Eine ganz besondere Spezialität des Bordellwesens bilden die sogenannten Blumenschiffe, die nichts sind als schwimmende Bordelle. In der Regel sind diese Schiffe prächtig eingerichtet, und sie werden noch heutigen Tages von Fremden und Einheimischen sehr gern besucht. Dabei ist aber zu bemerken, daß der alte Glanz verblichen ist. Die Mädchen sind nicht mehr durch ihre Schönheit und Bildung hervorragend; sie sind meist herzlich unbedeutende Geschöpfe, und Kenner versichern, daß es nur durch das überaus traurige und langweilige Familienleben Chinas erklärt werden könne, wenn diese Mädchen so oft noch aufgesucht würden.

Da sich jetzt aus religiösen Gründen keine Chinesin mehr prostituiert, ist natürlich die heutige Prostitution völlig unabhängig von der religiösen Gesinnung, und es fällt bei der großen Menge der Bordelle deren Inhabern oft schwer, den Bedarf an Bewohnerinnen stets im gewünschten Umfange zu decken. Man muß aber dabei bedenken, daß die Prostitution des Weibes in China weit über 5000 Jahre besteht, und daß sich natürlich, so konservativ China auch an den alten Bräuchen bisher festhielt, doch unendlich viel geändert hat. Schon die Zeiten, in denen die Prostitution durch das Priestertum

Tafel XLVIII.

Raffael: Der Triumpf der Galatea (Rom).

Tafel XLIX.

Vestalin (antik.)
(Nat.-Museum Rom).

wohlgelitten wurde, ſehen manchen Wandel. Die Religion hat die Sittlichkeit untergraben, und ſie konnte auch ſonſt nicht dem Lande förderlich ſein.

Zeitig wurde das Chriſtentum in China eingeführt. Das geſchah allerdings erſt mehr als 600 Jahre nach Chriſti Tode, alſo zu einer Zeit, in der das Chriſtentum ſelbſt ſchon eine ungeheure Menge innerer Kämpfe und Spaltungen ausgehalten und überſtanden und dabei ein Dogma aufgeſtellt hatte, das Chriſtus, wäre er nach 600 Jahren wieder auf die Erde zurückgekehrt, jedenfalls noch heftiger bekämpft haben würde als die innen verödete und nach außen prunkende, alte jüdiſche Religion. Die Neſtorianer, die als erſte Verbreiter des Chriſtentums in China in Frage kommen, erreichten, daß im Jahre 638 wirklich die Zulaſſung der chriſtlichen Religion in China durch kaiſerliche Verfügung zugeſtanden wurde. Die erſten chriſtlichen Miſſionare im eigentlichen Sinne waren Johann von Montecorvino und ſeine Begleiter reſp. Nachfolger. Dieſe fanden noch verſchiedene neſtorianiſche Gemeinden in China vor, und es kam ſogar zu ſtarken Eiferſüchteleien zwiſchen den alten chriſtlichen Gemeinden und den neuen Miſſionen, wie es ja faſt immer den Trägern des chriſtlichen Glaubens viel weniger um die Sache, der ſie dienten, zu tun war, als vielmehr um ihren perſönlichen Einfluß. Die Miſſionen hielten ſich aber wacker, und 1307 ernannte Papſt Clemens V. einen Biſchof für die neue Gemeinde in China, denn der Biſchof war natürlich die Hauptſache. Ob es in China Chriſten gab, ob dieſe ſogar gute Chriſten waren oder nicht, das ſpielte keine ſo große Rolle, viel wichtiger war es dem Papſte, daß dieſe Chriſten ihn als das Oberhaupt der Chriſtenheit anerkannten, und dazu mußte der vom Papſte ernannte Biſchof das vermittelnde Element werden. Da aber in China nur der dortige Kaiſer und nicht ein fremdländiſcher Papſt herrſchen konnte, hatte die Herrlichkeit mit der chriſtlichen Gemeinde bald ganz ein Ende. Im Jahre 1369 verſchwand ſie von der Bildfläche, und es blieb alles ſtill, bis etwa 1510. Nach der Entdeckung des Seewegs nach Indien durch die Portugieſen wurde erſt wieder die Chriſtianiſierung Chinas etwas lebhafter betrieben. Im Jahre 1517 unternahm man die erſten Verſuche, und 1552 kam der Jeſuit Franciscus Xaverius nach China und konnte als Miſſionar recht gute Erfolge verzeichnen, die er allerdings weit mehr ſeiner ſehr klugen

Haltung zu danken hatte, als der Überzeugungskraft der von ihm gepredigten und durch die Dogmatisierung bis zur Unverständlichkeit entstellten Lehre. Die Jesuiten verfolgten einen wohldurchdachten Plan, es ist dabei freilich nicht gerade gesagt, daß sie damit der Religion besondere Dienste leisteten; sie dienten viel mehr der Macht und dem Einfluß Roms, und darauf kam es ihnen in der Hauptsache an. Ich glaube, es ist nicht zu viel behauptet, daß die nach China gesandten Jesuiten, die wirklich gebildete, zum Teil sogar hochgebildete Männer waren, hauptsächlich dadurch, daß sie am Hofe des Kaisers ihr astronomisches und mathematisches Wissen entfalteten (der Pater Schoal soll sogar Anleitungen in der Kunst, Geschütze zu gießen, erteilt haben), ihrer Religion Achtung und Anhängerschaft erworben haben. Sie machten es außerdem den Chinesen sehr leicht, die christliche Religion anzunehmen, denn sie ließen alles bestehen, was den gelben Söhnen der Mitte wert und heilig war; sie ließen sie ihren Ahnenkult treiben und duldeten die äußerste Prachtentfaltung bei den Gottesdiensten. Das war nicht einmal gegen den katholischen Ritus. An und für sich waren die chinesischen Lehren den Missionaren in keiner Weise unbequem, denn nichts verstieß im Prinzip gegen die Lehren des Christentums. Besonders deshalb nicht, weil Kong-tse eigentlich nur Moralphilosoph war, und wirkliche Moral gegen keine einzige Religion verstoßen kann. Wenn aber eine neue Lehre Anschauungen und Bräuche vorfindet, die ihr nur genehm sein können, so tut sie sicher sehr gut daran, wenn sie diese achtet und bestehen läßt.

Den Dominikanern und Franziskanern, die ebenfalls in China sich eifrig bemühten, das Christentum zu verbreiten, die aber bei weitem nicht die Erfolge der schlauen Jesuiten zu erzielen vermochten, mißfiel das Treiben der letzteren so, daß sie beim Papste Klage führten. Das Motiv war wohl wieder viel weniger die Sorge um die christliche Lehre, als vielmehr die um den persönlichen Einfluß. Der Papst ließ sich bewegen, der Klage wenigstens insoweit stattzugeben, als er einen Kardinal mit der Untersuchung der Sache betraute, der auch in China eintraf. Die Jesuiten hatten aber beim Kaiser so viel Vertrauen und Wertschätzung gefunden, daß sie sich des ganz besonderen kaiserlichen Schutzes erfreuen konnten. Der Kaiser — es war Schöng-tsu — verbannte alle anderen Missionare und duldete auch den päpstlichen Sendboten nicht im Lande. Seitdem ist die Sache

des Christentums in China wahrlich nicht gefördert worden, denn es datieren von jenen Zeiten her die wütenden Christenverfolgungen, die schließlich zum Boxeraufstand führten. Jedenfalls hat sich hier wieder einmal glänzend gezeigt, daß die Verfolgung kleinlicher Machtgelüste, die an und für sich schon mit dem Geiste des Christentums in schreiendem Widerspruch stehen, sicherlich nicht dazu beitragen kann, dem Christentum Anhänger und Freunde zu erwerben. Viel günstiger haben in letzter Zeit die evangelischen Missionen gewirkt, die auch tatsächlich für China von großem Nutzen sind, indem sie Krankenhäuser und Ärzte eingeführt und viel Wissen und Bildung unter den Chinesen verbreitet haben. Ich halte das letztere für eine sehr wertvolle Kulturaufgabe; ob es ein Nutzen ist, wenn China sich zum Christentum bekehrt, das will ich hier völlig unerwähnt lassen. Ich meine nur, daß es eins der zutreffendsten Sprichwörter ist, es solle jeder zuerst vor der eigenen Türe kehren, ehe er sich des Nachbars mit Reinigungsversuchen annimmt. Auch das in mehrere Konfessionen zerfallene Christentum sollte zuerst einmal im eigenen Hause ein großes Reinemachen veranstalten, ehe es sich so eifrig um die Religionen anderer Völker kümmert, denn das „Gehet hin in alle Welt und lehret" setzt doch voraus, daß man selbst über alles, was gelehrt werden soll, sich völlig im klaren befinden muß.

Nicht als chinesische Religionen, aber als Religionen in China muß man auch den Islam und schließlich das Judentum erwähnen. Der Islam hat seinen Einzug wohl auf demselben Wege gehalten, auf dem die Portugiesen das Christentum einführten, nämlich auf dem Wege des Seehandels, und zwar sind es wohl meist arabische Kaufleute gewesen, die den Glauben Mohammeds wie eine Handelsware eingeführt haben, die Kolonien gründeten und natürlich auch den Islam verkündeten, denn diese Religion hat ebenso werbende Kraft wie das Christentum. Es sind auch später starke Mongolenhorden in China eingedrungen, die Anhänger des Islam waren und als solche selbstverständlich ihre Religion ausbreiteten.

Das Judentum hat sich, wie überall in der Welt, auch in China angesiedelt. Dagegen halfen keine chinesische Mauer, keine Religionsverfolgung. Offenbar sind die jüdischen Invasionen schon im ersten Jahrtausend christlicher Zeitrechnung in China erfolgt. Es zeigt sich auch dabei die Zähigkeit, mit der die Israeliten überall am Glauben

ihrer Väter festgehalten haben, und es ist gewiß eine große Ungerechtigkeit, daß man gerade hieraus den Juden einen Vorwurf machen will, denn man prägt damit aus einer Eigenschaft, die doch eigentlich eine Zierde und lobenswert ist, ein Laster. Das ist aber ebenso gut oder richtiger ebenso schlecht, als wollte man jemandem, der in einer Gesellschaft, die moralisch völlig anders denkt als er, sich selbst treu geblieben ist, gerade aus diesem Vorzuge einen Vorwurf machen. Die Juden haben im Laufe der Jahrhunderte ihre Sprache vergessen; sie leben in ihrer Umgebung wie Eingeborene, aber ihren Glauben haben sie bewahrt. Für Chinas Religion ist die Anwesenheit der Juden von keinem großen Einfluß gewesen, denn es dürfte wohl kaum Chinesen geben, die zum Judentum übergetreten sind. Dagegen hat die profane israelitische Weltanschauung nicht unbeachtet bleiben können; sie dürfte sogar auf das Denken der mit den Juden in unmittelbare Berührung kommenden Chinesen im Laufe der Jahrtausende einen gewissen Einfluß ausgeübt haben.

Die indische Religion ist auf all den verschlungenen Wegen, die sie einschlug und wandelte, wohl noch schwerer zu analysieren als die chinesische. Die Ureinwohner Indiens können bei diesen Studien so ziemlich außer acht gelassen werden; es waren wohl Neger, die nach längeren Kämpfen von den Arja verdrängt wurden, und die Indier nennen sich stolz Arier. In den großen Epen Mahabharata und Ramajana sind diese Kämpfe geschildert. Die Eroberer hießen Vaiçja, was soviel wie Ansiedler heißt; sie wurden aber die Herren des Landes und hielten sich für eine weit bessere Rasse. In der Natur der Sache lag es, daß die Krieger, auf deren Mut und Tapferkeit doch die Eroberung und Erhaltung des eroberten Landes festgelegt wurde, den einflußreichsten und mächtigsten Stand bildeten. Das änderte sich aber schon mindestens 1000 Jahre v. Chr., als der Besitz des Landes nicht mehr bestritten wurde, und Handel, Ackerbau und Gewerbe immer mehr an Wichtigkeit gewannen, der Stand der Krieger (Kschattrija) also in demselben Maße überflüssig wurde und wegen Mangels an kriegerischer Übung verweichlichte. Nun war es aber der Stand der Priester, der es verstand, sich an die erste Stelle zu setzen. Die Priester bildeten eine ebenso abgeschlossene Kaste, wie sie die Krieger waren, sie allein kannten noch die alten Götter und ihre Geschichte; aber da das Volk im Wohlleben der neuen Heimat

im allgemeinen nicht mehr viel von den alten Göttern wissen wollte, die man kaum noch brauchte, wußten die Priester die günstigste Gelegenheit, eine neue Religion und eine neue Staatsordnung einzuführen, zu ergreifen. Sie bildeten das Kastenwesen in voller Schärfe aus, setzten sich dabei an die Spitze aller Kasten, und verhüteten es besonders, daß die Mitglieder einer Kaste etwa in eine höhere aufsteigen könnten. Wer zu einer Kaste gehörte, der mußte auch seine Nachkommen in der gleichen Kaste lassen. Mischehen kamen wohl vor; aber sie bewirkten nicht, daß dadurch etwa die Kinder des einen Gatten in den Stand des anderen Gatten aufrücken konnten; sie wurden vielmehr in die unreinen Kasten verwiesen und durften keine „reine" Beschäftigung ausüben. Es kommt hier aber auf die Kasteneinteilung nur insoweit an, als sie für die Religion von Belang war; das war sie einmal durch die große Macht, die sich die Priester angeeignet hatten, eine Spezialität der Priester aller Religionen, ferner aber auch dadurch, daß die anderen Kasten sich über die internen religiösen und religionsphilosophischen Dinge überhaupt kein Urteil bilden konnten und deshalb ohne weiteres auf das angewiesen waren, was die Priester verlangten und lehrten. Selbst der König, der aus der Kaste der Krieger gewählt wurde, weil das alte Gewohnheit aus der Glanzzeit der Kriegerkaste war, und weil von der Priesterschaft nicht gut ein einzelner als König herrschen konnte, wurde nur durch die Priester zu seiner Macht und Herrlichkeit befördert; er war also König, zwar nicht von Gottes Gnaden, aber doch von der Priester Gnaden, und das war für sein weltliches Regiment von sehr erheblichem Vorteil. Durch die Priester erhielt der König seine Macht; daraus geht aber schon hervor, daß er selbst wieder durch die Priester beherrscht war.

Die alten Götter der Arja hießen Deva — Götter des Lichts, im Gegensatz zu den Dämonen der Finsternis. Der oberste Gott war Indra. In den altindischen Veden finden wir den höchsten religiösen Idealismus. Aber die Priester waren keineswegs bemüht, diese ideale Religion zu stärken oder sie wieder aufleben zu lassen, sondern sie schufen eine andere. Ich will nicht einmal behaupten, daß sie dies lediglich aus Selbstsucht oder Eigennutz getan hätten; sie mögen vielmehr auf dem Wege der Spekulation zu der Erkenntnis — oder soll ich Überzeugung sagen? — gelangt sein, daß es

eine einzige Gottheit gebe, die als Schöpfer und Erhalter des Weltalls und der Menschen in Betracht kommen müsse. Sie haben aber auch ihren Vorteil nicht vergessen. Sie wollten die Einzigen sein und bleiben, die mit der Gottheit direkt verkehren dürften, deren Gebete von der Gottheit erhört würden. Deshalb schufen sie sich eine besondere Gottheit, den Bramaknaspate, der die Erhörung der Priestergebete erzwingen sollte. Brahma war das höchste göttliche Wesen, eigentlich das All selbst, ohne persönliche Eigenschaft gedacht, von dem alles ausgegangen sei, und zu dem alles auch wieder zurückkehren müsse. Diesem Brahma waren die alten Götter untergeordnet, die aber nicht verworfen sondern beibehalten wurden, weil sie den Indern nun einmal in Fleisch und Blut übergegangen waren, die aber wohl untergeordnet werden durften, da das „gewöhnliche" Volk zwar in der Vorstellung dieser Götter lebte, sich aus ihnen aber nicht allzuviel machte, so daß eine kleine Degradation nicht übel genommen wurde. Die Einteilung in Kasten wurde auf Brahma direkt zurückgeführt, aus dem die Menschen entstanden seien, und zwar je nach der besonderen Kaste sollten sie aus dem Munde, dem Arme, dem Beine und dem Fuße des Brahma entstanden sein.

An das Volk wurden hohe sittliche Anforderungen gestellt. Die absoluteste Reinlichkeit wurde zur Pflicht gemacht. Nichtbefolgungen sollten furchtbare Strafen finden, denn nach dem Tode des Körpers müßten alle Seelen zu Brahma zurückkehren, die guten zur Belohnung, die schlechten zur Bestrafung. Jamas Reich, die Unterwelt, sei zur Hölle umgestaltet, in der die bösen Seelen die furchtbarsten Martern durchzumachen hätten. Die oberste Pflicht des Menschen war natürlich die, den Priestern zu gehorchen, sich zu kasteien, selbst das Leben in die Schanze zu schlagen, es zu opfern und dadurch ewigen Lohn zu ernten. Das war religiöse Theorie, die etwas an das Weltgericht der christlichen Religion erinnert.

Es erscheint danach vielleicht ziemlich befremdlich, wenn man bei näherem Eingehen auf die indischen Sittenzustände findet, daß Theorie und Praxis auch in der indischen Religion sehr weit auseinandergingen. Es wurde absolute sittliche Reinheit gelehrt und verlangt; aber die wildeste Unmoral wurde dabei praktisch in Reinkultur gezüchtet. Der Dienst der Nori, auf den ich noch im nächsten Kapitel

eingehe, war noch viel unsittlicher als der alte Phalluskult. Liogam und Nahman waren nichts als die bildlichen Darstellungen der männlichen und weiblichen Genitalapparate, und in den Tempeln wurden regelmäßig neuntägige Feste der unglaublichsten Unzucht gefeiert. Besonders der Dienst des Gottes Vischnu bildete sich immer mehr zu einem Unzuchtskult schlimmster Art heraus, und gerade der Vischnudienst hat dazu geführt, daß in Indien eine wahre Epidemie der Prostitution ausbrach, die sich bis auf den heutigen Tag gehalten hat. Daß mit der Zeit aus dem an sich zwar stark erotischen aber doch dem Gefühl nach durchaus harmlosen Dienste der Götter der Zeugung, denen besonders in den Tempeln von Orissa gehuldigt wurde, sich ebenso wie in Babylon usw. auch in Indien mit der Zeit die private Unzucht entwickeln mußte, versteht sich von selbst, denn es ist in der Tat von dem einen bis zum andern nur ein kleiner Schritt. Das Weib wird schon in dem religiösen Prostitutionskult mehr und mehr das bloße Werkzeug der männlichen Sinnenlust, und was es erst unbewußt, später aber aus Begehrlichkeit im Dienste der Gottheit tut, das unternimmt es dann bewußt des eigenen Vergnügens und des eigenen Vorteils wegen.

Wie jedes Religionssystem, das aus philosophischen Meditationen hervorgegangen ist, sich immer weiter ausbildet, so wurde auch die Brahma-Religion erstaunlich ausgestaltet. Da Brahma als Weltseele unbedingt unpersönlich, also immateriell gedacht war, störte der Gedanke, daß aus ihm die Menschen, die doch materiell sind, geschaffen worden sein sollten. Es wurde deshalb gelehrt, daß nicht ein Dualismus von Leib und Seele bestehe, sondern daß die Menschen faktisch nur Seelen seien, und daß die Erscheinungsform der Einzelnen nichts sei als eine Selbsttäuschung. Alles scheinbar Seiende sei deshalb in Wirklichkeit gar nicht, trotzdem der Mensch glaube und zu sehen vermeine, daß er in einer sichtbaren Welt einherwandele. In Wirklichkeit sei er nichts als ein ungetrennter Teil Brahmas, und der Weg, der zur Befreiung führe, sei nichts als ein Erlösen der Seele aus den Fesseln des Körpers. Diese Lehre mußte dahin führen, daß Fanatiker sich unter die Räder der heiligen Wagen warfen, um sich zermalmen zu lassen, daß die Witwen sich freiwillig mit der Leiche ihres Mannes verbrennen ließen, und daß Strenggläubige sich selbst den wilden Bestien als Opfer darbrachten. Es war das

allerdings ein Weg, die Seele von den Fesseln des Körpers zu befreien.

Der alte Gott Vischnu sollte von Zeit zu Zeit auf die Erde kommen und die heilige Ordnung des Brahma wiederherstellen. Man zählte ihm schon 8 Inkarnationen nach und lehrte, daß die Heldentaten der alten Heroen im Epos, des Rama und Krischna, von Vischnu begangen seien, der in seinen Inkarnationen auch die Heldenrollen gespielt habe. Auch den Gott Civa dachte man sich ähnlich, er glich etwas dem Dionysos, während Vischnu, wenn ein solcher Vergleich zulässig ist, eher an Herkules erinnert. In Indien gibt es nun zwei Religionsrichtungen, die Civaiten und die Vischnuiten, je nachdem, ob mehr dem einen oder mehr dem anderen Verehrung erwiesen wird.

Das Weib im ostasiatischen Kult.

Im ganzen Ostasien, besonders wo eine uralte Kultur uns zeigt, daß die Völker bereits im grauen Altertum machtvoll aufwärts strebten, findet man die den Nichteingeweihten sehr befremdende Erscheinung, daß das Weib sich an den Aufwärtsbewegungen der Kultur nicht nur nicht beteiligte, sondern daß es im Gegenteil in seiner Entwickelung eine ganz entgegengesetzte Richtung verfolgte. In demselben Grade, in dem Kunst, Technik und Wissen der Völker vorwärts schritten, wurde die Stellung des Weibes herabgedrückt auf ein immer tieferes Niveau. Aus einem naiven Idealismus riß sogar die verfeinerte aber völlig irregeleitete Religion, die berechnende und spekulierende Priesterreligion, das Volk in wilden Materialismus. Es gab eine Art Überkultur, die zur Entsittlichung führte, vielleicht weil sie auf den Mann beschränkt blieb und ihn der Frau gegenüber zum Übermenschen machte, der kein gleichberechtigtes Geschlecht neben sich dulden wollte. Im religiösen Kult spielte das Weib zunächst gar keine, dann aber eine passive Rolle, und die übertrug sich sehr bald auch auf das profane Leben. Man brauchte das Weib zur Sexualitäts-Betätigung, man brauchte es zur Fortpflanzung des Geschlechts, und es war deshalb die höchste Schande für ein Weib, wenn es diesen Beruf nicht erfüllte d. h.

wenn es also keine Nachkommen zur Welt brachte. Gerade daraus, daß dies wirklich als eine Schande, nicht etwa bloß als die Versagung eines Lieblingswunsches galt, kann man genau berechnen, daß die Stellung der Frau ziemlich untergeordnet war, daß die Genossin eigentlich garnichts war als das Instrumentum pollutionis und das Mittel zur Zucht der Nachkommenschaft. Das war ihr Daseinszweck; sie war außerdem höchstens die Dienerin, die Sklavin des Mannes, der in der Regel auch Macht über Tod und Leben hatte, der die Frau einfach aus dem Hause werfen konnte, wenn er ihrer überdrüssig war, und der dafür keineswegs Gründe anzugeben brauchte. Ehebrüche gab es nur auf Seiten der Frau, nicht auf Seiten des verheirateten Mannes, wenn dieser mit einer Ledigen sexuell verkehrte. Der Mann konnte nur dadurch zum Ehebrecher werden, daß er mit der Frau eines anderen deren Ehe brach. Dabei war es aber völlig gleichgültig, ob er selbst verheiratet, oder ob er Junggeselle war. Das galt im Altertum als selbstverständliches Recht und konnte auch garnicht anders sein, da in der Regel der Mann mehrere Frauen heimführen durfte, so daß dann die legitime zweite Ehe schon nichts anders gewesen wäre als ein Ehebruch, falls man auch dem Manne hätte verbieten wollen, außer seiner ersten Frau mit weiteren weiblichen Wesen Beziehungen anzuknüpfen. Schon diese rechtliche Verschiedenheit deutet darauf hin, daß das Weib als Einzelindividuum nicht sehr hoch bewertet wurde, daß aber der Gesamtbegriff Weib als etwas Unentbehrliches und als der Inbegriff der höchsten Wonnen galt.

Auch die Religionen Asiens zeigen, daß die Menschen sich stets die Götter geschaffen haben, die sie brauchten, daß man deshalb in den Religionen immer auch ein Stück Sittengeschichte offenbart findet. Wo die Götter als kalte, strenge und kriegerische Gesellen gedacht waren, dort war das Volk, das sie verehrte, kalt, streng und kriegerisch. Wo die Götter als tugendhaft geschildert wurden, da galt stets auch beim Volke die Tugend als ein besonderer Vorzug, ebenso wie liederliche, leichtfertige und im Punkte des Geschlechtsgenusses unersättliche Götter ohne weiteres darauf schließen lassen, daß das an sie glaubende Volk in Liebeshändeln die angenehmste und lobenswerteste Zerstreuung suchte und fand. Die Götter sind immer die höchste Potenz dessen, was als ehrenhaft, gut oder an-

genehm gilt. Da man auch in Oſtaſien außer dem Sexualleben noch ein bürgerliches Daſein zu führen hatte, in dem andere Anforderungen an den Mann geſtellt wurden als bloße Liebeständeleien, war Reſſortgöttern der Schutz dieſer beſonderen Verrichtungen übertragen. Neben den Liebesgöttern findet man den grimmigen Kriegsgott, der aber in der Regel in ſeiner freien Zeit ſehr der Liebe huldigt und von den Göttinnen ſogar meiſt recht gern geſehen und nicht ſelten als Liebhaber ganz beſonders bevorzugt wird. Man hat alſo ſchon im hohen Altertume den Reiz des „bunten Tuches" gekannt und ihn für ſo groß gehalten, daß man ſogar Göttinnen ihm erliegen ließ.

Wir finden aber in der alten indiſchen Religion ebenſo wie in der chineſiſchen das weibliche Prinzip weſentlich anders bewertet als unter der Herrſchaft der ſpäteren Prieſterreligionen, unter der das Weib zur Null, zur Sklavin herabſank, in der Regel als etwas Unreines betrachtet wurde, von dem ſich fernzuhalten als verdienſtlich galt. Im alten China war die Frau als Mutter und auch als Gattin hochgeehrt und geachtet. Die Veden der Indier zeigen die gleiche Auffaſſung, und wenn man die Blicke nach Japan wendet, findet man dieſelbe Erſcheinung.

Wie anders geſtaltete ſich das Bild unter der Herrſchaft der Prieſter. In Indien haben die Brahmanen geradezu entſetzlich demoraliſierend gewirkt, und die Stellung der Frau in China und Japan iſt erſt dann ſo jämmerlich geworden, wie ſie bis in unſere Tage hinein geblieben iſt, als die Prieſterſchaft ihren unheilvollen Einfluß geltend machen konnte. In Indien haben die Brahmanen die Frau geradezu geächtet. Die Ehe und den ſexuellen Verkehr völlig verbieten konnten ſie freilich nicht, da ſonſt die Menſchheit, über die ſie herrſchen wollten, ſehr bald völlig von der Erde verſchwunden wäre. Die Frau war aber etwas Inferiores, und beim Tode des Mannes mußte die Witwe „freiwillig" lebend den Scheiterhaufen beſteigen, auf dem die Leiche ihres Mannes verbrannt werden ſollte, ſie mußte ſich ſelbſt als Sühneopfer für die Sünden des Mannes darbringen, ſo daß wohl deſſen Verfehlungen, nicht aber die der Frau getilgt wurden. Was lag denn an der Frau? Sie war nichts als die Sklavin ihres Mannes, die Sklavin im Leben, die Sklavin noch im Tode.

Nun ist es richtig, daß den Brahmanen die Selbstopferung als verdienstlich und besonders als befreiend galt. Man nennt Rischi Kapila als den Begründer des Systems der Sankhja, das — man darf wohl sagen — aus durchaus logischen Gründen dahin gelangt, das einzige Ziel des menschlichen Lebens sei, die Seele von den Fesseln des Körpers zu befreien. Nur wer den Zusammenhang aller Dinge erkenne und wisse, daß ein Unterschied zwischen Natur und Seele, daß es die Aufgabe des Menschen sei, die Seele von dem Körper zu erlösen, werde frei. Die Seele lebe völlig frei für sich, denn die Verbindung von Seele und Körper sei in Wirklichkeit gar keine Verbindung, sondern nur Schein, den man als solchen erkennen müsse. Wie aber sollte die Seele leichter von den Fesseln des Körpers erlöst werden können, als durch eine freiwillige Vernichtung des letzteren? Und dennoch war dies ein innerer Widerspruch, denn wenn der Körper nur Schein nicht etwas wirklich Bestehendes gewesen wäre, dann hätte er natürlich nicht vernichtet werden können, und eine Notwendigkeit hierzu wäre auch rein theoretisch nicht plausibel. Es versteht sich aber von selbst, daß für diese Lehre das Menschenleben nicht allzuhoch im Kurs stehen konnte. Das galt aber keineswegs auch für die „freiwillige Mitverbrennung" der Witwe mit der Leiche ihres Mannes. Gerade diese war etwas anderes: eine Entsühnung für den Mann allein. Das zeigt am besten den Abstand der Frau. Im Kult galt sie absolut nichts. Wenn auch das weibliche Prinzip in der Religion berücksichtigt wurde, weil es notwendig und unentbehrlich war, freilich nur ein notwendiges Übel, so konnte doch von einem Göttinnenkult, wie wir ihn bei anderen Völkern gesehen haben und noch sehen werden, garnicht die Rede sein. Übrigens war das in allen ostasiatischen Religionen im Prinzip nicht viel anders. Die Lebensblume wächst aus dem Leibe des Gottes als ein Zeichen der höchsten schöpferischen Gewalt des Gottes, der allein zeugt und zur Welt bringt. Die Gattin des Gottes sitzt diesem zu Füßen, ist schon durch das Größenverhältnis als eine völlige Nebensache dargestellt, und hat mit dem Geburtsakt selbst nicht das Mindeste zu tun.

Nun muß man aber stets berücksichtigen, daß in Ostasien, so konservativ dort die Bevölkerung auch am Althergebrachten festhielt, sich in religiösen Dingen ein ständiger Wandel vollzogen hat.

Was heute Glaubenssatz war, das konnte morgen schon in das Gegenteil umschlagen, und besonders die Stellung des Weibes im religiösen Kult wechselte in der Tat häufig genug. So hat es auch einmal bei den Indern weibliche Gottheiten gegeben, die eine große Bedeutung hatten; sie galten als Schutzgöttinnen der Geburt und griffen als solche mitten hinein ins volle Menschenleben. Man kann dies aus Susrutas Aguroedas nachweisen und ferner feststellen, daß diese Gottheiten moralisch keineswegs einwandsfrei waren, sondern im Gegenteil alles taten, was nach unseren Begriffen als Prototyp der Unsittlichkeit gilt. Die Geburtsgottheit hieß Bhavani; sie war die Mutter der drei Götter Trimurte; trotzdem verkehrten die Söhne sexuell mit der Mutter, und dieses Verhältnis oder wenn man will, diese Verhältnisse galten garnicht als befremdlich. Die Bhavani begnügte sich übrigens durchaus nicht mit dem Liebesverkehr ihrer drei Söhne — sie mußte ohnehin, um diese Söhne zur Welt bringen zu können, vorher mit anderen Göttern Verkehr gehabt haben. Sie war Gattin des großen Schiva, des feurigen Gottes, dem sie auch noch angehörte, als sie mit ihren Söhnen vertrautesten Verkehr unterhielt. Außerdem war sie die Geliebte des Brahma und des Wassergottes Vischnu. Dem Sexualverkehr Vischnus schrieb man eine wunderbare Wirkung zu, denn in diesem Verkehr wurde die Göttin zur Lackschmie, also etwa zu dem, was die Aphrodite den Griechen, die Venus den Römern, die Ischtar den Babyloniern usw. war. Als Geliebte des Brahma war sie die fleißige, sorgende Hausfrau, die spinnende und webende Maja, eine Art Schicksalsgöttin, die an die nordischen Nornen erinnert.

Die Göttin konnte verschiedene Gestalten annehmen; aber stets war diese Umwandlung aus sexuellen Gründen erfolgt, mochte sie nun als Kuh mit dem als Stier erschienenen Liebhaber der Liebe zarte Früchte brechen, oder mochte sie, mit ihrem Verehrer als Taubenpaar, die Honigmonde in süßem Liebesgirren zubringen.

Für die brahmanische Religion gab es eine Göttin Nori, die das sexuelle Prinzip darstellte, als Nori, das weibliche, und in einer Person auch als Nara das männliche Geschlecht verkörperte. Aus dieser symbolischen Religion entwickelte sich ein völlig orgiastischer Kult, der nicht anders war als der Liebeskult und Phalluskult anderer Völker. Nara diente man mit dem Bilde des Liogam, das war der

Phallus, und für die Nori ſchuf man das Bild des Nahman, alſo des weiblichen Genitalapparates, und der Kult ſpielte ſich in beſonderen Tempeln für das männliche und für das weibliche Geſchlecht ab. Der Kult war in dieſen Tempeln ebenſo unzüchtig, wie in denen der Aſtarte, Kybele uſw.

Prieſter und Prieſterinnen dienten dieſer vielſagenden Gottheit. Sie erſchienen halb nackt, und die Luft war mit ſüßen, berauſchenden Wohlgerüchen erfüllt. Die Frommen beiderlei Geſchlechts erſchienen nun gemeinſam in den Tempeln, und der Kult beſtand darin, daß man ſich den ausgeſuchteſten Orgien wildeſter Unzucht ergab, alles natürlich zur größeren Ehre der Gottheit.

Beſonders das Frühlingsfeſt wurde feierlich begangen; es dauerte neun Tage, und die Feſtteilnehmer waren mit den Bildern Liogam und Nahman geſchmückt. Volle neun Tage gab man ſich dem wilden Taumel des Genuſſes hin. Es war ein ſchier unglaublich ſinnlicher Gottesdienſt, der die Leute faſt um den Verſtand brachte. Es hat ſich bei den Hindus bis jetzt die Vorſtellung der zeugenden und gebärenden Gottheit erhalten, wenn auch bei den Schiwaiten und den Viſchuniten abweichende Ideen beſtehen, die teils größere Verehrung des männlichen, teils des weiblichen Prinzips zur Folge haben.

Gerade gegen dieſe Entartung des Gottesdienſtes hatten die brahmaniſchen Prieſter lange energiſch aber vergeblich angekämpft. Sie wußten jedoch ſchließlich das Weib als ſolches auch nicht beſſer zu werten, als die Buddhiſten es taten.

Wenn ich von einem ſtark demoraliſierenden Einfluß der Prieſterherrſchaft geſprochen habe, ſo ſcheint dies mit den letzten Ausführungen im Widerſpruch zu ſtehen, da gerade die Prieſter das Weib als etwas Unreines betrachteten, dem man nach Möglichkeit auszuweichen habe. Es wäre auch völlig verfehlt, wollte man die Lehre der Brahmanen als durchaus mit der Moral im Widerſpruch ſtehend betrachten, oder annehmen, daß dieſe Lehre jedes Idealismus entbehre. Das trifft durchaus nicht zu. Es war in dieſen philoſophiſchen Gedanken vieles vorhanden, das bei einer objektiven Prüfung, zu der man ſich allerdings in Religionsdingen nur ſchwer aufzuſchwingen vermag, durchaus ideal, großzügig und logiſch erſcheint, logiſch inſofern, als auch aus ganz irrtümlichen Vorausſetzungen doch kluge Schlüſſe gezogen werden können. Aber der Einfluß dieſer Lehren

ist ein absolut unheilvoller gewesen; er hat es wohl in erster Linie bewirkt, daß aus dem tapferen, kriegerischen Volke der Inder, das jedem Andrange mächtiger Feinde Trotz bieten konnte, ein Menschenschlag ohne Halt und ohne Energie geworden ist, der sich seine Selbständigkeit nicht zu wahren vermochte und in Knechtschaft unterging. Der furchtbare Druck, den die Priesterschaft übte, hat bewirkt, daß das einst so kernige Volk weibisch und heuchlerisch wurde. Der Indier gilt mit Recht als feig, verlogen und heimtückisch. Er ist stets, wo er ohne Gefahr seiner Schadenfreude Vorschub leisten kann, boshaft und niederträchtig. Vor allen Dingen, und das paßt in den Rahmen dieses Kapitels ganz besonders, ist die Herabwürdigung der Frau der sicherste Weg des sittlichen Verfalls gewesen. Nur da, wo die Frau geachtet und mit bestimmten und vernunftgemäßen Rechten ausgestattet ist — von einer absoluten Gleichberechtigung beider Geschlechter im guten und im bösen Sinne braucht noch gar nicht gesprochen zu werden —, kann sie versittlichend auf die Allgemeinheit wirken, die wahrlich in der Frau denn doch etwas mehr sehen soll als das rechtlose Spielzeug der Leidenschaft, die untergeordnete Sklavin des Mannes. Ihre Herabwürdigung ist gerade der verhängnisvollste Schritt, den die spekulative Priesterreligion, mag sie als eine Offenbarung des großen Brahma, mag sie als eine Lehre des Buddha oder als sonst etwas in die Erscheinung treten, unternehmen konnte.

Der schändliche Einfluß dieser Priesterkaste hat, obwohl die Lehre das Weib als ein ganz inferiores Wesen hinstellte, das unrein sei und deshalb gemieden werden müsse, direkt bewirkt, daß die Prostitution eingeführt wurde, zunächst die religiöse und von dieser aus die private. Das Volk mit seiner freien Anschauung über alle sexuellen Dinge hatte natürlich keine Veranlassung, an eine Prostitution zu denken. Wozu denn? Der sexuelle Verkehr war zu jeder Zeit möglich, und das Weib in Indien ist weder zurückhaltend gewesen, noch dachte es jemals daran, die Erweisung seiner Gunstbezeugung von materiellen Vorteilen abhängig zu machen. Das mußte das Weib erst durch die Priester lernen, und die Priester lehrten diese Spekulation auf die sinnliche Begehrlichkeit der Männer auch nicht zum Vorteile des Weibes, sondern zum eigenen. Es war also den Priestern garnicht so ernst mit den Enthaltsamkeitslehren, und

die Prieſter, denen es wirklich heiliger Ernſt war, konnten mit dieſer widernatürlichen Lehre nicht durchdringen.

Zu dem Kult gehörte auch der Aberglaube an die Giftmädchen, der ſehr weit verbreitet war und ſicherlich nicht unintereſſant iſt. Man glaubte nämlich, daß es möglich ſei, ein Mädchen mit Giftſtoffen förmlich anzufüllen. Dieſe „Toxine" taten aber dem Mädchen ſelbſt nicht den mindeſten Schaden; die Holde war nichts als die Trägerin des Giftes, und auf alle Fälle ſollte der Mann, der mit dem Giftmädchen ſexuell verkehrte, aus dieſem Verkehr den Tod davontragen. Die ſüßeſte Luſt brachte alſo den unerbittlichen Tod. Wie dieſer ſonderbare Glaube entſtanden iſt, läßt ſich ſchwer ſagen; er iſt wohl auch nur darauf zurückzuführen, daß nach der praktiſchen Erfahrung der übertriebene Liebesgenuß den Tod oder doch wenigſtens eine Gefährdung der Geſundheit zur Folge haben kann. Oder ob es gefährliche geſchlechtliche Infektionen gab, die als ſolche bereits bekannt und gefürchtet waren?

Beſonders ſpielte der Glaube an das Giftmädchen eine große Rolle, wenn, wie dies allgemein Sitte war, die Braut vor der Hochzeit defloriert wurde. Da bildete das Laden des Mädchens mit Giftſtoffen eine bequeme Gelegenheit, einen Mord zu begehen, ohne daß der Täter der Gefahr ausgeſetzt war, der Blutrache überliefert zu werden. Man wußte, wer der glückliche Bräutigam war, hatte alſo die vollſte Sicherheit, mit der Rache den zu treffen, den man tödlich treffen wollte, während bei der Proſtitution das Giftmädchen für viele Perſonen gefährlich und leidbringend werden konnte. Vielleicht iſt der „Mord durch die Defloration" auch ab und zu gelungen, denn es iſt denkbar, daß hin und wieder einen allzu leidenſchaftlichen Bräutigam in der Brautnacht der Schlag gerührt hat, wodurch dann der Aberglaube, die Braut ſei ein Giftmädchen, neue Nahrung gewinnen mußte.

Es mag auch ſein, daß die Prieſterſchaft gegen die ſtarke geſchlechtliche Ausſchweifung eiferte, als ſie ſelbſt nicht mehr die Früchte dieſes Verkehrs, d. h. den Lohn für die Proſtitution, ernten konnte, weil das Weib gelernt hatte, die reichen Gaben, die ihm geſpendet wurden, im eigenen Vorteil zu verwenden. Da mag es den Prieſtern vielleicht zum Bewußtſein gekommen ſein, daß die Sexualität nichts mit ihrer Religion zu ſchaffen habe.

Gewiß, es lenkt den Sinn von religiösen Meditationen ab, wenn nur die Liebe und die Sexualität des Menschen als einziger Daseinszweck betrachtet wird, aber der goldene Mittelweg ist auch da der beste; ihn hat jedoch der ostasiatische Kult nicht eingeschlagen.

Zum religiösen Kult gehörte es auch, daß man besondere Hütten außerhalb der Orte errichtete, in die sich die Frauen zu begeben hatten, wenn sie einem Kinde das Leben schenken wollten. Die Sitte, besondere Geburtshütten anzulegen, war und ist heute noch in Asien sehr verbreitet. Sie findet sich aber auch in anderen Ländern nicht selten.

Perversität als religiöser Grund für das Weltgericht.

Das Liebesleben der Geschlechter ist, wie wir gesehen haben, in den Religionen des alten Orients garnicht oder doch nur in sehr geringem Maße beschränkt. Selbst in der israelitischen Religion, die nur einen Gott gelten ließ, sind sexuelle Ausschweifungen lediglich den Priestern verboten — nicht auch die Ehe —, dem Volke aber nur dann, wenn sie mit Töchtern heidnischer Stämme begangen wurden. Der Gott Israels war ein strenger Gott, der die Sünden der Väter heimsuchte an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied; aber für die Liebesbetätigungen war er ein milder und nachsichtiger Richter. Selbst der sexuelle Verkehr mit heidnischen Weibern war nicht ohne weiteres verboten, denn Salomo hatte viel ausländische Weiber lieb und war doch ein gesegneter König, ein guter Diener des Herrn.

In den heidnischen Religionen waren dem Verkehr mit dem Weibe noch weniger Schranken gesetzt. Das große Weltgericht der Sintflut ist nach vielen Mythen garnicht begründet gewesen; nach der Bibel aber ist allgemein die Menschheit als schlecht und unzüchtig geschildert. Auch die Unsittlichkeit ist Grund für das furchtbare Weltgericht gewesen; aber es ist nicht gesagt, wie diese Unsittlichkeit sich äußerte.

Anders liegt die Sache bei der biblischen Erzählung der Vernichtung der alten Städte Sodom und Gomorrha. Hier ist es lediglich die sittliche Verfehlung, die das Strafgericht heraufbeschwört, und zwar ist das perverse Laster, das allerdings auch nach dem späteren

Tafel L.

Zug des Bacchus (antik. aus Herculanum)
(Neapel Nat.-Mus.).

Bacchantin (von einem Vasenbild).

Tafel LI.

Cock: Fest des Bacchus-Priapus.
(Kupferstichkabinett Berlin.)

mosaischen Rechte die Todesstrafe nach sich ziehen sollte, viel schwerer bewertet als ein sittenloser Verkehr zwischen Mann und Weib. Ich halte die Geschichte von Sodom und Gomorrha für die kulturell interessanteste; sie zeigt die religiöse Auffassung sittlicher Vergehungen in selten prägnanter und unverhüllter Weise, denn alles, was in diesem Kapitel als mythische Ausschmückung gelten kann, ist lediglich hinzugetan, um den moralischen Gedanken klarer und reiner in den Vordergrund zu stellen. Die Geschichte fordert zu Vergleichen mit anderen biblischen Überlieferungen geradezu heraus.

Ähnlich wie bei der Sintflut kam auch bei der Vernichtung von Sodom und Gomorrha ein Strafgericht in Frage. Während bei der Sintflut aber die ganze Menschheit ausgerottet wurde mit Ausnahme des einen Auserwählten mit seiner Familie und seinem Vieh, erstreckte sich das Strafgericht im zweiten Falle nur auf die Städte Sodom und Gomorrha, und es war nicht wieder die Wasserflut, die sich auch nicht auf zwei Orte beschränken lassen konnte, weil das Wasser nach allen Seiten gleich flutet, sondern es regnete Schwefel und Feuer auf die beiden Städte.

Es interessiert besonders, daß gerade in diesem Falle genau gesagt wird, aus welchem Grunde die beiden Städte sich den Zorn des Herrn zugezogen haben sollten. Es ist da wieder der sexuelle Exceß das Übel; die sinnlose und widernatürliche Ausschweifung, der die Bewohner Sodoms ergeben waren, ist der Grund. Die Engel des Herrn kamen nach Sodom, um zu sehen, ob der schlimme Ruf der Stadt wirklich begründet war. Eigentlich eine naive Auffassung, da doch der allwissende Jehovah auf alle Fälle die Laster der Einwohner genau kennen mußte. Der Besuch der Engel wäre also ganz überflüssig gewesen, oder er hätte die Allwissenheit Gottes direkt negieren müssen. Das ist aber offenbar auch in der biblischen Erzählung wohl bedacht, denn danach war die Kundschaft durch die Engel nur ein Vorwand; der eigentliche Zweck ihres Erscheinens war ein anderer, eine Prüfung, durch deren Ergebnis die Engel die Berechtigung des Strafgerichts dartun sollten. Sie fanden den frommen Lot vor der Tür seines Hauses, und Lot lud die fremden Männer, in denen er wohl keine Engel vermutete, zu sich ein. Erst wurde das Anerbieten abgelehnt dann aber, da es Lot eifrig und herzlich wiederholte, angenommen. Lot bewirtete die Gäste. „Aber ehe sie sich

legten, kamen die Leute der Stadt Sodom, und umgaben das Haus, jung und alt, das ganze Volk aus allen Enden, und forderten Lot und sprachen zu ihm: Wo sind die Männer, die zu dir kommen sind diese Nacht? Führe sie heraus zu uns, daß wir sie erkennen. (Erkennen heißt hier ebenso wie an zahlreichen anderen Stellen der Bibel so viel wie den sexuellen Akt vollbringen.) Lot ging heraus zu ihnen vor die Tür und schloß die Tür hinter sich zu, und sprach: „Ach lieben Brüder, tut nicht so übel! Siehe, ich habe zwei Töchter, die haben noch keinen Mann erkannt, die will ich herausgeben unter euch, und tut mit ihnen, was euch gefällt; allein diesen Männern tut nichts, denn drum sind sie unter den Schatten meines Daches eingegangen."

Die Sodomiten ließen sich aber nicht beruhigen; sie drangen sogar auf Lot ein, und dem wäre es wohl schlecht ergangen, wenn nicht die Engel die Tür geöffnet und ihn ins Haus gezogen hätten. Nun unternahmen die Männer Sodoms eine förmliche Belagerung des Hauses; aber die Engel schlugen sie mit Blindheit, so daß sie kein Übel anrichten konnten.

Man sieht also, daß der Besuch der Engel in Sodom aus einem anderen Grunde berichtet wird, nämlich deshalb, damit der Leser ein klares Bild von den Sünden Sodoms erhalten soll, und damit ferner klar gestellt wird, warum auch hier aus dem allgemeinen Verderben ein Würdiger gerettet wird.

Nun ist allerdings der erste Zweck nur halb erreicht, denn wenn auch sehr unzweideutig erzählt wird, daß die Männer Sodoms in grauenhafter Weise der widernatürlichen Unzucht ergeben waren — sie war nach mosaischem Rechte, also nach jüdischer Auffassung, ein Kapitalverbrechen, d. h. eins, das mit dem Tode gesühnt wurde —, so ist doch damit noch nicht gesagt, was die Bewohner Gomorrhas verbrochen hatten. Diese standen zwar in demselben „Geschrei" wie Sodoms Männer; aber es ist doch um die Tatsache nicht herumzukommen, daß faktisch von Gomorrha nichts erzählt wird, während die Sünden Sodoms im breitesten Rahmen geschildert werden.

Auffällig ist, daß der Untergang der beiden Städte in keiner anderen Religion berichtet wird, während die Sintflut, wie wir gesehen haben, in allen Mythen ganz ausführlich und eingehend geschildert wird. Wenn ich aus diesen übereinstimmenden Angaben

gefolgert habe, daß eine konkrete Tatsache der Mythe zu Grunde liege, so geht aus dem Fehlen der Geschichte von Sodom und Gomorrha noch nicht hervor, daß diese Katastrophe nicht stattgefunden habe. Hier handelt es sich lediglich um ein lokales Ereignis, von dem die anderen Länder garnicht berührt wurden, so daß sie natürlich auch in ihre Mythen diese Geschichte nicht aufzunehmen brauchten.

Ich nehme an, es ist in Wirklichkeit einmal ein furchtbares Unheil über die Städte am Jordan hereingebrochen, aber die Erzählung von Lot und von dem Strafgericht Gottes ist biblische Mythe. Das Laster, dessen die Einwohner Sodoms beschuldigt werden, hat zweifellos zu Abrahams Zeiten noch nicht bestanden, und wenn wirklich die Einwohner Sodoms nicht viel wert gewesen wären, so hat es sich doch um kein Strafgericht für bestimmte Taten, sondern um eine Katastrophe gehandelt, die vulkanischer Natur war. Selbst die biblische Erzählung unterstützt diese Annahme, denn es heißt 1. Mose 19, 24—25: „Da ließ der Herr Schwefel und Feuer regnen von dem Herrn vom Himmel herab auf Sodom und Gomorrha. Und kehrte die Städte um und die ganze Gegend und alle Einwohner der Städte, und was auf dem Lande gewachsen war." Das würde genau auf eine vulkanische Katastrophe mit Erdbeben passen, ja ich glaube, daß man treffender mit so wenigen Worten ein derartiges Ereignis überhaupt nicht schildern könnte. Es ist damit auch viel besser erklärt, warum Gomorrha dasselbe Schicksal traf wie Sodom; das war eine selbstverständliche Sache, da die beiden Städte im Gebiete der Katastrophe lagen.

Man hat nun — es liegt dies wohl in unserer sittsam sein wollenden Zeit — versucht, bei den Erörterungen der biblischen Erzählung das widernatürliche Laster garnicht zu erwähnen und den Gedanken wachzurufen, daß die furchtbare Strafe über Sodom und Gomorrha nur deshalb verhängt worden sei, weil die Männer Sodoms die orientalische Pflicht der Gastfreundschaft verletzt hätten. Damit wäre nun freilich erst recht nicht zu verstehen, warum auch Gomorrha untergehen mußte, und diese Annahme verrät eine befremdliche Unkenntnis der Bibel. Das gilt zwar heutigen Tages für viele Leute als ein Zeichen geistiger Reife, aber man soll dann lieber nicht über biblische Erzählungen aburteilen, ohne sie zu kennen, denn das verrät alles andere viel eher als geistige Reife. In der Bibel wird in

aller Ausführlichkeit erzählt, der Untergang Sodoms und Gomorrhas sei bereits beschlossen worden, ehe die Männer Sodoms in so schamloser und gemeiner Weise die Gastfreundschaft verletzt hatten. Gerade das widernatürliche Laster aber, das war „dem Herrn ein Greuel", und dieses Laster bestand. Die biblische Erzählung von Lots Gastfreundschaft hat doch nur den Zweck, das widernatürliche Laster nochmals recht klar vor Augen zu führen und besonders die Errettung Lots zu begründen. Ich halte gerade diese Erzählung lediglich für eine biblische Mythe, durch die das Aufsehen erregende Naturwunder des Feuerregens und Erdbebens ausgeschmückt und als warnendes Beispiel hingestellt werden sollte. Daß diese Erzählung erst sehr viel später zu Papier gebracht worden ist, schließe ich daraus, daß auch das Laster, wegen dessen die Strafe erfolgt sein soll, erst in viel späterer Zeit aufkam und allgemein wurde. Es wird der Untergang der beiden Städte in der Überlieferung bestanden haben und dann nach dem Geiste der Zeit mit Zusätzen versehen worden sein.

Nun fällt es allerdings auf, daß Lots Töchter nach der Errettung aus dem Strafgericht, das wegen der Sittenlosigkeit der Bewohner erfolgt sein soll, eine Unsittlichkeit begehen, die nicht besser war als die der Sodomiter, sondern ebenso wie diese kapital.

Die Bibel berichtet hierüber wörtlich: „Und Lot zog aus Zoar, und blieb auf dem Berge mit seinen beiden Töchtern; denn er fürchtete sich, zu Zoar zu bleiben: und blieb also in einer Höhle mit seinen beiden Töchtern. Da sprach die älteste zu der jüngsten: Unser Vater ist alt, und ist kein Mann mehr auf Erden, der zu uns eingehen möge nach aller Welt Weise, so komm, laß uns unserm Vater Wein zu trinken geben, und bei ihm schlafen, daß wir Samen von unserm Vater erhalten. Also gaben sie ihrem Vater Wein zu trinken in derselben Nacht. Und die erste ging hinein, und legte sich zu ihrem Vater; und er wards nicht gewahr, da sie sich legte, noch da sie aufstund. Des Morgens sprach die älteste zu der jüngsten: Siehe ich habe gestern bei meinem Vater gelegen. Laß uns ihm diese Nacht auch Wein zu trinken geben, daß du herein gehest, und legest dich zu ihm, daß wir Samen von unserm Vater erhalten. Also gaben sie ihrem Vater die Nacht auch Wein zu trinken. Und die jüngste machte sich auch auf, und legte sich zu ihm; und er wards nicht gewahr, da sie sich legte, noch da sie aufstund. Und die älteste gebar einen Sohn,

den hieß ſie Moab. Von dem kommen her die Moabiter bis auf den heutigen Tag. Und die jüngſte gebar auch einen Sohn, den hieß ſie das Kind Ammi. Von dem kommen die Kinder Ammon bis auf den heutigen Tag."

Dieſe ſicherlich jedes Moralgefühl noch tiefer als die Ereigniſſe in Sodom verletzende Szene ſpielte ſich unmittelbar nach dem Strafgericht über die beiden Städte ab. Für dieſes doppelte Verbrechen der Töchter Lots erfolgt aber abſolut keine Strafe. Es iſt vielmehr der Anbruch eines neuen Geſchlechts. Lots Weib war zur Salzſäule geworden, da die Frau der Neugierde nicht zu widerſtehen vermochte und ſich umgewendet hatte, um das Strafgericht noch einmal zu ſehen. Das war aber von den Rettern Lots ausdrücklich verboten worden. Das Verbot und die daran geknüpfte furchtbare Strafe erinnert an den Sündenfall im Paradieſe. Und weil die ſündigen Städte verſunken waren in Schwefel und Feuer mit ihren Einwohnern, hatten die Töchter Lots wohl nicht unrecht, wenn ſie ſagten, es ſei kein Mann mehr da, der zu ihnen eingehen könne nach aller Welt Weiſe. Nun iſt dabei als Erklärung zu bedenken, daß es keine größere Schmach und Schande gab für ein Weib, als ohne Nachkommen zu ſterben, und ſo iſt denn ſelbſt die Blutſchande als das einzige Mittel, die Schmach abzuwenden, kein Verbrechen mehr, ſondern eine gute Tat, die den höchſten Lohn erhält, nämlich den, die Baſis für neue Stämme zu geben. Zweck hat auch da ſchon das Mittel geheiligt. Auch ein ſehr lehrreicher Beitrag zu dem Thema: das Weib in der Religion.

Man wird ſich wohl fragen müſſen, ob denn die Erzählung von der Geſchichte der Töchter Lots Anſpruch auf Glaubwürdigkeit habe, wenn die Annahme eines Strafgerichts für die perverſen Sünden der Städte nur als eine Ausſchmückung erſcheint. Ich möchte das bejahen. Alles deutet, wie geſagt, darauf hin, daß die Kataſtrophe wirklich ſtattgefunden hat. Auch die Stadt Zoar, in die ſich Lot nach der Bibel retten ſollte, lag wirklich etwa eine Stunde ſüdlich vom Toten Meere; es iſt das arabiſche Sughar, und die Gegend läßt auch geologiſch die Kataſtrophe als durchaus wahrſcheinlich vermuten. Gerade die Vernichtung der Städte durch Feuer iſt außerordentlich plauſibel. Nun kommt es aber in Wirklichkeit garnicht darauf an, ob die einzelnen Daten und Phaſen der bibliſchen Erzählung völlig Wiedergaben von Tatſachen ſind, oder ob ſie als reine Mythe auf-

gefaßt werden müſſen, denn nicht die Tatſachen als ſolche geben den Ausſchlag, ſondern lediglich das, was die Bibel alſo die religiöſe Überlieferung durch dieſe Tatſachen beweiſen will. Da haben wir auf der einen Seite die Tendenz, daß für perverſe und widernatürliche Laſter die furchtbarſten Gottesgerichte verhängt wurden, und auf der anderen Seite die glorioſe Herbeiführung des weiblichen Zweckes, der auf alle erdenkliche Weiſe erreicht werden ſoll.

Intereſſant iſt die Sodomgeſchichte auf jeden Fall, ſchon aus Rückſicht auf die Begründung des Strafgerichts. Hier wird die völlig ſtraflos bleibende ſittliche Verfehlung der Töchter Lots geradezu als religiöſes Opfer der Töchter angeſehen, da vor allem der Gedanke mitgewirkt, daß Kinderloſigkeit die größte Schande ſei. Wo ſie durch die Unmöglichkeit einer Ehe entſtand, war es durchaus erlaubt und geboten, dieſen Fehler abzuwenden, und wenn auch ſonſt die Ehe zwiſchen nahen Verwandten verboten war, ſo durfte doch in einem derartigen Falle ein Verkehr ſelbſt der nächſten Verwandten ſtattfinden. Auch die Schwagerehe wurde dann ſogar Vorſchrift.

Daß andere alte Religionen die perverſe Sexualbetätigung ganz anders beurteilten, daß ſie, wie wir geſehen haben, wenigſtens in ſpäterer Zeit ſelbſt den Göttern perverſe Neigungen unterſchoben, gibt ſchon ohne weiteres den Beweis dafür, daß für ſie wegen widernatürlicher Unzucht ſicherlich kein Weltgericht vorgenommen wurde. Das iſt aber auch eine Erklärung dafür, daß die Sodomgeſchichte ſich in anderen Religionen nicht einbürgern konnte, ſelbſt wenn das Schickſal der Städte bekannt geworden wäre.

Das Weib in der deutſchen Mythe.

Die nordiſchen Religionen weichen himmelweit von denen des Orients und der griechiſchen und römiſchen ab, und dennoch finden ſich in der Grundidee ſo viele Anklänge und Übereinſtimmungen, daß hin und wieder ſogar die abſurde Anſicht ausgeſprochen worden iſt, die deutſche Kosmogonie ſei nichts als eine Nachbildung der bibliſchen Geneſis. Zug um Zug laſſen ſich ſtarke Anklänge nachweiſen; aber was ſoll daraus gefolgert werden? Das prinzipielle Übereinſtimmen zeigen die Glaubensſätze von den Weltzeitaltern, der Welterneuerung,

dem Dualismus Leib und Seele, besonders dem Fortleben der Seele nach dem Tode, und sogar der Drachenkampf fehlt nicht. Alles ist in der Grundidee gleich, und doch im Ausbau des Gedankens ganz verschieden. Es wäre aber verfehlt, aus dieser Erscheinung, auf eine spätere Nachahmung zu schließen. Viel richtiger ist die ganz entgegengesetzte Ansicht, daß wir es nicht mit einer späteren Nachahmung, sondern mit einer ganz allmählichen Abänderung zu tun haben, die fast selbstverständlich erscheint. Besonders, wenn man davon ausgehen will, daß die Bewohner unserer Scholle vom Himalaya zu uns gewandert sind, daß sie dieselben Ideen mitbrachten, die den orientalischen Völkern, mindestens doch den indogermanischen geläufig waren, und daß dann die Bewohner des rauheren Klimas in unserem Vaterlande sich akklimatisierten, daß sie andere Charaktere, ein anderer Schlag wurden als die ehemaligen Brüder, die in Asien blieben und sich dort über die orientalischen Ebenen ausbreiteten. Das Klima, die Lebensverhältnisse, die Lebensweise, das sind die Dinge, die den Charakter eines Volkes beeinflussen, sie bilden die Lebensanschauung und — die Religion, denn der Mensch schafft sie nach seinen Idealen und webt, was schon seine Vorfahren glaubten, als eine alte Überlieferung mit hinein in seinen Glauben. Die Kosmogonie ist dabei Überlieferung, die Götterlehre zeigt nationale Ausprägung, besonders die Stellung des Weibes in der Religion.

Schon das Weib in der Baldursage, sowie diese selbst, ist außerordentlich charakteristisch. Der orientalische Typ des Adonis, Tammuz und des völlig conformen ägyptischen Osiris ist in Baldur unverkennbar; aber wie anders ist Baldur aufgefaßt. Auch er ist der Frühling, die Zeit des Sprossens und Wiedererwachens. Nach dem Sterben in der Natur unter der Herrschaft des rauhen Winters ist sein Tod, sein Eingang in die Unterwelt gedacht, nach dem lebenweckenden Lenz seine Rückkehr auf die Erde. Aber während Tammuz — Adonis — Osiris brünstig in die Arme der sehnsuchtsvoll harrenden Geliebten zurückkehren, ist die Geschichte des Baldur oder Baldr viel trüber; sie paßt in die ungastlichen Gefilde des Nordens; sie paßt eben zu dem rauheren und reineren Wesen des Volkes. Aber auch sie läßt den sexuellen Gedanken nicht vermissen. Baldr hat ein Weib, die Asin Nanna, aber die Hauptrolle spielt nicht Nanna, sondern die Mutter Frigga, und als Erlöser bemühen sich nicht die liebestollen Weiber,

ſondern ſein Bruder Hermodker, und die Blutrache übernimmt ſein Bruder Vali. Während der Orient das Drama mit einer Liebesaffäre oder der Intrigue eines neidiſchen oder eiferſüchtigen Götterweibes begründet, wird in der deutſchen Mythe der Tod Baldrs durch einen Schalk, der echt deutſch, oder richtiger nordiſch, empfunden iſt, heraufbeſchworen.

Das alte Göttergeſchlecht der Vanen war von den Aſen verdrängt, wohl eine Mythe, die aber der Wahrheit recht nahe kam, denn wirklich wurden die alten nordiſchen Götter durch das Vordringen der germaniſchen Stämme von Süden her, verdrängt, und der alte mächtige Odin mit ſeinen Götterſcharen behauptete das Feld. Der lichteſte Aſe, Baldr, wurde von allen Kreaturen der Erde geliebt; nur Loki betrachtete ſein Anſehen mit ſcheelen Blicken. Als nun Baldr eines Tages geträumt hatte, daß ſein Leben in Gefahr ſei, da bittet ſeine erſchrockene Mutter alle Dinge der Welt, daß ſie ihrem geliebten Sohne nicht irgendwelchen Schaden zufügen möchten; ja ſie läßt ſich dies eidlich verſprechen und iſt beruhigt. Aber eins hat ſie doch vergeſſen, ein Ding, das auch nicht den Anſchein erwecken konnte, als würde es dem ſchönen Baldr Schaden zufügen, den Miſtelzweig, und gerade der wird Baldrs Verhängnis. Der ränkevolle Loki, der ſehr wohl weiß, daß der Miſtelzweig den Eid der Treue nicht geleiſtet hat, überredet den blinden Bruder Baldrs, Hödler, nach jenem mit dem Miſtelſpeer zu werfen. Baldr ſtirbt und muß zur Todesgöttin Hel eingehen, die ihn nicht freigeben will, wenn nicht Baldr auf der Erde nachweislich ſo geliebt werde, daß alle Weſen über ſeinen Tod trauern. Wäre es bei dieſer Prüfung ehrlich zugegangen, dann hätte Baldr der Erde zurückgegeben werden müſſen, denn alles trauerte mit alleiniger Ausnahme eines Rieſenweibes, das abſolut über Baldr nicht trauern wollte, der nun in der Unterwelt bleiben mußte, obwohl ſich herausſtellte, daß Loki ſich in dieſes Weib verwandelt hatte.

Baldr hat ein Weib; er ſteht alſo ebenfalls wie die Götter Tammuz uſw. mit einem Weibe in engſter Verbindung. Aber Nanna, die göttliche Gattin, äußert über den Tod des Gatten den bitterſten Schmerz. Nicht wie Oſis oder Iſtar ſehnt ſie ſich nach neuen Liebesfreuden, ſondern ſie will nach alter deutſcher Sitte auch das Leben von ſich ſchütteln, da ihr Gatte dahingeſchieden war. Die

Götter legten den entseelten Körper Baldrs auf einen Scheiterhaufen, der auf einem Schiffe errichtet war, neben ihm lag Nanna. Thor selbst weihte das Totenschiff, das angezündet und von der Riesin Hyrrockin weit hinaus ins Meer gestoßen wurde. Das war eine Leichenfeier, wie sie bei sterblichen Menschen oft angewendet wurde; selbst das Mitverbrennen der Witwe war, mindestens bei verschiedenen Volksstämmen, durchaus gebräuchlich. Es ist also nur deutsches Wesen, deutscher Brauch geschildert. Natürlich schloß diese Mythe die orgiastische Feier des Wiederauferstehens und der Wiedervereinigung des gestorbenen Baldr mit der Gattin völlig aus. Auf alle späteren Deutungen der Baldrmythe, nach deren einer (Bugge) Baldr nichts anderes sei als Christus, der nur nach nordischem Empfinden poetisch umgewandelt worden wäre, brauche ich hier nicht einzugehen. Jedenfalls zeigt die Mythe klar und deutlich die nationalreligiöse Auffassung des Weibes.

Auch Loki ist national. Seine Bosheit ist nicht der Hauptzug seines Charakters, sondern mehr noch seine Schelmerei, die nationale Sympathien findet und noch heute im Kasperletheater dem ränkevollen Kasper so viele Freunde erwirbt. Loki ist der mythologische Kasper, der stets einen bösen Streich im Kopfe hat, sich aber immer der Strafe zu entziehen weiß, bis ihn schließlich doch das Schicksal ereilt.

Wie Loki sich zu helfen wußte, das zeigt sich in der Halsbandgeschichte, denn nicht nur von dem Wundermanne Cagliostro gibt es eine Halsbandgeschichte, die ihm beinahe den Hals gebrochen hätte, sondern auch von Loki. Die holde Göttin Freya besaß einen herrlichen Halsschmuck, den sogenannten Brisingamschatz. Loki erzählte nun dem Göttervater Odin, daß Freya nicht auf ganz anständige Weise zu diesem Schatze gekommen sei, sondern dadurch, daß sie mit den Zwergen eine Liebschaft angefangen habe, wofür diese ihr den Schmuck hätten schmieden müssen. Das war aber eine abscheuliche Verleumdung, denn die Göttinnen der germanischen Mythologie hielten auf Ehre und lebten einwandsfrei und tugendhaft. Darin liegt gerade der Unterschied zwischen ihnen und den orientalischen Göttinnen, die in diesem Punkte nicht so korrekt dachten und handelten. Odin wußte recht gut, daß Loki ein Lügner war, und deshalb sollte ihn eine Strafe treffen. Odin verlangte also, daß Loki das Halsband der Freya stehlen und ihm bringen solle; bis dies geschehen sei, dürfe

er ſich nicht wieder ſehen laſſen. Das war für Loki eine Aufgabe, deren Löſung ſelbſt er für unmöglich erklärte; es half ihm aber alles nichts. Odin blieb bei ſeiner Forderung, und Loki begab ſich betrübt aus dem Asgard, dem Sitz der Götter, fort, ſehr zur Freude der anderen Unſterblichen, die dem böſen Loki alles Mißgeſchick von Herzen gönnten, da er jedem ſchon irgend einen Streich geſpielt hatte, und da keiner vor ihm ſicher war, nicht jede Minute wieder als Zielſcheibe des Lokiſchen Übermuts benutzt zu werden.

Loki eilte nun an das Heim der Freya. Es war bitter kalt, und er kam vor verſchloſſene Türen, denn Freya ſchlummerte ſüß und ließ ſich von keinerlei Ahnungen ſtören; die Mara, die ſonſt als böſer Alp ſich den Schlummernden auf die Bruſt ſetzt und ſie in furchtbaren Träumen peinigt, durfte ſich wohl an die Göttin nicht heranwagen, weil es eine deutſche Göttin von unſträflichem Lebenswandel war. Loki verwünſchte ſeine Verleumdungsſucht, die ihn in eine ſo unangenehme Lage gebracht hatte, aber er verzagte doch noch nicht, ſondern verwandelte ſich in eine Fliege. Das half ihm aber zunächſt auch nicht viel, denn Freya hatte ihr Haus wohl verwahrt, nicht einmal für eine Fliege ſchien der Zutritt möglich. Verwünſchte Tugend! Endlich entdeckte Loki eine kleine Öffnung von der Größe einiger Millimeter, durch die ſelbſt eine Fliege nur mit größter Anſtrengung hindurch konnte. Die Liſt gelang aber doch, und Loki befand ſich nun wenigſtens im Zimmer der feſt ſchlafenden Freya, die das Halsband auch beim Schlafen nicht abgelegt hatte. Zum Unglück lag ſie aber ſo, daß das Schloß des koſtbaren Schmuckes ſich gerade unter ihrem Körper befand; es war daher einer Fliege und alſo auch dem Loki nicht möglich, das Halsband zu löſen, ohne die Schläferin auf ihrem Lager herumzudrehen, worüber ſie doch jedenfalls aufgewacht wäre, ſo daß der freche Raub erſt recht nicht hätte gelingen können.

Nun verwandelte ſich Loki in einen Floh und ſtach die ſchöne Schläferin ſo heftig, daß ſie ſich im Schlafe umwendete. Jedenfalls iſt der Floh auch den Göttinnen kein unbekannter Gaſt geweſen, denn Freya entſetzte ſich ob dieſes Flohes in keiner Weiſe, ſondern ſchlief ruhig weiter, und Loki hatte nun gewonnenes Spiel. Er löſte vorſichtig den Schmuck von Freyas Halſe, und wegen des Rückweges brauchte er ſich keine Sorgen zu machen, denn er öffnete

einfach die Riegel von innen und ging unbehindert von dannen. Als er Odin den Raub überbracht hatte, freute dieser sich sehr über den Scharfsinn Lokis, denn der alte, brave Odin scheint an den Schelmenstreichen des lockeren Gesellen auch Gefallen gefunden zu haben, und vergab ihm alle seine Schuld.

Loki wäre also wohl niemals zu ernstem Schaden gekommen, wenn er nicht den wirklich schändlichen Streich gegen Baldr begangen hätte. Der Tod Baldrs wäre ihm schließlich auch noch zu gute gehalten worden, wenn er nur nicht auch noch die List angewendet hätte, durch die Baldr in der Todesnacht zurückgehalten wurde. Nun verfolgten die Asen den Missetäter aber mit dem festen Vorsatze, ihn diesmal wirklich unschädlich zu machen. Loki entfloh in sein festes Haus wie ein Raubritter; aber er war doch wohl der Ansicht, daß er auch dort nicht völlig sicher sei, obwohl das Haus vier Türen hatte, durch die er nach allen Seiten Ausschau halten konnte, — Fenster gab es damals selbst für Götter noch nicht. Loki verwandelte sich deshalb in einen großen Lachs und hielt sich in dem Wasser auf, das tief unter seinem Hause daherrauschte; ein großer Wasserfall schützte ihn vor neugierigen Blicken, nicht aber vor dem Götterauge des Odin, der ihn auch in diesem Verstecke bemerkte und den Asen den Aufenthalt Lokis offenbarte.

Die Asen erschienen mit einem großen Netze und fesselten den Loki, der durch allerlei Listen zunächst sich immer die Freiheit erhielt, endlich doch. Sie fingen auch die beiden Söhne des Loki, Wali und Narfi und verwandelten den Wali in einen Wolf, der nun über Narfi herfiel und ihn in Stücke riß. Aus Narfis Därmen machten die Asen Fesseln, mit denen sie den Loki in einer qualvollen Stellung auf Felsen banden, so daß er gefesselt bleiben mußte bis zur großen Götterdämmerung. Über seinem Haupte befand sich eine Schlange, die Gift auf ihn träufelte. Aber Lokis treue Gattin stand neben ihm und fing in einer Schale das Gift auf, so daß Loki wenigstens von dieser Qual befreit blieb.

Das war wieder eine Frauengestalt der deutschen oder richtiger der germanischen Mythologie. Die unerschütterliche Treue, die den Gatten auch in Schmach und Unglück nicht verläßt, sondern ihm zur Seite bleibt und seine Leiden mildert. Wie anders sind diese deutschen Göttinnen als die des Orients, die das sexuelle Leben

der Menſchen förderten und das eigene nicht vergaßen. Man ſieht, daß die Menſchen immer genau die Götter haben, die ſie brauchen.

Ich habe die Figur des Loki eine echt deutſche genannt; das iſt ſie unbedingt; ſie iſt aus demſelben Geiſte geboren, aus dem der Reinecke Fuchs hervorgegangen iſt; ich möchte faſt ſagen, der Reinecke Fuchs iſt nichts anderes als der ins (Tier) Fabelreich übertragene Loki. Daß auch die Frauengeſtalten der germaniſchen Mythologie echt deutſch — man darf das wohl deutſch nennen — empfunden ſind, das kann keinem Zweifel unterliegen. Man braucht dabei durchaus nicht zu idealiſieren und keineswegs zu verbergen, daß die deutſche Auffaſſung von der Frau urſprünglich eine weſentlich andere war, als man irrtümlich anzunehmen pflegt. Auch die rührende Treue von Lokis Gattin kann man viel realiſtiſcher und damit auch richtiger auffaſſen, als es die Erzählung an und für ſich zu geſtatten ſcheint.

Die deutſche Frau war ein durchaus dem Manne untergeordnetes Weſen, denn was Lokis Frau tat, wird das germaniſche Altertum jedenfalls nicht für ein beſonders rührendes Zeichen von Frauentreue, ſondern einfach für eine ſelbſtverſtändliche Pflicht gehalten haben. Die Frau war lediglich rechtloſes Eigentum des Mannes, ſie mußte ſolche „rührende“ Treue bewahren, das dankte ihr der Teufel, aber nicht der Ehemann, der ſolche Treue einfach fordern durfte und ſie auch forderte. Alles Idealiſieren iſt eine hiſtoriſche Fälſchung, die weder das praktiſche Leben, noch die Mythologie irgendwie rechtfertigen kann. Gerade die Mythologie zeigt uns die Stellung der Frau und die pflichtmäßige Treue. Da, wo man die Frauen zwang, dem Manne in den Tod zu folgen, damit er in den ewigen Jagdgründen nicht allein ſei, da war der offen ausgeſprochene Gedanke dieſes Brauches einmal der, daß die hinter dem ins Jenſeits Tretenden ſich ſchnell ſchließende Tür, die das Jenſeits vom Diesſeits trennt, nicht dem Manne an die Ferſen ſchlagen, ſondern die dem Manne folgende Frau treffen ſollte. Die Frau ging alſo bloß mit durch dieſe Türe, damit ſie deren Schlag auffange und ihn dem Manne erſpare. Weiter ſollte ſie dem Manne auch im Jenſeits dienſtbar ſein und alle ſeine Bedürfniſſe erfüllen. Aus dem Grunde mußten auch Pferde, Hunde und Sklaven dem Herrn in den Tod folgen. Es iſt alſo die Stellung der Frau eine

geradezu ſklaviſche, und es verſteht ſich doch wohl ganz von ſelbſt, daß die Frau als Eigentum des Mannes auch die eheliche Treue nicht brechen konnte, „durfte“ wäre ſchon nicht mehr der richtige Ausdruck. Deshalb ſind die Göttinnen ebenfalls treu, deshalb iſt auch Sigyn, die Gattin des Loki, dieſem noch treu und zu dem Dienſte des Giftauffangens bereit, als Loki entehrt und geſchändet in ſeinen Feſſeln liegt. Das erinnert lebhaft an die Stellung der Frau beim Paſſieren des eiſernen Tores zum Jenſeits.

Ganz beſonders charakteriſtiſch für die Stellung des Weibes in der deutſchen Mythe oder, wenn man es ſagen will, Religion iſt auch ein Abenteuer der Aſen mit einem grimmigen Rieſen und deſſen Geliebten, ſowie ſeiner Mutter. In dieſen beiden Frauensperſonen iſt die deutſche Frau, die hier ſchon als Geliebte Eigentum des Mannes und dieſem gehorſam war, ebenſo die Mutter des Hausherrn, die deſſen Eigentum und Frau wie ein Kettenhund bewachte, trefflich geſchildert. Natürlich treten die Frauen nicht ſelbſtändig in den Vordergrund. In einem Eddaliede, das Uhland, der wohl einer der beſten Kenner deutſcher Sagen und deutſcher Mythologie nach Jakob Grimm war, ſeinem Inhalte nach in aller Kürze aber Prägnanz wiedergibt, iſt erzählt, daß die Aſen bei Aegier ein Biergelage veranſtalten wollten. Wir haben ſchon bei der Lokimythe geſehen, daß die Aſen das mächtige Göttergeſchlecht waren, deſſen Stammvater Odin iſt, der deshalb auch Allfadur (Allvater) heißt, was keineswegs etwa die chriſtliche Bedeutung von Allvater haben ſoll. Die Aſen ſind aber nur zum Teil gewaltige Recken wie der ſtarke und mutige Tor; ſie ſind die guten Götter, die in ſtetem Kampfe mit den Rieſen ſtehen.

Alſo bei Aegir wollten die Aſen ein Biergelage veranſtalten, und da es damals noch keine Brauereien gab, mußten ſie ſich den köſtlichen Stoff ſelbſt bereiten, was meiſtens allerdings eigentlich die Aufgabe der Frauen war. Es ſtellte ſich nun heraus, daß kein Bierkeſſel da war, und deshalb ſollte Tor, der Starke und Gewaltige, dieſes notwendige Möbel beſchaffen, das, da die Aſen einen imponierenden Durſt hatten, natürlich enorme Dimenſionen aufweiſen mußte. Tyr wußte Rat und erbot ſich, den Tor dahin zu führen, wo es Keſſel genug gab, nämlich ans Ende des Meeres, wo der Rieſe Hymir wohnte, der mehrere Keſſel beſaß, und zwar einen, der eine Tiefe von

einer Meile hatte, also groß genug war, um den hohen Anforderungen der Asen zu genügen. Tyr wußte diese Bezugsquelle, da der Riese Hymir, der seine Mutter als Geliebte bei sich hat, gewissermaßen sein Stiefvater war. Aber allein konnte er den Kessel nicht holen, denn einmal war der Riese schon von Natur ein Feind der Asen, und zweitens war er keineswegs eine besonders liebenswürdige Natur, und drittens hätte Tyr den gewaltigen Kessel auch nicht tragen können, da er nicht so stark war, wie dies die Last des meilentiefen Kessels erforderte. Tor und Tyr trotteten also los und fuhren über das Meer bis an dessen Ende. Im Norden von Ginnungagap, wo es eisig kalt war, da wohnte der Riese Hymir, der jedoch nicht zu Hause war, als die Asengäste kamen. Die schöne Mutter Tyrs nimmt die Gäste erfreut auf und gibt ihnen das Willkommenbier, aber die Stiefgroßmutter mit den neunhundert Köpfen ist dem Tor nicht gütig gesinnt und mustert ihn mit mißtrauischen Blicken. Die Mutter Tyrs hielt es für besser, die beiden Asen zu verstecken, da Hymir nicht der gastfreundlichste Mann ist und oft wenig erfreuliche Sitten zeigt, wenn er unvermutet Gäste antrifft.

Endlich kehrt Hymir heim, die echte Gestalt des deutschen Weihnachtsmannes. Eiszapfen klirren in seinem Barte, und die eisige Kälte begleitet ihn. Der Blick dieses Riesen ist so durchdringend und scharf, daß er den Balken, an dem acht Kessel hängen, durchschneidet, so daß die Kessel zur Erde fallen und bis auf einen einzigen zertrümmert werden. Dadurch ist das Versteck der Asen vernichtet, und diese stehen nun vor dem ungastlichen Hymir, der aber doch gute Miene zum bösen Spiel macht und sogar drei Ochsen schlachtet, um sie als Abendmahlzeit den Gästen vorzusetzen. Tor ist nicht schüchtern, dafür aber desto hungriger; er verzehrt allein zwei Ochsen und imponiert dadurch einigermaßen dem Riesen. Am anderen Morgen stellt der Riese Proben an, durch die er ermitteln will, ob Tor, dem er nicht recht traut, doch vielleicht der Mann ist, der ihm etwa gefährlich werden könnte. Er will aufs Meer hinaus fahren, um den Fluten neue Nahrung für seine Gäste abzuringen. Tor verspricht, sich an dieser Fischerfahrt zu beteiligen, falls Hymir ihm den erforderlichen Köder verschaffe, und auf Geheiß des Riesen reißt er einem schwarzen Stier den Kopf ab.

Auf dem Meere bestehen sie verschiedene Abenteuer. Tor ködert das selbst von den Göttern gefürchtete, entsetzliche Ungeheuer des Meeres, die Midgardschlange, zieht dieses erste Exemplar der Seeschlange bis zum Bord des Schiffes und hätte sie mit dem Hammer, den Tor ja stets bei sich führt, beinahe getötet. Das war eine Heldentat, ob deren Erde, Himmel und Wasser sich entsetzten, denn daß es jemand wagen könnte, mit der gefürchteten Midgardschlange sich einzulassen, das erschien so ungeheuerlich, als wenn sich heute jemand rühmen wollte, er werde den Mond herunterholen. Die Ungeheuer des Meeres brüllten, als die Midgardschlange, die übrigens von Loki abstammen sollte, ins Meer zurücksank, und die Erde erbebte.

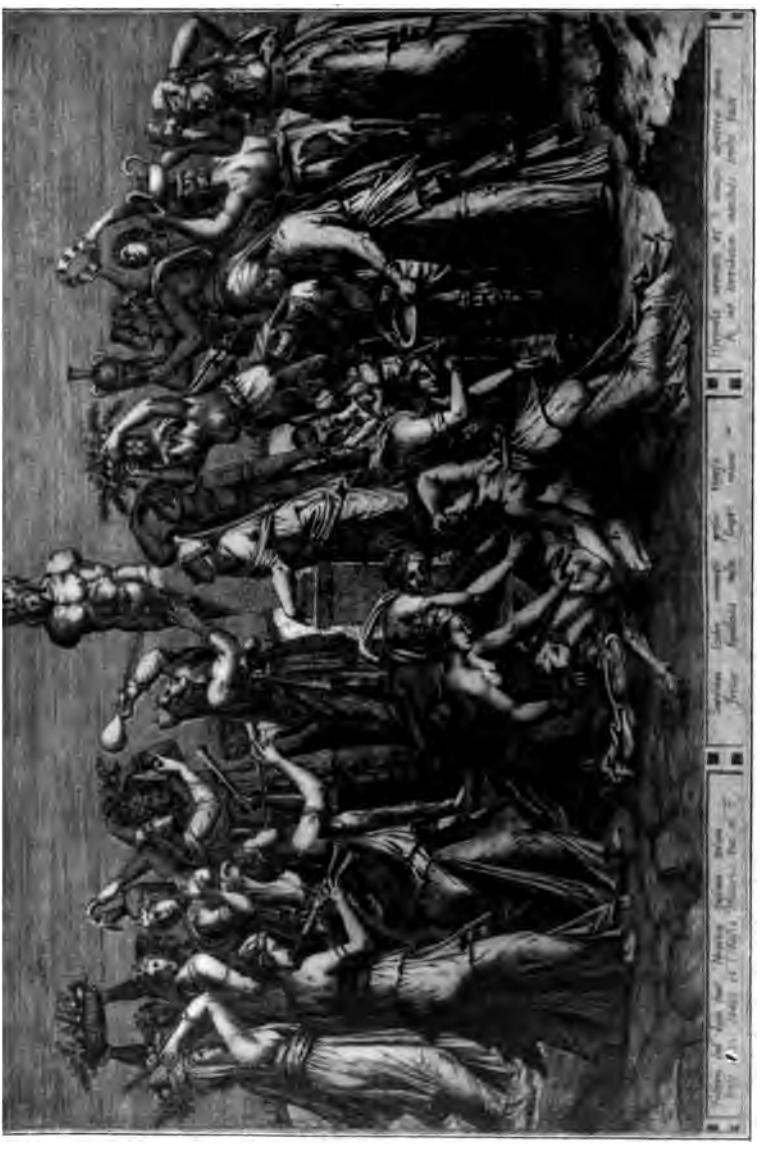
Im übrigen ist die Fahrt erfolgreich; es werden mehrere Walfische gefangen, die für den Appetit Tors und Hymirs aber nicht viel mehr bedeuten, als für gewöhnliche Sterbliche Heringe. Die beiden Männer rudern nun ans Land, und der Riese fordert Tor auf, die Walfische aufs Trockene zu bringen oder das Fahrzeug festzumachen; aber der starke Tor nimmt gleich das ganze Schiff mit allem, was darin ist und trägt es wie ein Kinderspielzeug bis in des Riesen Behausung. Dies war eine ungeheure Leistung, aber der Riese erklärt sich doch noch nicht für befriedigt; so leicht gilt man nicht als Recke in seinen Augen, und er verlangt deshalb einen Beweis der Stärke. Tor soll einen Kelch zerbrechen. Das erscheint zwar nicht gerade als etwas so Gewaltiges, denn in jedem Haushalt führt man bittere Klage, daß der Kelche gar zu viele zerbrechen, ohne daß man sich besonders zu bemühen brauchte. Aber der Riese muß doch eine ganz besondere Sorte Kelche gehabt haben, denn Tor zerschlug mit diesem Requisit einen dicken steinernen Pfeiler und eine Anzahl Balken, aber der Kelch blieb unzerbrochen und würde wohl heute noch vorhanden sein, wenn die Geliebte des Riesen dem Tor nicht den Rat heimlich zugeflüstert hätte, er solle den Kelch auf Hymirs Kopf zerschlagen. Das tat Tor denn auch mit bestem Erfolge, woraus hervorgeht, daß Hymir einen beneidenswerten Schädel gehabt haben muß, der erheblich mehr aushielt, als Steinpfeiler und Balken. Der Kopf blieb unverletzt.

Interessant ist für deutsche Auffassung schon, daß Hymir, überhaupt eine Geliebte aufzuweisen hatte, viel mehr noch die Erzählung

dessen, was diese Geliebte tat. Es ist aber historisch, daß auch die Geliebte, die der Mann in sein Haus entführt hatte, geradeso als sein Eigentum und deshalb als zum Gehorsam verpflichtet galt wie die wirkliche Frau. Auch Tyrs Mutter, die dem Geschlechte der Asen angehörte, war von den Riesen geraubt worden, kein Wunder, denn Asen und Riesen waren Feinde und taten sich jeden erdenklichen Schabernack an. Drachen, Riesen, Lindwürmer usw. waren aber große Liebhaber des Weibes und betrieben die Entführungen als Sport; alle dunkeln Mythen und Sagen sind voll von solchen Weiberraubgeschichten, an die sich dann gewöhnlich die Mitteilung einer schließlichen Befreiung knüpft. Es erklärt sich auch aus dieser Sachlage die auffällige Erscheinung, daß Tyrs Mutter sich völlig dem Riesen untertan fühlt, und daß sie dennoch trotz der Überwachung der argwöhnischen „Schwiegermutter" es wagt, den Tor durch heimliche Winke zum Siege zu verhelfen; sie tat es offenbar in der Hoffnung auf Beistand des göttlichen Helden. Das widersprach den Ansichten über deutsche Keuschheit bei weitem nicht so, wie man glauben muß, wenn man das alte Märchen von der Heiligkeit der deutschen Ehe und Treue für bare Münze zu nehmen gewohnt ist. Die Geliebte fühlte sich doch schließlich als solche nicht zu derselben Treue verpflichtet wie das angetraute Weib, und ferner war der Riese kein Mensch, der besondere Sympathien erwecken konnte; er hatte bei der Eroberung der Geliebten wohl nicht ganz sanfte Saiten aufgezogen, sondern jedenfalls ziemlich gewalttätig gehandelt, so daß das weibliche Wesen, das der täppische Riese durch seine besondere Gunst auszeichnete, ihm niemals übermäßig zugetan war.

Wenn auch durch den Riesenschlag Hymirs Kopf nicht beschädigt worden war, so mußte doch der Riese wenigstens zugeben, daß Tor ein starker und ihm ebenbürtiger Mann sei. Es wurde nun auch über den gewünschten Kessel verhandelt, und Hymir meinte, seine Gäste sollten doch versuchen, ob sie den Kessel überhaupt von der Stelle zu bringen vermöchten. Tyr strengte sich gewaltig an, aber der schwere Kessel rührte sich nicht. Nun kam Tor an die Reihe; er konnte den Kessel nicht bloß bewegen, sondern hob ihn hoch und setzte ihn sich auf den Kopf und ging mit der Last und [redacted] So schwer war die Last, daß Tor den steinernen

Tafel LII.



Cock: Fest des Priapus. (Kupferstichkabinett Berlin.)

Tafel LIII.

Saenredam: Bacchus und Ceres (Kupferstichkabinett Berlin).

Fußboden durchtrat; aber für Tor war doch der Keſſel nicht zu ſchwer.

Als die Aſen ſich ſchon ein Stück mit ihrer Beute entfernt hatten, hörten ſie viel Volk hinter ſich laufen. Der Rieſe hatte es doch nicht über ſich bringen können, den Aſen den ſchönen Keſſel zu laſſen. Er hatte Hilfe geholt und wollte den Keſſelräubern die Beute abjagen; aber Tor benutzte nun ſeine Beute als Waffe und erſchlug mit der ſchweren Laſt den Rieſen und ſeine Begleiter. Dann brachte er die Beute zu Aegier, und alljährlich wird dort der Keſſel voll Bier gebraut und von den Aſen ausgetrunken. Dieſes Bierfeſt der Götter iſt zweifellos auch echt deutſch.

In Deutſchlands Gauen iſt die Religion von tiefer Poeſie erfüllt geweſen, von einer Poeſie, die dem Gemüte entſtammte, und die wieder auf das Gemüt wirken mußte. Wenn man ſich auch bei anderen heidniſchen Völkern jeden Quell, jeden Stamm und Baum von Geiſtern belebt dachte, ſo iſt doch die deutſche Poeſie, die wir heute noch in unſeren Feenmärchen, in den Sagen über das ſtille, geheimnisvolle Weben des Waldes und in allen den Dichtungen, die für ewig der ſchönſte literariſche Schatz des Volkes bleiben werden, finden, ſo ganz anders geſtaltet. Die impoſante Wucht der Erzählung, die namentlich in den Heldenſagen zu Tage tritt und die kühnen Abenteuer gewaltiger Recken zu Land und zu Meer ſchildert, iſt im Grunde nichts als alte Mythologie. Wie in anderen Ländern aus den Helden durch die Überlieferung oft Götter geworden ſind, ſo iſt umgekehrt in der deutſchen Heldenſage aus mancher Gottheit ein irdiſcher Held geworden. Das erklärt ſich ſehr einfach daraus, daß die germaniſchen Völker ihre Götter lieb gewonnen hatten, ſchon des tiefen poetiſchen Inhalts ihrer Religion wegen, daß aber natürlich nach der Annahme des Chriſtentums dieſe poetiſchen Geſtalten nicht mehr als Götter verehrt werden konnten. Man ſoll es den Vorfahren gleich tun und die alte Mythologie und den Sagenſchatz bewahren als einen wirklichen Schatz. Leider iſt das aber nur in ſehr beſcheidenem Umfange der Fall. Griechiſche und römiſche Mythologie zu kennen, wird bei uns als ein Erfordernis der Bildung betrachtet; die unſerem Weſen und Charakter viel näherliegende und an poetiſchem Gehalte viel tiefere deutſche Mythologie hält man leider oft für entbehrlich.

Ich möchte nun noch prüfen, welche Rolle das weibliche Element in der alten nordischen Mythologie gespielt hat. Daß die Göttinnen sich eines durchaus ehrbaren und sittsamen Lebenswandels zu befleißigen hatten, das hat sich schon bisher ergeben; ich habe aber auch an der Geschichte des Riesen Hymir gezeigt, daß durchaus nicht alles Moral war, was die deutsche Mythologie lehrte. Der Mann wußte auch als Halbgott das Weib zu schätzen und ließ sich keine Gelegenheit, Liebesfreuden, die ihm außer der Ehe geboten wurden, zu genießen, entgehen. Wenn den Göttern selbst kein Verkehr mit irdischen Weibern nachgesagt wurde, wie dies in orientalischen Religionen geschah, wo die Göttinnen nicht als keusch galten, so liegt dies daran, daß den Göttlichen mit viel mehr heiliger Scheu gegenübergetreten wurde, und daß die Frau kein Recht hatte, auf Extravaganzen auszugehen. Aber die Riesen wagten sich nach der Mythe garnicht so selten an Göttinnen, die sie in ihre Gewalt zu bekommen trachteten, und gingen mit Vorliebe darauf aus, schöne Erdenmädchen zu entführen, schon deshalb, damit sie mit diesen schöne Nachkommen erzeugen könnten, was ein sehr begreiflicher Wunsch gewesen wäre, da die Riesen die Schönheit nicht drückte, ganz im Gegenteil. Es ist also durch diese Idee doch ein etwas wilderer sexueller Gedanke in Mythologie und Sagen hineingedrungen. Ebenso wird erzählt, daß aus Jötunheim drei Thursenmädchen nach Asgard gekommen seien. Thursenmädchen waren Riesentöchter, und Asgard ist der Sitz der Asen, also des herrschenden Göttergeschlechtes. Die Riesinnen wollten die Asen verführen, um sie dann berauben zu können; sie wollten die berühmten goldenen Tafeln haben, die einen unversiegbaren Reichtum bedeuteten. Der Plan gelang ganz vorzüglich; ein Beweis dafür, daß auch die Asen gegen das weibliche Geschlecht nicht kühl und abweisend waren. Trotz der Feindschaft gegen die Riesen, waren ihnen deren Töchter zum Liebesspiel sehr willkommen. Das entspricht übrigens ebenfalls deutscher Ansicht. Der Mann war nicht zur Enthaltsamkeit außer der Ehe verpflichtet; es tat ihm keinen Abbruch, wenn er sich hin und wieder eine Extravaganz erlaubte. Das ist auch bei allen Naturvölkern so; die überschwellende Kraft will betätigt sein; Männer wie die alten Germanen suchen nicht bloß in der männermordenden Feldschlacht Stand zu halten, sondern sie wollen auch

im ſogenannten Kampfe der Geſchlechter die unüberwindlichen und unermüdlichen Sieger ſein. Deutſche Helden waren auch Helden im Liebeskampfe, und die alten Sagen rühmen die Leiſtungen auf dieſem Gebiet oft höher als die in der Schlacht. Das iſt ſo bekannt, daß es geradezu eine geſchichtliche Fälſchung und eine beklagenswerte Unkenntnis beweiſt, wenn ſo oft Darſtellungen des Volkslebens im alten Deutſchland gegeben werden, die den Anſchein erwecken müſſen, als habe in der Vorzeit auf deutſchem Boden kein Mann ein Wäſſerchen trüben können. In Wirklichkeit war nur die Frau zur Treue verpflichtet, weil ſie Eigentum des Mannes war und in deſſen unbeſchränkter Gewalt ſtand. Der Mann konnte im Konkubinat leben; ſelbſt ein Notzuchtsakt gegen fahrende Weiber galt nicht als Straftat. Das war ganz ausdrücklich in alten Geſetzen ausgeſprochen, ſelbſtverſtändlich doch nur deshalb, weil dieſe Frage durch verſchiedene Vorkommniſſe, wie wir ſagen würden, aktuell geworden war. Der Mann hatte aber auch ſonſt das Recht, ſeine Sklavinnen ſexuell zu benutzen, und es ſtand dem Herrn ſogar das ſchändliche Recht der erſten Nacht zu, wenn eine ſeiner Hörigen heiratete, was ſie ohnehin nur mit ſeiner Erlaubnis und in der Regel nur gegen Zahlung eines Löſegeldes durften.

Die Stellung des Weibes in der germaniſchen Religion erklärt ſchon ſicher die Anſicht des Volkes, denn in ihr ſpiegelt ſich das Bewußtſein des Volkes wider. Hier ſtoßen wir jedoch auf eine große Schwierigkeit, die nur dadurch zu beheben iſt, daß wir Germanien nicht etwa auf die jetzigen Grenzen Deutſchlands beſchränken. Geſchehe dieſes, würden wir herzlich wenig von der germaniſchen Religion berichten können, denn von den im engeren Sinne deutſchen Göttern ſind uns meiſt nur die Namen überliefert; alles weitere iſt unbekannt geblieben. Aufklärung erhalten wir lediglich dadurch, daß die germaniſche Religion zu einer nordiſchen erweitert wird und der Berichte der älteren und jüngeren Edda, die mythiſchen Erzählungen der Skalda hinzugezogen werden. Als das Chriſtentum den altheidniſchen Glauben verdrängte, zog ſich dieſer immer mehr nach Norden in die Gebiete Dänemarks, Skandinaviens und Islands zurück, und uns wurden dadurch Berichte bewahrt, die bis in eine verhältnismäßig junge Zeit hinein ſich noch lebensfriſch erhielten. Als auch in jene unzugänglicheren Reiche das Chriſtentum drang, war

bereits eine ganz wesentliche Mythenverschiebung eingetreten, wie wir sie auch in allen anderen Religionen beobachten können. Aus einer Gottheit entstanden andere, mehrere Gottheiten verschmolzen zu einer, die Attribute derselben wandeln sich u. s. w. und schließlich steht man vor einer neuen Mythenschöpfung, die der alten oft recht wenig oder gar nicht mehr ähnlich sieht. In der nordischen Mythologie können wir eine vierfache derartige Mythenverschiebung nachweisen, was natürlich sehr erschwerend auf das Verständnis der Bedeutung einzelner Gottheiten einwirkt. Wir haben uns hier nur mit den Göttinnen zu befassen.

Untersuchen wir die Mythen genauer, so finden wir, daß auch die alten Germanen ihren Göttern sehr menschliche Eigenschaften andichteten und daß sie im Gegensatz zu anderen Völkern sich diese nicht unsterblich, sondern sehr wohl dem Tode unterworfen dachten. Letzteres geht so weit, daß sie von einer Vernichtung der Götter und einem allgemeinen Weltenbrande überzeugt waren, dem dann eine schönere Zeit folgen sollte. Dieser Weltuntergang wurde zum Hauptgegenstand mythologischer Anschauung erhoben, um ihn drehte sich alles, denn es fehlte den Göttern die Macht, dieses langsam aber sicher herannahende Verhängnis abzuwenden.

Waren die Götter sterblich, so lag die Frage nahe, wohin diese nach dem Tode gelangten, und es mußte sich von selbst der Begriff der Unterwelt aufdrängen. Herrscherin im Schattenreiche war Hel, eine Tochter des ränkevollen Loki und der Riesin Angoboda. Sie ist wohl ursprünglich nur als Frigga, die Gattin Odins, gedacht, und erst in der nordischen Umgestaltung der Mythologie ist sie eine Schrecken verbreitende Gestalt geworden, deren Anblick grausen machte. Fahl wie der Tod, in bläulichem Lichte erschien ihr strenges Gesicht, und die schleichenden Schritte ihres mächtigen Körpers erinnerten an den Tod. Sie war von Odin in das Nebelreich „Niflheim“ geschleudert worden, und eine Brücke führte über den Fluß Gjöll in ihr Reich, das mit einer mächtigen Eisentür beschützt und von dem furchtbaren Hunde Garus bewacht war, also ganz ähnlich wie der Tartarus der Griechen, an dem Cerberus Wache hielt. Hel, die Göttin des Todes und des Schreckens ist dann vom Christentum adoptiert worden, natürlich war Hel dann nicht mehr eine Göttin, sondern ein Ort: die Hölle. Zu Hel kamen die Verstorbenen, und sie hielt diese in ihrem

Reiche feſt; ſo wurde auch Baldr ihr Gefangener und konnte erſt bei dem großen Weltenbrande befreit werden. In den früheſten Zeiten mag ſie, wie geſagt, eine Art Göttermutter dargeſtellt haben, die als Gegenſatz des Odin, als deſſen Gemahlin gedacht wurde, denn ihre Tätigkeit als Erdgöttin fällt mit der verſchiedener anderer Göttinnen zuſammen. Jedenfalls iſt ſie als Erdgöttin aufzufaſſen, während ſie als Beherrſcherin der Verſtorbenen dieſes Amt mit anderen Göttinnen teilte. Die Germanen kannten natürlich keine Hölle im Sinne chriſtlicher Auffaſſung; es darf daher die Unterwelt Hels nicht als ein Feuerort des Schreckens aufgefaßt werden. Sie hält die zu ihr kommenden Seelen wohl unerbittlich feſt, tötet jedoch nicht, ſtellt auch nicht den Menſchen nach. Letzteres tut eher die Ran, die Gemahlin des Meergottes, die die Ertrinkenden im Netze an ſich zieht oder raubt. Dieſe Ran iſt bereits ein Nebenbild der Hel, denn die Unterwelt kann auch in die Tiefen des Meeres verſetzt gedacht werden. Als Mutter Erde, ſo erzählt Tacitus, haben ſueviſche Völker eine Göttin Nerthus verehrt, deren heiliger Hain auf einer Inſel des Weltmeeres lag. Dort wurde ihr Wagen bewahrt, verhüllt mit einem Gewande, das nur der Prieſter berühren durfte. Von Zeit zu Zeit beſuchte die Göttin ihr Heiligtum und gab ihre Anweſenheit dem Prieſter zu erkennen, der nun den Wagen mit zwei Kühen beſpannte und ehrerbietig die im Lande umherziehende Göttin begleitete. Überall wo ſie einkehrte herrſchte Freude, alles ſchmückte ſich feſtlich, jeder Krieg ruhte, alle Waffen, jedes Eiſengerät wurde verſchloſſen; Friede und Ruhe kehrten ſolange ein, bis der Prieſter die Göttin in ihr Heiligtum zurückgebracht hatte. Wagen und Gewand, ſogar die Göttin ſelbſt, jedenfalls iſt ihr Bildnis gemeint, wurden in einem geheimen See gebadet, die Knechte jedoch, die dabei Hand geleiſtet hatten, verſchlang der See, mit anderen Worten, ſie wurden getötet. — Noch heute wird auf der Inſel Rügen, unweit Stubbenkammer, der Herthaſee gezeigt, denn genau dasſelbe berichtet die Sage von der Hertha, deren Kult mit dem der Nerthus und die ſelbſt mit dieſer identiſch iſt. — Dieſe Fahrt, durch die ſie Frieden und namentlich Fruchtbarkeit bringen ſollte, kennzeichnet ſie als Mutter Erde, die mit der unterirdiſchen Hel in Verbindung ſteht. Die Göttin Frenja teilte ſich mit der Hel in die Herrſchaft der Verſtorbenen. Erſterer wurden alle die Seelen von denen

zugeführt, die in der Schlacht gefallen waren. Freyja gilt in der neueren Zeit als Göttin der schönen Jahreszeit und der Liebe, im reinen wie unreinen Sinne; aus dem Umstande jedoch, daß sie von Odin zu jedem Kampfe ausgesandt wird und die Hälfte der Gefallenen ihr gehören, die andere Hälfte Odin, sie die gefallenen Opfer in Odins Halle empfängt und ihnen das Trinkhorn reicht, ist zu ersehen, daß sie ursprünglich als Odins Gemahlin gedacht war. Empfang und Bewirtung gebührte nach deutscher Sitte nur der Hausfrau, nur als Gemahlin des Schlachtengottes kann sie zum Kampfe ausfahren, nicht in der Eigenschaft einer Liebesgöttin. Woher käme auch sonst die Teilung der Gefallenen? Sie ist eine Verjüngung der Hel und trat die Rechte der Gemahlin der Frigg ab, die nunmehr als Gattin des obersten Gottes erscheint. Eine ähnliche Wandlung hat übrigens auch Odin in der Gestalt des Wuotan-Odhr durchgemacht. Von der religiösen Prostitution zum Dienste der Freyja oder von einem Kult, bei dem sexuelle Exzesse begangen worden wären, berichtet keine Quelle. So etwas war nicht germanisch.

In dem Mythensystem der Edda tritt Freyja nicht mehr als Odins Gemahlin auf, ihr jungfräulicher Stand wird vorausgesetzt. Es ist schon angedeutet, daß der germanische Mythus durchaus nicht das sexuelle Moment ausschließt, und Loki der Freyja Unkeuschheit vorwarf bei Erwerbung ihres Halsbandes Brisingamen. Es sollten vier Zwerge dasselbe geschmiedet und der Freyja für den Genuß ihrer Gunst geschenkt haben. Diese Geschichte ist in anderer Form jedoch auch auf Frigg übertragen worden, woraus wiederum das früher Identische beider Gestalten bewiesen wird. Frigg empfand, daß sie nicht kostbar genug gekleidet sei, und entwendete von der goldenen Bildsäule ihres Gemahles Gold. Der Diebstahl kam heraus, und Odin ließ die Goldschmiede, die behülflich gewesen waren, hängen. Das Bild setzte er auf ein Gestell und gab ihm die Sprache, damit es die Räuber selbst anklagen könne. Darüber ärgerte sich Frigg und gab sich einem Diener hin, der als Gegenleistung das Bild zerstören mußte. Das Gold verwandte sie alsdann für sich zum Schmuck. Odin ging, über diese Tat verdrossen, in freiwillige Verbannung. Beide Lesarten beweisen, daß die Germanen ihren Göttern Dinge andichteten, — die sie jedenfalls unter Umständen selbst unternommen hätten. Zweifellos ist aber die sexuelle Hingabe der

Frigg zum Lohne für den Beistand eines untergeordneten Subjekts eine viel spätere Ausarbeitung der Mythe.

Freyja gewährte den Verstorbenen Aufnahme, ihre Himmelswohnung hieß Folkwang, ihr Saal Sefsrumnir, der Sitzgeräumige. Ihr untergeordnet waren die Walküren, die bekanntlich die Gefallenen zu Odin nach Walhall führten oder zur Freyja. Die Walküren sind geradezu als Vervielfältigungen der Freyja aufzufassen, daher ist sie auch das Haupt derselben. Die Walküren sind die Schenkmädchen Odins, sie bedienen in Walhall, verwahren das Tischzeug und die Schalen und sind die Vollstreckerinnen von Odins Willen, (manchmal jedoch wissen sie auch seinem Willen entgegenzuhandeln), sie verrichten also alles das, was auch der Freyja selbst obliegt, und nach ältester Mythe nur dieser allein.

In den Walküren kommt namentlich der deutsche Heldengeist zur Anschauung, sie trachten und sehnen sich nach Kampf, um in der Schlacht das Schicksal zu entscheiden. Man zählt 6 oder auch 13 Walküren, im letzteren Falle ist jedoch Freyja als das Oberhaupt mit 12 Walküren, die ihr untertan sind, zu berücksichtigen. Eine Walküre hat den sonderbar klingenden Namen Mist. Dieser ist identisch mit dem englischen Worte mist = Nebel. Mist bedeutet hier Wolke, denn auf Wolkenrossen schweben die Walküren herbei, Tau träufelt von den Mähnen ihrer Rosse in tiefe Täler, Hagel auf hohe Bäume. Die Walküren erscheinen auch als Schwanenjungfrauen. Sie legen dann Schwanenhemden an, wenn sie durch Luft und Wasser reiten; vielfache Märchen haben diese Eigenart als Inhalt, sie erzählen uns, wie das Abhandenkommen dieser Hemden sie in die Gewalt der Sterblichen bringt. Brynhild wird z. B. von Agnar gefangen, der sie und acht Schwestern das Schwanenhemd unter die Eichen tragen ließ und dadurch zwingt, ihm den Sieg zu erteilen, was den Zorn Odins, der andere Absichten hatte, erregt. Brynhild und Hilde werden als die berühmtesten Walküren hervorgehoben, in allen Verzeichnissen erscheint Hilde, deren Name gleichbedeutend mit Kampf erwecken gebraucht wird; aber auch Hilde entspringt den Begriffen der Freyja, was durch den Umstand, daß sie ihr Halsband als Vergleich anbietet, klar wird.

Eine weitere Abart der Hel und Freyja ist Gefion, eine Göttin, die nur die Seelen der Unvermählten aufnimmt. Sie ist selbst un-

vermählt, jedoch ist ihre Jungfräulichkeit ebenso zweifelhaft, wie die der Freyja. Ihr wird die Entstehung von Seeland zugeschrieben, welche Insel sie einst in das Meer hineingepflügt hat, indem ihr Pflug es vom Festlande losriß.

In Deutschland wurde die verborgene Erdgöttin noch unter dem Namen Isis verehrt. Damit ist natürlich nicht die ägyptische Göttin gemeint. Der Name Isis steht im Zusammenhang mit Eise. Eise (Ise) ist eine Göttin der Schiffahrt. Der Name Isenstein, Brunhildens Burg, klingt an diesen Namen an. Im Münster von Aachen, berichtet Simrock, befindet sich noch heute in der Kanzel eingelassen ihr uraltes Bild, dort war die Stätte ihrer einstigen Verehrung. Der Isis war ein Schiffwagen geweiht, also ein Schiff auf Rädern. Aus diesem Schiffswagen, (carrus navalis) ist unser Karneval entsprungen, nicht aus carne vale, Fleisch lebe wohl. Dieses Schiff fuhr von Aachen aus über Land und Berg noch um das Jahr 1133 als Nachklang des Heidentums. Infolgedessen eiferte auch die Geistlichkeit gegen solch abgöttisches Treiben, das aber die Obrigkeit schützte, jedenfalls als alten Brauch. Hierbei kamen allerhand Vermummungen vor, die seitdem für unseren Fasching charakteristisch blieben. Die Verehrung dieser deutschen Isis fiel mit der Wiedereröffnung der Schiffahrt zusammen, die die Römer am 5. März feierten, also der Karnevalszeit, die mit Aschermittwoch endet.

Daß die Germanen das weibliche Prinzip wenigstens in der Theorie hochachteten, geht auch aus den Monatsnamen hervor, die teilweise Monatsgöttinnen gewidmet waren. Der Februar hieß Spörkel nach der nur wenig bekannten Göttin Spurke so benannt, am Rhein heißt es daher noch jetzt, wenn es heftig regnet „Spörkels Kathrin" schüttele ihre 99 Röcke, in Westfalen wird Ähnliches von Spörkels Elsken gesagt. Im hohen Norden wurde der Februar nach Gôi, der Tochter des Monatsgottes Thorri, der die Mitte des Winters beherrschte, bezeichnet. Unser Ostern ist bekanntlich von der Göttin Ostara abzuleiten, die eine Göttin des aufsteigenden Lichtes, der Frühlingsmorgenröte war. Der April hieß Ostarmânoth. Da nun Ostern in diese Zeit fällt, blieb der Name in Ostern erhalten. Die vielfachen noch bestehenden Ostergebräuche und Osterspiele sind nichts anderes als Überbleibsel aus dem Kult jener

germaniſchen Göttin Oſtara, die bei Einführung des Chriſtentums geduldet werden mußten, um das Volk willfährig zu erhalten.

Von vielen früher als Göttinnen verehrten Weſen finden wir heute nur noch in den Sagen und Märchen, die aus uralter Zeit ſtammen, eine Kunde, nähere Details ſind verloren gegangen. Aus dieſem Grunde iſt es für den, der deutſche Mythologie ſtudieren will, unerläßlich, ſich gründlich in den germaniſchen Sagen umzuſehen, die namentlich durch die Gebrüder Grimm geſammelt wurden und durchaus nicht als nur phantaſtiſche Geſchichten angeſehen werden dürfen, die eine Dichterlaune entſtehen ließ.

Wie die bereits erwähnten Schwanenjungfrauen die Walküren ſind, ſo iſt Frau Holle die Göttin Hel. Holda oder Hulda, entſprechend dem nordiſchen Hulla, Huldra, ſcheint der Name Hel zu Grunde zu liegen. Es wurde jedoch die Göttin Hel als ein doppeltes Weſen, freundlich und unfreundlich, ſchön und häßlich, weiß und ſchwarz angeſehen, und je nachdem, was ſie bezweckt, erſcheint ſie in verſchiedener Geſtalt. Dieſe Zweiteilung zeigt ſich in den Namen Holda und Berchta, letztere iſt die leuchtende, glänzende Göttin, die in älteren Sagen ſtets als Bertha vorkommt. Auch die weiße Frau der Fürſtenſchlöſſer heißt nur Bertha, ebenſo wie in vielen Märchen eine Bertha (Bertha die Spinnerin; die weiße und ſchwarze Braut u. a.) genannt wird. In dem Namen Hildabertha, der in fränkiſchen und ſchwäbiſchen Gegenden gebräuchlich iſt, findet ſich die Vereinigung der beiden Eigenſchaften.

Die Beziehungen, die untereinander zwiſchen allen dieſen Namen wie Nerthus, Frenja, Holda, Berchta beſtehen und das Ineinanderfließen der Bedeutung dieſer Göttinnen nachweiſen, zeigen aber auch, daß die Religionserklärer der alten Germanen, das ſind ihre Prieſter, ſehr wohl darauf bedacht waren, die Charaktereigentümlichkeiten des Weibes dem Volke vorzuführen, ſie als zu verehrende und auch als zu fürchtende hinzuſtellen. Zu den mächtigen Göttinnen konnte jedoch das Weib ſtets ſeine Zuflucht nehmen, und der Glaube an die Macht, Güte und auch den Zorn der angerufenen Göttin mußte auch im Manne das Gefühl hervorrufen, daß die ihm immerhin untergebenen weiblichen Weſen, mächtige unſichtbare Schützerinnen beſäßen, gegen die all ſein Heldenmut nichts ausrichten könne. Dieſer Glaube hat dem Weibe auch bei den Ger-

manen die beſſere Stellung gegeben, als dasſelbe bei anderen Völkern beſaß, ihm hatte die Frau es zu danken, daß ihr namentlich die Ehre der Hausfrau unangetaſtet verblieb, eine Ehre, die bis heutigen Tages noch dem Deutſchen im Blute liegt. Die deutſche Hausfrau iſt eine Geſtalt aus uralter Vorzeit, verſchwände einſt dieſer Begriff in allen ſeinen Tugenden, ſo bräche damit eine weſentliche Stütze deſſen, was als deutſches Weſen, deutſche Art, dem Volke Germaniens ſeine charakteriſtiſche Stellung verſchafft hat.

Dem Glauben an die Göttinnen, die Beſchützerinnen des Weibes waren, auch die Sklavinnen beſchirmten und das Geſchlechtsleben des Weibes überwachten, iſt es wohl zuzuſchreiben, daß den Weibern im alten Deutſchland ab und zu eine göttliche Eigenſchaft nachgerühmt wurde. Manche Frau galt als Prophetin und Seherin und war ebenſo gefürchtet wie geehrt. Auch Prieſterinnen gab es, die wohl dartun, daß das Weib in der Religion wenigſtens teilweiſe doch eine höhere Stufe einnahm, als ſie ſonſt der Frau zugeſtanden wurde. Es iſt wohl anzunehmen, daß die Seherinnen und Wahrſagerinnen wirklich eine beſondere Begabung und eine hochgradige Exaltation zeigten, die man heute vielleicht als Hyſterie oder religiöſen Wahnſinn bezeichnen würde, die aber zweifellos von den Alten als das Walten guter oder böſer Geiſter gedeutet wurde.

Altmexikaniſche Gottheiten.

Daß die „Neue Welt" in Wirklichkeit eine recht alte Welt iſt, die ſchon in nebelgrauer Vorzeit eine intereſſante Entwicklung, eine hochentwickelte Kultur beſeſſen hat, das beweiſt die Geſchichte des alten mexikaniſchen Reichs. In Europa erlangte man erſt recht ſpät davon Kenntnis, daß auch jenſeits des gewaltigen Meeres, das die Weſtküſte Europas beſpülte, noch ein großes, mächtiges Land zu erreichen ſei. Man hatte immer geglaubt, daß die unendliche Waſſerwüſte der Weg ins Verderben ſei, und ſelbſt die Schiffsmannſchaft des Kolumbus revoltierte, weil ſie glaubte, daß ihr Führer, der nichts ſei als ein gottvergeſſener Abenteurer, ſie dem ſicheren Untergang entgegenführe. Das iſt wahrlich ein mehr als hinreichender Beweis dafür, daß europäiſche und amerikaniſche Völker ſich in ihren

Anſchauungen in geſchichtlicher Zeit nicht gegenſeitig beeinflußt haben konnten. Und doch hat es bei den Mexikanern einen religiöſen Glauben gegeben, der von dem des europäiſchen und aſiatiſchen Altertums in den Grundideen faſt garnicht und im Kultus nicht allzuweit abwich. Der Glaube an übernatürliche Weſen, Gottheiten, die in der Menſchen Schickſale eingreifen, die helfen, beſchützen oder auch ſchaden und vernichten können, und deren Neigung man durch Geſchenke oder Opfer erwerben und erhalten, deren Zorn man durch die gleichen Mittel abwenden müſſe, beſtand in Altmexiko genau ſo wie überall in der alten Welt. Es hat alſo das inſtinktive religiöſe Empfinden in der neuen Welt zu den gleichen Schlüſſen, zu dem gleichen Dogma — wenn man es ſo nennen darf — geführt, und das iſt eine intereſſante Tatſache von enormer Bedeutung für die vergleichende Religionswiſſenſchaft. Es iſt deshalb bedauerlich, daß wir über die religiöſe Lehre nicht noch genauer informiert ſind, daß die Kosmogonie fehlt, und daß auch bei weitem die meiſten Gottheiten Altmexikos uns nicht einmal dem Namen nach bekannt ſind. Das große Intereſſe für die vergleichende Religionswiſſenſchaft liegt aber nicht bloß deshalb vor, weil feſtſteht, daß hier von einer gegenſeitigen Beeinfluſſung der Kulte der alten und der neuen Welt ſchlechterdings nicht die Rede ſein kann, weil die alte Welt von der Exiſtenz Mexikos keine Ahnung hatte, und weil umgekehrt natürlich auch Mexiko von der alten Welt und ihren religiöſen Anſchauungen noch nicht die geringſte Kenntnis beſaß, ſondern auch deshalb, weil in der alten und ſo wundervoll entwickelten Kultur Mexikos ſo viele uns befremdende Erſcheinungen vorliegen, die nur durch den religiöſen Glauben erklärt werden können. Wenn zwiſchen Mexiko und Europa und Aſien in der religiöſen Lehre viele Übereinſtimmungen nachzuweiſen ſind, ſo iſt damit der klarſte und unwiderleglichſte Beweis erbracht, daß lediglich das inſtinktive religiöſe Empfinden die Quelle aller Religionen bildet, und daß dieſes religiöſe Empfinden konſequent und unbeeinflußt von den Lehren anderer Völker ſich doch überall zu einem ganz ähnlichen Glauben und Kult ausbildete.

Das trifft in der Tat, wie ſchon das verhältnismäßig Wenige, das wir über Alt-Mexiko wiſſen, zeigt, vollkommen zu. Es gab in Mexiko ca. 2000 Gottheiten, alſo an Zahl viel mehr als bei den meiſten uns bekannten Religionen. Ich bin aber der Anſicht, daß man

dieſe Zahl auch für Mexiko ganz erheblich reduzieren muß, weil jedenfalls eine große Menge von Namen nur irrtümlich als Namen von Gottheiten aufgefaßt worden ſind. In Wirklichkeit gab es, ganz ähnlich wie in der griechiſchen Religion, nur 12 oder 15 Hauptgottheiten, deren Namen wir nicht einmal alle kennen. Ein großes Heer angeblicher Götter dürfte wohl, genau nach dem Beiſpiel der Religionen in der alten Welt, aus Dämonen und ähnlichen Weſenheiten beſtanden haben, wie auch im alten Rom ungeheure Mengen von Laren, Hausgöttern, Feldgeiſtern, Nymphen uſw. angenommen wurden.

Wenn uns ſo vieles von dem alten Glauben der Mexikaner unbekannt geblieben iſt, ſo müſſen wir dieſen Fehler in erſter Linie den Männern aufs Konto ſetzen, die eigentlich berufen geweſen wären, uns über die hochintereſſante Kultur des dortigen Volkes genaue Kunde zu geben, die aber ſtatt deſſen wie die Vandalen hauſten und die ſchönſten und wertvollſten Denkmäler einer uralten Kunſt in blindem Fanatismus vernichteten, wie ſie das hochintelligente Volk geradezu ausrotteten. Die ſpaniſchen Eroberer waren wirklich hocherſtaunt über die ganz unerwartete Großartigkeit der Bauwerke und die vollendete Entwicklung der Kunſt. Selbſt die Ordnung, die ſich überall im Staatsweſen, im Verkehr und in der Verwaltung offenbarte, imponierte den Spaniern nicht wenig. Wahrlich Gründe genug, das Volk und ſeine Geſchichte, ſeine Sitten und Bräuche etwas eingehender zu ſtudieren und die Werke der Kunſt zu ſchonen. Dem ſtand aber einmal die unerſättliche Gewinnſucht und Herrſchſucht der Spanier und andererſeits der religiöſe Fanatismus gegenüber, der in der Religionsausübung nur den blutigen Götzendienſt ſah und ſich empörte, daß es eine andere als die chriſtliche Religion geben ſolle. Über blutige Grauſamkeit der Mexikaner hätten ſich nun freilich die Spanier nicht zu entrüſten brauchen, denn ihre eigene war noch viel brutaler, viel abſcheulicher und viel verwerflicher, ſchon deshalb, weil ſie aus den niedrigſten Motiven hervorging und gegen ein wehrloſes Volk gerichtet war. Und das Chriſtentum, das die Spanier anwendeten, war ſicherlich nicht beſſer als der blutige Götzendienſt der Einwohner. Was wir von den Spaniern über die mexikaniſchen Götter erfahren haben, iſt mit großer Vorſicht aufzunehmen. Teufelsanbetung war nach der Anſicht dieſer ſonderbaren Chriſten die ganze Religion der

Mexikaner, und deshalb hielt es der fromme Eifer für notwendig, die herrlichen bildergeschmückten Tempel zu verwüsten und die prachtvollen Bauwerke zu zerstören. Viel ist von allen den überreichen Kunstschätzen nicht übrig geblieben. Manches haben die Mexikaner rechtzeitig in Sicherheit gebracht und vergraben, ehe es die Bluthunde, die so viel auf ihre christliche Religion der Nächstenliebe hielten, zu Gesicht bekommen hatten. So sind zahlreiche sehr wichtige Kultgegenstände erhalten geblieben und später wieder ausgegraben worden. Es waren aber nicht etwa nur kleine Bildwerke, wie man sie in aller Eile noch beim Nahen des Feindes verbergen kann, sondern das intelligente und technisch geschulte Volk schreckte auch nicht davor zurück, die gewaltigsten Steinkolosse vom Sockel zu heben und sie der verschwiegenen Erde anzuvertrauen. Auf dem großen Platze der alten Stadt Mexiko, der Plaza mayor, hat man neben einer ganzen Menge religiöser Reliquien auch die Kolossalstatue der Erdgöttin gefunden. Da das Eingraben einer so mächtigen Figur große Schwierigkeiten machen mußte, kann man wohl annehmen, daß den Mexikanern gerade diese Gottheit von hohem Werte war.

Wir finden im alten Mexiko genau so Ressortgottheiten wie überall und können auch zum Teile deren Kult nachweisen bis zu den Menschenopfern, die sogar in Mexiko viel zahlreicher dargebracht wurden als irgendwo anders. Man hatte im alten Mexiko auch Göttinnen der Liebe, der Fruchtbarkeit, der Feldfrüchte usw. So gab es u. a. auch eine Maisgöttin, die uns noch heute im Bilde erhalten ist. Auch von einer besonderen Göttin der Unzucht wird berichtet. Wenigstens wird sie von christlichen Forschern so genannt; aber gerade deshalb ist diese Angabe mit großer Vorsicht aufzufassen, weil die christlichen Forscher in Wirklichkeit nicht als Forscher, sondern vielmehr als Glaubenseiferer anzusehen sind. Sie würden sicherlich auch die Göttinnen Aphrodite, Venus, Astarte, Kybele und wie sie sonst alle heißen, ohne weiteres als Göttinnen der Unzucht bezeichnet haben, was doch in dieser positiven Verallgemeinerung völlig falsch ist. Faktisch haben auch christliche Eiferer die Liebesgöttinnen der alten Welt oft genug bloß als Göttinnen der Unzucht aufgefaßt und damit bewiesen, daß sie von dem Kult der Alten herzlich wenig verstanden. Man ist also durchaus zu der Annahme berechtigt, daß die angeblichen Göttinnen der Unzucht in Wirklichkeit nichts weiter waren als ins Mexikanische

überſetzte Aphroditen. Ob der Kult dieſelben Ausſchweifungen enthielt, iſt ſchwer feſtzuſtellen, aber nicht unwahrſcheinlich.

Eſſen, Trinken, Schlafen, Gehen, Sitzen, Liegen das hatten alles beſondere Gottheiten zu regeln und zu überwachen. Natürlich waren für die weſentlichſte und wichtigſte Seite des menſchlichen Daſeins, für das Liebesleben, erſt recht Gottheiten tätig. Zunächſt waren dies Hauptgottheiten, aber es gab auch eine große Menge untergeordneter Gottheiten, die in das Liebesleben der einzelnen Menſchen eingriffen, Verbindungen herſtellten und ſelbſt Intriguen anzettelten oder angezettelte Intriguen unterſtützten. Daß in Mexiko eine ſehr rege Entfaltung des Liebeslebens beſtand, iſt erwieſen. Es gab ſogar eine weitverzweigte Proſtitution, und es erſcheint durchaus plauſibel, daß es auch im alten Mexiko eine rituelle Proſtitution gegeben hat, aus der wahrſcheinlich erſt die profane und private entſtanden iſt, wie dies in der alten Welt, wenigſtens im Orient, ſehr häufig der Fall war. Gegen dieſe Annahme könnte allerdings vielleicht wieder ein anderer Umſtand ſprechen.

Im Orient war die Proſtitution meiſt kein ſchändendes Gewerbe, weil man die Hingabe des Leibes als eine heilige Gottesdienſtverrichtung kennen und ſchätzen gelernt hatte. Im alten Mexiko ſoll aber nach den hierüber vorliegenden Berichten die Proſtitution als ein verächtlicher Erwerb angeſehen worden ſein. Man muß freilich bedenken, daß die erſten Berichte über Mexiko und ſeine Einwohner von glaubenseifrigen Chriſten herſtammen, und daß dieſe durchaus nicht als abſolut ſichere und unparteiiſche Beobachter in Betracht kommen können, weil ſie lediglich von ihrem dogmatiſchen Standpunkte aus urteilten, und der Blick durch die dogmatiſche Brille keineswegs klare und ungefärbte Bilder liefert. Es iſt deshalb auch mit einiger Vorſicht alles das zu behandeln, was aus jener Quelle fließt. Man wird alſo auch nicht ohne weiteres feſtſtellen können, daß die Verachtung der Proſtituierten wirklich gar ſo groß und allgemein geweſen ſei. Wenn dies aber auch zu einer Zeit der Fall war, als die Spanier in Mexiko eindrangen, ſo folgt daraus noch nicht, daß dieſe Anſchauung auch in früherer Zeit geherrſcht haben müſſe. Es kann ſehr wohl ein Gewerbe dadurch das Anſehen, das es zunächſt für ſich hatte, verlieren, daß es zu allgemein geübt wird, und die Vertreterinnen ſich durch allzuweit gehende Aufdringlichkeit ſowie gemeines Betragen

mißliebig machen. Das ist eine Möglichkeit, die gerade bei der Prostitution in sehr hohem Grade vorliegt. Es hat in Mexiko zu viele Gottheiten der Geburt und der Liebe gegeben, als daß man auf eine ursprüngliche Ansicht, nach der jeder außereheliche Geschlechtsverkehr als schändend betrachtet worden wäre, und deshalb auch auf eine positive Verachtung der Prostitution schließen dürfte. Nach allem, was man über die altmexikanische Religion weiß, darf man behaupten, daß es sogar besondere Gottheiten der Prostitution gegeben hat. Wenn ich auch nicht für erwiesen halte, daß diese Gottheiten mit einem auf dieses Ressort unwiderleglichen Namen bezeichnet wurden, so sind doch auch die Göttinnen der Liebe im Altertum nichts gewesen als Göttinnen des Liebesverkehrs, nicht aber nur Göttinnen der rite geschlossenen Ehe.

Tlaloc soll der älteste Gott Mexikos gewesen sein. Er war der Regengott, dem man auf der Höhe des Berges und am Gestade der See Kinder opferte, um ihn für das ganze Jahr günstig zu stimmen. Er war der Gott der Fruchtbarkeit in Flur und Feld, und auch das alte Mexiko hat dieses göttliche Ressort der Fruchtbarkeit niemals allein auf die vegetabilische beschränkt, es vielmehr auch auf die menschliche übertragen. Tlaloc war als Regengott aber auch der Gott des Wassers, und das Wasser hat die allgemeine Bedeutung der Fruchtbarkeit in der Mythologie. Es könnte allerdings hiergegen eingewendet werden, daß dies nur für die Völker der alten Welt zutreffe, man aber durchaus nicht wisse, ob die mexikanische Religion eine gleiche Auffassung gehegt habe. Dieser Einwand ist ganz hinfällig, weil feststeht, daß die Göttin Chalchiuhtlicue oder Chalchiulicueye die wichtigste Göttin der Geburt und gleichzeitig auch eine Göttin der Quellen und Bäche, des fließenden bewegten Wassers war. Dadurch ist der Zusammenhang beider Begriffe auch für die mexikanische Religion nachgewiesen.

Nun gab es noch eine aztekische Geburtsgöttin, die auf den schönen Namen Anchopechtli hörte. Pater Solagne berichtet über diese Geburtsgöttin ausführlich und führt aus, daß ihr die Schildkröte geweiht gewesen sei. Die Schildkröte hat auch bei anderen Völkern die sexuelle Bedeutung der Fruchtbarkeit. Es fällt auf, daß sie auch in Mexiko, völlig unbeeinflußt von anderen Völkern, als dasselbe Symbol galt; man darf wohl sagen, hierin kann ein Beweis dafür

gefunden werden, daß überall für den Kult ganz ähnliche Ideen völlig selbständig entstanden sind.

Im alten Mexiko sind die Götter und Gottheiten bei weitem nicht so menschlich gedacht worden wie im Orient und im alten Griechenland und Rom. Man hatte sich deshalb eine Art Mittelsperson zwischen Göttern und Menschen geschaffen, eine Idee, die übrigens wiederum die Entwicklung des religiösen Bedürfnisses als fast instinktiv, weil überall nachweisbar, erkennen läßt. Es war der Gott Quetzalcoatl, ein Gott des Windes, dem allein Menschennatur nachgesagt wurde, und der deshalb ein berufener Vermittler zwischen den Irdischen und den Himmlischen sein sollte. Der Gedanke läßt sich gut konstruieren: Der Windgott hatte den Regengottheiten die Wege zu fegen; der Wind führt ja die regenspendenden Wolken heran. Da aber die Regengötter vor allen Dingen Götter der Fruchtbarkeit waren und diese sich auch auf das Sexualleben erstreckte, darf Quetzalcoatl wohl auch für das Liebesleben eine Bedeutung gehabt haben. Man wird seine Vermittlerdienste jedenfalls auch dann angerufen haben, wenn man der Götter Beistand für Liebesabenteuer wünschte.

Mochte man sich aber die Götter selbst nicht mit Menschennatur denken, so hat man sie doch in Götter und Göttinnen geschieden. Die Göttinnen waren ausnahmslos für die fruchttragende und gebärende Naturkraft da, d. h. sie verkörperten das weibliche Prinzip und sind deshalb zweifellos Beschützerinnen des Sexuallebens. Ciuacoatl ist die ins Mexikanische übertragene Göttin Isis, Astarte, Kybele usw., und hat eine doppelte Bedeutung, denn sie ist das Gebärende und auch der Tod, wie in der Isis-Mythe diese die Zeit der brünstigen Liebe zu Osiris und die der hinsterbenden Trauer über den Tod des Geliebten durchkostete. Es ist leider nicht festzustellen, ob auch Ciuacoatl einen Geliebten hatte.

Die interessanteste Göttin ist zweifellos Tlacoltcotl gewesen. Sie stellte das Weib in seinen starken Leidenschaften dar, wenn man so sagen darf, das Dämonische im Weibe, alle seine Verführungskünste und die Macht des Weibes, zu großen Taten, aber auch zu Sünde und Verbrechen zu verführen. Schon daß man eine solche Göttin sich vorstellte, zeigt mehr als deutlich, wie gut in Mexiko das Weib studiert war, und welchen Einfluß es auf den Mann übte. Die schon erwähnte

Tafel LIV.

Bacchusfest (Kupferstich-Kabinett Berlin).

Tafel LV.

Faun und Bacchantin (antik)
(Neapel Nat.-Mus.).

Maisgöttin, die Cinteotl oder Chiconucoatl hieß, erinnert an die römische Ceres, die ja auch eine Göttin der schaffenden Natur war, besonders aber von den Frauen verehrt wurde, weil sie ebenfalls auf das Sexualleben Einfluß hatte. In Mexiko gab es noch einige andere Göttinnen wichtiger Nahrungspflanzen.

Auch an Ehen zwischen Gottheiten glaubte man in Mexiko, und es gab solche Götterehen, die für das Ehe- und Liebesleben der Menschen von großer Bedeutung waren, wohl aber erst in der späteren Entwicklung entstanden sind.

Nach Saler war die Göttin Omeciuatl die Gattin des Gottes Ometecutli, der als Gott der Zeugung jedenfalls eine ähnliche Bedeutung wie Dionysos oder Priapus hatte. Ometecutli war aber nicht Halbgott, sondern er gehörte zu den Hauptgöttern und wohnte im zwölften Himmel, der als oberster galt. Seine Gattin, die Omeciuatl, spielte die Rolle, die man bei uns dem Klapperstorch auf den Leib gedichtet hat, sie brachte aus dem obersten Himmel die Kinder auf die Erde oder schickte sie durch niedere Geister. Im alten Mexiko glaubte man nämlich, daß es zwölf Himmel gäbe, die sich je nach dem Range der Götter abstuften, so daß im ersten Himmel Götter zwölften Ranges, im zwölften Himmel aber die obersten Gottheiten wohnten. Ometecutli als Gott der Zeugung wohnte im vornehmsten Himmel; das beweist, daß sein Ressort als das wichtigste und bedeutendste galt. Das ist aber für sich auch wieder ein Beweis dafür, erstens daß die Mexikaner bei dem Ausbau ihrer Religion sehr sorgfältig erwogen haben, was der Menschheit am meisten frommte, nämlich die Erhaltung und Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts, und zweitens daß auch das unter dem Schutze des hohen Gottes stehende Sexualleben als ein außerordentlich wertvoller Faktor jedenfalls in der Anschauung der Urreligion weder etwas Bedenkliches noch gar etwas Schändendes gehabt haben kann. Man darf deshalb wohl annehmen, daß auch im alten Mexiko der Kult des Gottes Ometecutli ganz ähnlich beschaffen gewesen sein wird wie der der Liebesgöttinnen in der alten Welt. Es ist bedauerlich, daß gerade über diese Religion die Quellen des Wissens gar so spärlich sprudeln. Wir würden sonst für die vergleichende Religionswissenschaft ein unerschöpfliches Gebiet gewonnen haben. Und doch dürfen wir auch mit dem, was wir genau wissen, schon spekulieren; die große Gleich-

heit des Kults ergibt sich ohne weiteres und wird noch besonders durch die Menschenopfer illustriert, die ich noch an anderer Stelle eingehender besprechen werde.

Es darf bei der Erforschung der Religion im alten Mexiko die profane Geschichte dieses Landes nicht außer Betracht gelassen werden, denn schon diese zeigt, daß sicherlich mehrere Umwandlungen in Sitten und Anschauungen sich im Laufe der Jahrhunderte schon aus rein politischen Gründen vollzogen haben müssen. Als ältestes eingewandertes Volk gelten die Tolteken, die dort eine ziemlich entwickelte Kultur angetroffen haben müssen und, was bei allen Völkern des Altertums untrennbar damit verknüpft ist, auch eine entwickelte Religion. Die Ureinwohner haben schon prächtige Bauten aufgeführt und offenbar ein vorgeschrittenes Gewerbe, besonders durch Bearbeitung von Metallen, betrieben. Die Tolteken bildeten diese Kunst sehr aus. Auch eine vollständige Hieroglyphenschrift war vorhanden, ebenso eine äußerst komplizierte Zeiteinteilung, die dann von den Azteken übernommen wurde. Anahuac, das sie bewohnten, ging aber im 12. Jahrhundert durch unglückliche Kriege, zu denen sich Hungersnot und Pestepidemien gesellten, völlig zu Grunde und blieb verödet, bis ein rohes und fast unkultiviertes Volk, das nur Jagd und Krieg als Zerstreuungen kannte, sich in dem Landstrich niederließ. Es waren die Chielmeken. Weitere sieben Völker wanderten ein und vereinten sich mit den Chielmeken zu einem mächtigen Volke, das aber doch von den Tepaneken im 15. Jahrhundert vertrieben wurde, sich aber mit den alten Mexikanern und Azteken zu dem Volke vereinigte, das die Spanier bei ihren Eroberungszügen antrafen. Es versteht sich, daß durch alle diese Umwälzungen, durch diese Folge in der Herrschaft hochkultivierter und roher Völker sich Anschauungen, Religionen und Sitten außerordentlich stark abändern mußten. Jedenfalls war weder in der Religion noch in den Anschauungen viel von der Sittlichkeit zu merken, die die Spanier zwar als Christen theoretisch hochhielten, die sie aber praktisch absolut nicht befolgten. Im Gegenteil, die Spanier haben viel roher und viel unsittlicher gehaust als die Eingeborenen, über die sie sich in ihren alten Schriften so hoch zu stellen liebten.

Das Weib scheint zur Zeit der spanischen Invasionen eine nicht besonders hervorragende Rolle gespielt zu haben, weder im Kult,

noch im Privatleben. Wohl aber ſtanden die Göttinnen der Geburt und der Gott der Zeugung in hohem Anſehen. Für die damaligen Europäer galten dieſe Gottheiten natürlich als abſcheuliche Götzen, und der Dienſt der Götter wurde als Teufelsdienſt und Unſittlichkeit verrufen. Den Spaniern kam übrigens die religiöſe Verirrung der eingeborenen Völker ſehr gelegen, ſie gab ihnen den vollkommenſten Entſchuldigungsgrund für ihr rohes und grauſames Auftreten. Sie konnten ſich als Vertreter des chriſtlichen Glaubens aufſpielen und angeben, daß ſie den Teufelsdienſt ausrotten müßten, der namentlich in entſetzlichen Menſchenopfern beſtand. Zu Ehren des National- und Kriegsgottes Huitzolipochtli ſind tauſende von Kriegsgefangenen hingeſchlachtet worden, denen lebendigen Leibes bei der Opferung das Herz herausgeriſſen wurde. Die Azteken, zur Zeit der ſpaniſchen Invaſion die Herrſcher in Mexiko, blieben mit ihren Grenznachbaren abſichtlich im Kriegszuſtande, um für ihren religiöſen Kult die notwendigen Gefangenen als Schlachtopfer zu haben. Daß die Spanier dieſen unmenſchlichen Grauſamkeiten ein Ende bereiteten, iſt das einzige Verdienſt, das ihnen zugeſprochen werden kann.

Die Menge der Gottheiten, von denen oft nicht viel mehr als der Name zu unſerer Kenntnis gekommen iſt, ergibt ſich nicht allein daraus, daß Dämonen, Laren und Hausgötter mit benannt worden ſind, ſondern ſie erklärt ſich auch daraus, daß noch zur Zeit, als die Spanier in Mexiko landeten (1519 unter Cortez) nicht nur jeder Stamm ſeine beſonderen Gottheiten verehrte, ſondern auch faſt jeder Tag ſeine beſondere Gottheit beſaß. Der Kult war ſehr verſchieden, er konnte durch Geſänge und Tänze begangen werden, ebenſo wurde durch Faſten und ſogar durch Selbſtmartern den Göttern gedient. Blutopfer waren nicht ſelten; ſie beſtanden in freiwilliger Blutentziehung und waren beſonders den Gottheiten der Liebe geweiht. Man ſieht, daß dieſe Art Kult ebenſo inſtinktiv empfunden wird, wie das religiöſe Denken ſelbſt; es iſt die natürlichſte Art, die eigene demütige Unterwerfung zum Ausdruck zu bringen, denn es wird damit den Gottheiten gezeigt, daß der Dienende ſein eigenes Ich, ſeinen Willen, ſeine Gelüſte und ſelbſt ſeinen notwendigen Lebensbedarf aufgibt, um den Göttern zu dienen. Andererſeits gab es auch Opfer, die ſich als Geſchenke für die Götter darſtellten. Selbſt das Räucheropfer war den Mexikanern nicht fremd, und ſehr viel wird über Opferpapiere

berichtet, die wohl auch nichts anderes waren als wohlriechende Papiere, die beim Opfer verbrannt wurden. Das Seltſamſte waren ſtets die Menſchenopfer, die in ſo großem Umfange dargebracht wurden, wie dies nirgends ſonſt in der Welt wieder geſchah.

Man vermutet, daß dieſe teilweiſe den Geburtsgottheiten dargebracht wurden, die dadurch bewogen werden ſollten, neue Menſchenleben zu ſtiften, und den Kindern das Leben zu ſchenken, was den Göttern durch das der Erwachſenen geſpendet und verehrt wurde. Man hat in den alten Tempelruinen u. a. die ſteinerne Figur eines Jaguars gefunden, die prächtig ausgearbeitet war. Der Rücken dieſes Tieres war zu einer weiten Pfanne ausgehöhlt, die zweifellos zur Aufnahme des Blutes der Geopferten diente. Dieſes Blut hatte eine religiöſe Bedeutung, über die man ſich allerdings nicht völlig klar iſt.

Die Spanier haben ſich alle Mühe gegeben, die Spuren dieſer intereſſanten Kultur zu vernichten. Der erſte Biſchof von Mexiko hat ſogar über die Hieroglyphen den Bann ausgeſprochen, und ſeine Nachfolger haben dieſe Bannbulle vielfach wiederholt. Es läßt ſich denken, daß dieſer Fanatismus die Zerſtörung der würdigſten Kunſt- und Kulturdenkmäler zur Folge gehabt hat, und dennoch iſt es glücklicherweiſe, wie oben ſchon geſagt, nicht gelungen, alle dieſe Zeugen untergegangener Herrlichkeiten zu vernichten. Es ſind vielmehr bis auf unſere Zeit ſolche Hieroglyphenſchriften übermittelt worden. Sie ſind keine eigentlichen Schriftzeichen, ſondern nur eine Bilderſchrift, bei der aus der Zuſammenſtellung der Bilder ſich der Wortſinn ergeben muß. Nur eins haben die chriſtlichen Spanier ſorgfältig vor dem Untergang bewahrt, das waren die außerordentlich künſtleriſchen und wertvollen Goldgeräte, die geradezu unermeßliche Schätze und Reichtümer darſtellten. Hierbei waren ſie nicht der Anſicht, daß dieſe auch Teufelswerk ſeien, ſondern ſie nahmen, was zu bekommen war, und ſei es durch Mord und Brand. Dieſer Brauch beſteht ja auch heute noch in chriſtlichen Ländern, nur die Mittel zur Erlangung ſind gemildert, moraliſch ſtehen ſie auf gleicher Stufe.

Menſchenopfer.

Was hat das Hinſchlachten der Menſchen mit der Religion zu ſchaffen? Wer das fragt, der gibt damit eigentlich ſchon zu, daß er garnicht weiß, was Religion iſt, weil er, wie dies ſo viele Leute

tun, eine bestimmte Konfession und ihre dogmatischen Anschauungen mit Religion verwechselt. Die Zeiten, in denen als Ketzer galt, wer es wagte, zu behaupten, daß es außer dem durch irrende Menschen und durch Konzilbeschlüsse usw. fixierten Christentum auch noch andere Religionen gebe, die sollten für immer vorüber sein. Ich zitiere, was ein anerkannt hervorragender Theologe, D. Bernhard Duhm, in seinem Werke „Das Geheimnis der Religion" anführt: „Es ist das dämonische Element, das den Kern und das Leben der Religion bildet, das sie hervorbringt, neben dem alle Institute, alle Lehre, alle Ethik nur als Produkt auf die erzeugende Kraft zurückwirkt. Die Zweige, Blätter und Früchte gehören gewiß zum Baum, die Früchte bestimmen seinen Wert, die Blätter führen ihm die Nahrung zu, aber die erzeugende und gestaltende Kraft birgt doch der Kern, die geheimnisvolle Urzelle, und von hier strömt sie in das Geäder des letzten Blattes aus. Wer die Religion kennen lernen will, der muß dieses dämonische Element der Religion historisch und psychologisch zu ergründen suchen. Das Geheimnis der Religion lebt durch das Medium der Seherschaft. Den alten Religionen liegt der Gedanke durchaus fern, daß die Gottheit allen Menschen gleich nahe stehe; vielmehr sind es immer nur einige wenige Personen, mit denen die Gottheit direkt verkehrt und durch die sich die Religion von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt. Es sind, wie wir sagen würden, die Hellseher, die sensitiven Menschen. Für die übrigen Menschen tritt das Geheimnis nur ausnahmsweise und meist in mittelbarer, stark abgeschwächter Weise in ihr Leben ein, am häufigsten im Traum, daneben noch in Momenten der höchsten seelischen Spannung, in oder unmittelbar vor einer Gefahr, im Sterben, beim Weibe noch etwa in der Geburt. Im übrigen sind die nicht seherisch veranlagten Menschen darauf angewiesen, dem Seher zu glauben und höchstens noch die Realität eines geheimnisvollen Zusammenhangs mit der unsichtbaren Welt an einzelnen wunderbaren Leistungen, z. B. in erfüllten Weisagungen, zu prüfen. Das Geheimnis zieht weitere Kreise. Es umgibt zunächst die hervorragenden Seher mit dem Nimbus des Wunderbaren, erhebt sie in eine höhere Sphäre; der Mann Gottes, der „vor Gott steht", wird selber ein halbgöttliches Wesen. Ihn ernähren in der Hungersnot die Raben, er verschließt und öffnet den Himmel; wo er in ein Haus eintritt, da wird

das Mehl im Faß nicht alle und der Ölkrug nicht leer, da wird aber auch alte Schuld lebendig, die bis dahin die Gottheit übersehen hatte, und fordert und bringt das Verderben; entsetzt ruft der Mensch aus: was habe ich mit dir gemein — gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch. Von seinem Anhauch, seiner Hand, selbst seinem Kleide, ja nach seinem Tode von seinem Grabe strömen wunderbare Kräfte aus, mit oder ohne sein Wissen, sogar gegen seinen Willen. So hat die Religion jetzt Fleisch und Blut angenommen, verkörpert wandert das Geheimnis der übersinnlichen Sphäre in der sinnlichen Welt umher, getrennt zwar immer noch von dem gewöhnlichen Leben durch die Schranke, die zwischen dem Wundermanne und den übrigen, ihn bald suchenden, bald scheuenden Sterblichen aufgerichtet ist, aber doch für diese sichtbar und greifbar; sie sehen es mit ihren Augen und ihre Hände betasten es."

Ich möchte diese Worte als einen Wegweiser durch das geistige Labyrinth bezeichnen, das sich uns in der Geschichte der Religionen offenbart, und dessen dunkelstes Kapitel wohl die Menschenopfer sind. Es ist wirklich zutreffend, was Duhm sagt: „Wer die Religion kennen lernen will, der muß dieses dämonische Element der Religion historisch und psychologisch zu ergründen suchen." Duhm geht aber noch viel weiter; er spielt auf die Propheten des Alten Testaments an, übersieht dabei allerdings, daß diesen sich doch das Volk so unterordnete, daß es neben den Gottesmännern zusammenschrumpfte, das tut aber nichts, — im Prinzip treffen die Ausführungen doch den Kern, und ohne diese Tatsache wären Menschenopfer überhaupt nicht verständlich, mindestens schwerlich aus einem rein religiösen Gesichtswinkel.

Jedes Opfer lief schließlich nur darauf hinaus, der Gottheit die tiefe Unterwürfigkeit zu zeigen, in der man sich fühlte; das Opfer sollte die Götter versöhnen, wenn sie Grund hatten, den Menschen zu zürnen, oder wenn sie ihnen, wie man vielfach annahm, nicht gönnten, daß es ihnen auf Erden zu wohl werde. Da gab man denn zur Beschwichtigung einen Teil der Habe, um den Neid zu bannen; die Götter sollten sich sagen, „der Mann ist doch nicht so übel; er gibt uns wenigstens einen Teil seines Reichtums." Daß die Götter, wenn sie wollten, sich alles nehmen und den glücklichen Besitzer einfach vernichten konnten, das wurde wohl emp-

funden, bei den Opfern aber nicht mehr berücksichtigt. Es ist ja auch beim Verkehr von Mensch zu Mensch Brauch, daß eine untergeordnete Person dem Manne, von dem sie abhängt, zu schmeicheln sucht, um sich seine wohlwollende Fürsorge zu erhalten. Man opfert den Menschen so oft seinen Stolz und seine Würde, warum sollte da der „homo religiosus" der alten naiven Vorzeit nicht den Göttern seine Habe opfern? Ich möchte sagen, das Opfer ist allen Religionen gemein; auch da, wo man nicht mehr den Opferaltar kennt und duldet, hat sich das Opfer doch erhalten. Was man den Armen tut, was man in die Sammelbüchsen am Kirchausgang wirft, das ist doch im Grunde nichts als ein Opfer in moderner Form; es wird von dem Gebenden in der Regel garnicht als eine Wohltätigkeit, sondern als das empfunden, was man einfach nur Opfer nennen kann. Als Wohltätigkeit kann es nur angesehen werden, wenn der Gebende aus Nächstenliebe von dem Wunsche beseelt ist, einer anderen bestimmten Person etwas Gutes zu tun, wie man seinem Kinde eine Freude macht. Wer dabei daran denkt, daß ihm diese Wohltat hundertfältig vergolten werden soll, der handelt aus demselben Motiv, aus dem der Opfernde handelt. Die Person des Empfängers ist ihm dabei völlig gleichgültig oder vielleicht sogar unangenehm. Ich will nun aber keineswegs etwa behaupten, daß in unserer Zeit immer oder auch nur meistens aus religiösen Gründen gegeben wird, nein, man opfert seiner Eitelkeit, dem Ruhme, für einen guten Menschen gehalten zu werden, oder ähnlichen Dingen. Wir haben ja auch in unserem Sprachgebrauch noch die Opferidee, und sagen „das hat schwere Opfer gekostet" usw.

Es ist aber zu keiner Zeit die Rede davon gewesen, daß jedes Opfer im strengen Sinne ein religiöses gewesen sein müßte. Man opferte auch dem sexuellen Empfinden. So kam es außerordentlich häufig vor, daß die Witwen geopfert wurden, wenn der Ehemann gestorben war, d. h. sofort nach seinem Tode, und mindestens ehe dessen Leichnam begraben oder verbrannt worden war. Welchen Zweck verfolgte man mit diesem Opfer der Witwe? Ist es wirklich wahr, daß man ihr nur dadurch die Wiederverheiratung unmöglich machen wollte? Man hat das behauptet und gesagt, die Frau sei Eigentum des Mannes gewesen, wie es seine Waffen usw. waren. Man habe aus Pietät nicht dulden wollen, daß das Eigen-

tum des Verstorbenen in andere Hände überging und dadurch entweiht würde.

Das ist aber eine falsche Ansicht. In der Religion und im praktischen Rechtsleben war das Weib Eigentum des Mannes. Man glaubte, daß der Tod nicht das Ende des Menschen sei, sondern bloß eine Wandlung. Der Tote reise ab und führe mit allen seinen alten Eigenschaften, mit allen seinen Leidenschaften und Begehrlichkeiten in das Reich der Ewigkeit. Damit ihm das Weib auch dort jederzeit zur Verfügung stehe, wurde es geopfert, denn nur dadurch war die Nachfolge in das Reich der Schatten ermöglicht. Deshalb gab man dem Manne auch seine Waffen und Lieblingsgeräte mit; er sollte nichts entbehren, und besonders nicht das Weib, das ja gerade die Hauptsache war.

Man opferte aber auch die alten Weiber, weil diese ihren eigentlichen Beruf, den rein sexuellen, nicht mehr ausüben konnten, und die man bloß deshalb, weil sie sich durch häusliche Arbeiten nützlich machen konnten, nicht leben lassen wollte. Das Weib war immer nur daseinsberechtigt, so lange es dem sexuellen Verkehr dienen konnte. Ich will auf diese Art Opfer später ausführlicher eingehen, möchte aber zunächst noch die rein religiösen Opfer etwas eingehender behandeln.

Im Altertum war man von wirklich tiefer Ehrfurcht vor den Göttern beseelt, man opferte das Beste und Höchste, man opferte selbst den Menschen, das eigene Kind, ja zuweilen sich selbst. Das war auch das Dämonische an der Religion, daß man glaubte, die Götter dürsteten nach Menschenblut, man kannte nicht den alliebenden und allverzeihenden, väterlichen Gott, sondern den dämonischen, rachsüchtigen und neidischen Gott, der Menschenleben vernichtet sehen wollte, ehe er Menschenleben schützte. Selbst die Religionen, von denen wir mit aller Sicherheit wissen, daß sie die Menschenopfer verschmähten oder nicht dulden wollten, konnten nicht verhindern, daß auch dort Menschenopfer tatsächlich vorgekommen sind. Es kommt dabei nicht einmal darauf an, ob das Volk auf einer hohen oder einer niedrigen Kulturstufe stand, denn Menschenopfer kannte man überall. Ich finde zwar in der altchinesischen Religion die Menschenopfer nicht vorgeschrieben, aber sie sind gleichviel dort vorgekommen und auch historisch als große Taten überliefert worden. Auf

hoher Kulturſtufe ſtand das altägyptiſche Volk, und Menſchenopfer hat es zweifellos gekannt; ſie waren ſogar durch die Religion vorgeſchrieben und ſind durch alte Bildwerke und Siegel nachweisbar. Viel umſtritten iſt die Frage, ob auch das hochkultivierte iſraelitiſche Volk die Menſchenopfer gekannt habe, und beſonders als die Frage der Ritualmorde die Gemüter bewegte, wurde lebhaft behauptet und von den Gegnern beſtritten, daß die Juden Menſchenopfer angewandt hätten. Ich bin der Meinung, daß der Vorwurf des Ritualmordes weder beſtätigt noch beſeitigt werden kann, wenn die altjüdiſchen Menſchenopfer feſtgeſtellt oder verneint werden, denn es ſteht einfach feſt, daß ſo ziemlich alle alten Religionen die Menſchenopfer gekannt haben. Man müßte alſo allen Völkern den Vorwurf des rituellen Mordes machen, wenn das Vorkommen von Menſchenopfern im Altertum beweiſen ſollte, daß auch in unſerer Zeit noch die Nachkommen der Opfernden des Ritus wegen Menſchenblut vergöſſen. Man kann allerdings den Einwand erheben, daß da, wo die Religion nicht mehr die des Altertums ſei, wo aus Heiden Chriſten oder Bekenner einer anderen Religion, die niemals Opfer oder gar Menſchenopfer gekannt und zugelaſſen habe, geworden ſeien, die Sache doch weſentlich anders liege als da, wo die alte Religion fortbeſtehe. Das klingt allerdings ziemlich richtig, aber es iſt doch falſch. Daß in der Geſinnung der Menſchen ſich vieles ändert, daß die Weltanſchauung ſich im Laufe der Jahrhunderte veredelt und hebt, das iſt doch ſonnenklar. Auch die Religion wird von den Gedanken und von den Strömungen geiſtigen Denkens, vom Zeitgeiſt, beeinflußt; ſie kann ſich neuen Erkenntniſſen und neuem Wiſſen auf die Dauer nicht verſchließen, und wenn eine Kirchengemeinſchaft glaubt, in der Brandung des geiſtigen Fortſchritts unerſchütterlich wie der Fels im wildbewegten Meere zu ſtehen, ſo iſt das ein verhängnisvoller Irrtum. Aber Kirche iſt nicht Religion, und ſelbſt die ſcheinbar unerſchütterlichen Dogmen der Kirche ſind dem Wandel unterworfen, denn es gibt keine Menſchenſatzung in der Welt, die ſich dem Einfluß des Zeitgeiſtes entziehen kann. Wer nur die Geſchichte einer einzelnen Religionsgemeinſchaft ſtudiert, der wird ohne Mühe finden, daß immer neue Gedanken in den alten Glauben hineingetragen werden, ja daß der urſprüngliche, naive aber vielleicht gerade deshalb richtigſte Glaube mit ſo viel Bildwerk, Ranken und Ornamenten

verſehen wird, daß geradezu eine andere Religion entſteht. Wenn man nun behauptet, daß dies gerade auf das Judentum nicht paſſe, das ſich vor allen Völkern beſonders dadurch hervortue, daß es ſich ändere, daß das iſraelitiſche Volk von ſeinen Gaſtvölkern nicht aufgeſaugt werde, ſo beweiſt man damit nichts weiter, als daß man die jüdiſche Religionsgeſchichte ſehr wenig kennt.

Schon die Erzählungen des alten Teſtaments beweiſen, daß die Kinder Iſrael keineswegs unerſchütterliche Helden ihres Glaubens waren, daß ſie vielmehr immer und immer wieder mit den heidniſchen Nachbarvölkern in Verkehr traten und deren Kult annahmen. Es iſt dabei allerdings wohl in erſter Linie das ſexuelle Moment beſtimmend geweſen; die Juden fühlten ſich zu den Töchtern der Nachbarvölker hingezogen, verkehrten innigſt mit ihnen und ließen ſich dadurch bewegen, dieſen angenehmen Verkehr auch bis auf die Götter auszudehnen, denen ſie geiſtig huldigten, wie ſie den Töchtern körperlich dienten. Daß die jüdiſche Religion ſchon durch die ägyptiſche Gefangenſchaft oder richtiger geſagt, Knechtſchaft ſtark beeinflußt worden iſt, verſteht ſich von ſelbſt, und Moſes hat vielleicht mehr Mühe gehabt, ſeine Volksgenoſſen aus dieſer religiöſen Sphäre, als ſie aus dem Lande Ägypten ſelbſt herauszuführen. Moſes hat ſeinem Volke die Geſetze gegeben, die für das religiöſe Leben, für den Kult und das häusliche Beiſammenwohnen als Richtſchnur dienten. Moſes iſt aber nicht der Begründer der jüdiſchen Religion, die längſt ſchon vor ihm beſtand, geweſen.

Kommen wir auf die Frage zurück, ob den Iſraeliten die Opfer und insbeſondere die Menſchenopfer im Altertum vorgeſchrieben oder verboten geweſen ſeien, ſo ſei zunächſt einmal feſtgeſtellt, was die Bibel hierüber ſagt, die doch von Anfang an als eine göttliche Inſpiration galt und nach deren Wortlaut auch Moſes garnichts ſelbſtändig geſchaffen, ſondern ſeinem Volke nur das überbracht hat, was Gott ihm perſönlich auftrug. Hier intereſſiert beſonders 3. Moſe, deſſen 1. Kapitel beginnt: „Und der Herr rief Moſe, und redete mit ihm aus der Hütte des Stifts und ſprach: Rede mit den Kindern Iſrael und ſprich zu ihnen: Welcher unter euch dem Herrn ein Opfer tun will, der tue es von dem Vieh, von Rindern und Schafen. Will er ein Freudopfer tun von Rindern, ſo opfere er ein Männlein, das ohne Fehler ſei, vor der Tür der Hütte des Stifts, daß es dem

Herrn angenehm sei vor ihnen; und lege seine Hand auf des Brandopfers Kopf, so wird es angenehm sein, und ihn versöhnen." So geht die Sache durch viele Kapitel hindurch fort. Immer heißt es, daß Gott dem Moses diese Opfervorschrift diktiert, daß also Moses nur das gesagt habe, was ihm der Herr ausdrücklich aufgetragen. Ich lege hier absolut keinen Wert darauf, ob man diese Annahme zu teilen also zu glauben hat, oder ob man sich darüber wundern soll, daß der große Gott wirklich die kleinlichen Opfer verlangt habe.

Wie stimmt nun aber zum 3. Mose der Prophet Jeremias, bei dem es im 7. Kapitel Vers 21 ff. heißt: „So spricht der Herr Zebaoth, der Gott Israels: Tut eure Brandopfer und andere Opfer zuhauf und fresset Fleisch. Denn ich habe euren Vätern des Tages, da ich sie aus Ägyptenland führte, weder gesagt noch geboten von Brandopfern und anderen Opfern; sondern dies gebot ich ihnen und sprach: Gehorchet meinem Wort, so will ich euer Gott sein; und wandelt auf allen Wegen, die ich euch gebiete, auf daß es euch wohl gehe."

Man sieht, daß auch hierbei der Wortlaut als von Gott selbst stammend, genannt wird. „So spricht der Herr Zebaoth, der Gott Israels." Man mag das nun drehen und deuteln, wie man will; — daß hier ein direkter Widerspruch vorliegt, darum ist beim besten Willen nicht herum zu kommen. Die Opfer waren erst anbefohlen, und dann heißt es, sie seien nicht geboten gewesen. Das ist nicht unter einen Hut zu bringen, wenn man auch noch so große Technik in der Interpretation anwendet. Nun ist allerdings — und das führt in unseren Kapitelstoff unmittelbar ein — Jeremias wütend, daß das Volk dem heidnischen Gotte Baal Menschenopfer darbrachte. Die waren jedenfalls nicht anbefohlen durch den Mund des Moses; aber Jeremias spricht an der zit. Stelle nicht nur nicht von Menschenopfern, sondern sagt ganz ausdrücklich „Brandopfer und andere Opfer", als sei es geradezu die Absicht gewesen, jeden Zweifel zu beseitigen. Es ist also ein Widerspruch in dem vorhanden, was Gott inspiriert haben soll. Diese gewiß an sich sehr auffällige Kontradiktion in der Bibel läßt sich aber recht gut erklären und bestätigt lediglich, was ich oben gesagt habe, daß die Religion sich so wenig wie kaum etwas anderes in der Welt dem Einfluß des Zeitgeistes

entziehen kann. Man muß nämlich bedenken, daß die Zeit, in der Moſes waltete, von der, in der Jeremias die Schale des Zorns über ſein wankelmütiges Volk ausgoß, ſehr weit auseinanderliegen, und daß Moſes auf ſeinem Zuge durch die Wüſte natürlich völlig anders dachte, als Jeremias, der vielleicht gerade erkannt hatte, daß die Opferidee eigentlich beſſer in die heidniſche Religion paßte als in das monotheiſtiſche Glaubensprinzip Iſraels, und daß gerade dieſe Opfer eine Art Brücke zum Heidentum darſtellten. Das hilft freilich immer noch nicht über die Tatſache, daß dieſe ſich widerſprechenden Anſichten Gott ſelbſt in den Mund gelegt werden; aber ich meine, darauf iſt doch wohl nicht viel Gewicht zu legen, wenn man nicht gerade darauf ſchwört, daß jedes Wort der Bibel göttliche Inſpiration ſei, und daß auch die Lutherſche Überſetzung, die zweifellos eine ganze Reihe von Unrichtigkeiten enthält, durch göttliche Inſpiration zuſtande gekommen ſei.

Nun habe ich ſchon geſagt, Jeremias war entrüſtet, daß ſein Volk ſich fremden Göttern zuwendete und dieſen Menſchenopfer, meiſt die eigenen Kinder, darbrachte. Man ſoll aber nicht glauben, daß er gerade deshalb allein anders denken mußte als Moſes, und daß dieſem etwa die Menſchenopfer fremd und unbekannt geweſen ſeien. Das trifft abſolut nicht zu. Schon im 3. Moſe — es iſt dabei zu beachten, daß gerade dieſes Buch die präziſeſten Opfervorſchriften enthält — iſt im 18. Kapitel V. 21 wörtlich geſagt: „Du ſollſt auch niemand deines Samens geben, daß er dem Moloch verbrannt werde, daß du nicht entheiligſt den Namen deines Gottes denn Ich bin der Herr." Hier alſo wieder Gott als redende Perſon, die Götzendienſt direkt verbietet und deshalb auch die Opfer der eigenen Nachkommenſchaft für Moloch nicht dulden will. Daraus folgt noch lange nicht, daß die Opfer des eigenen Fleiſches und Blutes überhaupt verboten geweſen ſeien. Das Beten war ſicherlich nicht nur nicht verboten, ſondern ausdrücklich befohlen; aber es war jedes Gebet ein todeswürdiges Verbrechen, ſobald es an einen heidniſchen Gott gerichtet war. Die Hauptſache iſt, daß in Iſrael die Menſchenopfer nicht allein bekannt, ſondern auch beliebt waren, und es iſt ſehr die Frage, ob ſie beanſtandet wurden, wenn ſie nicht anderen Göttern, ſondern dem Gott Iſraels dargebracht wurden. Hier könnte man ja freilich leicht ſagen: „daran, daß die Iſraeliten anderen

Göttern die Menſchen, meiſt die Kinder, opferten, iſt doch klar zu erkennen, daß ſie ſolche Opfer nach ihren eigenen Religionsvorſchriften nicht bringen durften, daß es alſo bei den Iſraeliten keine Menſchenopfer gab.“ Das iſt aber völlig unzutreffend, ſo richtig es auch auf den erſten Blick erſcheinen mag. Zunächſt iſt es für die Frage, ob ein Volk Menſchenopfer dargebracht habe oder nicht, völlig gleichgiltig, nach welchem Religionsſyſtem dies geſchehen iſt, denn auf die Tatſache, nicht auf ihre religiöſe Begründung kommt es an, und zweitens iſt deshalb, weil es als ein Verbrechen galt, heidniſchen Göttern zu opfern, noch lange nicht geſagt, daß die Juden nur deshalb zum Heidentum ſich hingezogen gefühlt hätten, um ihrem Hange, Menſchen zu opfern, folgen zu können, weil es verboten geweſen wäre, dem Gotte Iſraels die gleichen Opfer darzubringen. Ich werde ſogar den Nachweis erbringen, daß auch dem iſraelitiſchen Volksgotte — wenn ich ſo ſagen darf — die gleichen Opfer gebracht worden ſind. Wären in Iſrael die Menſchenopfer wirklich fremd geweſen, ſo würden ſie ſicherlich nur bewirkt haben, die Juden bei ihrem Glauben bleiben und den Barbarismus des Heidentums verabſcheuen zu laſſen. Man hätte ſich in Iſrael dem guten, hilfreichen Gott nicht ab- und dem blutgierigen Scheuſal, das als heidniſcher Gott verehrt wurde, nicht zugewendet, wenn nicht beſondere Momente dazu verleitet hätten. Wir haben geſehen, daß hierbei das ſexuelle Moment in erſter Linie zu nennen iſt, doppelt zu nennen, denn einmal war es die ſinnliche Luſt, die den Iſraeliten als Leitſtern in das Lager der heidniſchen Nachbarvölker diente, und zweitens tritt hier wieder der innige Zuſammenhang zwiſchen ſexuellem und religiöſem Empfinden in ſein Recht. Die heidniſchen Götter, die nicht ſo ſtreng und gerecht waren wie der jüdiſche große Jehovah, die vielmehr der Sinnenluſt ihr Recht geſchehen ließen, ja deren Kult die Sinnenluſt forderte, die übten deshalb eine größere Anziehungskraft, und ich glaube, wenn heute noch zum Kirchenkult der Venusdienſt in ſeiner alten Form gehörte, es würde auch jetzt ein ſtarker Andrang zum Gotteshauſe überall ſich bemerkbar machen, weil der Menſch nun einmal viel lieber ſeine wilde Sinnenluſt befriedigt, als daß er ſich von den ewigen Strafen für dieſe predigen läßt. Das liegt in der Menſchennatur, und deshalb würden die Religionsſyſteme, die den ſexuellen Verkehr ungehindert zulaſſen oder gar ihn vorſchreiben,

immer die meiſten Anhänger finden. Das war es, was auch die Juden in wilder Luſt an die Altare der Götzen drängte. Es iſt verlockend, hier auch auf die Wechſelbeziehungen zwiſchen Sinnlichkeit und Grauſamkeit zu verweiſen; aber das läßt ſich nur ganz allgemein auf das orientaliſche Altertum anwenden und beweiſt für die Frage der altjüdiſchen Menſchenopfer garnichts. Über die Unſittlichkeit der Heiden und der dieſen nacheifernden Juden iſt im 1. Könige 14, 23 und 24 geſagt: „Denn ſie baueten ſich auch Höhen, Säulen und Aſcherabilder auf allen hohen Hügeln und unter allen grünen Bäumen. Es waren auch Hurer im Lande; und ſie taten alle die Greuel der Heiden, die der Herr vor den Kindern Iſrael vertrieben hatte." Der Aſcheradienſt war zu jenen Zeiten durch „Europas übertünchte Höflichkeit" noch nicht gemildert, aber die entarteten Juden fingen unter ihrem König Rehabeam an, wieder ſittlich und iſraelitiſch-religiös zu empfinden, und entrüſteten ſich, daß die Könige mit dem Volke vom Glauben ihrer Väter abgefallen waren. Man hatte den Heidengöttern gedient und ſolchem Dienſte auch die Tempel überlaſſen. Erſt der König Joſia machte dieſem Treiben ein Ende, wie er dazu kam, mag hier unerörtert bleiben, wie er dies aber anfing, das will ich aus 2. Könige 23, 4 ff. wörtlich zitieren: Und der König gebot dem Hohenprieſter Hilkia und den nächſten Prieſtern nach ihm und den Hütern an der Schwelle, daß ſie ſollten aus dem Tempel des Herrn tun alles Geräte, das dem Baal und der Aſchera und allem Heer des Himmels geweiht war. Und verbrannte ſie außen vor Jeruſalem, im Tal Kidron, und ihr Staub ward getragen gen Beth-El. Und er tat ab die Götzenpfaffen, welche die Könige Judas hatten eingeſetzt, zu räuchern auf den Höhen in den Städten Judas und um Jeruſalem her; auch die Räucherer des Baal und der Sonne und des Mondes und der Planeten und alles Heers am Himmel. Und ließ das Aſcherabild aus dem Hauſe des Herrn führen, hinaus vor Jeruſalem, an den Bach Kidron, und verbrannte es am Bach Kidron, und machte es zu Staub, und warf den Staub auf die Gräber der gemeinen Leute. Und er brach ab die Häuſer der Hurer, die an dem Hauſe des Herrn waren, darinnen die Weiber wirkten, Häuſer für die Aſchera. Und er ließ kommen alle Prieſter aus den Städten Judas und verunreinigte die Höhen, da die Prieſter räucherten, von Geba an bis gen Beer-Seba; und brach ab die Höhen an den

Toren, die an der Tür des Tors waren Joſuas, des Stadtvogts, und zur Linken, wenn man zum Tor der Stadt gehet. Doch durften die Prieſter der Höhen nicht opfern auf dem Altar des Herrn zu Jeruſalem, ſondern aßen des ungeſäuerten Brotes unter ihren Brüdern. Er verunreinigte auch das Thophet im Tal der Kinder Hinnom, daß niemand ſeinen Sohn oder ſeine Tochter dem Moloch durchs Feuer ließe gehen." Es wird dann ausführlich mitgeteilt, daß Joſia die alten Aſcherabilder zerſtört habe, es heißt dann aber weiter: „Und Joſia wandte ſich, und ſah die Gräber, die da waren auf dem Berge; und ließ die Knochen aus den Gräbern holen, und verbrannte ſie auf dem Altar und verunreinigte ihn nach dem Wort des Herrn, das der Mann Gottes ausgerufen hatte, der ſolches ausrief." Es iſt dieſe Stelle wieder mit beſonderer Vorſicht zu behandeln, da ſie die Erfüllung einer Prophetenvorausſage iſt, die ſich 1. Könige 13. 2 niedergeſchrieben findet. Der Mann Gottes war nämlich gen Beth-El gekommen, als der König Jerobeham am Altar ſtand, um den Götzen zu opfern, und hatte geſagt: „Siehe, es wird ein Sohn dem Hauſe David geboren werden mit Namen Joſia, der wird auf dir (dem Altar) opfern die Prieſter der Höhen, die auf dir räuchern, und wird Menſchenbeine auf dir verbrennen." Wenn dieſe Stelle ſich erfüllen ſollte — und das mußte doch jede Prophetie — dann hatte Joſia auch direkte Menſchenopfer zu bringen, und — er brachte ſie, denn es heißt wörtlich: „Er tat auch weg alle Häuſer der Höhen in den Städten Samarias, welche die Könige Iſraels gemacht hatten; den Herrn zu erzürnen; und tat mit ihnen allerdinge, wie er zu Beth-El getan hatte. Und er opferte alle Prieſter der Höhen, die daſelbſt waren, und verbrannte alſo Menſchengebeine darauf, und kam wieder gen Jeruſalem."

Wir haben alſo einmal geſehen, warum die Juden ſo ſehr den heidniſchen Göttern ergeben waren, und ferner, daß bei den Juden, nicht nur bei den abgefallenen, ſondern, wie die Geſchichte Joſias lehrt, auch bei den frommen, die den alten Glauben wieder aufrichteten und den Götzendienſt ausrotteten, die Menſchenopfer durchaus gebräuchlich waren. Daß dies von altersher der Fall war, zeigt die Geſchichte Abrahams, der ohne weiteres bereit iſt, dem Herrn ſeinen Sohn zu opfern. Es iſt geradezu töricht, dieſe Geſchichte

nur als eine Verſuchung Gottes anſehen zu wollen, denn Gott verſucht die Menſchen, denen er doch ins Herz ſchauen kann, nicht, und durchaus. Ferner iſt die Vertrautheit mit Menſchenopfern auch aus Abrahams ganzes Verhalten widerſpricht dieſer Verſuchungstheorie der Geſchichte Jephthas zu ſchließen, der ſich beim Ausmarſch in den Krieg das Gelübde auferlegt hatte, daß, falls er ſiegreich heimkehre, er das erſte Lebende, das ihm aus ſeinem Hauſe entgegentrete, opfern wolle. Dieſes erſte Lebende war ſeine Tochter, die auch ohne weiteres mit dieſem Opfer einverſtanden iſt und nur eine Friſt erbittet, in der ſie ihre Jungfrauſchaft beweinen könne. Niemand hat etwas gegen dieſe Opferung, die alſo doch etwas durchaus nicht Ungewöhnliches geweſen ſein kann. Es iſt alſo kein Zweifel, daß die alten Juden genau ſo die Menſchenopfer gekannt und angewandt haben, wie faſt alle anderen Völker des Altertums auch.

Waren nun dieſe Opfer meiſt in das Belieben des Einzelnen geſtellt, ſo gab es doch auch genug Völker, bei denen ſie direkte Vorſchrift waren. Es mußten die Erſtgeburten geopfert werden, alſo eine Art umgekehrtes Fideikommisverhältnis. Der Grundgedanke dieſer Menſchenopfer war der, daß der Menſch den Göttern das Koſtbarſte, was er beſitze, darbringen müſſe, um die Gottheit zu verſöhnen, alte oder neue Schuld zu büßen oder — deshalb war die Opferung der Kinder Vorſchrift —, die Huld und das Wohlwollen der Gottheit für die Allgemeinheit zu erkaufen. Das war die Idee, ich möchte ſagen, in ihrer Reinheit. Im alten Karthago mauerte man die geopferten Kinder lebend in die Stadtmauern ein, damit dieſe durch die Gunſt der Götter feſt und uneinnehmbar werden ſollten. Im Grunde genommen war es doch auch nur ein Menſchenopfer zum allgemeinen Beſten, als Herodes nach der Geburt Chriſti die Kinder von Bethlehem ſchlachten ließ. Er wollte damit allerdings nur das Jeſuskind vernichten; da er dieſes aber nicht kannte, ließ er einfach alle Kinder von entſprechendem Alter ſchlachten. Es war dies ein mit den Hohenprieſtern beſchloſſener Opfermord, der eigentlich auch nur beweiſt, daß ſo etwas den Juden keineswegs fernlag. Sagt doch auch Micha Kap. 6 V. 6—9: „Womit ſoll ich den Herrn verſöhnen, mich bücken vor dem hohen Gott? Soll ich mit Brandopfern und jährigen Kälbern ihn verſöhnen? Wird wohl der Herr Gefallen haben an viel

Tafel LVI.

Dioritblock in Phallusform die Gesetze Hammurabis enthaltend.

Tafel LVII.

Bajaderengruppe vom Tempel zu Karli.

Bajaderen
(Völkermuseum Berlin).

tausend Widdern, an unzähligen Strömen Öls? Oder soll ich meinen ersten Sohn für meine Übertretung geben, meines Leibes Frucht für die Sünde meiner Seele?" Will man daraus schließen, daß dem Propheten Micha das Opfer der Kinder etwa fremd gewesen, daß es ihm nicht als etwas ganz Naheliegendes und Alltägliches bekannt gewesen sei? Micha selbst will zwar die Opfer nicht, aber gerade deshalb sagt er das doch, eben gerade weil das Volk diese Opfer brachte. Nicht allein das Volk; auch die Könige opferten ihre Söhne. Von Ahas ist dies direkt gesagt: „Dazu ließ er seinen Sohn durchs Feuer gehen nach den Greueln der Heiden, die der Herr vor den Kindern Israels vertrieben hatte." (2. Kön. 16. 3) Übrigens wird das auch von andern Königen erzählt, so besonders von dem Könige Manasse, der im Alter von 12 Jahren König wurde und 55 Jahre lang regierte. Das Schlimme an dieser Sache ist im Sinne des Alten Testaments nicht das Opfer selbst, sondern der Umstand, daß es den heidnischen Göttern dargebracht wurde. Man soll also wirklich nicht sagen, daß die Israeliten die Menschenopfer nicht gekannt und nicht angewandt hätten.

Eins aber darf sicher nicht übersehen werden. Ist denn dieser Opfergedanke nicht die Basis der christlichen Religionen? Ich muß Religionen sagen, weil gerade die christlichen Konfessionen sich feindlicher gegenüberstehen als dem Heidentum, dem Judentum und dem Mohammedanismus. Es ist das wohl das Schlimmste, was einer reinen Religionslehre angetan werden kann, denn wenn die Anhänger Christi sich in Konfessionen spalten, von denen jede einzelne behauptet, daß sie allein des Meisters Lehre richtig befolge, so wird der Fernstehende wohl zu der Überzeugung gelangen müssen, daß dieses Meisters Lehre weder rein noch klar sein könne, da sie doch sonst seine Anhänger vereinen müsse, nicht aber sie trennen könne. Wenn je etwas für die Wahrheit der christlichen Lehre oder, besser gesagt, der christlichen Weltanschauung sprechen kann, dann ist es die Tatsache, daß der Menschenwahn der eifrigen Dogmatiker dieses Christentum in fast 2000 Jahren nicht totzumachen vermochte. Davon aber abgesehen. Die Grundidee des Dogmas ist auch hier das Menschenopfer, wohl verstanden, die Grundidee des Dogmas, nicht die Grundidee der christlichen Weltanschauung, die bestehen

kann ohne die Überzeugung von der Gotteseigenschaft Christi und ohne den Glauben an seinen Tod als Sühneopfer, ohne den Glauben an seine fleischliche Auferstehung, die sich vielmehr nur stützt auf das, was dieser Nazarener gelehrt und gepredigt hat. In seiner Lehre ist er Erlöser geworden, und es kommt dabei absolut nicht darauf an, ob in anderen und älteren Religionen schon ähnliches gelehrt worden ist, denn tatsächlich ist Christus wegen seiner Lehre ans Kreuz geschlagen worden, d. h. doch, daß er etwas Neues gebracht hat, was dem verknöcherten Geiste jener Zeit so unbequem war, daß diese neue Lehre mit dem, der sie verbreitete, vernichtet werden sollte.

Gerade das wird aber bei Seite gerückt. Das Dogma verlangt das Menschenopfer, und gerade das, was man den Heiden und den Völkern des Altertums als einen zum Himmel schreienden Barbarismus nachsagt, worüber unsere Humanität entsetzt die Hände ringt, daß nämlich die Heiden selbst ihre Kinder in ihrem Fanatismus und Aberglauben nicht geschont hätten, und durch Vergießen von unschuldigem Blut durch einen empörenden Kindesmord die Übeltaten der wirklich Schuldigen hätten auslöschen wollen, das ist die Basis des Christenglaubens geworden. Wer Zweifel auszusprechen wagte, ob denn der große Gott der All-Liebe das hätte tun müssen, was man den verblendeten Heiden als die schwerste Schmach nachrechnet, daß er nämlich auch das Blut des eigenen Sohnes vergießen sehen mußte, über den wurde das Anathema ausgesprochen. Und Christus hat über dieses Menschenopfer noch am Kreuze gesagt: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!" Während sie doch nach dem Dogma gerade den Willen Gottes getan haben würden, wofür gewiß keine besondere Verzeihung erforderlich gewesen wäre.

Ich weiß sehr wohl, daß es einer Interpretationskunst, die den Himmel mit Leichtigkeit ins Innere der Erde versetzt, wenn ihr dies nützlich erscheint, die beweist, daß schwarz weiß sei, keine Schwierigkeiten macht, auch über dieses Tohuwabohu der Gedanken hinweg zu voltigieren. Man braucht nur mit überlegenem Lächeln zu sagen, daß Gottes Wege und Ziele nicht nach den beschränkten Begriffen unseres Verstandes beurteilt werden dürfen. Damit hat man schon einen Effekt erreicht, und es wird nun weiter gesagt:

Gott brauche nicht das unſchuldige Blut ſeines Sohnes, aber er müſſe nach ſeinen eigenen unwandelbaren Geſetzen doch Schuld und Sühne ausgleichen; für die ungeheure Schuld der Menſchheit die ebenſo ungeheure Sühne durch das unſchuldige Blut des Gottes, und ſo ungeheuer wie die Schuld der ganzen verworfenen Menſchheit iſt die Sühne durch die Leiden eines wahrhaft, alſo abſolut unſchuldigen Gottes. Die Reinheit Chriſti konnte allen Laſtern der ganzen Welt — ſchon geſchehenen und zukünftigen — die Wage halten, ſie iſt ihnen mindeſtens gleichwertig. Und der Tod iſt ja nur für die Menſchen, ihrer Sünden wegen, ein Übel. War es alſo Gottes Wille, daß ſein Sohn zur Aufrechterhaltung und Befolgung der unabänderlichen Geſetze den irdiſchen Tod erleiden mußte, ſo war gleichwohl die Schuld derer, die dieſen Willen erfüllten, nicht minder groß, als hätten ſie gegen Gottes Willen gehandelt, denn das hatten ſie gleichwohl, da es doch Gottes Gebot iſt: „Du ſollſt nicht töten!“ Die Mörder Chriſti hatten nicht den Willen, Gottes Gebot zu befolgen, ſondern ihr Motiv war Mord; ſie wollten den gehaßten Nazarener, der ihnen gefährlich zu werden ſchien, weil er ihre Macht und ihren Einfluß zerſtörte, beſeitigen. Der große Gott kann aber ſeinen Willen auch durch die Verbrechen der Menſchen erreichen, die deshalb gleichwohl Verbrechen bleiben. Das zeigt: es läßt ſich ſpielend leicht jeder Widerſpruch aus der Welt ſchaffen. Fraglich bleibt allerdings, ob ein ſolches Geſetz Gottes, das unſchuldiges Blut verlangt, damit Erdenſchuld Anderer getilgt werden kann, wirklich beſteht, und es ſteht mit dieſer Annahme die Tatſache eines jüngſten Gerichts im Widerſpruch, bei dem wieder jeder nach ſeinen Werken abgeurteilt werden ſoll, alſo doch ohne Erlöſertod als befreiende Tat. Weiter iſt es ein Widerſpruch, daß durch den Tod eine Schuld geſühnt werden könne, wenn doch der Tod kein Übel ſondern ſelbſt nur eine Erlöſung darſtellt. Es iſt alſo immer ein Rätſel vorhanden, ſobald man die Interpretation ſelbſt interpretiert. Alles führt aber nicht um die ſchon erwähnte Tatſache herum, daß das chriſtliche Dogma vom Erlöſertod nichts iſt als die Verherrlichung des Menſchenopfers, das ſonſt als verwerflich, barbariſch und heidniſch gilt.

Mich erinnert dieſes Dogma an das viel poetiſchere Lehrſyſtem der griechiſchen Myſterien, nach dem die Seele in irdiſche Gewänder

gehüllt ist — Leidenschaften und Begierden —, von denen sie eins nach dem andern abwerfen muß, ehe sie zum Eingang in die Ewigkeit reif ist. Die Christusgeschichte ist die Heilsgeschichte der Menschheit, d. h. sie ist es symbolisch. Die Menschheit mit ihren Sünden und Lastern, das ist das Judentum, die reine Seele, die zum Himmel emporstrebt, das ist Christus. Die reine Seele, das Gewissen, das den Menschen die unverblümte Wahrheit sagt, sie schilt und tadelt und ermahnt, das ist das, was der lebende Christus im jüdischen Lande war. Die Menschheit will das Gewissen in sich erdrosseln, wie das Judentum den warnenden Christus zu erdrosseln suchte, und die Menschheit siegt, oder sie glaubt zu siegen, weil es ihr gelungen ist, die warnende Seele zum Schweigen zu bringen. Aber wie Christus erstanden ist von den Toten, so wacht auch das Gewissen wieder auf und lebt ewig. Die Allegorie ist auch die, daß der Leib und die Fleischeslust ertötet werden soll, ehe der Geist reif für die ewige Seligkeit ist. Deshalb wird das, was Mensch war von Christo, abgetötet, und übrig bleibt der Gott, der nun sitzen wird zur Rechten des Vaters, von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten. So ist die Mystik, die sich an das Sterben Christi geknüpft hat, ohne weiteres zu erklären und selbstverständlich. Es kann nun nicht die Rede davon sein, daß diese Symbolik einzig und allein auf Christus angewendet worden wäre. So wie die religiöse Grundidee eigentlich überall die gleiche ist, so ist auch der Ausbau, ich möchte sagen, die philosophische Ausgestaltung dieses Grundgedankens in allen Religionen sich mindestens sehr ähnlich. Abermals ein Zeichen dafür, daß bestimmte Schlußfolgerungen ebenso instinktiv gefunden werden wie der religiöse Kern. Auch das Heidentum kennt den Erlösergedanken, nicht etwa das Heidentum, auf das wir hochmütig als etwas völlig Inferiores herabzublicken gewohnt sind, sondern das Heidentum, zu dem wir ehrfurchtsvoll aufblicken als zu einer Periode klassischer Kultur. Bei den Thurgelien des Apollo war es in Athen geheiligter Brauch, zwei Personen, stets mußte es ein Mann und eine Frau sein, mit großem Geleite hinauszuführen vor die Stadt. Liebliches Flötenspiel ertönte, und feierlich bewegte sich der große Menschenzug durch die Stadt vor das Tor. Die beiden Opfer wurden dann getötet, dem Gotte geopfert. Sie waren die Erlöser, die durch ihren Tod die Sün-

den des Volkes sühnten, und so das Volk erlösten. Nicht etwa bestimmte Sünden oder eine konkrete Übeltat sollte da gesühnt werden, sondern ganz allgemein nahmen die beiden Opfer die Sünden der Welt auf sich. Diese „Welt" war allerdings bloß Athen, denn der Gedanke einer ganz allgemeinen Menschheit lag dem Altertum völlig fern. Wir finden allerdings in Griechenland auch schon Gedanken, die völlig unsere modernen religiösen Ansichten befriedigen können, wir finden sogar den Gotteskindschaftsgedanken ausgesprochen. Der Stoiker Kleanthes singt schon 260 v. Chr. in seiner nach Rotters Übersetzung in Knapps Christoterpe abgedruckten Hymne ein Loblied auf den großen Zeus, zu dem trotz dieser Größe jeder Mensch sprechen dürfe, da alle Menschen seines Geschlechts seien. Alle Menschen sind aber auch da wieder die Griechen, deren Gott Zeus war; jenseits der Landesgrenze hörten stets „alle Menschen" auf; dort wohnten die Barbaren. Selbst bei den Juden hat man es Christus am ärgsten verdacht, daß er sich auch an die Samariter und andere Nichtjuden wandte, die doch absolut keinen Anspruch auf eine Heilslehre hatten, die höchstens den Juden zuteil werden durfte, denn der große, allmächtige Gott war für sie auch nur der Gott der Juden, der nur die Juden schützen und schirmen durfte und alle anderen Völker, die sich ihnen entgegenstellten, vernichten mußte. Das ist die Lehre des ganzen Alten Testaments; Gott hatte sich nur dies eine Volk auserwählt. Christus ist es sogar verdacht worden, daß er sich nicht an die oberen Kreise wendete, sondern daß er die geringsten Volksschichten um sich sammelte; statt die Priester und Schriftgelehrten, die Träger der Bildung und des Wissens, um sich zu scharen, stieg er hinab ins Volk, und seine Jünger waren niedrig geborene Leute, Fischer, kleine Handwerker, Leute, die man auch bei uns nicht als die Träger einer neuen Kultur, einer neuen geistigen und geistlichen Aera anerkennen würde. Leute, für die selbst der große Jehovah nur etwas übrig hatte, weil sie als Volk die Folie für die Gebildeten und geistig Hochstehenden abgaben. Da galt er natürlich nicht als Welterlöser, sondern nur als Erlöser für die ganze Volksgemeinschaft.

Die Opfer des Apollo waren nun aber keineswegs etwa unbefleckte und unschuldsvolle Personen, die durch ihr unschuldiges Leiden und Sterben die Sünden des Volkes zu sühnen hatten, wie dies nach

dem christlichen Dogma Voraussetzung ist, sondern es waren Verbrecher, die ohnehin das Leben verwirkt hatten und sterben mußten, um die eigene Schuld zu sühnen. Wie da noch etwas für das ganze Volk übrig bleiben sollte, ist eigentlich recht schwer zu sagen. Sonst war der Grundgedanke doch immer der, das Beste sei für die Götter kaum gut genug; deshalb griff man zum erstgeborenen Kinde und brachte dies den Göttern dar. Selbst das Tier, das man opferte, mußte ohne Fehler und Schaden sein. Es mag wohl oft genug den fanatischen Leuten furchtbar schwer geworden sein, das eigene Fleisch und Blut dahinzugeben; nicht allein deshalb schwer, weil die natürlichen Bande die Eltern an das Kind ketten, sondern weil sie sich auch des Erben entäußerten, und weil es für die Frau die tiefste Schmach war, dem Gatten keine Kinder beschert zu haben. War diese Schmach getilgt, dann noch das Kind hinzugeben, es einem furchtbaren Tode zu weihen und mitanzusehen, wie es auf dem Altar geschlachtet und durch die Flamme verzehrt wurde, das war in der Tat ein heroisches Opfer, eine furchtbare Selbstüberwindung, selbst wenn man sich die Leute nicht als sentimental veranlagte Schwärmer vorstellt, was sie ja freilich auch nicht waren. Wo das eigene Kind feindlichen Gewalten geopfert wurde, die man durch dieses Opfer versöhnen und bewegen wollte, die Schale des Unglückes nicht über den Opfernden zu leeren, da mag der schwere Entschluß vielleicht durch den Gedanken erleichtert worden sein, daß man durch den schmerzlichen Verlust sich vor schwererem Unheil bewahre. Hat das aber wirklich immer das Herz leicht machen können, hat es nicht auch im Altertum Eltern gegeben, die bereit gewesen wären, mit Freuden das eigene Leben hinzugeben, um das der Kinder zu erhalten? Das Kindesopfer kann dies nicht wahrscheinlich erscheinen lassen, aber doch — je größer die Selbstüberwindung, je wertvoller die Gabe, desto größer und wirksamer auch das Opfer.

Deshalb waren die Hindus z. B. überzeugt, daß solch ein Opfer eine gewaltige Wirkung haben müsse. Ein einziges Menschenopfer versöhne die böse Gottheit Kali auf 1000 Jahre, und wenn man ihr gar 3 Menschen auf einmal darbringe, so beschwichtige man sie sogar auf 100 000 Jahre. Die Göttin Kali war dabei eine so gefährliche Macht, daß sie eigentlich garnicht auf so lange Zeit

versöhnt werden konnte, denn sie brachte den Menschen die schweren Krankheiten, die Tausende dahinrafften, also was wir modernen Menschen Epidemien zu nennen pflegen. Wie sollte sie durch ein Opfer auf 1000 Jahre versöhnt werden können, oder gar auf 100 000 Jahre, dadurch daß man ihr einmal drei Menschenleben hingab, wo doch jeder Epidemie Tausende zum Opfer fielen! Die Kali war auch sonst ein Unhold, der sich auf den Kirchhöfen aufhielt und dort nachts mit den bösen Geistern sein Wesen trieb, natürlich immer zum Schaden und Übel der Menschen. Nach dem leiblichen Tode stieg der Astralleib auf das Grab und verweilte dort als eine sichtbare Geistererscheinung, die dem Verstorbenen völlig glich. Dort weilte die Kali, und was den Menschen Übles zustieß, das wurde ihr aufs Konto gesetzt. Aber alle diese bösen Triebe glaubte man durch ein einziges Menschenopfer auf 1000 Jahre unschädlich machen zu können. Man wird sich vielleicht sagen, daß die Hindus eigentlich merkwürdige Menschen gewesen sein müßten, die keines logischen Gedankens fähig gewesen seien. Denn wenn sie wirklich an eine solche Wirkung des Menschenopfers geglaubt hätten, dann würden sie doch nur alle 1000 Jahre einen Menschen oder, was noch vorteilhafter gewesen, alle 100 000 Jahre nur drei Opfer haben bringen müssen. Glaubten sie aber nicht an die Wirkung des Opfers, dann ist es erst recht ein Wahnsinn gewesen, überhaupt zu opfern. Auch hier darf man aber nicht übersehen, daß der Gedanke der Welterlöserschaft dem Altertum fremd war. Das Opfer des Einzelnen konnte nicht das ganze Land erlösen, es half nur dem Opfernden, seiner Familie oder seinen Ahnen, die dadurch auf dem Friedhof wirklich Frieden finden sollten. Der Ahnenkult wurde viel stärker bewertet als die Rücksicht auf die Lebenden. Die Ahnen waren selbst fast Gottheiten; opferte man der Kali dafür, daß sie auf dem Kirchhof die Ahnen nicht störte, so opferte man gewissermaßen zugleich den Ahnen selbst. Es konnte also, wenn auch der Einzelne sich durch ein Menschenopfer von den Tücken der Kali freizumachen verstand, doch nicht an zahllosen Menschenopfern fehlen, da natürlich jeder andere Hindu dasselbe Verlangen nach Befreiung und Erlösung trug. Es ist eine sich mit Notwendigkeit aufdrängende Erkenntnis, daß auch dieses Verlangen nach Erlösung und Vergeltung aller Sünden allen Religionen gemeinsam ist; es

ist ebenso instinktives Empfinden wie der religiöse Gedanke selbst, und das ist, wenn man berücksichtigt, daß der religiöse Glaube immer die Hoffnung auf ein Weiterleben der Seele nach dem irdischen Tode in sich schloß, daß man an eine Vergeltung an ein Weltgericht über die Seelen glaubte, durchaus verständlich und natürlich.

Im nördlichen Indien, bei den Radschputen, war es üblich, die Mädchen zu opfern, und besonders in alten Sagen findet man die Mädchenopfer sehr häufig erwähnt, nicht weil das etwa Poesie atmete, sondern weil sich die Sagen so oft auf geschichtliche Taten und wirkliche Vorgänge stützen. Dem Minotaurus auf Kreta wurden regelmäßig Menschen, ebenfalls meist Jungfrauen geopfert, und genau so finden wir diese schreckliche Grausamkeit bei allen Völkern des Altertums. Es ist nun ein sonderbares Streben, alles was sich in unserer Heimat abgespielt hat, des üblen Scheines entkleiden zu wollen. Man versucht in unserer Zeit deshalb auch in Abrede zu stellen, daß auf deutschem Boden Menschenopfer dargebracht worden seien; und doch ist das genau so erwiesen wie von den Vorfahren aller anderen Völker.

Es war schon ein großer Kulturfortschritt, als man sich entschloß, nicht mehr die eigenen Kinder, sondern Fremdlinge — wie man dies in Aegypten getan hat — zu opfern oder besiegte Feinde oder gar — wie bei den Thurgelien des griechischen Appollo — verurteilte Verbrecher. Wie durch diese Opfer, die eigentlich garnicht mehr Opfer im ursprünglichen Sinne waren, weil man doch nur durch Preisgabe dessen, was einem lieb und wert ist, ein Opfer bringen kann, den Göttern faktisch gedient sein sollte, das ist schwer zu sagen. Hatte man einem Übeltäter zu Recht das Leben abgesprochen, dann mußte das Urteil der Gerechtigkeit wegen auch vollstreckt werden, und das Leben, über das man nicht einmal mehr willkürlich verfügen durfte, konnte garnicht als Opfer einer Gottheit dargebracht werden, weil es längst verwirkt war. Man vernichtete lediglich deshalb das Leben, weil man es von Rechts wegen vernichten mußte. Daß man aber einen Feind erschlägt, oder einen Menschen, der seines Verbrechens wegen sterben muß, tötet, das ist alles andere eher als ein Opfer, und doch galt es als ein Opfer, und zwar als ein durchaus vollwertiges.

Immerhin war diese Art, die Opfer zu wählen, ein großer

Kulturfortſchritt, wenn es auch gewiß kein geiſtiger Fortſchritt war, etwas zu opfern, das man loswerden wollte, auch wenn man es nicht hätte opfern können. Man hat dabei ſchließlich nicht bloß die Menſchen, ſondern auch die klare Menſchenvernunft geopfert.

Man darf alſo getroſt behaupten, daß überall im Altertum Menſchen geopfert worden ſind, viel ſchwerer iſt es ſchon, darüber Klarheit zu gewinnen, wie lange ſich die grauſame Sitte oder richtiger geſagt, Unſitte erhalten hat. In Rom war es zuerſt der König Numa, der mit Erfolg gegen die Menſchenopfer vorging und ſie ſogar völlig unterſagte, ſie alſo offiziell beendete. Das hat allerdings nicht bewirkt, daß nicht doch noch Opfer vorgekommen wären. Es iſt wohl als ſicher feſtzuſtellen, daß die Römer noch zu Cäſars Zeiten ihren Göttern Menſchenopfer dargebracht haben. Auch bei dem Kulturvolk der Griechen ſind bis zu den Zeiten des Pauſanias öffentlich die Menſchenopfer gehalten worden, und es gibt genug hiſtoriſche Ereigniſſe, bei denen nachweislich Menſchen geopfert worden ſind. So iſt es erwieſen, daß noch vor der berühmten Schlacht bei Salamis Themiſtokles dem Dionyſos drei Perſer opferte, um den launiſchen Gott gütig zu ſtimmen und ſo auf den günſtigen Verlauf des berühmteſten aller Seekämpfe hinzuwirken. Dieſes Opfer hat bekanntlich den gewünſchten Erfolg gehabt; es iſt aber ſelbſtverſtändlich nicht das letzte geweſen. Es läßt ſich nicht feſtſtellen, wie lange noch Menſchenopfer ſtattgefunden haben; wo der fanatiſche Glaube beſteht, kann dieſem Fanatismus kein Verbot ein Ende machen. Opfer und ähnliche Kultbräuche hören ſtets erſt auf, wenn der Glaube an ihre Wirkung aufhört, nicht aber, wenn ſie von Obrigkeitswegen verboten werden.

Sehr intereſſant iſt nach dieſer Richtung hin die Geſchichte des Königs Olaf Tryggvaſon von Norwegen. Dieſer war zum Chriſtentum übergetreten, und nun wurde im Jahre 1000 das Allding abgehalten, in dem über die Religionsangelegenheit entſchieden werden ſollte. Man billigte den Glaubenswechſel des Königs durchaus nicht; er ſollte der alten Sitte und dem alten Brauche, dem alten Glauben treu bleiben. Dieſer alte Glaube erforderte aber gerade im Norden unzählige Menſchenopfer. Schon in Dänemark wurden bei dem alle neun Jahre wiederkehrenden Todesſühneopfer jedesmal 99 Menſchen geopfert, und im ganzen Norden waren derartige Opfer-

feste mit Menschenopfern im Gebrauch. Gerade an diesen Opfern hing das Volk. Dem König aber waren solche Greuelszenen entsetzlich, und er hatte schließlich auch noch einen persönlichen Grund, sie nicht zu lieben, da es vorkam, daß das Volk die Könige opferte, um durch dieses vornehme Opfer die Götter zu versöhnen. Besonders bei Hungersnot, Epidemien und ähnlichen Heimsuchungen, von denen das ganze Volk getroffen wurde, glaubte man, den König opfern zu müssen, wenn das allerdings wohl auch im Jahre 1000 kaum noch zu erwarten war. Auch bei dem Alding gelobten die Versammelten, daß den Göttern ein großes Opfer gebracht werden sollte, aus jedem Landesteil sollten zwei Menschen als Opfer gestellt werden. Der König merkte wohl, daß er gegen seine fanatischen Landsleute nicht aufzukommen vermochte, wenn er nicht durch besonders drastische Mittel sie zu überzeugen vermochte. So nahm er denn die Abgesandten zu sich und sagte ihnen, wenn er gezwungen würde, die Religion wieder anzunehmen, so würde er auch gezwungen sein, ein großes Menschenopfer, wie es diese alte Religion verlange, zu veranstalten. Er würde aber nicht, wie dies der Mißbrauch sei, Kriegsgefangene oder Verbrecher opfern, sondern seine 6 Opfer aus der Mitte der Häuptlinge wählen, die doch wohl, wenn sie so fest am alten Glauben hingen und von der Notwendigkeit und Nützlichkeit der Opfer überzeugt wären, auch mit Freuden bereit sein würden, selbst den Opfertod zu sterben, denn fremde Personen zu opfern, das sei keine Kunst und beweise keine Glaubensstärke. Wer überzeugt sei, daß das Menschenopfer notwendig wäre, damit die Götter Unglück vom Volke abwenden und Glück bescheren könnten, der müsse doch geradezu froh sein, wenn er selbst dieses Glück für sein Volk bringe, indem er das Leben hingebe.

Das war absolut logisch und nicht zu bestreiten; aber die opferfreudigen Männer machten lange Gesichter, denn was sie da mitanhören mußten, gefiel ihnen übel. Sie hatten sich schließlich wohl selbst schon gelegentlich etwas Ähnliches gedacht, denn Zweck heiligt nicht die Mittel, und Mord bleibt Mord, wenn er auch zu Opferzwecken erfolgt; sie konnten dem König auch keine Antwort geben, die irgend Hand und Fuß gehabt hätte, und so meinte denn der brave Olaf Tryggvason, es gäbe in diesem Falle nur zwei Möglichkeiten: entweder das Volk halte am heidnischen Glauben fest, dann

müßten die, die dies beschließen wollten, auch alle Konsequenzen auf sich nehmen und selbst den Opfertod leiden, oder man breche mit dem grausamen Heidentum, lasse alle Menschenopfer als das gelten, was sie wirklich seien, nämlich Mord aus wahnsinniger Verblendung, und trete zum Christentum über, dieser Religion der Wahrheit, Reinheit und Liebe. Das sahen die Männer des Volkes ein, und da ihnen ihr Leben bedeutend lieber war als das Heidentum, wurde die Annahme des christlichen Glaubens beschlossen. Das war eine eigenartige Bekehrung, die aber recht verständlich ist, denn nicht wenigen der opferfreudigsten Heiden galt das eigene Leben mehr als der Tod für den Glauben. Es läßt sich also für den Norden nachweisen, daß bis zum Jahre 1000 die Menschenopfer bestanden haben. Daß sie aufhörten, als das Christentum als Religion angenommen wurde, das versteht sich wohl von selbst, wenigstens soweit der neue christliche Glauben wirklich das alte Heidentum verdrängte. Oder doch nicht?

Nun, es versteht sich nicht von selbst. Man soll nur nicht immer denken, daß die Menschen in dem Augenblick, in dem die Volksversammlung beschließt, lieber den Glauben der Väter aufzugeben und das Christentum anzunehmen als sich selbst opfern zu lassen, ihre ganze Natur, ihre Neigungen, Gewohnheiten und Anschauungen von sich werfen und als völlig neue Wesen durch das Erdenleben wandeln. Gewiß gibt es eine Massensuggestion, die bewirkt, daß sich die Allgemeinheit zu einer neuen Idee bekennt, aber das soll man nicht überschätzen. Gerade die christliche Kirche hat gewaltige Konzessionen machen, viele heidnische Bräuche übernehmen und etwas christlich dekorieren müssen, weil nie und nimmer das Christentum hätte Wurzel fassen können, wenn es schroff alles hätte ausrotten wollen, was den deutschen Stämmen so in Fleisch und Blut übergegangen war, daß es geradezu einen Bestandteil des Einzelnen bildete. Wer die Kultur des Altertums etwas genauer studiert, der wird ohne Mühe feststellen können, daß alle unsere christlichen Feste nichts sind als eine Fortsetzung der alten heidnischen Feste, die nicht einmal in der Art der Feier abgeändert wurden, denen man vielmehr nur eine andere Bedeutung unterschob. Selbst das Menschenopfer wurde, wie ich oben schon gesagt habe, akzeptiert, da es zur Basis des Glaubensbekenntnisses gemacht wurde. Freilich

duldete die Kirche nicht — und konnte nicht dulden — daß weiter Menschen geopfert wurden, denn damit hätte sie doch glatt zugegeben, daß Christus nicht den Erlösertod für die Welt gestorben sei, sondern daß die Welt sich für ihre Sünden selbst den Erlöser schaffen müsse. Aber der Gedanke des Menschenopfers ist da; er ist unabweisbar da, und wie beim apostolischen Abendmahl der Geistliche ausruft: „Ich trinke für Euch alle!" so würde man auch dem Erlöser die Worte in den Mund legen müssen: „Ich starb für Euch alle!" Das aber hat bei den Heiden wenig Beifall gefunden. Man war es gewöhnt, Menschen zu opfern; das galt als eine gar große Sache, warum sollte man also plötzlich keine Menschen mehr opfern? Bloß weil man sich Christ nannte? Nein! Mindestens bei den Goten, Herulern und den Longobarden, sogar zum großen Teile bei den Sachsen wurden die Menschenopfer auch nach der Annahme des Christentums kultiviert. Das steht fest, und man darf wohl annehmen, daß es in den nordischen Ländern, in denen erst recht die Menschenopfer gebräuchlich waren, nicht anders gewesen ist. Es läßt sich deshalb absolut nichts Bestimmtes über den Termin des Aufhörens dieser frommen Grausamkeit sagen.

Wenn man aber eine absolute Antwort auf die Frage geben sollte, wo es die meisten Menschenopfer gegeben habe, so würde man keinem europäischen Lande das Maximum zugestehen können. In Mexiko wurden dem Gotte Tonacatecutli jährlich etwa 20 000 Menschen geopfert. Wo man sie hernahm? Die Mexikaner ließen niemals Frieden mit den Nachbarvölkern werden, schon damit sie stets die erforderliche Anzahl von Gefangenen für die Opfer zur Hand hatten. Den Göttern des Feuers und des Krieges Xinkhecutli, Mixcoatl und Uitzilopochtli wurden solche Menschenopfer gebracht. Aber es gab auch Einzelopfer, die eher einen poesievollen Anstrich haben. So wurde dem Gotte Tezcatlipoca zu einem Jahresfeste ein Opfer gebracht. Ein Jüngling wurde ausgewählt und lebte ein Jahr lang wie ein Gott, oder wie auch behauptet wird, direkt als Gott. Es ist interessant, daß man ihm eine ganze Anzahl Weiber zur Verfügung stellte und damit zu erkennen gab, wie unentbehrlich man die Liebeslust auch für einen Gott hielt. Am Tage des Festes nahm dieser menschliche Gott rührenden Abschied von seinen Weibern und vom Leben, das ebensoviel Lust und Freude beschert hatte, dann stieg er

zum Tempel empor, und wenige Minuten später starb er den Opfertod zu Ehren des Gottes, den er selbst dargestellt hatte. Ob nicht durch solche Opfertaten ganze Länder entvölkert wurden? O, es gibt nichts Wohlfeileres, als den Menschen. Ob man Kriegsgefangene zur Verfügung hat, ob man in reich bevölkerten Ländern auf den Menschenraub geht, um das nötige Opfermaterial zusammenzubringen, ob man im eigenen Lande die Auslese hält; es ist ja alles gleich — Menschen gibt es stets, und es schien nationalökonomisch richtiger, eher die Menschen als das Vieh zu opfern, denn das Vieh ist Nationalvermögen, es sind Werte, die Menschen aber, wenn sie zu reichlich vorhanden sind, gelten als ein Übel, weil man weder am Tische der Familie noch am Tische des Staates zu viele Esser als eine Quelle des Reichtums schätzte. Daß die Überzahl auch als erwerbende Kraft in Betracht käme, wurde nicht allgemein anerkannt. Ich will mich nicht um solche Fragen ereifern, ich meine nur das eine, daß die Beseitigung einer Mehrzahl von Menschen nicht als ein Schaden, sondern nur als eine günstigere Aussicht auf die Verteilung der Reichtümer für die Übrigbleibenden aufgefaßt worden ist, und daß man deshalb in den Menschenopfern tatsächlich einen Segen erblickte. Mexiko hat wohl die größten Menschenopfer gebracht, die es je auf Erden gab: aber der Urgott Tonocatecutli hat sich doch nicht erkenntlich gezeigt, er hat seine getreuen Verehrer nicht zu schützen vermocht; die Opferfrohen wurden selbst Opfer der europäischen Habgierde und Herrschsucht.

Wenn man nun die Menschenopfer etwas genauer betrachtet, so sind sie nicht nur deshalb interessant, weil sie zeigen, wie weit der menschliche Geist gerade in religiösen Dingen von der Bahn der einfachsten Humanität abschweift; sondern sie haben auch ein allgemeines Interesse deshalb, weil sie den sexuellen Menschen als Bestie erkennen lassen. Es ist ja die Wechselwirkung zwischen Sinnlichkeit und Grausamkeit so hinlänglich bekannt, daß es sich erübrigt, sie an dieser Stelle nochmals psychologisch — ich möchte fast sagen physiologisch — zu erklären. Ich will deshalb die Menschenopfer nur als einen weiteren Beweis für diese Tatsache erläutern.

Faßt man die Ausgestaltung der religiösen Doktrinen, die aus dem instinktiven religiösen Empfinden resultieren, richtig auf, so kann man sich der Erkenntnis, daß der sexuelle Gedanke dabei geradezu

als Leitſtern dient, beim beſten Willen nicht verſchließen. Schon die Schöpfungsidee iſt, wie ich bereits an anderer Stelle nachgewieſen habe, eine durchaus ſexuelle Idee, da Schaffen und Zeugen für den Naturmenſchen völlig identiſche Begriffe ſind. Daraus reſultiert die Lehre von dem Verwandtſchaftsverhältnis der Götter, die in ihrer Mehrheit als Söhne und auch als Töchter der oberſten Gottheiten gedacht wurden. Daraus ſind weiter alle die Geſchichten von Liebesabenteuern der Götter und Göttinnen mit ſterblichen Menſchen hergeleitet, Geſchichten, die doch abſolut keinen Sinn haben könnten, wenn ſie nicht die nahen Beziehungen der Götter zu den Menſchen illuſtrieren und beweiſen ſollten, daß die Zeugungskraft eine göttliche Kraft ſei, die den Menſchen als ſchönſtes Geſchenk verliehen worden ſei. Iſt aber der religiöſe Gedanke untrennbar an den ſexuellen gekoppelt, dann muß ſich der letztere ſchließlich auch überall da nachweiſen laſſen, wo der erſtere ſtark in die Erſcheinung tritt, alſo auch bei den Menſchenopfern.

Es wäre ſehr bequem, einfach zu ſagen: Es beſteht eine Wechſelwirkung zwiſchen Sinnlichkeit und Grauſamkeit; die Menſchenopfer ſtellen eine Grauſamkeit dar, ergo müſſen ſie auch Beziehungen zur Sinnlichkeit haben. Das iſt in der Tat eine bequeme Logik; aber es läßt ſich ohne viel Mühe dieſer Zuſammenhang nachweiſen. Wer die Menſchenopfer nur oberflächlich kennt und nichts weiter weiß, als daß Menſchen zum Opfer gebracht wurden, der iſt allerdings ſchwerlich in der Lage, ſich ein klares Bild zu machen, und mag deshalb wohl mit einer gewiſſen Ehrfurcht, die mit Grauen gemiſcht iſt, an dieſen heiligen Brauch denken, der ihm nur beweiſt, wie tief die Menſchen ſich ihren Göttern unterordneten. Das mag bis zu einem gewiſſen Grade richtig ſein, aber ein derartig oberflächliches Urteil wird uns keinen Schlüſſel für die Denkungsart der alten Völker bieten. Es iſt zunächſt nicht richtig, daß immer nur den Göttern die Opfer dargebracht wurden. Ich will hier bloß an die Opfer denken, die dem Minotaurus vorgeworfen wurden. Schon im Minotaurus iſt die ſexuelle Idee ſtark verkörpert; dieſes Ungeheuer, das einen menſchlichen Körper aber einen Stierkopf beſaß, war die Frucht eines ſträflichen und abſurden Liebesverkehrs zwiſchen Paſiphaë, der Gattin des Königs Minos, und einem weißen Stier, den Neptun geſendet hatte. Es iſt da die „widernatürliche Unzucht“ zwiſchen

Tieren und Menſchen in einer klaſſiſchen Weiſe betont, denn die Liebſchaften zwiſchen Weibern und Pferden oder Stieren ſind im Grunde nichts weiter als Illuſtrationen für die ſexuelle Unerſättlichkeit der Frauen. Es iſt alſo ſchon damit die ſexuelle Idee in die Minotaurusmythe hineingebracht. Minos, der die Extravaganz ſeiner Gattin kannte und kennen mußte, als dieſe den Minotaurus zur Welt gebracht hatte, gab ſich als vernünftiger Mann mit der Tatſache zufrieden und ſperrte den Minotaurus, deſſen Stiefvater er war, in das von Dädalus erbaute Labyrinth. Dieſem Baſtard wurden Jünglinge und Jungfrauen geopfert, die von Athen als Tribut geliefert werden mußten. Jene ſchuldloſen Perſonen wurden für den Opfertod ausgeloſt und dann unter der Trauer nicht bloß ihrer Angehörigen, ſondern auch der Mitbürger in feierlichem Zuge an die Stätte ihres Todes geleitet. Die Jungfrauen ſollen dem Ungeheuer nicht allein zur Sättigung des Magens, ſondern auch der ſinnlichen Begierden gedient haben. Man könnte vielleicht darüber ſtreiten, ob es ſich bei dieſem Blutopfer um ein religiöſes Menſchenopfer gehandelt habe. Um das auf alle Fälle behaupten zu können, iſt man jetzt geneigt, den Minotaurus überhaupt aus der Mythe zu ſtreichen. Man nimmt an, daß das angebliche Ungeheuer in Wirklichkeit nichts anders geweſen ſei als ein Götzenbild des altphöniziſchen Sonnengottes, der, ähnlich wie die Ägypter ihre Götter darſtellten, halb Menſch, halb Stier geweſen ſei. Daß ein Ungeheuer, wie es der Minotaurus geweſen ſein ſoll, nicht wirklich exiſtiert hat, bedarf allerdings keines großen Beweiſes. Es kommt aber darauf erſt in zweiter Linie an. Intereſſant und beweiskräftig für den innigen Zuſammenhang zwiſchen religiöſem und ſexuellem Empfinden iſt es jedenfalls, daß die abenteuerliche Geſchichte von der perverſen Liebesverbindung zwiſchen Paſiphaë und dem Neptunſtier erfunden worden iſt, um für den Götzen eine Urſprungserklärung zu ſchaffen. Mag man nun aber den Minotaurus auffaſſen, wie man will, daß dieſem „blutdürſtigen" Ungeheuer wirklich zahlloſe Menſchenleben geopfert worden ſind, ſteht feſt. Und ebenſo unzweifelhaft hat man es mit Menſchen zu tun, die entweder Verbrecher waren und deshalb dem Tode verfallen mußten, oder auch Jungfrauen und Jünglinge, die das Los traf, die aber beide ganz beſtimmt als Menſchenopfer im reinſten Sinne gelten dürfen, da die einzelnen Perſonen dar-

gebracht wurden, damit sie das Wohl der Allgemeinheit sichern sollten. Das ist die Opferidee in ihrer ursprünglichen Form. Es waren dies aber Opfer, die nicht der Gottheit, sondern einem Ungeheuer dargebracht wurden, das sonst sich selbst seine Beute geholt haben würde. Wenigstens ist das der Sinn der Minotaurus-Mythe. Nimmt man freilich an, daß der Minotaurus von einer späteren Zeit falsch aufgefaßt worden sei, daß er in Wirklichkeit der phönizische Sonnengott gewesen sei, nun dann ist das Menschenopfer also ein wirkliches religiöses Opfer; aber dann ist die Mythe des Minotaurus, seine Herkunft und seine Opfergierde, erst recht bezeichnend, denn aus welchem Geiste ist die Mythe geflossen? Ist sie nicht durch die Sexualität, durch die heiße Sinnlichkeit, die sie durchweht, gekennzeichnet?

Wir brauchen aber nicht den Minotaurus, um darzutun, daß bei den Menschenopfern wirklich der sexuelle Gedanke vorherrschte. Nicht anders liegt die Sache bei den Dionysien, bei denen auch das Menschenopfer Brauch war, ehe man in wilden Orgien der sexuellen Erregung Befriedigung verschaffte. Es wurde dort meistens ein Kind als Opfer dargebracht, das die Weiber in ihrer sinnlichen Ekstase in Stücke rissen, die sie noch zuckend gierig hinunterschlangen. Es wäre dies ein absolut unverständliches Gebaren gewesen, wenn man nicht berücksichtigen wollte, daß der Gott Dionysos der Gott der Fruchtbarkeit nicht bloß auf Feld und Auen, sondern auch der Gott der Zeugung war. Der wilde Wahn, der bei diesen Opfern und überhaupt bei dem ganzen Feste herrschte, der die Weiber zu Hyänen machte, die blutdürstig nach den zuckenden Fleischstücken lechzten, wie wäre er denkbar und möglich, wenn nicht das sexuelle Moment dabei die Hauptrolle spielte? Es ist einfach nicht wiederzugeben, wie diese Feste sich abwickelten, und es würde das ahnungslose Gemüt ein Grauen überkommen, wenn es übersehen könnte, welche Bestie im Menschen schlummert, so bald die sexuelle Sphäre in Mitleidenschaft gezogen wird.

Was sich aber bei den Dionysien zutrug, das pflegte auch sonst bei den Menschenopfern nicht zu fehlen. In der Regel waren sie von den fürchterlichsten Orgien begleitet, und das mag überhaupt das Moment gewesen sein, das sie so außerordentlich beliebt noch

Tafel LVIII.

Kanaanitische Astarte (Museum in Wien).

Astarte der Israeliten.

Astarte aus Meggiddo.

Frauen im Haine der Astarte.

Tafel LIX.

Tempelmädchen mit der Handtrommel im Tempel der Astarte.

Kybele. Attisches Relief
(Völkermus. Berlin).

zu Zeiten machte, in denen man schon längst nicht mehr so fest an die Götter glaubte, in denen von der alten naiven Frömmigkeit garnicht mehr die Rede sein konnte. Wie hätte man sich da noch dazu aufraffen sollen, diesen Göttern Menschen darzubringen? Wie die entfesselte Sexualität, die keine Befriedigung findet, nach Blut schreit — Beispiel dafür bilden eben die Dionysien —, so entfesselt auch der Anblick des fließenden Blutes, der Anblick der im Schmerze sich windenden und zuckenden Körper der Opfer die sexuelle Begierde. Schauerlich, daß dem so ist; aber gegen eine Tatsache läßt sich mit Räsonnements nichts ausrichten. Die Perversität, von der die moderne Zeit soviel zu berichten weiß, Masochismus, Sadismus usw., das alles ist nichts als eine auf sexueller Basis ruhende Erregung, die, wie man sagt, in falsche Bahnen gelenkt wurde. Man kann bei den Menschenopfern, wenn man sie nicht bloß oberflächlich beobachtet, sondern sie auf ihre inneren Motive prüft, sehr wohl alle die Erscheinungen des Sadismus usw. nachweisen. Es ist im Grunde genommen bei diesen Opfern genau dasselbe Prinzip wie bei den perversen Vorgängen. Man geht völlig fehl, wenn man glaubt, daß alles Perverse nur eine moderne Erscheinung unserer Tage sei. Es hat auch hier das Wort Ben Akibas Platz, daß alles schon einmal dagewesen sei. Im Altertum hat es das alles genau so gegeben, wie jetzt. Ich will hier bloß an den Sadismus der alten Griechen erinnern, der darin bestand, daß die Sklaven zum Vergnügen ihres Herrn und seiner Gäste gefoltert und gepeinigt wurden, weil dieser Anblick den Zuschauern die höchste Befriedigung gewährte. Was war das anderes als eine sexuelle Exaltation? Man hat beim Anblick der Menschenopfer genau dasselbe empfunden, was die Griechen beim Peitschen ihrer Sklaven empfanden. Blut mußte fließen, und das Opfer mußte zucken und sich winden vor unerträglicher Pein. Das ist aber genau dasselbe, was heute den Sadisten reizt und schließlich sogar sexuell befriedigt.

Wenn man das alles erwägt, dann erscheinen die Menschenopfer in einem wesentlich anderen Lichte. Man darf nur nicht Ursache und Wirkung verwechseln. Die Idee, aus der diese Opfer, wie alle Opfer, hervorgegangen sind, ist das religiöse Bewußtsein, daß der Mensch den Zorn der Götter versöhnen müsse, und daß er dies nur

durch freiwillige Hingabe ſeiner liebſten Habe erreichen könne. Deshalb zunächſt die Opferung der eigenen Kinder, die man z. B. im alten Karthago in die Mauern der Stadt einmauerte, damit die Götter dieſe ſchützen ſollten. Als man aber zum Tode verurteilte Verbrecher oder gefangene Feinde hinſchlachtete, da opferte man nicht mehr das Liebſte, ſondern man opferte, weil es die alte Tradition lehrte, und weil man ſelbſt an den Opfern Gefallen fand.

II. Teil.

Das Weib in den Kulturreligionen der mittleren und neueſten Zeit.

Im Zeichen des Kreuzes.

Will man mit dem gewöhnlichen hiſtoriſchen Maße meſſen, dann iſt es nicht berechtigt, das Chriſtentum zu den neueren Religionen zu rechnen, und es zu denen des Altertums in Gegenſatz zu bringen, denn das Heidentum ſtand noch in der üppigſten Blüte, als das Zeichen des Kreuzes eine neue Periode des religiöſen Lebens kündete. Gerade dieſes letztere Moment aber läßt die von mir gewählte Einteilung durchaus zu. Monotheiſtiſche Religionen, die ſich bis in unſere Zeit erhalten haben, gab es ſchon, ehe der Nazarener ſeine Lehre in die Welt brachte; auch Offenbarungsreligionen fehlten nicht; aber das Chriſtentum hat eine neue Zeitrechnung geſchaffen, und kann deshalb in der Geſchichte der Religionen anders bewertet und eingeteilt werden als in der allgemeinen Weltgeſchichte.

Die erſten Chriſtengemeinden gaben dem Weibe eine ganz andere Stellung, als man ſie bei anderen Völkern des Orients kannte. Mit dem Orient haben wir es aber zunächſt zu tun, wenn wir uns die Anfänge des Chriſtentums betrachten wollen. Selbſt das iſraelitiſche Volk, deſſen Geſetz — das religiöſe allein war geltendes Recht — durch die neue Lehre nicht umgeſtoßen, ſondern erfüllt werden ſollte, kannte die chriſtliche Einſchätzung des Weibes ganz und gar nicht, und mußte in dieſen Anſchauungen geradezu eine Revolution, keineswegs aber eine Erfüllung des Geſetzes erblicken. Noch durchaus iſraelitiſch dachte ſelbſt Chriſtus zuerſt über das Weib. Bei der Hochzeit zu Kana antwortet er ſeiner Mutter, die ihn darauf auf-

merksam macht, daß es an Wein fehle: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen.“ Ähnlich spricht er auch an anderen Stellen (Vgl. Matth. 12, 48). Selbst als Knabe im Tempel redet er in ganz ähnlichem Sinne. Christus hat dem Kult mit seiner Mutter in keiner Silbe das Wort geredet, im Gegenteil, er hat eigentlich alles getan und geredet, um einer solchen religiösen Verehrung den Boden abzugraben. Das ist ein Moment, das nicht übersehen werden darf.

Das Weib im Kult konnte also gar nicht existieren, mindestens so lange nicht, wie noch das galt, was als Worte und Lehre des Mannes überliefert wurde, der als Begründer einer neuen Religion geehrt wurde und dieser für alle Zeiten seinen Namen aufgeprägt hat. Das Weib in der Lehre und in der Gemeinde aber spielte eine beachtenswerte und geachtete, eine der des Mannes gleiche Rolle. In der Lehre Christi ist dies an zahlreichen Stellen zum Ausdruck gebracht. Bei den Israeliten konnte der Mann ohne weiteres von seinem Weibe loskommen; war er des Weibes überdrüssig, brauchte er der Gattin nur einen Scheidebrief zu geben, und sie hatte keinen Anspruch mehr an ihn. Das verwarf die neue Lehre: Sie erklärte, daß Moses den Juden dieses Gebot nur um ihrer Herzen Härtigkeit gegeben habe. „Aber von Anfang der Kreatur hat sie Gott geschaffen, einen Mann und ein Weib. Darum wird der Mensch seinen Vater und Mutter lassen, und wird einem Weibe anhangen, und werden sein die zwei Ein Fleisch. So sind sie nun nicht zwei, sondern Ein Fleisch.“ Das läßt wahrlich nicht den Gedanken zu, daß das Weib eine untergeordnete Stellung einnehmen sollte.

Auch in der Gemeinde war das Weib durchaus gleichberechtigt. Es hatte alle Rechte der männlichen Gemeindemitglieder. Kein weibliches Wesen, das sich zum Christentum bekehren wollte, hatte nötig, sich durch einen Mann einführen zu lassen, sondern konnte ganz selbständig sich in die Gemeinde aufnehmen lassen. Es herrschte in der ersten Gemeinde eine absolute Einigkeit und eine vollständige Gütergemeinschaft. Wer ein Besitztum hatte, verkaufte es und gab den Erlös in die Gemeinde, ohne für sich den kleinsten besonderen Teil zu behalten. Die ersten Mitglieder, von denen etwas anderes berichtet wurde, waren Ananias und sein Weib Saphira. Diese hatten von dem Erlös ihrer Habe etwas „entwendet“. Der Apostel Petrus machte ihnen Vorhalt wegen ihrer Lüge, die darin gesehen wurde,

daß sie nicht den ganzen Erlös abgeliefert hatten, und meinte, sie hätten ja den Acker getrost ganz für sich behalten können, aber sie belögen Gott, wenn sie sagten, sie wollten all ihr Geld geben, während sie doch einen Teil behielten. Beide starben ob dieses „Frevels"; aber auch da wird ausdrücklich gesagt, daß Ananias mit Wissen seines Weibes gehandelt, und daß dieses eingewilligt hätte.

Von weiblichen Mitgliedern, die ganz selbständig christliche Werke der Barmherzigkeit übten und sich um die Ausdehnung des Christentums verdient machten, wird schon aus der ersten Zeit des Christentums berichtet. So von der Jüngerin Tabea (Apostelgesch. 9, 36—41), die zu Joppe gestorben war, und an deren Bahre Petrus von den Gläubigen gerufen wurde. Der Apostel erweckte diese Tabea von den Toten auf und stellte sie der Gemeinde wieder als lebend vor. Eine Heidin, Lydia, die in der Stadt der Thyatirer als Purpurhändlerin lebte, hörte den Apostel Paulus und bekehrte sich. Sie wurde sofort als vollwertiges Gemeindemitglied aufgenommen.

Ein ganz besondere Rolle spielten die Weiber bei den Christenverfolgungen in Rom. Sie wurden mit Eifer gesucht, und die Henker, die so viel von der Keuschheit der Christinnen gehört hatten, machten sich geradezu ein Vergnügen daraus, in der schamlosesten Weise diese Sittenreinheit zu verhöhnen. Die Christinnen wurden völlig entkleidet und nackt auf die Straße geführt. Das war aber noch nicht genug, man präsentierte sie auch gern in Stellungen, die so abscheulich waren, daß der Anblick den Leuten, wenn sie nicht jeder Empfindung bar gewesen wären, die Schamröte hätte ins Gesicht treiben müssen. Aber trotz der Schändung, trotz Not und Todesqualen blieben die Christinnen dem neuen Glauben treu, und viele von ihnen waren nicht minder heldenhaft in ihrem Auftreten als die Männer. Gerade die größte Gefahr, die grimmige Verfolgung hat die ersten Christen zu einer festen und untrennbaren Gemeinde verbunden und hat sie davor bewahrt, die Lehre, die ihnen noch frisch, ich möchte sagen, unmittelbar gepredigt wurde, durch eigenen Witz zu „verbessern", wie dies später und bis auf den heutigen Tag geschehen ist und noch weiter geschehen wird. Manche Christin wurde von den Aposteln als im Dienste der Gemeinde stehend direkt empfohlen. So die Schwester Phöbe im Römerbrief. Viele ließ Paulus in seinen Episteln besonders grüßen. Paulus selbst hat die Gefahr gekannt, die dem Christentum durch neue

Auslegungen und neue Dogmen drohte, und er hat vor solchen Lehrsätzen gewarnt: „Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren worden," schreibt er. Er hat aber auch schon über die Unsittlichkeit geschrieben, hat die widernatürlichen Gelüste getadelt, hat aber auch schon eingesehen, daß das Weib das heiße sexuelle Begehren oft für eine heilige Brunst hielt. Er hat die enge Verwandtschaft, die zwischen dem religiösen und dem sexuellen Empfinden besteht, sehr früh und sehr klar erkannt. Das hat ihn auch dahin geführt, die Ehe allen denen zu empfehlen, die den sexuellen Drang fühlten. „Es ist dem Menschen gut, daß er kein Weib berühre; aber um der Hurerei willen habe ein jeglicher sein eigen Weib, und eine jegliche habe ihren eigenen Mann." „Ich wollte aber lieber, alle Menschen wären, wie ich bin; also ein jeglicher hat seine eigene Gabe von Gott, einer so, der andere so. Ich sage zwar den Ledigen und Wittwen: Es ist ihnen gut, wenn sie auch bleiben wie ich. So sie aber sich nicht mögen enthalten, so laß sie freien; es ist besser freien, denn Brunst leiden."

Das konnte Paulus sehr wohl schreiben; er war ein Mann, der das Leben und die Menschen kannte, der nicht bloß der religiöse Schwärmer war, dem Fühlen und Denken fremd geworden wären, und nicht bloß die religiösen Lehren, die seine Epistel enthalten, sondern ebenso die feine Beobachtung rein weltlicher Verhältnisse und rein menschlichen Empfindens sollte man in diesen Niederschriften durchforschen. Paulus hat aber auch in seinem eigenen Leben genügend Gelegenheit gehabt, die Psyche des Weibes zu erkennen und zu analysieren, wie auch heute noch die religiöse Schwärmerei des Weibes bei genauerer Prüfung sich oft genug als eine sexuelle Begierde erkennen läßt, über deren Natur sich zwar das Weib selbst nicht einmal immer klar ist, die sich aber doch, ähnlich wie das Schießpulver, das wie harmloser schwarzer Sand erscheint, bei der kürzesten Berührung eines Feuerfunkens mit furchtbarer Gewalt explodiert, in fesselloſe Leidenschaft auflöst, sobald dies zündende Moment in Aktion tritt. Oft ist diese weibliche religiöse Schwärmerei nichts als eine brünstige Begierde nach dem Gottesdiener. Und das war schon zu des Apostel Paulus Zeiten nicht anders. Es existieren darüber sehr interessante Aufzeichnungen eines christlichen Presbyters, die aus dem zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung stammen und berechnet waren, eine Ergänzung der Apostelgeschichte zu bilden;

ich meine die ſogenannten kleinaſiatiſchen Paulusakten, die umſo glaubhafter erſcheinen, als ſie aus einer außerordentlich gut unterrichteten Quelle ſtammen, und als ſie abſolut gerade in dem Punkte, der hier von Intereſſe iſt, das ſtrikte Gegenteil einer Tendenzſchrift ſind. Es handelt ſich um einen wirklichen Roman. Paulus war nach Ikonion gekommen, um dort zu predigen. Sein Erſcheinen machte, wie überall, großes Aufſehen, denn erſtens war von der neuen Lehre in allen Ländern ſchon viel geſprochen worden, und dann beſaß Paulus, der als Saulus früher ein eifriger Chriſtenverfolger geweſen und als ſolcher ſchon ſuggeſtiv auf die Menge gewirkt hatte, eine hinreißende Beredſamkeit. Paulus wird als ein nur kleiner Mann mit kahlem Kopfe und krummen Beinen geſchildert, alſo gewiß nicht als Adonis, der durch ſein Äußeres die Weiber hätte betören können, wenn ihm auch eine freie, edle Haltung nachgerühmt wurde. Gegen die neue Lehre verhielten ſich die meiſten Ikonier ablehnend; ſie hielten die Rede des Apoſtels für ſchillernde Worte von beſtrickendem Reiz, aber ohne innere Wahrheit.

Das war ſo die allgemeine Anſicht; ſie war alſo erſt recht geeignet, den Mann intereſſant und bewundernswert erſcheinen zu laſſen, wenigſtens bei den excentriſchen Weibern, die bekanntlich immer dem zuneigen, den die Allgemeinheit ſeiner Lehren wegen ſchmäht. Die Tochter einer Ikonierin, Theoklia, die ſchöne Thekla, hatte kaum von Paulus vernommen, als ſie ans Fenſter eilte, dort der Rede des Apoſtels lauſchte, und ſich an den Worten berauſchte. In ſchwärmeriſcher Ekſtaſe blickte ſie nach Paulus, und die Welt rings um ſie her ſchien ſie vergeſſen zu haben. Das war umſo auffallender, als Thekla einem ſchönen und wohlhabenden Jüngling verlobt war. Die Mutter ſah mit Schrecken, daß Thekla durch den „fremden Schwärmer“ gebannt und nicht von der Stelle zu bringen war. Sie wußte keinen andern Rat, als an den Bräutigam zu ſchreiben und ihn zur Hilfe herbeizurufen. Thamyris kam frohen Herzens, denn er glaubte, daß der Ruf im Auftrage ſeiner Braut an ihn ergangen ſei. Er war deshalb nicht wenig beſtürzt, als ihm eröffnet wurde, daß er ſeine Thekla aus dem Banne des Fremden, dem alle Jungfrauen zuſtrömten, erlöſen ſolle. Der Mann predige zwar, daß man nur Gott allein leben und enthaltſam ſein ſolle; aber das hindere nicht, daß ihm die Weiber zuliefen, und daß insbeſondere Thekla, durch ſeine

Worte hingerissen, sich in glühendem Verlangen und unstillbarer Leidenschaft verzehre. Thamyris versuchte natürlich, seine Braut von dieser „wahnsinnigen Neigung“ abzubringen, und die Schwiegermutter in spe unterstützte ihn dabei nach besten Kräften. Aber die guten Leutchen merkten gar nicht, daß sie dadurch die Sache noch bedeutend verschlimmerten, denn es gibt auf der Welt nichts Verkehrteres, als einem exaltierten Weibe mit Vernunftgründen beweisen zu wollen, daß es seine Leidenschaft auf eine falsche Richtung lenke, und noch niemals hat der Hinweis auf die bräutliche Pflicht in einem derartigen Falle genützt.

Thamyris verfiel, als sein Zureden nichts fruchtete, auf einen häßlichen Plan. Er bestach bei einem reichlichen Mahle zwei Freunde des Apostels, Demas und Hermogenes, die bekundeten, daß Paulus den Männern ihre Frauen und den Jünglingen die Bräute abwende, nicht etwa durch Verführungskünste, sondern viel eher durch das Gegenteil, nämlich durch seine Lehre, die besage, daß eine völlige geschlechtliche Abstinenz das ewige Heil sichere; wer den Freuden des Fleisches nachgehe, der werde Fleisch bleiben, also vergehen und tot bleiben; wer aber keusch sei, der werde auferstehen zum ewigen Leben. Es versteht sich von selbst, daß den Männern Ikoniens diese Kunde sehr übel gefiel, denn die Keuschheit und Enthaltsamkeit ihrer Weiber wollten sie durchaus nicht dulden, da ihnen dadurch jede Lebensfreude genommen werden mußte. Ganz egal, ob der Apostel recht oder unrecht lehrte; was brauchten ihre Frauen nach dem Tode aufzuerstehen, wenn sie dies nur dadurch erreichen konnten, daß sie für die Männer und ihre Leidenschaft schon jetzt sterben wollten? Sie erhoben eine Anklage gegen den Revolutionär, der auch ins Gefängnis geworfen wurde. Dorthin folgt ihm Thekla, die die Wächter besticht und in die Zelle des Apostels gelangt. Sie gebärdet sich wie unsinnig, wirft sich in wilder Leidenschaft vor ihm nieder und küßt die schmerzenden Glieder, in die die Fesseln einschneiden.

Und am Tage des Gerichts drängt sie sich an Paulus, unbekümmert um die Gegenwart des Richters und aller derer, die gekommen waren, den seltsamen Rechtsfall mit anzuhören. Diese Szene war so seltsam, daß alles Volk den Paulus beschuldigte, er habe das Mädchen verzaubert, und der Richter schien das auch zu glauben, denn er fragte Thekla, warum sie sich nicht mit Thamyris verheiraten wolle;

ſie antwortete nicht, ſondern blickte den Apoſtel mit ſo ſeligen und verliebten Blicken an, daß ihre eigene Mutter im Zorn ausrief, man ſolle die Dirne, die Pflicht und Ehre vergeſſen habe, verbrennen. Dieſem Wunſche entſprach der Richter, indem er das Urteil des Verbrennens ausſprach. Paulus kam beſſer fort; er wurde aus der Stadt hinausgeprügelt. Thekla wird nackt hinausgeführt zum Scheiterhaufen. Nun beginnt in der Erzählung der Myſtizismus, denn Wunder über Wunder tritt ein. Thekla wird durch ein Eingreifen des Himmels, der den Scheiterhaufen durch Hagel und Waſſergüſſe verlöſcht, gerettet.

Wieder trifft ſie mit Paulus zuſammen, wieder kommt ſie in Gefahr, weil ſie in Antiochien verurteilt wird, mit wilden Tieren zu kämpfen, und wieder das Wunder; die Tiere, die auf ſie gehetzt werden, beugen ſich vor ihr in Demut, ja, eine Löwin beſchützt ſie gegen einen Bären, und Thekla wird freigelaſſen. Das Eigenartigſte iſt aber, daß Paulus ihr ſtändig ſagt, ſie werde noch mannstoll werden, und ihre ſinnliche Begierde ſei eine größere Gefahr als die Todesurteile. Sie hat auch zweifellos nicht für die chriſtliche Lehre, ſondern für deren Verkünder, den ſtets freundlichen und liebevollen Apoſtel, geſchwärmt. Sie hat eine rein ſinnliche Leidenſchaft für den kühnen, unerſchrockenen und doch ſo ſanften Prediger gefühlt; das hat ſie aber nicht gehindert, ſpäter ſich auch dem Glauben zuzuwenden und eine begeiſterte Miſſionarin zu werden. Als ſolche iſt ſie geſtorben. Die Akten berichten aber nichts davon, daß ſie noch einmal für einen anderen Mann in ſinnlicher Liebe erglüht ſei.

Dieſe Geſchichte iſt deshalb von ſo großer Bedeutung, weil ſie zum erſten Male in klarer und pſychologiſch treffender Weiſe „das Weib“ in der chriſtlichen Religion ſchildert. Es iſt ſchade, daß der Schluß dieſer „Aktendarſtellung“ in dem wüſten Wunderkram erſtickt, zu dem ſich der fromme Schilderer wohl bloß deshalb verpflichtet fühlte, weil es ſich um den Apoſtel Paulus handelte und natürlich ein Weib, das dieſem ſeine heiße, unwandelbare Liebe ſchenkte, nicht mit dem Maße gewöhnlicher Sterblicher gemeſſen werden konnte. Es gab keinen Frauenkult, ohne den ſich die meiſten Religionen nicht zu behelfen wiſſen, ſei es, daß ſie Göttinnen oder Heilige verehren. Die Geſchichte der Thekla bildet ſchon den erſten Schritt zum Heiligenkult.

Das Weib durfte eben nicht fehlen, weil es in das religiöſe

Empfinden viel zu innig hineingehört und geradezu davon untrennbar ist, trotz dem schönen Spruche „Mulier taceat in ecclesia“. Noch ist Thekla keine Heilige in dieser Geschichte, denn dieser Begriff war den ersten Christengemeinden vollkommen fremd; aber doch schon wird ein Wundergewebe um sie gesponnen, das sonst die Hülle der wirklichen Heiligen wurde, und unbemerkt ist die Thekla der Obhut des frommen Aktenschreibers entrückt und bereits über die Figur des Apostels hinausgewachsen. Das Maß göttlicher Wundergnade, das über dieses doch eigentlich in sündiger Liebe zu dem heiligen Manne entbrannte Weib ausgeschüttet wurde, ist ganz bedeutend größer als das, mit dem der Apostel selbst bedacht wird. Aber daran haben die späteren Historienschreiber festgehalten, und die Wunderweiber in christlichen Mythen mehrten sich auffällig, und die Legenden, in denen Weiber mit übernatürlichen Kräften und Fähigkeiten geschildert wurden, waren so zahlreich, daß man direkt von einer bestimmten Richtung der neuchristlichen Literatur sprechen durfte.

Das Weib im christlichen Wunderglauben.

Dem Weibe rühmte man von jeher eine besondere Sensibilität nach, die es befähigen sollte, den Einfluß übersinnlicher Kräfte oder das Walten der Geisterwelt an sich zu verspüren, einen Blick in die Zukunft zu tun usw. Das galt schon lange vor Christi Erscheinen und war bei den heidnischen Germanen nicht minder in Geltung als im Orient. Man verehrte Frauen als „Seherinnen“ oder Hexen, und die Priesterinnen in den Orakeln waren etwa dasselbe, was im deutschen Altertum die Seherinnen und Priesterinnen waren. Ich sage ausdrücklich, daß man Frauen auch als Hexen verehrt habe, denn das Altertum kannte Hexenverfolgungen in dem Sinne wie das christliche Mittelalter überhaupt nicht, sondern war viel konsequenter, da es sich vor der übersinnlichen Macht demutsvoll beugte und infolgedessen auch den sterblichen Menschen, in denen oder durch die jene übersinnliche Macht wirkte, mit scheuer Ehrfurcht begegnete. In christlicher Zeit stellte man die Wundertaten der Heiligen in Gegensatz zu den Künsten der Zauberer, obwohl doch, ganz streng genommen, beide eigentlich auf einem Holze wachsen.

Die erſte Chriſtenheit hat aber im allgemeinen wenig über ſolche Definitionen nachgedacht; ſie brauchte das Wunder, das nach Goethe des Glaubens liebſtes Kind ſein ſoll, während man aber ebenſo oft den Glauben als das Kind betrachten kann, da das Wunder bei manchen Leuten erſt zum Glauben führt. Das iſt bei den erſten Chriſten noch viel mehr der Fall geweſen, denn dieſe haben ſich oft der vielen überſinnlichen Dinge wegen zur neuen Lehre bekannt. Jedenfalls brauchten die erſten Chriſtengemeinden das Wunder, das ſie immer feſter an den Glauben ſchmiedete, und da war es ſehr oft das Weib, das infolge ſeiner Senſibilität, meinetwegen auch infolge ſeiner hyſteriſchen Veranlagung, ſelbſt an eine ihm verborgen innewohnende Wunderkraft glaubte, wie es ſpäter viele der Hexerei angeklagte Weiber gab, die feſt davon überzeugt waren, ſie ſeien wirklich Hexen und deshalb befähigt, Dinge zu vollbringen, die ſich auf natürlichem Wege nicht ausführen laſſen. Wenn nun aber dieſe exaltierten Weiber glaubten, daß der Teufel ſie beherrſche und ihnen ſeine Macht verleihe, warum ſollten da die Chriſtinnen, die ſich ihres Glaubens wegen verfolgt wußten, die aber allen Gefahren in religiöſer Begeiſterung trotzten, nicht überzeugt ſein, daß ihnen Gott oder der Erlöſer, als deſſen getreue Anhängerinnen ſie leiden mußten, auch die Macht gebe, alles zu erdulden und ſelbſt dem ſicheren Tode entrückt zu werden? Nur, wer der weiblichen Pſyche wie einem mit ſieben Siegeln verſchloſſenen Buche gegenüberſteht, kann das unwahrſcheinlich finden. Dagegen wird es dem logiſchen Nachdenken nicht immer gelingen, einen realen Unterſchied zwiſchen den Hexen und den Wundertätern pſychologiſch zu begründen, mag er rein theologiſch betrachtet auch noch ſo plauſibel erſcheinen.

Uralt ſind die Wundertaten, die als Beweismittel eine Rolle ſpielten. Wurde ein Weib eines unkeuſchen Lebenswandels oder der ehelichen Untreue beſchuldigt, ſo ließ man es ein Wunder tun, was, wenn es gelang, die Unſchuld, wenn es mißglückte, die Schuld beweiſen ſollte. Es ſind dies die ſogenannten Ordalien, die das ſpätere Chriſtentum Gottesurteile nannte. Ich meine, daß ich ſie, doch mindeſtens in heidniſchen Zeiten, ſchwer oder gar nicht in Wunder und Zauberei ſondern kann. Ich will hier nicht auf Gottesurteile in chriſtlicher Zeit eingehen, ſondern als Beweis nur drei Wunder von Veſtalinnen anführen, die beſchuldigt waren, das Gelübde der Keuſch-

heit verletzt zu haben, ein Vorwurf, der sich mit Recht oder ohne Recht sehr oft gegen Vestalinnen vernehmen ließ. Es wird berichtet, daß die Vestalin Claudia zum Beweise ihrer Unschuld ein sonderbares Wunder verrichtete. Als nämlich das Schiff, das die Statue der Göttin Cybele nach dem ewigen Rom bringen sollte, im Tiber stecken geblieben war, daß es nicht mit Gewalt von der Stelle gebracht werden konnte, da löste Claudia ihren Gürtel und zog mit diesem doch sicher viel weniger als die Schiffstaue, die vergeblich benutzt worden waren, geeigneten Instrument das Schiff so leicht vorwärts, als handle es sich um ein Kinderspielzeug. Eine andere Vestalin, Tuccia, die ebenfalls verbotene Freuden genossen haben sollte, statt das heilige Feuer zu bewachen, trug in einem Siebe Wasser aus dem Tiber, ohne auch nur einen Tropfen zu verlieren, und die dritte, Emilia, die das Feuer auf dem heiligen Herde hatte verlöschen lassen, wie man ihr vorwarf, um sich selbst an dem Feuer der verbotenen Liebe zu wärmen, zündete den Brand durch bloßes Auflegen ihres Schleiers wieder an. Durch diese Wundertaten waren sie von jedem Verdacht gereinigt; aber waren es wirkliche Wunder, oder war es Zauberei, was sie vollbracht hatten? Besonders der leichtsinnigen Cybele, die doch dazu da war, Liebeshändel zu unterstützen, hätte man nicht ohne weiteres trauen dürfen. Wenn man so definiert hätte, daß die Hexen sich die bösen Geister dienstbar machten und ihren Willen über den dieser Dämonen walten ließen, während die Wunder der Heiligen dadurch zu Stande kämen, daß die Gottheit aus eigenem Willen den Sterblichen helfe, dann ließe sich leichter über den Unterschied reden, dann hätte man auch viel eher ein Recht gehabt, die Hexen zu strafen und auszurotten, die Heiligen aber als durch Gott bevorzugte Geschöpfe zu verehren. So vernünftig definierte man aber durchaus nicht.

Meist bestanden in der ersten Zeit des Christentums die Wunder darin, daß Märtyrerinnen, die den Feuertod sterben sollten, getrost in den prasselnden Flammen existieren konnten, ohne daß ihnen auch nur das geringste Leid zugefügt wurde. Die Unverbrennbarkeit wird solchen Verfolgten und ihres Glaubens wegen Verurteilten sehr oft nachgerühmt. Die kirchlichen Schriften nennen uns eine große Menge solcher Weiber, die mit Feuer nicht umzubringen waren. Es ist das eine Historie, die in der apokryphen Geschichte der drei

Männer im feurigen Ofen ein älteres Gegenstück findet. Es hat gewiß etwas für sich, daß man glaubte, denen, die ihres Glaubens wegen verfolgt würden, müsse der heilige Geist in der Stunde der schwersten Gefahr beistehen und die Bosheit roher und gottloser Menschen unwirksam machen. Aber das wirkt doch wieder verletzend unlogisch, weil, wenn es zutreffend wäre, allen Gläubigen die gleiche Hilfe hätte zu Teil werden müssen. Daß aber die besten und glaubensstärksten Christen nicht gerettet worden sind, daß selbst die Apostel den Todesmartern ihrer Feinde erliegen mußten, das ist einfach nicht aus der Welt zu schaffen, und deshalb ist die Legendenbildung um einzelne Weiber, streng genommen eine Zurücksetzung aller derer, die den Märtyrertod sterben mußten, und doch gerade wieder dieses Todes wegen für heilig erklärt wurden wie die Weiber, die heilig wurden, weil sie nicht starben.

Das Weib in der Religion hat sich später noch viel intensiver betätigt, und der schwärmerische Hang zum Übernatürlichen, der bei den hysterischen Frauen auf religiös-sexueller Basis fußt, hat die seltsamsten Dinge bewirkt. Zuweilen nahm die fromme Ekstase einen geradezu schamlosen und blasphemischen Charakter an, der freilich nicht verhinderte, daß diese exaltierten Geschöpfe heilig gesprochen wurden. Die Äbtissin eines Benediktinerinnenklosters, die als heilige Christin große Verehrung fand, hielt sich für die wirkliche Gemahlin Christi, erzählte mit großer Begeisterung, daß sie nicht allein wirklich mit dem Erlöser verheiratet sei, sondern daß dieser ihr auch fleischlich beigewohnt habe. Das war durchaus keine leere Ruhmrederei, sondern es war wirklich die felsenfeste Überzeugung der frommen Dame. Aber gibt es wohl etwas, das den sexuellen Charakter solcher frommen Schwärmerei besser und einwandsfreier feststellen könnte? Groß ist die Zahl der weiblichen Heiligen, die allen Ernstes sich für die Gattinnen des himmlischen Erlösers hielten. Auch die heilige Katharina von Siena beschrieb ganz genau die Vermählung mit Christus, der die Engel beigewohnt haben sollten. Die heilige Thereſe beschäftigte sich wieder mit einem anderen Problem, das aber ebenso sexueller Natur war, nämlich der Frage, ob die Jungfrau Maria wirklich die Immakulata, also die durch ihre Empfängnis völlig Unbefleckte gewesen sei, oder ob sie wie andere irdische Frauen in Sünden empfangen habe. Sie bejahte übrigens diese letztere Frage,

was aber nicht hinderte, daß sie für heilig galt, ebenso wie die heilige Maria von Agreda und die heilige Brigida, denen der heilige Geist große Offenbarungen diktiert haben sollte, in denen allerdings das Gegenteil von dem gesagt war, was die heilige Thereſe niedergeſchrieben hatte, angeblich auch einer Inſpiration folgend. Die wüſteſten Mitteilungen hat aber die heilige Anna Katharina Emmerich niedergeſchrieben, die ſich nicht darauf beſchränkte, alle Geſchehniſſe, die ſich jemals auf der Erde abgeſpielt haben, perſönlich geſehen zu haben, ſondern die auch auf fremden Weltkörpern angeblich ganz zu Hauſe war und alles mögliche von „Land und Leuten“ berichtete.

Die heiligen Frauen konnten aber noch viel mehr als Diktate großer Geiſter niederſchreiben; ſie verrichteten auch ſonſt Wunder, die gern geglaubt und weiter berichtet wurden, die geradezu einen Beſtandteil des religiöſen Glaubens ausmachten. Auch auf dem Gebiete der Wunder hat es Moden gegeben, und nichts zeigt mehr den hyſteriſchen Charakter dieſer weiblichen Religionsfanatikerinnen als die Nachahmungsſucht, die keine Grenzen kannte und förmliche Wunderepidemien ſchuf. Wieder war es die heilige Thereſe, die als erſte oder doch wenigſtens als eine der erſten ein neues Mirakel brachte. Sie behauptete, daß ihre nahe Beziehung zu Chriſto ſich auch äußerlich wahrnehmbar dokumentiere; ſie habe dieſelben Wundmale, die der Gottesſohn beim Erlöſertod davongetragen. Die Nagelmale in den Händen und in den Füßen, ſowie die Wunde in der Seite, die der römiſche Soldat Longinus aus Mitleid mit der Lanze geſtochen hatte, um die Todesqual abzukürzen, zeigten ſich auch bei ihr, und dieſe Wundmale ſeien ſo echt und dem Vorbild getreu, daß ſie oft Blutstropfen abſonderten.

Das war etwas für die exaltierten Weiber. Es gab kaum noch eine fromme Schwärmerin, die nicht ebenfalls die Wundſtigmata hätte aufweiſen können. Das würde vielleicht hier gar nicht beſonders intereſſieren, wenn nicht auch dieſe ſtigmatiſierten Weiber heilig geſprochen worden und die Stigmata als eine Art Dogma in die Religion aufgenommen worden wären. Natürlich konnten nicht alle, die das Stigma aufzuweiſen hatten oder behaupteten, daß der innige Glaube ihnen Hände und Füße durchbohrt habe, als Heilige gelten, denn das wäre doch ſchließlich auch der wunderſüchtigen Kirche zu viel geworden, und darin daß eben nur eine Anzahl der durch

Kreuzigungswundmale Ausgezeichneten Heilige wurden, andere nicht, liegt wieder eine große Ungerechtigkeit. Heilige waren besonders Lucia von Narni, Gertrud von Oosten, Marie Alacoque, Clara von Bugny, Agnes von Jesu, Louise Lateau, die schon erwähnte heilige Thereſe, Margarethe Colonna, Maria Moerl, die vielseitige Anna Emmerich, Rosa Cerra, Maria Domenica Lazzari u. a. m.

Die Stigmatisierungsepidemie grassierte aber nicht etwa bloß in altchristlicher Zeit, in der das Bedürfnis aufkam, Weiber in der Religion eine Rolle spielen zu lassen, sondern bis fast in unsere Zeit gab es solche Wunder. Da nun aber die Nägelmale gar so allgemein wurden, daß es fast mehr auffiel, diese Stigmata nicht zu haben als sie vorweisen zu können, mußten die Schwärmerinnen sich doch schließlich noch etwas anderes, wodurch sie auffallen konnten, ausdenken. Das gelang auch wirklich. Maria Moerl ließ ihre Stigmata an jedem Freitag bluten, und besonders am Charfreitag steigerte sich der Blutverlust ganz gewaltig. Der Freitag ist nun einmal der Unglückstag, wie der Donnerstag der Himmelfahrtstag ist. Maria Domenica Lazzari war aber auch der Moerl noch überlegen. Sie war die Schmerzensreiche, die nicht nur die Nägelwunden aufzuweisen hatte, sondern auch noch die Wunden von der Dornenkrone.

Nun trat das Sonderbare ein, daß auch eine ganze Reihe frommer Frauen die Spuren der Dornenkrone auf der Stirn trug, die natürlich ganz von selbst, gewissermaßen als ein sichtbares Zeichen der Zugehörigkeit zu Christus entstanden. Daß diese Zeichen des Glaubens erst eintraten, nachdem das Beispiel der Domenica Lazzari bekannt und viel besprochen wurde, hätte eigentlich auffallen und Mißtrauen erregen müssen, denn wäre es wirklich göttlicher Wille, daß die Glaubensstärke eines Menschen durch die sichtbaren Schmerzenszeichen Christi in die Erscheinung treten müßten, so würden doch wahrlich schon die ersten Christen und alle die frommen Anhänger Christi aus späterer Zeit diese Stigmata getragen haben. Das war nicht der Fall; erst Domenica Lazzari schuf die Mode der Dornenspuren, und die leichtgläubige Welt geriet immer tiefer in den Frauenkult und verehrte die Frauen als Heilige weit höher als sie den Stifter der christlichen Religion verehrte, der über diesen Frauen fast vergessen wurde. Man nannte die Trägerinnen der Dornenzeichen geradezu die Seligen, und noch heute sind die Namen einer Clarissa

von Roveredo, einer Urſula Aguir, einer Maria von Kreuz, einer Maria Villani, Vincenza Ferrora u. v. a. bekannt und wohl auch verehrt. Hat man wirklich an die „Echtheit" der Wundmale geglaubt? Ja! Das konnte man auch, denn die Wunden werden ſchon „echt" geweſen ſein; d. h. ſie waren wirkliche Wunden, die aber nicht durch eine beſondere Gunſt des Himmels, quaſi als Quittungsſtempel für hervorragende Glaubensſtärke, von ſelbſt entſtanden ſind, ſondern fürſorglich geſchnitten und geſtochen wurden.

Die Kirche hatte viel eher ein Intereſſe daran, das „Weib in der Religion" verehren zu laſſen, als dieſe Weiber als Schwindlerinnen oder doch mindeſtens als hyſteriſche oder mit einer Manie behaftete Unzurechnungsfähige entlarvt zu ſehen. Religiöſer Wahn lag doch aber mindeſtens dann vor, wenn die Frommen die Exaltation bis zu dem gottesläſterlichen Gedanken ſteigerten, daß der Gottesſohn mit ihnen als Gatte verkehrt habe.

So weit war es mit der chriſtlichen Reinheit gekommen, ſo weit hatte der Glaube dem ſinnlichen Begehren ſich unterordnen müſſen, und das Schlimmſte dabei war, daß man dieſe ſchwülſtige Ekſtaſe für Heiligkeit und Frömmigkeit hielt, ſelbſt wenn ſie ſo ungeſcheut und offen ſich von ihrer widerlichſten Seite zeigte, wie ſie es doch wahrlich alltäglich tat. Die einzige Entſchuldigung für ſolche Abirrungen iſt die innige Verwandtſchaft zwiſchen religiöſem und ſinnlichem Empfinden.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß gerade Frauen, die durch ein wahres Schandleben voller Unſittlichkeit verdient hätten, der allgemeinſten Verachtung anheimzufallen, ſich die größte Verehrung zu ſichern wußten, indem ſie ſich der frommen Schwärmerei ergaben und das Beiſpiel der heiligen Frauen nachahmten und ebenfalls die Stigmata produzierten. Ich will einer Quelle folgen, die in dieſem Punkte ſicherlich einwandsfrei iſt, nämlich dem bekannten Ignaz von Loyola, dem Begründer der Geſellſchaft Jeſu. Dieſer gedenkt eines Mädchens, das außerordentlich leichtfertig lebte, eine Liebſchaft nach der anderen anknüpfte und nichts anderes war als eine unflätige Dirne. Dieſes Subjekt verfiel dann aber in religiöſe Schwärmerei und hielt ſich für die Gattin Chriſti, der mit ihr wirklich die Ehe vollziehe. Auch dieſe Dirne, von der geſagt wird, daß ſie trotz aller Schwärmerei auch dem himmlichen Gatten noch oft die Ehe gebrochen habe, hatte dieſelben Stigmata an Händen, Füßen und

Tafel LX.

B. Rode, Bluttaufe der Priester der Cybele.

Tafel LXI.

Indische Göttin der Schönheit.
(Aus d. Tempel z. Bangalor.)

Indische Himmelskönigin.

Der Gott Krischnas mit der Hirtin liebkosend
(Völkermuseum Berlin).

Kopf aufzuweisen, durch die Domenica Lazzari zuerst so großen Ruhm erlangte, daß ihre Nachahmerinnen wie Pilze aus der Erde schossen. Loyola kannte die engen Beziehungen zwischen Sexualität und Religiosität nicht, oder wollte sie wenigstens nicht kennen, und fand für die Stigmata an dieser verkommenen Dirne weiter keine Erklärung, als daß er glaubte, sie seien dem „Vater der Lüge", also dem Satanas zuzuschreiben, der dadurch die Gläubigen verhöhnen wolle.

Später faßte man die Sache aber etwas realistischer auf, und der Trappist Pater Drebegue war in einem ganz ähnlichen Falle, allerdings im Jahre 1840, der Ansicht, daß die mit Stigmata angeblich begnadete Dirne sich diese Zeichen wohl in betrügerischer Absicht selbst zugefügt habe. Pater Drebegue war freilich von Haus aus Arzt, und den Ärzten sagt man gern eine etwas freiere Weltanschauung und einen klareren Blick nach. Jedenfalls hat aber der gelehrte Pater mit seiner Ansicht der Kirche keinen übermäßigen Gefallen getan, denn der Klerus sieht die Wunderweiber an und für sich gern, weil das Wunder die Menge günstig beeinflußt, und weil vor allen Dingen gerade das Weib gern als Mirakel verehrt wird. Man hat deshalb recht eingehende Versuche gemacht, um einen etwaigen Betrug der leichtfertigen Heiligen nachzuweisen; man verband ihr die Hände, daß sie sich keine Verletzungen zufügen konnte, ohne daß dies hätte bemerkt werden müssen; aber es wird berichtet, daß trotzdem die Stigmata entstanden seien. Daraus soll gefolgert werden, daß ein Betrug ausgeschlossen gewesen sei. Wer aber die Geschichte heiliger Frauen etwas genauer kennt, der wird doch wohl die an einer verkommenen Frauensperson vorgenommene Untersuchung mit einiger Vorsicht aufnehmen müssen. Vergleiche mit anderen Heiligengeschichten begründen diese Zweifel.

Der Entdeckerin des heiligen Wassers von Lourdes, Bernadette Soubirous, wird eine andere Wunderfähigkeit, die Unverbrennbarkeit durch Feuer, nachgerühmt. Sie soll die Hand auf kurze Zeit in eine Feuerflamme gehalten und nicht den geringsten Schaden dadurch erlitten haben. Das wird als eine unanfechtbare Tatsache berichtet. Nun ist aber die Quelle von Lourdes eine Wunderquelle, die dadurch zugleich eine Quelle fabelhaften Reichtums geworden ist. Die Heilkraft des Wassers ist zweifellos in allen solchen Fällen,

in denen eine ſuggeſtive Behandlung indiziert iſt. Wahrlich Grund genug, die Suggeſtion durch allerlei Wunderhiſtorien zu erhöhen, denn je ſtärker der Glaube, deſto ſtärker die ſuggeſtive Kraft. Natürlich iſt der Glaube an die Wunderkraft der Quelle umſo höher, je mehr die Entdeckerin in ein Wunderkleid gehüllt wird, und ſo erklärt ſich die Feuerunempfindlichkeit der Bernadette Soubirous recht gut, ohne daß man erſt nötig hätte, gelehrte Betrachtungen darüber anzuſtellen, ob etwa auch die Heilige durch die Autoſuggeſtion, daß ſie Wunderkraft beſitze, ihre Senſibilität gegen das Feuer herabgemindert habe.

Wird doch auch anderen Heiligen, z. B. der heiligen Katharina von Siena eine abſolute Unverbrennbarkeit nachgerühmt. Sie ſoll ſich direkt in einem Flammenmeer aufgehalten und durchaus wohlgefühlt haben. Die Duplizität der Ereigniſſe ſoll ja die Glaubwürdigkeit ſteigern, und ſo wird denn erzählt, daß Katharina noch ein zweites Mal den Beweis ihrer Unverbrennbarkeit geliefert habe. Sie ſoll einer durchaus irdiſchen und profanen Beſchäftigung obgelegen haben, nämlich der Handhabung des Bratſpießes in der Küche, als ſie die heilige Exaltation ihrer Sinne beraubt habe, ſo daß ſie mit dem Geſicht auf die Kohlenglut gefallen und etwa eine halbe Stunde ſo liegen geblieben ſei, ehe man ſie fand. Aber auch nicht die leiſeſte Spur einer Beſchädigung habe ſich gezeigt. Wer hat dieſe Angaben verbürgt? Sie werden einfach berichtet, und an das Wunderweib glaubte die Welt in innigſter Verehrung.

Die heilige Thereſe, von der ich ſchon manches Wunderbare berichtet habe, beſaß eine eigentümliche Fähigkeit, nämlich die, ſich über die Erde zu erheben und himmelwärts zu ſchweben. Das iſt eine Sache, die ſie ſelbſt berichtet und zwar mit großem Bedauern, daß durch dieſe göttliche Einwirkung die Aufmerkſamkeit noch anderer Perſonen auf ſie gelenkt werden müſſe, was ihr ſehr peinlich ſei. Ich möchte nicht behaupten, daß die Heilige die Unwahrheit ſchreiben wollte; ſie hat jedenfalls im beſten Glauben berichtet, aber Schein und Wirklichkeit verwechſelt. Viele Leute glauben, im Traume frei über der Erde zu ſchweben und haben dieſes Gefühl des freien Schwebens auch nach dem Erwachen. Exaltierte Perſonen können ſehr wohl der Meinung ſein, daß der Traum Wirklichkeit geweſen, daß ſie alſo ſich faktiſch über die Erde erhoben haben. Aber ruhig

denkende Leute werden nicht an ein Wunder glauben, wenn eine Person ihre Traumerlebnisse als Tatsachen schildert.

Ich kann mich auf diese wenigen Beispiele an dieser Stelle beschränken; sie zeigen zur Genüge das Weib im christlichen Wunderglauben und illustrieren, wie der Heiligenkult entstanden ist und sich entwickelt hat.

Das Weib in der christlichen Moral und Literatur.

Man geht meist von der Annahme aus, daß durch die Einführung des Christentums die abscheuliche Unsittlichkeit, die überall geherrscht habe, gründlich beseitigt worden sei, und daß das Morgenrot einer neuen Sittenreinheit mit dem Christentum für alle Völker angebrochen sei, die sich zum christlichen Glauben bekannt hätten. Das ist aber eine durchaus irrtümliche Auffassung. Ganz abgesehen davon, daß die Ansichten sittlich und unsittlich außerordentlich verschieden sind, kann gar nicht die Rede davon sein, daß die neue Lehre überall und stets die Sitte gebessert und gereinigt habe. Wohl hat das Christentum, das nur die Einzelehe gelten ließ, den Frauen eine Achtung und Gleichberechtigung entgegengebracht, wie sie damals unerhört war. Die Frau galt ebensoviel wie der Mann, sie war als Mitglied der Gemeinde ebenso geschätzt wie der Mann, durfte den gleichen Segen, aber auch die gleichen Leiden des Glauben willig hinnehmen. Und das alles in einer Umgebung, die im brutalsten Sinnengenuß das einzige Lebensziel erblickte, die den widerlichsten Lastern fröhnte. Schon die Gleichberechtigung der Frau erschien den Völkern zu Beginn unserer Zeitrechnung als ein Horreur, und es ist bezeichnend, wie man bei den Christenverfolgungen deshalb gerade die Frauen schändete, die völlig entkleidet, verhöhnt und dann in der gemeinsten Weise nackt zu Tode gemartert wurden. Ich möchte fast sagen, daß vielen Völkern die Freiheit, die das Christentum den Frauen gab, gerade das Anstößigste und Hassenswerteste an der neuen Sekte war, denn des bloßen Glaubens wegen hat man sich in einer Zeit, in der es so viele Sekten gab, in der sich die meisten Völker über religiöse Fragen gar nicht mehr aufregten, nicht so erbittert. Die soziale Stellung der Frau im Christentume schien zu beweisen, daß es sich bei den Christengemeinden viel weniger um Religionssekten als um politische Verbände handle, die

darauf ausgingen, ein neues Weltreich zu gründen. Diese Ansicht war beim Judentum vorherrschender als bei den Römern und Griechen, die gar nicht daran dachten, den Nazarener und seine Anhänger ernst zu nehmen, solange nicht die Organisation der ersten Christengemeinden ernstere Befürchtungen hervorrief. Es ist aber auch zweifellos, daß die Frauen der ersten Christen ihre Vorrechte nicht mißbrauchten, wenn sie auch in den gottesdienstlichen Versammlungen ebenso frei wie die Männer hervortraten und das Wort ergreifen durften. Es ist bloß die Frage, wie lange diese Reinheit bestanden hat.

Besonders bei Völkern, die auf einer niedrigen Kulturstufe standen, hat die christliche Moral durchaus keine Besserung der Sitten herbeigeführt. So sagt Wilhelm Brest in seinen „Beiträgen zur Kenntnis der Eingeborenen der Insel Ceram“: „Die Einführung des Christentums hat bei manchen wilden Stämmen nicht auch allemal zu besseren Sitten geführt. So hat z. B. der gewiß gute und heilsame Gebrauch der wilden Alfuren auf der Insel Ceram, daß die jungen Leute im Baileo schlafen müssen, bei den Christen aufgehört zu existieren; da schläft die ganze Familie in einem Hause, leider aber auch die Töchter mit ihren Geliebten, und die Söhne mit ihren Freundinnen, dabei herrscht die ungebundene freie Liebe; und wenn einmal ein Mädchen heiratet, dann vereinigt sie sich meist mit dem Manne, von dem sie glaubt, schon mehrere Kinder zu haben. Die Sitten lockern und verschlechtern sich vielfach in Berührung mit einer Kultur, für die ihnen das Verständnis fehlt, die ihnen auch nur den altgewöhnten Brauch nimmt, ohne ihnen wirklich bessere Gebräuche beizubringen.“

Das ist ein Beispiel dafür, daß bis auf unsere Zeit das Christentum durchaus nicht stets die Bräuche und Sitten verbessert hat. Wie viele Völker haben unter dem Einfluß der fremden, ihnen unverständlichen Kultur geradezu Schiffbruch gelitten, moralischen und wirtschaftlichen. Völlig verdorben worden sind sie durch den Einfluß „christlicher Moral“. Wir finden das in Afrika, bei vielen Indianerstämmen Amerikas und ebenso in Australien. Es fehlt nicht an Forschern, die dort unverdorbene Volksstämme kennen gelernt haben, die aber durch die Berührung mit christlichen Weißen verdorben wurden. Oft sind es gerade die Christen gewesen, durch deren

Berührung fremde und bis dahin unverdorbene Stämme völlig demoralisiert worden sind; dafür lassen sich Beispiele bequem aus der ganzen Welt zusammenbringen. Vielfach sind gerade die christlichen Männer die Sittenverderber gewesen. Man denke nur daran, wie die Spanier in Amerika das Christentum verbreitet und die Eingeborenen unter die neue Religion gezwungen haben. Selbst die Missionare sind keineswegs immer erfolgreich in der Hebung der Sittlichkeit.

Oft ist dem Islam ein schwerer Vorwurf daraus gemacht worden, daß er die Weiber so scharf überwache, oder doch wenigstens daraus, daß er diese Überwachung durch Eunuchen ausüben lasse, damit er für die Weiber völlig ungefährliche Wächter habe. Der Vorwurf ist an sich berechtigt, er ist aber an die falsche Adresse gerichtet. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß derjenige, der eine Einrichtung ersinnt und einführt, schärfer zu beurteilen ist als der, der die bereits bestehende Einrichtung benutzt, weil sie ihm für seine Zwecke ganz besonders günstig erscheint. Das trifft aber auf den Islam zu, der keineswegs das Eunuchentum geschaffen, sondern es nur benutzt hat und allerdings auch heute noch benutzt. Die Kastration ist erheblich älter als der Islam, und wenn es auch hier ganz dahingestellt bleiben mag, wer sie zuerst angewendet hat, so steht doch fest, daß die Christen sich der Kastration viel eher bedient haben als die Mohammedaner. Der Prophet selbst hat die Eunuchen nicht eingeführt, wie gründliche Kenner betonen, sie auch nicht haben wollen. Dagegen waren die Eunuchen im alten Byzanz bei den Christen außerordentlich gebräuchlich; sie dienten dort der Überwachung der Weiber. Das zeigt, daß die christliche Religion der Nächstenliebe weder ein Bedenken getragen hat, die Mitmenschen aus durchaus egoistischen Gründen zu verstümmeln, noch ausreichte, die Keuschheit der Weiber zu sichern. Man darf sogar als erwiesen annehmen, daß es mit der ehelichen Treue der christlichen Weiber und Männer sehr übel ausgesehen haben muß, denn sonst hätte man einen kastrierten Tugendwächter doch wahrlich nicht für notwendig gehalten. Und als man sich keiner Eunuchen mehr bedienen durfte, diese Entmannten auch als durchaus nicht zuverlässige Tugendwächter erkannt hatte, da legten christliche Ritter ihren Gattinnen die Tugendgürtel an, das waren eiserne In-

ſtrumente, die verſchließbar waren und den Weibern einen ſexuellen Verkehr unmöglich machen ſollten. Den Schlüſſel behielt der Herr Gemahl. Noch heute kann man in hiſtoriſchen Sammlungen ſolche Tugendgürtel bewundern. Sie ſprechen wahrlich nicht dafür, daß das Chriſtentum mit einer unantaſtbaren Sittlichkeit identiſch ſei.

Die Frage wird ſich jeder vorzulegen haben, ob die chriſtliche Religion als ſolche überhaupt die Fleiſchesluſt beſiegen könne, oder ob es Momente gebe, die viel eher anregend als abſchwächend auf die Sinnlichkeit wirken. Der erſte Teil der Frage muß glatt verneint werden, denn weder das Chriſtentum, noch ſonſt eine Religion iſt imſtande, einen ſo ſtark entwickelten Trieb, wie den hier in Frage kommenden, zu beſeitigen. Es kann wohl gelehrt werden, daß die Liebe zum Weibe und alles, was damit zuſammenhängt, ſündhaft ſei. Das iſt aber abſolut naturwidrig und deshalb ebenſo falſch wie dumm und außerdem ein vergebliches Bemühen; denn ſo wenig, wie man durch eine Lehre irgendeinen anderen Naturtrieb aufheben kann, gelingt es, den ſexuellen Trieb zu beſeitigen. Es iſt aber auch in der chriſtlichen Lehre urſprünglich gar nicht die Rede davon, daß ein zur Erhaltung des Menſchengeſchlechts notwendiger Trieb nicht beſtehen dürfe. Was nach dieſer Richtung hin ſpäter gelehrt worden iſt, darf getroſt als ſchriftwidrig bezeichnet werden, und iſt ſchon dadurch widerlegt, daß die Ehe ſogar zum Sakrament erhoben worden iſt. Es kann nicht das verwerflich, ſündhaft oder verboten ſein, was Gegenſtand eines Sakraments iſt, mag auch die ſakramentale Ehe in Wirklichkeit nicht als ſchriftgemäße Einrichtung betrachtet werden können. Durch ſpätere Auslegungen iſt nach der einen wie nach der anderen Seite hin gefehlt und „ergänzt" worden.

Noch weſentlich leichter läßt ſich der zweite Teil der Frage beantworten. Man wird auch da wieder ohne Mühe feſtſtellen können, daß ein inniger Zuſammenhang zwiſchen dem religiöſen und ſexuellen Empfinden beſteht. Je mehr die Lehre abirrte und zur Askeſe neigte, deſto mehr mußte ſie auf das ſexuelle Problem hinweiſen, denn jemehr man jede ſexuelle Neigung in den Bann erklärt, deſto lebhafter wird ſich die Phantaſie mit dieſem Problem beſchäftigen, und das iſt bereits ein recht weſentliches Moment zur Anregung der Sinnlichkeit. Es iſt aber, ſoweit es ſich um die chriſtliche Lehre — ich meine auch hier wieder ihre ſpätere Ausgeſtaltung — handelt,

durchaus nicht das einzige. Schon die außerordentlich weit ausgedehnte Betrachtung der jungfräulichen Geburt, die immer mehr in den Mittelpunkt des Dogmas gestellt, mit Eifer bestritten und mit Leidenschaft verteidigt wurde, mußte die Phantasie notwendig viel lebhafter auf die sexuelle Seite der Lehre richten. Das widerstreitet zwar ebenfalls der christlichen Grundidee stark, denn diese kann stets nur das zum Hauptinhalt nehmen, was Christus selbst gelehrt und gepredigt hat, und von seiner jungfräulichen Geburt hat er niemals gesprochen; aber das Dogma ist geschaffen worden, und wir haben es als ein Faktum hinzunehmen. So ist es auch gekommen, daß die Inbrunst, mit der fanatische Menschen zu den Heiligenbildern sich wendeten, viel öfter eine sehr wenig religiöse, dafür aber stark menschliche war. Wir sehen dies wohl an den im vorigen Kapitel behandelten Wunderweibern auch außerordentlich klar an den Lebensbeschreibungen der Anachoreten, Einsiedler, und in den schwulstigen und brünstigen Schöpfungen frommer Liederdichter des Mittelalters. Was da geleistet worden ist, läßt sich nicht einmal wiedergeben, es ist geradezu eine Orgie fleischlicher Begehrlichkeit. (Auf das Klosterwesen werde ich noch etwas näher einzugehen haben.) Es ist dabei nicht erforderlich, daß die Verweltlichung des religiösen Gedankens den Eiferern zum Bewußtsein gelangt. Haben doch die Völker des heidnischen Altertums, wie wir gesehen haben, selbst die rituelle Prostitution zunächst nicht einmal als eine wirklich sexuelle Idee sondern als einen rein religiösen Gedanken empfunden, und es läßt sich doch wahrlich über den wirklichen Charakter dieses Kults nicht streiten.

Auch das Christentum hat Sekten gehabt, bei denen die fleischliche Orgie das Charakteristische bildete. Ich erinnere nur an die Sekte der Adamiten. Das waren fromme Schwärmer, die jede Fleischlust für sündhaft, wenn auch für ein in der menschlichen Natur begründetes Laster ansahen. Sie lehrten, daß man die Sinnenlust bekämpfen müsse, und daß dieser Kampf gegen die Fleischeslust eigentlich das Wesentlichste des christlichen Wandels sei. Darin stimmten sie mit den Anachoreten völlig überein; aber die Mittel, durch die beide ihr Ziel zu erreichen strebten, waren grundverschieden. Die Anachoreten entflohen dem Weibe und damit nach ihrer Ansicht dem sündigen Treiben der Welt und retteten sich in die Einsamkeit, wo sie als

Heilige lebten, oder doch wenigstens als Heilige zu leben glaubten. Der Teufel aber setzte ihnen übel zu. Er erschien vielen von ihnen sehr oft als herrlich schönes Weib und gab sich alle Mühe, die frommen Schwärmer zu verführen. Er soll sich auch keineswegs immer vergeblich bemüht haben. Jedenfalls beweist diese Teufelslehre, daß in der Tat die Einsiedler ungeheuer unter den fleischlichen Trieben zu leiden hatten.

Die Adamiten waren eine gnostische Sekte, die schon im 2. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung gegründet wurde. Prodicus soll der Stifter dieser Sekte gewesen sein. Diese Leute hielten sogar die Ehe für eine fleischliche Sünde, und sie predigten mit Eifer und Feuer gegen jede Sinnenlust, die als wichtigste Waffe des Teufels im Menschenherzen lebe. Es sei aber kein Verdienst, dieser Lust zu fliehen, sondern der Christ müsse stark genug sein, auch der schwersten Versuchung zu widerstehen, und deshalb tue er ein verdienstliches Werk, wenn er die Versuchung nicht von sich fernhalte, sondern sie erst recht schaffe und steigere. Dieser Theorie entsprechend wurde die Praxis gestaltet, die Mitglieder der Sekte — Männer und Weiber — erschienen in ihren gottesdienstlichen Versammlungen völlig nackt. Der Wille war stark, aber das Fleisch schwach, und es soll in diesen Gottesdiensten nicht viel besser zugegangen sein, als in den Tempeln der Astarte. Die Sekte erregte deshalb bei den übrigen Christengemeinden Ärgernis und verschwand schließlich völlig aus der Öffentlichkeit. Jedenfalls haben die Adamiten ihre Sitzungen und Versammlungen weiter abgehalten, allerdings im strengsten Geheimnis. Erwähnt wurden sie sehr lange nicht mehr.

Ende des 13. Jahrhunderts feierte die Sekte aber ihre Auferstehung. Ob der arme Stifter, als der ein Franzose namens Picard genannt wird, wirklich den Gedanken seiner Stiftung selbst ausgesponnen hat, oder ob er etwa nur alte Erinnerungen auffrischte, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls galt er als wirklicher Gründer, und die Sekte nannte sich die der Picarden. Picard war Christ, aber er war ein eifriger Gegner der Kirche und verwarf vor allen Dingen das Sakrament des Abendmahls. Seine Auslegung der Lehren Christi mag keinen wissenschaftlichen Wert gehabt haben; aber sie enthielt doch Dinge, die großen Anklang fanden und der Sekte zahllose Anhänger in allerkürzester Zeit gewannen. Besonders lehrte

er, daß die Weiber für alle Anhänger gemeinſchaftlich da ſeien. Jeder könne das Weib wählen, daß ihm gerade zuſage, er könne es aber ebenſo wieder von ſich ſtoßen. Alles, was ſonſt über die Ehe und Familie gelehrt würde, widerſpreche der chriſtlichen Lehre. Es gäbe keinen Unterſchied zwiſchen Kindern und Eltern, wenigſtens nicht inſoweit, als dieſe oder ſonſt eine Verwandtſchaft ein Hindernis für ein Zuſammenleben bilde, ſondern es gebe nur einen Unterſchied des Geſchlechts, und der lege die einzige Beſchränkung auf. Er lehrte alſo nur den Ausſchluß der widernatürlichen Unzucht, ſonſt war ohne Rückſicht auf Alter und Verwandtſchaft jeder ſexuelle Verkehr zwiſchen Mann und Weib geſtattet. Der Mann aber hatte die Wahl. Das Weib wurde durch dieſe „Lehre" außerordentlich herabgewürdigt; das hinderte aber nicht, daß die Weiber ſich der Sekte ebenſo eifrig zuwendeten wie die Männer. Man muß dabei allerdings die völlige ſittliche Verwilderung, die bereits überall herrſchte, in Rückſicht ziehen, wenn man dieſe Erſcheinung verſtehen will. Picard zog mit ſeinen Nachfolgern durch ganz Norddeutſchland bis nach Öſterreich; überall ſtrömten ihnen Anhänger zu, und die Sekte blieb völlig unbehelligt, obwohl ſie garnicht daran dachte, ihr Programm geheim zu halten. Sie machte es im Gegenteil nach Möglichkeit bekannt, und der Gründer ſowohl wie ſeine Getreuen predigten das Evangelium der unbeſchränkteſten freien Liebe in breiteſter Öffentlichkeit, denn das war ja gerade der Weg, Anhänger zu werben. Picard ſtarb in Mähren.

Nach ſeinem Tode ſcheint die Sekte doch manche Anfechtung erfahren zu haben, jedenfalls fühlte ſie ſich in Mähren nicht ſicher, ſo daß ſie nach Böhmen zog, wo der Huſſitenkrieg die Aufmerkſamkeit erheblich mehr von ihr ablenkte. Dort gründeten ſie eine feſte Stadt, die auch inmitten des Kriegslärms eine ſichere Zuflucht bot. Die ſittenloſen Zuſtände verſchlimmerten ſich aber offenbar ſehr bedenklich, und die Picarden verwilderten mehr und mehr. Das hätte man bei den politiſchen Wirrniſſen vielleicht gar nicht ſonderlich beachtet; verhaßt und gefürchtet war die Sekte vor allen Dingen deshalb, weil ihre Mitglieder aus der feſten Stadt wüſte Raub- und Mordzüge unternahmen. Gerade dadurch riefen ſie das blutige Strafgericht über ſich herein, denn wegen der Gefährlichkeit unternahm der berühmte Feldherr Ziska den Angriff auf die Stadt.

Er ſtürmte die feſte Zuflucht und metzelte nieder, was ſich ihm entgegenſtellte. Die Gefangenen wurden zum Tode des Feuers verurteilt. Man irrte ſich aber gründlich, wenn man geglaubt hatte, daß das ſittenloſe, wüſte Leben dieſe Männer verweichlicht habe; ſie ſtiegen vielmehr mit dem Mute von Männern, die für ihre Überzeugung den Tod erleiden, auf den Scheiterhaufen. So furchtbar das Blutgericht auch ausfiel, hat es doch der Sekte nicht den Garaus gemacht. Sie beſtand weiter, und noch Mitte des 19. Jahrhunderts mußte in Böhmen, wo der Webergeſelle Pelzmann im Chrudimer Kreiſe als Oberhaupt offen Anhänger und Anhängerinnen warb, das Militär aufgeboten werden, weil in der Bevölkerung durch die lebhafte Agitation, die den Mann von Weib und Kind, das Weib aus dem Kreiſe der Familie riß, ein Aufruhr ausbrach. Man hat ſich damals aber nicht einmal Hoffnung gemacht, die Sekte auszurotten, und alle gerichtlichen Strafen blieben erfolglos.

Ganz ähnlich wurde das Weib bei den Wiedertäufern, einer vielfach verfolgten chriſtlichen Sekte, bewertet. Dort war allerdings nicht in dem Sinne wie bei den Adamiten die freie Liebe Glaubensſatz, ſondern man hatte die Ausſchweifungen mit dem Deckmantel der Ehe umhüllt, und die unbeſchränkteſte Polygamie war an Stelle der Einzelehe getreten. Daß es den Führern aber nur darum zu tun war, den ſchrankenloſen Sinnengenuß zuzulaſſen, geht ſchon daraus hervor, daß ſelbſt Johann von Leiden, noch während er in Münſter belagert wurde, Mädchen hinrichten ließ, weil ſie ſich weigerten, das Heer ſeiner Gattinnen zu vermehren. Auch das war religiöſe Auslegung der Lehren Chriſti; freilich kamen die Wiedertäufer nicht ſo glimpflich davon wie die Picarden. Sie wurden überall mit fanatiſcher Wut verfolgt, und die Führer büßten ihre Taten in einem eiſernen Käfig, den man am Turm der Lambertikirche zu Münſter aufhängte. In dieſem Gefängnis ließ man ſie elend umkommen, und noch heute bildet der Käfig eine Sehenswürdigkeit der alten Stadt.

Sehen wir uns nun an, welche Bedeutung das Weib im Leben der Päpſte hatte; wir gewinnen dabei wieder die Überzeugung, daß das Chriſtentum abſolut nicht geeignet war, die Sinnlichkeit zu verbannen und eine reine, fleckenloſe Sittlichkeit einzuführen. Vielmehr iſt das Gegenteil der Fall. Es iſt bekannt genug, welchen

Ausschweifungen zahlreiche Päpste sich ergaben, wie sie offen die gröbsten Unsittlichkeiten begingen, Ehebrüche inszenierten, sich Konkubinen hielten und auch die völlige Verwilderung des Klerus nicht nur duldeten, sondern geradezu begünstigten und großzogen. Noch zu Luthers Zeiten war das sittenlose Treiben am päpstlichen Hofe so skandalös, daß Luther, der als treuer Diener der Kirche nach Rom gekommen war, durch solchen Unflat in erster Linie bewogen wurde, dieser Kirche, die ein Hohn auf das Christentum geworden war, den Krieg bis aufs Messer zu erklären. Es würde zu weit führen, diese bekannten Geschichten hier wiederzugeben. Fest steht, daß wegen der Verwilderung des Klerus die wenigen Glaubenseiferer, die ihr Christentum wirklich noch ernst nahmen, sich mit Abscheu und Entrüstung von diesem Treiben abwendeten und der Welt der Schande und Heuchelei zu entfliehen suchten. Die Mönchsorden und die Klöster sind gerade deshalb gegründet worden.

Zu den interessantesten Gegnern der klerikalen und weltlichen Unsittlichkeit gehören die Geißler oder Flagellanten, die aber selbst den besten Beweis dafür lieferten, daß auch das ernsteste religiöse Streben nach Reinheit und Abstinenz doch immer der Gefahr ausgesetzt ist, selbst in die Fehler zu verfallen, die bekämpft werden sollen, und daß gerade der heilige Eifer schließlich dieser Gefahr erliegt. In den ersten Jahren des 13. Jahrhunderts war die Sittenlosigkeit schon enorm verbreitet. Der Klerus mit dem Papst an der Spitze hatte Zustände geschaffen, die besonders in Italien die Christen zu der Annahme berechtigten, das ganze Land sei von Verbrechern jeder Art erfüllt. Die Zuchtlosigkeit spottete jeder Beschreibung und hatte zur Folge, daß eine förmliche Furchtepidemie ausbrach. Das Volk war der Ansicht, daß der Himmel solche Greuel nicht mit ansehen könne und sicher ein großes Strafgericht, eine neue Sintflut, senden werde. Da man zugeben mußte, daß diese die Menschheit noch viel weniger unverdient treffen würde als die erste Sintflut, bei der doch wenigstens nicht die Kirche und ihr Oberhaupt sich so schwer vergehen konnten, weil es eben eine Kirche noch nicht gab, sann man auf Mittel, den göttlichen Zorn abzuwenden. In Perusa nahm die Bewegung ihren Anfang, von dort aus zogen Bußprediger aus und forderten die Menschheit auf, Buße zu tun und eine Erlösertat einzuleiten. Die Unschuldigen sollten für die

Schuldigen die Gnade Gottes und der Jungfrau Maria durch freiwillig übernommene Sühne gewinnen.

Viel Unschuldige mag es wohl nicht gegeben haben; aber Bußfertige gab es in großer Menge, weil der Gedanke an das jüngste Gericht, das nahe bevorstehen sollte, schließlich auch die schlechtesten Subjekte aus ihrer Sorglosigkeit aufschreckte. Die Wucherer gaben freiwillig ihren Opfern das erpreßte Geld zurück, Verbrecher stellten ihre Beute den Bestohlenen und Beraubten wieder zu, und die „Ehebrecher und Hurer" fielen auf die Knie und gelobten Besserung. Nur der Papst und der Klerus blieben unerschrocken; sie glaubten weniger an des Himmels Strafgericht, weil ihnen der Himmel ziemlich gleichgiltig geworden war, wenigstens der zürnende. Sie suchten durch ihr Lotterleben sich den Himmel auf Erden zu schaffen. Das hatte natürlich zur Folge, daß zwischen den Büßern und der Kirche ein Zwiespalt entstand, der immer größer wurde.

Die Perusaner gründeten eine Büßergemeinschaft, die als die der Flagellanten oder Geißler bekannt geworden ist. Ihre Buße war eine starke Selbstpeinigung. Auf den Prozessionen geißelten sie sich blutig, denn sie waren der Ansicht, daß Gott durch die freiwillig übernommenen Leiden versöhnt werden müsse. Als Gründer dieser Sekte wurde der heilige Antonius von Padua genannt, der nach der Legende den Fischen und den Tieren des Waldes gepredigt haben soll, weil die Tiere seinen Reden, auf die die Menschen nicht hören wollten, folgten. Diese Tierpredigten müßten danach allerdings viel früher gehalten worden sein, ehe die Geißlersekten entstanden, denn wenn Antonius wirklich deren Gründer gewesen wäre, dann müßten doch die Menschen auf ihn gehört haben, da es eben Menschen waren, die sich zur Geißlersekte vereinigten. Wahrscheinlich hat aber der heilige Antonius mit der Sekte garnichts zu schaffen, denn es bedurfte keiner glühenden Beredsamkeit, um die Menschen zu einer Büßergemeinschaft zu vereinigen; die Stimmung war da, und die große Furcht tat das Übrige. Wer die Geschichte des Christentums etwas eingehender verfolgt, der wird ohne Mühe feststellen können, daß stets die Perioden wüstester Zügellosigkeit mit denen der bigotten Frömmigkeit wechselten; oft war dazu nur ein sehr geringer Anstoß erforderlich.

Männer und Weiber zogen halb oder auch ganz nackt durch

die Straßen und geißelten sich selbst oder ließen sich von ihren Genossen blutig geißeln. Die Büßer nahmen aber ihre Sache sehr ernst, und die mangelhafte Bekleidung tat ihrem frommen Eifer keinen Abbruch, wenigstens ist die erste Geißlersekte sicherlich nicht auf moralische Abwege geraten. Dazu war der Ekel vor der allgemeinen Verdorbenheit bei diesen Leuten zu kräftig und die Furcht zu groß. Übrigens beteiligten sich auch Priester an diesen Prozessionen, denn der Klerus hatte, obwohl die Päpste allen Verfehlungen mit mehr als nachsichtigem Lächeln zusahen, auch eifrige Moralisten aufzuweisen.

Die erste Geißlersekte trat etwa 1210 in die Erscheinung, und das erwartete Strafgericht Gottes blieb aus, was die Sektierer sich auf das Konto schrieben, denn ohne ihre Geißlerprozessionen wäre nach ihrer Ansicht die Welt unbedingt vernichtet worden. Diese günstige Wendung des Weltschicksals aber war auch die Ursache, daß die Menschheit sehr schnell in ihre Fehler zurückverfiel. Die Leute sagten sich, es könne doch garnichts besseres geben, als die Freuden dieser Welt in vollen Zügen zu genießen, denn wenn das Tun zum Himmel schreie, sei weiter nichts notwendig, als eine neue Geißlerprozession ins Leben zu rufen, und damit werde alle Schuld leicht getilgt. Eine logische Konsequenz der Lehre vom Sündenlamm.

So kam es, daß schon 1260 der Eremit Raino eine neue Flagellanten-Vereinigung ins Leben rief, der noch viel mehr „Heilige" zuströmten als der ersten. Nicht weniger als 10000 Mitglieder zogen durch die Lande, taten Buße und forderten überall, wohin sie auch kamen, die Bewohner auf, sich ihnen anzuschließen. Aber die allgemeine Stimmung war schon erheblich anders als bei der ersten Prozession; sehr viele Mitläufer schlossen sich dem Zuge nur deshalb an, weil sie Abenteuer suchten und den ungezwungenen Verkehr mit den weiblichen Sektierern suchten. Die Weiber fehlten dabei nicht, sie betätigten sich sogar sehr eifrig, und auch von ihnen sollen sehr viele die fromme Bußübung nur zum Deckmantel ihrer Abenteuerlust genommen haben. Die Gelegenheit zu allerlei Kurzweil war reichlich geboten, und wer wirklich ernsthaft seine Sünden büßen wollte, dem wurde durch die Geißlerprozession in weitestem Maße die Hand geboten. Da kam es dann nicht so genau darauf an,

ob man bloß solche Sünden büßte, die man vor längerer Zeit begangen hatte, oder ob man sich erst immer wieder sein Konto belastete, denn gesühnt wurde ja auch das am nächsten Prozessionstage.

Es soll mitunter bei diesen Prozessionen sehr übel zugegangen sein. Mindestens wird viel Böses über die zweite Flagellantenperiode geredet; es ist aber nicht bekannt, wie lange sich die Sekte, die in Krain, Steiermark, Böhmen, Mähren hauste und sogar bis Ungarn vordrang, hielt.

Sie hat übrigens das gefürchtete Strafgericht Gottes nicht zu bannen vermocht, denn der Schrecken kam, wenn auch erst 1348. In diesem Jahre trat das „große Sterben" auf; der „schwarze Tod", wie man die Cholera- und Pestepidemien nannte, raffte zahlreiche Menschen dahin, und wenn auch viele Stimmen die Schuld an diesem furchtbaren Übel den Juden zuschieben wollten, die für alle Übel verantwortlich gemacht wurden, so war doch für das Auftauchen einer neuen Geißlersekte der Anlaß zu günstig, als daß er hätte übersehen werden können. Die Bußprediger fanden überall willige Hörer, und sie lehrten, daß die Kirche an dem Strafgericht viel mehr schuld sei als die Juden. Die Kirche sei nicht nur außerstande, das furchtbare Sterben aufzuhalten, sondern sie habe es durch das Lotterleben ihrer Diener veranlaßt.

Damit war der Kirche der Krieg erklärt, und sie hatte sich ihrer Haut zu wehren; sie mußte ihren ganzen Einfluß und ihre Macht aufbieten, und die Geißler für Narren und Schwärmer erklären, um unangefochten das ihren Vertretern so lieb gewordene Leben voller Üppigkeit und Schande weiterführen zu können. Papst Clemens VI. erließ 1349 gegen die Geißler eine geharnischte Bulle, aber die Sekte fuhr noch gröberes Geschütz auf; sie erklärte den Papst selbst für den Antichrist, nahm eine Anzahl Kirchen in Besitz, und es kam zu einer förmlichen Kanonade von Bannstrahlen und gegenseitigen Exkommunikationen.

Die Flagellanten hatten von der Kirche gelernt; sie erklärten, daß sie durch ein großes Wunder zu ihrem Tun angeregt würden. Ein Engel sollte vom Himmel niedergestiegen sein und einen Brief in der St. Peterskirche niedergelegt haben. Dieser Brief sei von Christus verfaßt, der sich bitter über die Unzucht, Ehebrüche und fleischlichen Verbrechen seiner berufenen Diener beschwere und an-

drohe, er werde die Menschheit durch allerlei Heimsuchungen noch ganz vernichten, wenn sie nicht ernstlich Buße tue und sich bessere. Das Geißeln sei von Christus selbst vorgeschrieben, der auch angeordnet habe, daß die Teilnehmer dieser Prozession 34 Tage ihrer Heimat fernbleiben sollten. Diese Briefgeschichte wurde geglaubt, und die Geißler bemühten sich, durch Zeichen und Wunder den Beweis für ihre wirkliche Mission zu erbringen. In Straßburg erweckten sie ein totes Kind zum Leben, und diese Wundertat würde ihnen wohl den Sieg über die Kirche völlig gesichert haben, wenn nicht selbst von den leichtgläubigen Anhängern in diese Totenerweckung sehr ernste Zweifel gesetzt worden wären. Das Kind soll nämlich gar nicht tot gewesen sein, so daß diese „Auferweckung" kein Kunststück war. Die Geißler selbst scheinen gefühlt zu haben, daß ihre Totenerweckungen sich nicht so leicht als ganz echt bezeichnen ließen, deshalb unternahmen sie keine weiteren Versuche, sondern sie beschränkten sich darauf, Teufel auszutreiben.

Die Kirche und die unter ihrem Einfluß stehenden Behörden bemühten sich, der Sekte den Garaus zu machen, und das gelang schließlich auch den vereinten Kräften der geistlichen und weltlichen Macht. Die Flagellanten tauchten aber immer wieder auf, und die Päpste Gregor XI. und Clemens VII. erließen noch wiederholt die Acht-erklärung gegen die frommen Eiferer, denen sie natürlich ebenfalls alle möglichen Untaten, Unzucht und Heucheleien nachsagten, wie es scheint, nicht mit Unrecht. Das Weib war die Macht, der Kirche und Sektierer unterlagen. Im Jahre 1414 trat ein Deutscher, Conrad, als Prophet Henoch auf und behauptete, daß er der wirkliche Prophet sei, der von Gott selbst den Auftrag erhalten habe, gegen die Sünden der Welt und besonders gegen die lüsterne Geistlichkeit zu eifern. Der Klerus mußte nun schärfere Mittel anwenden. Er verbot die „private Buße" überhaupt, und das Inquisitionsgericht räumte mit dem „Propheten Henoch" und seinen Anhängern gründlich auf. 91 Mitglieder der Sekte wurden in Sangershausen verbrannnt, und auch an anderen Orten fand der Scheiterhaufen zahlreiche Opfer.

Die Geißlersekten wurden dadurch wohl eingeschüchtert, aber nicht beseitigt, und im Laufe der Zeit haben sie genau so wüste Orgien gefeiert, wie die waren, die im Vatikan sich abspielten, und

die man ursprünglich sühnen wollte. Das Weib ist leider immer ein Faktor gewesen, mit dem gerechnet werden mußte, und der schließlich auch die besten Vorsätze über den Haufen warf. Die Geißler waren zuletzt das, was man heutigen Tages als pervers veranlagte Menschen bezeichnet. Sie waren sittenlose Wüstlinge, und ihre Zusammenkünfte, bei denen Männer und Weiber sich wieder, wie bei der ersten Geißlersekte, ganz oder halb nackt bewegten, gestalteten sich zu haarsträubenden Orgien. In Frankreich waren auf königlichen Befehl zuerst die Frauen von der Teilnahme der Geißlerprozession völlig ausgeschlossen, und selbst die schöne Katharina von Medici vermochte nicht, hierin eine Änderung herbeizuführen, obwohl sie dies sehnlichst wünschte. Der König kannte sein Volk zu gut.

Auch die Jesuiten kannten das Volk; sie setzten es durch, daß die Frauen in Frankreich sich ebenso an den Flagellanten-Prozessionen beteiligen durften wie in anderen Ländern. Diese Agitation für eine Sache, die von der Kirche perhorresziert wurde, sieht auf den ersten Blick ganz unglaublich aus; aber erstens konnte die Kirche unmöglich gegen eine fromme Bewegung, die den vollsten Beifall des Königs von Frankreich für sich hatte, auftreten oder gar gegen sie die Scheiterhaufen herrichten, und zweitens haben die Jesuiten offenbar ganz bestimmte Pläne verfolgt. Daß sie durch die Mitwirkung der Frauen das Ansehen der Flagellantensekte nicht heben konnten, das wußten die schlauen Jünger Loyolas recht gut; sie waren sogar durch eine kleine Teufelei bemüht, das Weib noch viel mehr zu Ausschweifungen geneigt zu machen. Es war nämlich erlaubt, eine Maske zu tragen, damit die vornehmen Damen nicht durch die natürliche Scham zurückgehalten werden sollten, ihrem Hange nach aufrichtiger Buße zu folgen. Die Büßer, die zum großen Teile dem hohen Adel angehörten, zeigten sich nämlich ständig fast unbekleidet in den Straßen und geißelten sich gegenseitig. Dieser Aufzug wurde von den vornehmen Damen auch verlangt, und die Maske wurde ihnen offenbar nur deshalb zugestanden, damit sie eine größere Freiheit genießen sollten, unerkannt sich zu entblößen und allerlei Torheiten zu begehen, die sicherlich das Gegenteil einer Bußübung waren, viel eher eine Buße notwendig machten, wenigstens für die Leute, die glaubten, daß Liebe ein Verbrechen sei.

Da der hohe Adel und besonders seine Damen sich in erster

Tafel LXII.

Göttin Tara. (Bronze aus China)

Tafel LXIII.

Chinesische Göttin der Barmherzigkeit.

Linie an dem Büßerumgang beteiligten, der in Wirklichkeit nur ein Lockmittel für alle denkbaren Liederlichkeiten war, ist es wohl verständlich, daß die breitere Volksmenge „das Streben nach Heiligung" mit beißendem Spotte verfolgte, galt doch der Adel sicherlich nicht als eine Hochburg der Moral. Die Kirche hat sich ebenfalls keinen Ruhmestitel erworben, daß sie dieses wirklich liederliche Gebaren dem Adel zu Liebe hätschelte, während sie doch vorher der Ansicht furchtbaren Ausdruck gegeben hatte, daß für die Flagellanten der Scheiterhaufen gerade noch gut genug sei. Selbst Theologen wie Gerson eiferten gegen die Doppelmeinung der Kirche, und das Parlament erließ denn auch gegen die Flagellanten energische Befehle, die dem Unfug ein Ende bereiteten, zumal die politischen Wirren bewirkten, daß diesen Befehlen rücksichtslos Folge geleistet wurde.

Von Frankreich rettete sich das Flagellantentum nach Spanien, und dort unterschied es sich höchstens dadurch von dem in Frankreich, daß die Liederlichkeiten noch ungenierter und freier begangen wurden, daß die Weiber auch ohne Masken sich zu Dirnen erniedrigten und dies mit der Miene der büßenden Magdalena taten. Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts soll sich in Spanien der heuchlerische Unfug gehalten haben.

Nicht besser als die Flagellanten, selbst zur Zeit ihres moralischen Tiefstandes, waren die Klosterleute, Mönche und Nonnen. Auch die Orden entstanden zunächst als eine Art Gegengewicht gegen die Verkommenheit der Kleriker. Die schwelgerische Üppigkeit der Geistlichen stand allzu offenbar in schreiendem Widerspruch zu der freiwilligen Armut der Ordensbrüder, die sich in Bettlergewänder hüllten und Bettelmönche waren. Diese Bettelei konnte aber immerhin als ein ganz einträgliches Geschäft gelten, denn die milden Gaben flossen den Mönchen sehr reichlich zu, da jede Gabe als ein gutes Werk gepriesen wurde, das gewissermaßen schon eine Anwartschaft auf einen bevorzugten Platz im Himmel garantieren sollte. Die Bettelmönche behielten aber den Überfluß nicht für sich; sie lebten einfach und anspruchslos und gefielen sich darin, mit ihrer Dürftigkeit zu prahlen, während ihre Klöster immer reicher wurden.

Ob in diesem wachsenden Reichtum der Grund für den sittlichen Verfall zu suchen ist, oder ob es wahr ist, daß die Einsamkeit und der Abschluß von den Freuden der Welt das Begehren

nach dieſen immer mehr ſteigert, mag dahin geſtellt bleiben, — jedenfalls haben die Mönchsorden, ſo ſchwer und hart die Regel der meiſten auch anfänglich war, doch ſehr bald ſich einem ſehr weltlichen Wohlleben überlaſſen. Sie waren allerdings durch die Ordensregel zum Cölibat verpflichtet, aber auch die ſcheinbar noch ſo eindeutigen Beſtimmungen ſind der Kunſt der Interpretation unterworfen, und dieſe verſteht es, weiß zu leſen, wenn ſchwarz geſchrieben ſteht. So interpretierte man das Cölibatsgeſetz ſehr einfach dahin, daß den Ordensbrüdern durch dieſe Vorſchrift zwar die Ehe, nicht aber der Liebesgenuß verboten ſei, und daß der Mönch doch nicht aufhöre, ein Menſch zu ſein und als ſolcher menſchlich zu fühlen und zu begehren. Nicht heiraten — ja, das war wohl zu ertragen, aber zugleich auf jeden ſexuellen Verkehr mit den Weibern verzichten, — nein, das war nicht zu leiſten, und das wurde ſchließlich auch gar nicht verlangt.

Das war die Interpretation, die man, eigentlich mit wenig Witz und viel Behagen, herausgetiftelt hatte und getreulich befolgte. Die Mönche durchwandelten die Lande, heiſchten Almoſen an irdiſchen Gütern und an Liebe. Beide wurden ihnen reichlich gewährt, und das „Feiſte Mönchlein", das ſich an der Kloſtertafel und im Kloſterkeller gütlich tat, und allen Frauen und Mädchen, die erreichbar waren, aufwartete, iſt zu einem Sprichwort geworden und war die ſtehende Type des Volkswitzes. Selbſt die Kirche amüſierte ſich über das luſtige Leben der Kloſterbrüder nicht wenig und drückte nicht nur ein Auge, ſondern beide zu, machten es doch die „Kleriker" nicht um ein Jota beſſer. Die Weiber kamen den Mönchen auf halbem Wege entgegen, denn mit einem Kloſterbruder gab es keine Sünde; was da getrieben wurde, das konnte jedenfalls nicht das große Konto ſo arg belaſten.

Selbſt die braven Ehemänner fühlten ſich in der Regel hochgeehrt, wenn ein „Heiliger" aus dem Kloſter ihre Schwelle überſchritt. Das blieb ſelbſt dann noch ſo, als die Welt ſchon mit den „luſtigen" Geſchichten der Mönchsliſt in Liebeshändeln überſchwemmt war. Das Dekameron von Boccaccio ſchildert dieſe Mönche und weiſt klaſſiſche Beiſpiele ſolcher Erzählungen auf. Die Anekdoten, die in Deutſchland die Runde machten, waren noch derber und oft genug ſo draſtiſch, daß ſie kaum andeutungsweiſe wiederzugeben ſind. Die

Mönche hatten das Recht, die Häuser aller Leute zu besuchen. Fanden sie den Mann zu Hause, so ergingen sie sich in salbungsvollen Reden und forderten „um Gotteslohn" milde Gaben für ihren Orden. War der Mann aber nicht zu Hause, so war dies den lustigen Mönchlein noch lieber. Die Frauen hörten gern die Unterhaltung der frommen Brüder an, die in der Regel sehr kurzweilig zu erzählen wußten, weil sie weit umherkamen in den Landen und vieles erfuhren. Sie durften wohl auch über die Schlechtigkeit der Menschen eifern, und hatten es dann leicht, den Frauen vorzuschwatzen, daß man nur mit dem Klosterbruder die Weihe der Liebe üben dürfe.

So gestaltet waren die wandernden Mönche, an denen sich übrigens niemand vergreifen durfte, da das heilige Gewand auch den unheiligen Mann schützte. Nicht viel besser, sondern eher noch schlimmer trieben es die Mönche, die in den Klöstern ein beschauliches Dasein lebten, ohne die geweihten Mauern zu verlassen. Niemals hat es ihnen an Unterhaltung gefehlt, und es ist durchaus wahr und zutreffend, wenn die Chronisten sagen, daß es oft für ein Bordell zu viel gewesen wäre, was in diesen Klöstern an Unzucht, Schreien, Singen und Tanzen geleistet wurde. Die Klosterbrüder hatten stets Zulauf von „allerlei Weibesvolk", und nicht etwa bloß vorübergehende Besuche erhielten sie, sondern sie lebten ständig mit ihren Konkubinen zusammen, und daß ein Mönch deren mehrere zur Verfügung hatte, die das Kloster gar nicht verließen, ist eine Tatsache, die nicht etwa von den boshaften Gegnern behauptet, sondern von den Kirchenoberhäuptern selbst festgestellt worden ist. Bei den gelegentlichen Revisionen wurden die unglaublichsten Dinge entdeckt; aber — es war ja nur die Ehe verboten, nicht der Liebesgenuß. So entschuldigte man das eigentlich schon nicht mehr Entschuldbare. Die Rücksicht auf die Kirchendisziplin erforderte höchstens, daß die Ungeheuerlichkeiten des Klosterlebens nicht allzu sehr in die Öffentlichkeit gezerrt wurden, und die Klerisei tat, was auch heute noch zur Wahrung der Standesehre getan wird; statt die räudigen Schafe mit aller Strenge auszustoßen, wurden ihre Taten liebevoll zugedeckt. Die Kirche hatte dabei allerdings eine Entschuldigung, nämlich die, daß die Geistlichkeit im Durchschnitt außerhalb der Klöster auch nicht besser war als die Mönche. Das Verbergen hatte aber trotz alledem eigentlich wenig Sinn, denn jedermann wußte, daß im Kloster mehr

obscöne Lieder als Psalmen gesungen, mehr Orgien gefeiert als Messen celebriert wurden; da wäre es doch wohl besser gewesen, zu zeigen, daß so ein Unfug nicht geduldet werde, da das Kloster nicht zum Weiberdienst, sondern zum Gottesdienst erbaut sei. Da dies aber nicht geschah, legten sich die Klosterbrüder immer weniger Zwang auf.

Im Kloster gab es aber doch hin und wieder strenge Äbte und Vorgesetzte, die darauf hielten, daß die Mönche strikte die Regel befolgten; sie selbst liebten zuweilen Wein und Weib, ließen dies aber nicht merken, sondern lebten im Kloster selbst züchtig und nüchtern. Alles, was ihnen sonst an Weltlust genehm war, das suchten und fanden sie auf ihren vielfachen „Amtsreisen" außerhalb der Klostermauern. Es kam auch vor, daß der strenge und fromme Abt außerhalb des Klosters seine Konkubine hielt, daß er, natürlich ohne verheiratet zu sein, Weib und Kind hatte.

Ist die Katze nicht im Hause, dann tanzen die Mäuse. Die Klosterbrüder waren strenge und eifrige Asketen, solange das Oberhaupt sie sah; aber sie streiften sofort die fromme Maske ab, sobald der Gestrenge den Rücken gekehrt hatte, und nicht selten huschte auch während seiner Anwesenheit ein kühnes Weib, mit der Mönchskutte angetan, in die Zelle eines „Bruders". Das fiel nicht auf, wenigstens fanden die, denen es auffiel, in solchen Übungen nichts Bedenkliches, denn Helfershelfer mußte natürlich das Paar, das die Zelle zum Lustgemach wandeln wollte, stets haben. Das Klosterleben war zum Skandal geworden. Daß diese Zustände bis in die jüngste Zeit sich erhalten haben, zeigt uns ein Pater Veridicus, der seine Lebenserfahrungen im Kloster in dem bekannten Buche: „Hinter geweihten Mauern" niedergeschrieben hat. Die Greuel, die uns dieser Mann aufdeckt, stehen durchaus nicht hinter dem Lotterleben der mittelalterlichen Klöster zurück. Die schlechten Sitten haben sich in unwandelbarer Treue erhalten.

Wie sah es nun aber in den Nonnenklöstern aus? Viel wunderbare Geschichten von strenger Klosterzucht, von Entsagen und Ertragen sind da verbreitet worden. Schauerliche Geschichten, daß die Nonnen sich durch die strenge Zucht zu Grunde richteten. Das Gebrüll der wahnsinnig gewordenen Nonnen durchhallte schauerlich die nächtliche Stille. Derartiges kam vor, denn es gab Klöster, in

denen die Regel furchtbar ſtreng war, in denen die dürftigſte Koſt, die ſchwerſte Körperqual Vorſchrift waren. Es war einmal, aber es iſt nicht das Bild, das von den Klöſtern in der öffentlichen Meinung beſtand, und es kann auch keinem Zweifel unterliegen, daß die öffentliche Meinung die Klöſter durchſchnittlich richtig einſchätzte. Wenigſtens die größte Zahl war derartig verſumpft und verwahrloſt, daß ſelbſt die Mönchsklöſter im Verhältnis zu ihnen faſt noch als Moralſchulen gelten konnten. Wie dieſe Verwilderung entſtanden iſt, läßt ſich ſchwer ſagen; ſie iſt ſelbſtverſtändlich ganz allmählich eingetreten, und zunächſt wurden auch da die kleinen oder größeren Sünden ganz heimlich begangen. Die Kloſterzucht wurde beibehalten, und niemand merkte außerhalb der Mauern auch nur die geringſte Unregelmäßigkeit. Die Beſucher gehörten dem geiſtlichen Stande an und hatten einen durchaus ehrbaren Anſtrich.

Wie Kohlmann ſagt, der als gewaltiger Moralprediger bekannt iſt, war es eine ſchlimme Zeit, in der er lebte. Die Frauen wollten den Männern durchaus nicht treu ſein, und die Männer waren es erſt recht nicht. Der Ehebruch gehörte zu dem liebſten Zeitvertreib, und beſonders ſollen die Mönche und Nonnen durch ihr böſes Beiſpiel die Leute verdorben haben. Berthold, ein anderer Schriftſteller, hat eine ſonderbare Auffaſſung über die Ausſchreitungen der Pfaffen und Mönche; er ſagt: „Die jungen toechtern und die jungen meytlin gedenken, wie ſye ettwann münch und Pfaffen herumbbringen.“ Er war alſo der Anſicht, daß nicht Mönche und Pfaffen die Verführer, ſondern die Verführten ſeien, denen ſtändig nachgeſtellt werde, und die ſich der Verführung der jungen Mädchen nicht zu entziehen vermöchten, obwohl doch dieſe frommen Herren nichts von den Lüſten dieſer Welt wiſſen wollten. Solche Anſicht fällt freilich weniger auf, wenn man bedenkt, daß die damalige Zeit in dem Geſalbten ſtets ein höheres Weſen erblickte, das ſelbſt gar nicht daran dachte, das „Sündhafte“ zu wollen, aber als Menſch nicht den ſchweren Anfechtungen widerſtehen konnte.

Auch der bekannte Geiler von Kayſersberg, deſſen Kaiſerchronik noch heute als eine Fundgrube für den Kulturhiſtoriker gilt, hat eine ganz ähnliche Auffaſſung. Er ſchreibt: „Das man aber in den kloeſtern zur erſten meſſen, oder ſunſt zur andern zeiten ſollich bubenteding uffrichtet, um das die Frowen inn die kloeſteren gond, unn

mit den münchen uff unn ab hüpffent, unn in die zellen und Winckel daraffter ſchlieffent, daz is ein offentlicher miszbrauch unn ſol nit geſtattet werden, denn kein Frowe ſol inn kein münch kloſter nit gan. Es iſt luter Bubenteding. Menge fromme frow got inn ein kloſter, unn aber got ein hur wieder heraus. Doran ſein ſchuldig ir man, die do eweren wybern ſollichs geſtatten."

Recht klar ſcheint hiernach Herrn Geiler von Kayſersberg die Sache ſelbſt nicht geweſen zu ſein. Wenn er meint, daß die fromme Frau das Kloſter betreten und es als Hure wieder verlaſſen habe, dann läßt dies doch nur den Schluß zu, daß die Mönche durch ihre Verführungskünſte aus der frommen Frau das gemacht haben müſſen, was ſie nach ſeiner Meinung beim Verlaſſen des Kloſters geworden iſt. Dieſen Schluß zieht er aber nicht, denn er meint, daß die Frauen mit den Mönchen herumhüpfen und ſich dann mit ihnen in die Zellen und Winkel zurückziehen. Demnach müßte alſo die Frau ſchon beim Betreten des Kloſters nicht von allzu großer Tugend geplagt geweſen ſein, denn ſonſt würde ſie wohl nicht mit den Mönchen herumgetanzt haben. Daß die Männer nicht gut daran getan haben, ihre Weiber ins Kloſter gehen zu laſſen, das iſt ſicherlich richtig; aber an dem Unfug ſind doch wohl die Mönche mehr ſchuld geweſen als die Männer, die der Meinung waren, daß an dem heiligen Orte hinter geweihten Kloſtermauern eine Frau keine Gefahr für ihre Tugend laufe. Für uns iſt ein ſolch naiver Glaube zwar nicht recht verſtändlich, aber er hat wirklich beſtanden und galt dabei ſogar als eine beſondere Zierde des Chriſten.

In den Nonnenklöſtern entwickelte ſich, wie geſagt, eine Unſittlichkeit, die noch ſchlimmer war als die in den Mönchsklöſtern. Es hat ſich aber für die Nonnen auch nicht ſo leicht ein Verteidiger gefunden, ſondern die Chroniken ergehen ſich entweder in unbarmherzigem Spott, oder ſie treten als Ankläger auf. Solange nur Mönche und Pfaffen die Nonnen beſuchten, wurde ein Deckmäntelchen chriſtlicher Liebe über dies Treiben gebreitet. Das Volk witterte zwar in den häufigen Beſuchen der geiſtlichen Herren Unrat und ließ der Satire freien Lauf; aber es fehlte doch an dem, was man als ſtrikten Beweis für die Vermutungen hätte anführen können. Der ſexuelle Verkehr zwiſchen Nonnen und Pfaffen war, wie man heute ſagen würde, eine nicht erweislich wahre Tatſache.

Die Nonnen waren aber mit den Beſuchen der Mönche und Pfaffen nicht zufrieden. Böſe Beiſpiele verderben gute Sitten, und das böſe Beiſpiel, das einige mit den Pfaffen gaben, reizte die andern, auch ihr Glück zu verſuchen. So blieb es nicht bei den Beſuchen der Pfaffen, ſondern es fanden auch Laien den Weg ins Kloſter. Beſonders die Junker machten von der Erlaubnis, die Schwelle des Kloſters zu überſchreiten, einen ſehr ergiebigen Gebrauch, und die Klöſter wurden mit der Zeit eine Art Freudenhäuſer. Ja, das Treiben wurde derartig öffentlich und ungeniert in Szene geſetzt, daß die wirklichen Freudenhäuſer unter dieſer Konkurrenz ſtark zu leiden hatten. Die Freudenhäuſer mußten nämlich ihr Privileg meiſt ziemlich teuer bezahlen, und ſelbſt die Kirchenfürſten, die zugleich weltliche Fürſten waren, verſchmähten es durchaus nicht, aus dieſen Privilegiengeldern ihre Einkünfte weſentlich zu erhöhen. Geld riecht nicht. Die Inhaber ſolcher Häuſer verſtanden gerade in Rückſicht auf die empfindlichen Abgaben, mit denen ſie belaſtet waren, durchaus keinen Spaß, wenn ihnen von irgendeiner Seite eine Konkurrenz gemacht wurde. Sie waren ſchnell mit einer geharniſchten Beſchwerde zur Stelle und verlangten Abhilfe.

Beſonders entrüſtet waren ſie über die gefährliche Konkurrenz, die ihnen die — Nonnenklöſter machten. Sie drohten, daß ſie ebenfalls nichts mehr zahlen wollten, wenn nicht entweder den Nonnen die Unzucht verboten oder doch mindeſtens ebenfalls eine ſtarke Zahlung zur Pflicht gemacht würde. Derartige Beſchwerden traten keineswegs vereinzelt auf, ſondern ſie waren ſo häufig, daß ſogar Spottgedichte darüber gemacht wurden. Hans Roſenblüt z. B. hat ſich folgenden poetiſchen Erguß geſtattet:

„Die gemeynen weib c'agen auch ir orden,
Ir weyde ſey viel zu mager worden.
Die winckel-weiber und die hausmeyde,
Die fretzen teglich ab ir weyde.
Auch clagen ſie uber die cloſterfrawen,
Die konnen ſo hübſchlich über die ſnur hauen,
Wenn ſie zu aber laſſen oder paden,
So haben ſie junkher Conraden geladen."

Wie muß es in den Kloſtern hergegangen ſein, wenn ſie den „Frauenhäuſern" zu einer ſo empfindlichen Konkurrenz wurden! Die

Klagen ſelbſt können weniger befremden; ſie ſind ſogar noch die mildeſte Form, in der die geſchädigten Bordelle Abhilfe zu ſchaffen ſuchten, denn gegen profane Konkurrenz gingen ſie nicht ſelten viel energiſcher vor. 1500 beſchwerten ſich am 26. November mehrere Frauen aus dem Frauenhaus beim Bürgermeiſter Makkart Wendel, daß in einem Blockhaus an der Feſtungsmauer eine Anzahl heimlicher Dirnen, alſo ſolcher, die keine Konzeſſion hatten und nichts zahlten, ihr Weſen trieben. So etwas wollten und durften die Beſchwerdeführerinnen ſich nicht gefallen laſſen, der Bürgermeiſter ſolle gar nichts weiter tun, als ihnen „Urlaub“ geben, daß ſie ſich ſelbſt helfen und das heimliche Neſt ſtürmen durften. Herr Makkart Wendel ließ mit ſich reden; er fühlte wohl, daß ſeine Beſucherinnen für ihre Abgaben auch Rechte haben mußten, erteilte den Urlaub, und die Weiber ſtürmten dann mit hoher obrigkeitlicher Genehmigung die Stätte des Laſters. Halbe Arbeit liebten ſie nicht, ſie ſchlugen in dem Hauſe alles kurz und klein, und jede nahm mit, was ihr gefiel. Die Dirnen hatten ſich rechtzeitig in Sicherheit gebracht, nur die Hausbeſitzerin war noch anweſend. Dieſes Ausharren hat ſie aber ſchwer büßen müſſen, denn die wütenden Amazonen „ſchlugen die alte hurenwirtin gar greulichen“. Milde ging es alſo bei derartigen Gelegenheiten ſicher nicht zu, und, wie man ſieht, gab die Obrigkeit ſehr leicht den berechtigten Wünſchen der geſchädigten Frauen nach Möglichkeit ſtatt.

Den Klagen gegen die Kloſterfrauen konnte die Kirche ebenfalls nicht die Beachtung verſagen, am wenigſten da, wo die Kirchenfürſten ſelbſt den Sündenzoll für die Frauenhäuſer einzogen. Aber auch auf die Herzensbedürfniſſe der Nonnen mußte Rückſicht genommen werden. Der Ausweg war leicht gefunden, man ſagte den Nonnen, daß ſie, wenn ſie ſchon nicht auf die Liebe verzichten wollten, doch wenigſtens ſich mit geiſtlichen Herren begnügen und die Laien fernhalten ſollten. Die Laien waren das größte Übel; ſie brachten die Nonnen in den ſchlechten Ruf, denn die „Geſalbten“ waren verſchwiegener oder ſollten es doch wenigſtens ſein. Die Strafen für leichtfertige Nonnen waren ſtets nur ſtreng, wenn ein Laie mit ihnen zu tun gehabt hatte, und vor allen Dingen wurde die Leichtfertigkeit übel angeſehen, wenn ſie etwa Folgen gehabt, denn eine Ausſchweifung an ſich galt nicht als eine gar ſo große Untat; aber die

Kinder, die einem ſolchen Verkehr entſtammten, die hielt man für ein Übel, das nicht verziehen werden konnte.

Natürlich war die nächſte Folge jeder Beſtrafung für das Vorhandenſein von Kindern, daß die Nonnen das Verbrechen gegen keimendes Leben oder gar den Kindesmord für weniger ſchwere „Verirrungen" hielten als das Lebenlaſſen der Kinder, die doch nun einmal nicht geduldet werden ſollten. Kinder in einem Nonnenkloſter waren allerdings auch eine ſehr unpaſſende Illuſtration zu dem Gelübde der ewigen Keuſchheit. Die Nonnen nannten ſich Himmelsbräute und ihr Bräutigam war Chriſtus; da durfte mit irdiſchen Männern keine Buhlſchaft getrieben werden; aber gerade dieſe Himmelsbrautſchaft und die Vorſtellung des Bräutigams Chriſtus wurde oft ſo weltlich von den Nonnen aufgefaßt, daß ſie durch ſolche Phantaſiegebilde ſchon zu Ausſchweifungen verleitet wurden.

Die Herren Clerici außerhalb der Klöſter konnten für ihr Laſterleben ebenſo viel Entſchuldigungen finden wie die Kloſterleute. Beſonders zwei Dinge waren es, die als ſolche galten und die Möglichkeit einer Beſſerung der Sitten ausſchloſſen: erſtens Cölibat und zweitens Ohrenbeichte. Die Einführung des Cölibates wurde in außerordentlich rigoroſer Weiſe durchgeführt. Die Geiſtlichen wurden geradezu von Weib und Kind geriſſen; ſie mußten ihre Familie im Stiche laſſen und damit ein recht ſonderbares Beiſpiel für die dogmatiſche Unverletzlichkeit und Untrennbarkeit der Ehe geben. In der geſamten Lehre Chriſti und überhaupt in der ganzen Bibel findet ſich auch nicht eine Stelle, die wirklich als eine Rechtfertigung des Cölibats angeſehen werden könnte. Im Judentum war es dem Prieſter nur verboten, mehr als eine Frau zu nehmen, und in den erſten Chriſtengemeinden waren die Prieſter in der Regel verheiratet.

Für Rom lagen andere Gründe vor, die Einführung des Prieſtercölibates mit aller Energie durchzuführen. Die Prieſter ſollten eine ſtändige für den Dienſt der Kirche verfügbare Macht bilden, und das konnten ſie nur, wenn ſie nicht in den Feſſeln eines Weibes feſtgehalten waren; in den Feſſeln der Weiber —, das ſchadete nichts, denn das kann niemals die gleiche Wirkung auf die amtliche Dienſtbereitſchaft des Mannes haben. Infolge des Cölibats waren aber die Geiſtlichen viel eher zu Exzeſſen im Bereich des Liebeslebens

geneigt und — das darf niemals unterschätzt werden — auch viel eher entschuldigt.

Das Übel wurde aber viel größer durch die Einführung des Beichtstuhles. Wer je die Moraltheologie eines Liguori gelesen hat, der wird wissen, daß gerade die Fragen des Sexuallebens bei der Beichte in erster Linie besprochen werden sollten und sollen. Nun ist es aber ohne weiteres vorstellbar, wie es auf einen unverheirateten Mann wirken muß, über derartige Dinge sich mit den weiblichen Beichtkindern zu unterhalten, noch dazu in einer Abgeschlossenheit, in der keine störende Person vorhanden ist, in die kein lauschendes Ohr zu dringen vermag. Was mögen die Beichtenden empfunden haben, wenn sie die geheimsten Geheimnisse ihres Empfindens, die sie sich vielleicht selbst nicht einmal offen einzugestehen wagten, einem jungen, unverheirateten Manne mit schonungslosester Offenheit preisgeben sollten. Daß sich hieraus die schwierigsten Situationen, die gefährlichsten moralischen Klippen ergeben mußten, das versteht sich doch wohl ganz von selbst, und wie diese Gefahren wirklich zu zahllosen Entgleisungen geführt haben, das ist so bekannt, daß es sich wohl erübrigt, hierauf ausführlich weiter einzugehen.

Im Beichtstuhl wurden die skandalösesten Angelegenheiten des Gefühlslebens wie ganz alltägliche Dinge besprochen, aber diese Besprechungen waren doch bloß ein Präludium, denn an sie reihten sich Besuche der Beichtkinder in der Wohnung des Priesters oder des Priesters in der Wohnung des Beichtkindes. Dabei wurde das heikle Thema weiter erörtert, und von Worten kam es zu Taten, so daß die Chronisten meinen, die ganze weibliche Bevölkerung sei eigentlich nur ein Harem für den Beichtiger gewesen.

So viele entrüstete Stimmen aber gegen den Beichtstuhl sich erhoben haben, was haben sie genützt? Sie sind verhallt, nicht ungehört aber unbeachtet, wenigstens da, wo sie hätten zu einer Änderung bewegen sollen. Freilich ist nicht zu verkennen, welche ungeheure Macht, welchen unbeschreiblichen Einfluß die Kirche gerade durch die Beichte gewonnen hat. Das Geheimnis des Beichtstuhls ist unverletzlich, sowohl für den Geistlichen wie auch für die Beichtenden, mindestens wird es nicht schwer fallen, diese von der Wahrheit dieser Annahme zu überzeugen und sie zum Schweigen zu verpflichten.

Die Demoraliſation des Beichtſtuhles ließ ſich nicht beſtreiten, und ſie konnte wohl auch nicht von denen ernſtlich in Abrede geſtellt werden, die für die Notwendigkeit der Beichte aus religiöſen Gründen eine Lanze brachen. Die Kleriker wollten natürlich ein ſo wichtiges Mittel, ihre Macht und ihren Einfluß zu ſteigern, nicht preisgeben. Deshalb durften ſie niemals öffentlich zugeſtehen, daß der Beichtſtuhl die Sittlichkeit gefährde. Gerade die Beichte ſei ein ſehr wertvolles Gnadenmittel, und dem Beichtiger, der an Gottes Stelle ſitze, dürfe man jede Herzensregung anvertrauen wie Gott ſelbſt. Werde wirklich bei der Beichte einmal die Tugend gefährdet, ſo könne man dafür wohl die menſchliche Schwäche verantwortlich machen, aber niemals den Beichtſtuhl. Gerade mit der menſchlichen Schwäche haben die Gegner der Ohrenbeichte ihre Angriffe begründet.

Beim Badeweſen zeigte ſich die Verkommenheit der Mönche und Nonnen ebenfalls im beſten oder ſchlechteſten Lichte. Die Nonnen beſuchten die öffentlichen Bäder, die ihres ſittenloſen Treibens wegen wahrlich gut genug bekannt waren, um nicht als ein Aufenthaltsort einer Nonne gelten zu können. Die Äbtiſſinnen verſchwendeten nicht ſelten den größten Teil der Kloſterſchätze, um die beliebte Badefahrt machen zu können, und die braven Nonnen ſuchten dort, wenn ſie nur irgend Urlaub erhalten konnten, in den Bädern ihre Abenteuer. Die Mönche brachten ſich gleich ihre Dirnen mit, obwohl es auch in den Bädern nicht an ſolchen und an Weibern fehlte, die den geiſtlichen Herren mit Freuden entgegenkamen. Das ſittenloſe Treiben dieſer Herrſchaften nahm derartig überhand, daß zuweilen den „Pfaffen“ die Badefahrt ſtrengſtens unterſagt werden mußte. Selbſt die Badeverwaltungen, die doch gewiß an ſtarke Dinge gewöhnt und im Intereſſe ihrer Gäſte geneigt waren, Ausſchweifungen nicht zu ſehen, mußten oft genug einſchreiten, weil die geiſtlichen Herren es gar zu arg trieben, und das Ärgernis zu groß wurde. Die geiſtlichen Herren waren ſonderbarerweiſe auch für die Dirnen ſehr begeiſtert, und bei den Konzilen konnte man ſicher ſein, ganze Armeen liederlicher Weiber vorzufinden, die ganz genau wußten, daß ſie die Reiſe an den Verſammlungsort nicht umſonſt gemacht hatten, denn mit bewundernswürdiger Ungeniertheit pflogen die kirchlichen Würdenträger Verkehr mit dieſem „Abſchaum der Menſchheit“. Ich habe geſagt, wunderbarerweiſe. Das ſoll nicht etwa bedeuten, daß es

Verwunderung erregen müſſe, wenn die Männer der chriſtlichen Kirche ſich des liederlichſten Lebens erfreuten, ſondern ich will damit bloß andeuten, daß doch eigentlich genügend „ehrle Frauen“ dieſen „Wölfen in Schafskleidern“ zu Gebote ſtanden, ſo daß ſie füglich wohl nicht notwendig gehabt hätten, ihre Gunſt und ſchließlich auch ihr Geld an die fahrenden Weiber zu verſchwenden, denn man ſagt nicht mit Unrecht dieſen Seelenhirten nach, daß ſie ſehr zähe an irdiſchen Gütern feſthielten und alle möglichen Kniffe und Schliche anwendeten, um koſtenlos zu genießen, wonach ſie Verlangen trugen. Die Anekdoten jener Zeiten ſind voll von Schilderungen der Pfaffenliſt und berichten manches wirklich luſtige Stücklein hierüber.

Als die freieren Sitten des Mittelalters, die ſich bis ins 16. und 17. Jahrhundert hinein erſtreckten, vorüber waren, und auch die Pfaffen ſich größeren Zwang auferlegen mußten, weil die ſtrengere Zucht der Proteſtanten einen gar zu großen Kontraſt bildete, da wurde das Weib nicht etwa aus dem Programm der geiſtlichen Herren geſtrichen, ſondern das Tun entzog ſich mehr der breiten Öffentlichkeit. Die Sünden im Beichtſtuhl blieben als Interna, über die niemand zu reden hatte, beſtehen. Im Gegenteil, die Unzucht, die im Beichtſtuhle angebahnt wurde, artete noch mehr aus, da die Ablenkung durch das öffentliche Verkehren mit Luſtdirnen uſw. fehlte. Infolge des Cölibats war auch eine legitime Befriedigung des ſexuellen Triebes ausgeſchloſſen, und daß dies wirklich ein Übel war, empfanden die Geiſtlichen ſelbſt am ſchmerzlichſten, beſonders alle, die ihr Amt eines Seelenhirten wirklich ernſt nahmen. Sie ſuchten deshalb dem Übel, ſo gut es ging, abzuhelfen. Die alte Auslegung der Cölibatsvorſchrift, daß nur die Ehe, nicht aber auch der ſexuelle Verkehr verboten ſei, war noch unvergeſſen und wurde als Hilfe in der Not benutzt, denn eine Not war der ſtetige Kampf zwiſchen Pflicht und Gewiſſen auf alle Fälle. Die Geiſtlichen nahmen ſich Haushälterinnen an, die ihnen nicht nur die Wirtſchaft führen, ſondern ihnen in jeder Beziehung die verbotene Frau erſetzen mußten. Das war in der Tat ein Ausweg, der nicht viel Vernunftgründe gegen ſich hatte, denn was bei dieſer Sache verſchroben und widerſinnig erſcheint, das war nicht dem Ausweg aufs Konto zu ſetzen, ſondern einzig und allein dem gegen die Natur verſtoßenden Eheverbot.

In der Tat hat das Haushälterinnenweſen, das in Wirklichkeit

ein Konkubinat war, der allgemeinen Moral viel mehr genützt als das offizielle Wettern gegen die sündhafte Welt und die Lust des Fleisches, die sich auch durch die flammendsten Reden nicht aus der Welt schaffen läßt. Daß die Geistlichen sich nicht die ältesten und häßlichsten Personen zu Haushälterinnen aussuchten, das kann man ihnen eigentlich nicht verdenken. Es ist ihnen aber doch verdacht worden, und zwar gerade von Seiten der Kirche, die gewiß hier viel eher tolerant hätte sein sollen als früher, wo wirklich eine Verkommenheit, die zum Himmel schrie, sich vor den Augen der Menge breit machte. Wiederholt ist es den Seelenhirten verboten worden, sich mit Haushälterinnen zu versehen, wenigstens sobald diese nicht bereits vor längerer Zeit das sogenannte Schwabenalter überschritten hätten. Die Wirkung solcher Verbote ist nicht viel besser gewesen als die rigorose Trennung der Priesterehen einige Jahrhunderte vorher, und die Moral der Gemeinden hat sich durch derartige Machtsprüche nie gehoben. Darauf scheint es auch ziemlich wenig angekommen zu sein. Gegen Cölibat und ähnliche Dinge haben die direkt davon Betroffenen selbst schon oft, wenn auch stets vergeblich, Widerspruch erhoben, und die Skandalgeschichten, die auch unserer Zeit nicht fremd sind, darf man getrost auf das Beibehalten des Cölibats zurückführen. Vielleicht wollte die Kirche konsequent sein, vielleicht hat sie auch von neuem Gehorsam verlangt, um ihre Macht zu stärken. Auf die sittlichen Gefahren, die ein solches Verbot haben mußte, wurde nicht geachtet. Im Gegenteil, die Rücksicht auf die vermutlichen Folgen ist äußerst energisch beiseite gesetzt worden, und selbst der Vorwurf, daß die Unsittlichkeit geflissentlich großgezogen werde, hat die Kirche nicht bewogen, der klaren Vernunft zu folgen.

Für die sittliche Höhe des Christentums hat man oft das Argument angeführt, daß der Frau eine weit würdigere und höhere Stellung eingeräumt wurde als bei den heidnischen Religionen. So richtig dies für die erste Zeit des Christentums auch ist, so wenig trifft es auf das Mittelalter und das Zeitalter der Reformation zu. Gerade die mit dem päpstlichen Imprimatur versehenen Schriften der Jesuiten und geistlichen Würdenträger haben das Weib viel tiefer in den Schlamm gezogen als alle heidnischen Schriftsteller zusammen.

Päpstlich beglaubigt waren alle die geistlichen Schriften über

das Hexenweſen, und deshalb iſt man durchaus berechtigt, dieſe als kirchliche Literatur zu bezeichnen, war doch der „Hexenhammer“ (Malleus maleficarum), deſſen geiſtiger Vater, der Predigermönch Jakob Sprenger iſt, geradezu das Hexengeſetzbuch für die geiſtlichen Inquiſitionsrichter, und das Vorbild und Quellenwerk für die weltliche Geſetzgebung. Selbſt der 1751 erſchienene Codex Maximilianeus, das bayriſche Hexengeſetzbuch, baſierte noch völlig auf dem berühmten und berüchtigten „Hexenhammer“.

Es iſt nicht möglich, die Fülle von Schmutz und Unrat, die den Hauptbeſtandteil dieſes Buches ausmacht, wiederzugeben; aber die weſentlichſten Punkte möchte ich doch wenigſtens kurz andeuten, da ſie den Schlüſſel zu dem Rätſel, das uns die Selbſtbezichtigung der Hexen aufgibt, bilden. Schon die Frage, ob aus dem Verkehr mit dem Teufel Nachkommen entſtehen, iſt in ſo widerlicher Weiſe beantwortet, daß man den Geiſt der Theologen, die ſich damit beſudelt haben, bewundern muß. Es wird die Möglichkeit der Folge damit erklärt, daß der Teufel als Mann und als Weib diene und dadurch in die Lage komme, die Fortpflanzung als Mittelsperſon zu bewirken. Sobald er als Succubus auftrete und ſich den Männern preisgebe, um ſie ganz in ſeine Macht zu bekommen, empfange er wie jedes wirkliche Weib die ſeminalen Ergüſſe, die er bei ſich behalte und dann, ſobald er als Incubus die Weiber verführe, wieder benutze. Die immissio seminis beim ſexuellen Akte mit dem Teufel ſei alſo nichts als eine Zurückerſtattung des empfangenen menſchlichen Samens. Dadurch werde zwar die Möglichkeit geſchaffen, daß der Coitus die normalen Folgen nach ſich ziehe, aber eigentlich ſei der Teufel nicht der Vater der durch ihn gezeugten Kinder. Der Teufel könne den ſexuellen Akt ſelbſt aus eigener Begierde nicht vollbringen, da ein Geiſt nicht Fleiſchesluſt empfinde, er ſündige nur deshalb, weil dies das ſicherſte Mittel ſei, die Menſchen zu verderben. Manche Teufel ſeien ihrer Natur nach zu vornehm, als daß ſie ſich mit dem ſexuellen Akte abgeben könnten; es ſeien in der Hauptſache Teufel niedrigſter Ordnung, die als Incubi oder Succubi mit den Menſchen Unzucht trieben. Der oberſte Unzuchtsteufel hieße Asmodäus.

Intereſſant iſt der Hexenhammer beſonders auch da, wo er ſich mit der Stellung des Weibes beſchäftigt. Das Weib ſei etwas abſolut Inferiores, und dadurch werde es auch erklärt, daß es viel mehr

Hexen als teufliſche Männer gebe. So heißt es u. a. „Was iſt denn auch das Weib anders als eine Vernichtung der Freundſchaft, eine unentfliehbare Strafe, ein notwendiges Uebel, eine natürliche Verſuchung, ein begehrenswertes Unheil, eine häusliche Gefahr, ein reizvoller Schädling, ein Naturübel mit ſchöner Farbe beſtrichen? Iſt es alſo Sünde, es zu entlaſſen, ſo iſt es eine Qual, es zu behalten; entweder begehen wir Ehebruch, wenn wir ſie entlaſſen, oder wir haben täglich Kampf. Was ihren Verſtand betrifft, ſcheinen die Frauen einer anderen Art anzugehören, als die Männer, der Grund iſt ein natürlicher: Das Weib iſt mehr auf das Fleiſchliche gerichtet als der Mann (vielleicht mit Ausnahme der Herren Kleriker); das geht aus vielen weiblichen Unzuchtshandlungen hervor. Dieſer Fehler zeigt ſich ſchon bei der Bildung des erſten Weibes, das aus einer krummen Rippe gebildet wurde. Alle Uebel kommen beim Weibe durch die fleiſchliche Begierde."

Es wird nun in aller Breite erzählt, wie es bei dem ſexuellen Verkehr mit dem Teufel zugehe. Dieſer Verkehr ſei ſchon von unbeteiligten Perſonen genau beobachtet worden; freilich hätten die Beobachter dabei den Teufel nicht geſehen, da dieſer für dritte Perſonen unſichtbar ſei. Man habe aber die Hexe halbentblößt auf freiem Felde liegen ſehen und aus ihren Bewegungen auf den Verkehr mit dem Teufel ſchließen müſſen. Es läßt ſich auch nicht annähernd der ſkandalöſe Inhalt des Hexenhammers wiedergeben. Beſonders bei der Niederſchrift dieſes Beweismaterials für den Teufelscoitus iſt eine ſolche Menge Unflat zuſammengetragen, daß man ſtaunen muß, woher die Diener einer Kirche, für die ſo etwas ein Dogma war, den Mut nehmen, in den harmloſeſten Schriften und Bildwerken Unzüchtiges und Unſittliches zu finden. Nicht ſelten habe man geſehen, wie ſich nach dem Akte eine ſchwarze Rauchwolke von der Größe eines Mannes entfernt und in die Luft erhoben habe, wo ſie ſich auflöſte. Der Teufel nehme Dämpfe zu Hilfe, die er zu einer menſchlichen Geſtalt verdichte, und dieſe Geſtalt ſei dann auch befähigt, den Coitus zu vollziehen. Ob dieſer den Hexen Genuß bereite, werde nicht übereinſtimmend beantwortet; es gäbe Perſonen, die verſicherten, der Genuß ſei bedeutend größer als der beim Verkehr mit einem wirklichen Manne. Das Buch enthält auch eine ganze Anzahl einzelner Liebesgeſchichten, bei dem die Hexerei eine große Rolle geſpielt

haben soll. Sonderbarerweise sind bei diesen Geschichten sehr oft Nonnen oder Geistliche direkt als Liebende, entweder betört oder behexend, beteiligt. Es kann, wie gesagt, nichts obscöneres geben als den Hexenhammer.

Diesem Edelbuch war noch ein Anhang angefügt, der „Formicarino" hieß (Ameisenbuch), von dem päpstlichen Inquisitor Johannes Nidor verfaßt war, und nicht im mindesten besser oder sittlicher als der Hexenhammer selbst ist. Nidor war übrigens Theologie-Professor und bringt in seinem Buche den besten Beweis dafür, daß die Wissenschaft ein erhöhter Wahnsinn war, denn solchen Blödsinn würde die Phantasie eines „ungelehrten Wahnsinnigen" niemals ausgeheckt haben. Natürlich sind auch da die Unflätigkeiten der Hauptinhalt. Es wird hauptsächlich die Frage erörtert, ob der sexuelle Verkehr des Teufels Nachkommenschaft erzeuge. Dies bejaht der „gelehrte" Nidor zuversichtlich. Er meint sogar, daß dieser Verkehr ein Mädchen nicht einmal zu defloriren brauche. Es spricht dies geistreiche Buch von einer ganzen Anzahl „wahrer Geschichten", und wieder sind es heilige Frauen, die mit dem Teufel Geschlechtsverkehr gehabt haben. Eine sei vergewaltigt worden, und Nidor weiß es ganz genau, daß bei dieser Gelegenheit die immissio seminis reichlicher gewesen sei als die von tausend Männern zusammen. Man sieht förmlich das widerliche Behagen, mit dem der Inquisitor in diesem ekeln Schmutz wühlt.

Die scharfe Logik der geistlichen Hexenjäger und Schriftsteller zeigt sich so recht im Buche des Dominikaners Bartholomäus Spina „Quaestio de strigibus". Dort beweist er die Wahrheit des Hexenglaubens aus der Tatsache, daß so zahllose Hexen gefangen und verbrannt würden; denn wenn sie verbrannt würden, ohne daß ihre Schuld erwiesen wäre, dann müßten doch die geistlichen Inquisitoren die ungerechtesten Richter sein. (Als ob man daran zweifeln könnte!) Besonders sei der geschlechtliche Verkehr des Teufels mit den Hexen wahr; das ist also auch für den braven Spina die Hauptsache. Spina hat aber auch Kronzeugen, die mit eigenen Augen das schändliche Treiben der Hexen beobachtet haben. Ein besonders erleuchteter Geistlicher, der so fromm war, daß er nachts aufstand und ins Freie ging, um zu beten, hat bei solchen Exkursionen die Unzucht zwischen Teufeln und Hexen gesehen. Seine Beobachtungen hat er im Tale zu Tellina angestellt; es ist nicht einmal erzählt, ob er persönlich mit

Tafel LXIV.

Das Innere eines chines. Blumenbootes (schwimmendes Freudenhaus, Holzschnitt aus Kanton.)

Tafel LXV.

Weiber vor der Menstruationshütte.

Maisgöttin der Azteken.
(Mexik. Stein-Figur.)

den Hexen zusammengekommen ist, etwa um sie zu bekehren, damit sie vom Teufel abliessen sollten.

Ein berühmter Arzt in Ferrara hat dem geistlichen Schriftsteller mitgeteilt, daß ihm ein Bauer erzählt habe, er sei Zeuge einer Orgie von 6000 Weibern mit ebenso vielen Teufeln gewesen und habe die entsetzlichste Unzucht dieser Hexenarmee mit eigenen Augen gesehen. Der Bauer scheint ein sehr gewissenhafter Zeuge gewesen zu sein, denn in der Nacht nicht allein die unflätigste Orgie in großer Gemütsruhe zu beobachten, sondern sich auch die Mühe des Abzählens von 6000 verliebten Paaren zu machen, das zeugt von einer selten sicheren und gewissenhaften Beobachtungsgabe. So leicht wird das dem Bauern niemand nachmachen.

Ein weiterer Zeuge ist Herr Andreas Moguani in Bergamo, der dem frommen Spina erzählt hat, ein junges Mädchen aus Bergamo sei plötzlich in einer Nacht völlig nackt im Bette eines Verwandten in Venedig entdeckt worden. Ich möchte zugeben, daß diese Erzählung auch auf mich den Eindruck vollster Glaubwürdigkeit macht, denn solche Dinge kommen vor. Nun wird aber an diese Tatsache eine Fabel geknüpft, die schon nicht mehr glaubhaft erscheint, wenn sich auch wohl begreifen läßt, daß eine Holde, die nachts im Bette eines Mannes gefunden wird, für diese Tatsache eine übernatürliche Erklärung sucht. Das nackte Mädchen mußte doch für ihre Anwesenheit im Bette des Verwandten eine plausible Begründung abgeben können, die nicht gar so die Ehre besudelte. Die Jungfrau erzählte also, sie sei in Bergamo zu Bett gegangen und habe beim Erwachen gesehen, wie ihre Mutter das Hemd auszog und sich mit einer Salbe bestrich. Gleich darauf habe die Mutter einen Stock genommen und sei durch die Luft davon geritten; die Tochter will sich nun auch mit der Hexensalbe bestrichen haben, und so sei sie befähigt worden, der Mutter nachzufliegen. Sie habe diese auch eingeholt und gesehen, daß sie ein Kind ermorden wollte, denn aus den gemordeten Kindern werde die Hexensalbe bereitet. Da habe die Tochter dann schnell den Namen Jesu ausgesprochen und die heilige Maria angerufen. Die Mutter sei darauf verschwunden; sie selbst aber wäre in das Bett des Verwandten geraten. Für jeden Menschen, der nicht volle Anwartschaft auf einen dauernden Aufenthalt im Irrenhause hat, liegt es auf der Hand, daß diese Erzählung frei

erfunden war, um eine Entschuldigung für den Besuch im Bette des Verwandten zu haben. Die hohe päpstliche Inquisition glaubte aber den Blödsinn und — folterte die Mutter des frivolen Frauenzimmers so lange, bis sie ein „freiwilliges" Geständnis ablegte, das sie auf den Scheiterhaufen führte.

Wie leicht es war, sich durch eine solche Hexengeschichte aus den schwierigsten Situationen zu retten, zeigt eine weitere Historie, die Spina als Beweis für die Existenz der Hexen und deren sexuellen Verkehr mit dem Teufel anführt. Antonius Leo war im Weinkeller eines nahen Schlosses — er wohnte in Ferrara — angetroffen und als Dieb festgenommen. Es ist wohl kein Zweifel, daß die Diener, die ihn ergriffen hatten, die Sache durchaus richtig beurteilten; aber Antonius Leo war ein kluger Kopf und wußte seine Unschuld darzutun. Er gab an, er habe seine Frau auf der Hexenfahrt verfolgt, wozu er befähigt wurde, da er sich mit derselben Salbe bestrichen hatte, mit der auch seine Frau sich flugfähig gemacht hatte. Die Fahrt sei in den Weinkeller des Schlosses gegangen, und dort hätten sich schon zahlreiche Hexen mit ihren Teufeln befunden und Unzucht getrieben. Als sie ihn erblickten, seien sie verschwunden gewesen, und nur Leo, obwohl er doch ebenfalls fliegen konnte und gut getan hätte, seine holde Gattin weiter zu verfolgen, blieb zurück und wurde „ganz unschuldig" als Dieb festgenommen. Wieder glaubte man dem Hallunken, und seine wirklich völlig unschuldige Frau wurde festgenommen, als Hexe gefoltert und verbrannt, da sie durch die maßlosen Qualen natürlich dazu gebracht werden konnte, ein Geständnis abzulegen. Jedenfalls hat Herr Antonius Leo mit großem Vergnügen über seine Klugheit seine Frau verbrennen sehen. Herr Antonius Leo blieb Kronzeuge, und alle die anderen Ungeheuerlichkeiten, die er sich über die Hexen aus dem Ärmel schüttelte und unter seinem Eide zum besten gab, figurierten als unumstößliche Beweise.

Auch Paulus Grilandi, der einer der berühmtesten Kanoniker des 16. Jahrhunderts war, hat ein wunderbares Buch über die Hexen geschrieben, das eigentlich nichts anderes enthält, als gelehrte Abhandlungen über die Unzucht der Hexen. Selbst da, wo Grilandi die Zauberkünste der Hexen behandelt, ist das Sexualleben der feste Punkt, um den sich alles dreht. Es kommt für den gelehrten Kanoniker nur darauf an, ob Hexen fähig seien, Männer und Weiber durch

ihre Teufelskünste impotent zu machen. Natürlich bejaht er diese Frage.

Interessant ist, daß nach der Ansicht vieler Theologen der Teufel auch in der Gestalt Christi oder der Jungfrau Maria erscheinen könne, und daß er unter dieser Gestalt am leichtesten die Menschen zum Sexualverkehr gewinne. Das ist eigentlich das Gemeinste, was so ein Geist sich ausdenken konnte, denn es zeigt doch, wie enorm sinnlich selbst die heiligste Andacht dieses Edlen war. Selbst vor den erhabensten Gestalten des Glaubens machte die Sinnenlust nicht Halt; ja wie es scheint, war die religiöse Inbrunst nicht bloß bei den „Heiligen", von denen ich bereits berichtet habe, sondern ganz allgemein in Wirklichkeit nichts anderes als das sexuelle Verlangen nach einer sinnlichen Befriedigung, also doch wahrlich eine Gotteslästerung, wie sie schlimmer und frivoler sich nicht mehr ausdenken läßt.

In der Schar der Schriftsteller darf der Jesuit Delrio, der als Theologie-Professor großen Ruf hatte, nicht vergessen werden. Für ihn bedeutet es Starrköpfigkeit und Verwegenheit, an dem geschlechtlichen Verkehr der Teufel mit Weibern zu zweifeln, da — es die Ansicht der heil. Väter und Theologen sei, daß dieser Verkehr stattfinde. Wirklich ein recht nettes Beweis-System. Der Sexualverkehr ist natürlich auch für Delrio so wichtig, daß er sich garnicht auf den Verkehr der Teufel mit Weibern beschränkt, sondern auch sehr breit den sexuellen Verkehr von Weibern mit Tieren behandelt, der doch eigentlich mit der Sache gar nichts zu tun hat und wohl bloß deshalb so eingehend besprochen wird, weil Delrio von sexuellen Gedanken so erfüllt ist, daß in seinem Schädel kaum noch für etwas anderes Raum bleibt.

Bewundernswert ist, mit welcher Ungeniertheit Delrio aus der Schule, d. h. über das unsittliche Leben der Geistlichen und Mönche, plaudert. So erzählt er einen Fall aus Flandern und sagt, daß er den Ort, an dem sich die Geschichte zugetragen habe, und den Orden, dem das Kloster angehöre, sehr wohl kenne, daß er aber keine weiteren Angaben hierüber machen wolle. Eines Abends hätten die Mönche, die außerordentlich ausschweifend lebten, sehr lange geschwelgt. Endlich beendeten sie das Gelage, einer sagte „Gott sei Dank", der andere aber meinte „Dem Teufel sei Dank!", dann legten sie sich jeder mit einem Mädchen zu Bette.

wie so vieles andere, auch die Hexen geliefert hat, läßt sich ohne weiteres annehmen; es ist aber die Frage, wie diese Übertragung stattgefunden hat.

In den altgermanischen Nornen, diesen Schicksalsgöttinnen, darf man ein Vorbild für die Hexen vermuten. Die nordische Religion unterschied drei Arten von Nornen. Alle diese Göttinnen spielten bei der Geburt des Menschen eine große Rolle; sie sind die Nymphen der Deutschen, die im Märchen noch als gute oder böse Feen auftreten. Aber in der skandinavischen Religion sind sie noch als direkte Göttinnen behandelt, und die Volsunga-Sage nennt auch die drei Arten, deren eine direkt von den Asen, die zweite von den Alfen und die dritte von den Dvalins abstammten. Die Hauptnornen, Urdh, Verdandi und Skuld bedeuteten Vergangenheit, das Werdende und die Zukunft; sie bestimmten die Schicksale des neugeborenen Menschen. Die zweite Art waren die Schutz-Nornen, eigentliche Geburtsgöttinnen, die den einzelnen Menschen wie eine Art Vorsehung zur Seite standen, die Handlungen des Einzelnen leiteten und so sein Schicksal erfüllten. Die dritte Art waren die Zaubernornen, die bösen Feen des Märchens, die nichts wirklich Göttliches mehr an sich hatten.

Gerade diese Zaubernornen sind die interessantesten; sie sind das Urbild der Hexen, und man darf wohl sagen, daß der krasse Hexenglaube oder besser gesagt, Aberglaube in diesen Zaubernornen sein ursprüngliches Modell hatte. Natürlich hat das Christentum diese Nornen nicht einfach als Hexen acceptiert, sondern es gab eine ganze Reihe von Übergängen in dem religiösen oder meinetwegen irreligiösen Begriff der Hexen.

Bei den keltischen Stämmen hielt man die Weiber für besonders hellsehend und für göttliche oder dämonische Inspirationen zugänglich. Man glaubte an das, was man in manchen Gegenden Deutschlands noch jetzt als „kluge Frauen" betrachtet. Diese Frauen waren, ähnlich wie die „Medizinmänner" wilder Völker, ein Mittelding zwischen Priesterinnen, Zauberinnen und Heilkünstlerinnen. Sie kannten die heilkräftigen Kräuter und galten als Wahrsagerinnen. Es gab Verbindungen kluger Frauen, die unter einem Oberpriester standen, und ihre geheimnisvollen Gottesdienste in mondbeschienenen Frühlingsnächten in den heiligen Hainen oder auch auf heiligen Bergen hielten.

Teuflisch erschienen den Christen natürlich alle heidnischen Göt-

ter; wer ihnen diente, der diente, durch die christliche Brille betrachtet, lediglich dem Teufel, und so waren die Gottesdienste der klugen Frauen für die Christen nichts als Teufelsdienste. Das Bild der Hexensabbathe auf dem Blocksberg stimmt mit diesen Bergesfeiern der klugen Frauen örtlich überein. Noch eine Übereinstimmung aber gibt es zwischen diesen und den Hexen: die Kräuterkuren. Beiden wurde nachgesagt, daß sie Kräuter in den Wäldern suchten, und daß sie durch diese Kräuter allerlei Gebreste zu heilen verständen. Da das Heilen von Kranken doch wahrlich nicht als ein teufliſches Tun gelten kann, würde man den so häufig gegen die Hexen geführten „Beweis" ihres Bundes mit dem Teufel — eben die Heilkunst — gar nicht verstehen, wenn man nicht bedächte, daß die klugen Frauen, diese Dienerinnen der Götter, auch die Kräuterheilkunst betrieben hätten.

So läßt sich ganz einwandsfrei der Glaube an Hexen als Verbündete oder Dienerinnen des Teufels erklären. Nun bliebe allerdings immer noch ein großer Schritt. Warum glaubte man an den sexuellen Verkehr zwischen Hexen und dem Teufel? Die keltischen Weiber dienten ihren Göttern nicht durch Orgien. Es läßt sich nicht die geringste Quelle entdecken, die zu der Annahme eines orgiastischen Kults leiten könnte. Mindestens haben die Christen keine Gelegenheit gehabt, sich von der Unsittlichkeit der heidnischen Gottesdienste auf deutschem Boden zu überzeugen. Doch dessen bedurfte es gar nicht. Dem Heidentum in Rom und Griechenland waren die Incubi und Succubi durchaus nicht fremd. Incubi sind Geister, die in verlockender Männergestalt die Weiber zum sexuellen Akte verführten, und Succubi waren die Geister, die Weibergestalt annahmen, um die Tugend der Männer zu untergraben. Beide haben keine große Mühe anzuwenden gehabt, denn Weiber und Männer folgten im alten Rom den Lockungen sehr gern, und die Incubi brauchten ebensowenig Geister zu sein wie die Succubi; im Gegenteil Wesen von Fleisch und Blut verbrachten diese „Siege des Bösen" sehr leicht, und die Verführten waren vielleicht ganz zufrieden, wenn sie sagen konnten, daß sie dämonischer Bosheit zum Opfer gefallen seien.

Das war aber nicht bloß im alten heidnischen Rom so, sondern das christliche Rom und seine Anhänger dachten über die Incubi oder Succubi ganz ähnlich und waren diesen „Teufeln" durchaus

nicht so gram, wie diese es doch eigentlich verdient hätten. Schon die Anachoreten, die in die Wüste flohen, um den Sünden der Welt und ihren Versuchungen zu entgehen, hatten nach ihrer Angabe viel unter den Teufeln zu leiden. Die Sünde folgte ihnen bis in die verborgensten Schlupfwinkel nach.

Wundervolle Frauengestalten nahten den Einsiedlern in verlockendster Form. Sie erschienen oft nackt in strahlender Schönheit, um die Sinne des Einsiedlers in brennende Glut zu versetzen. Und diese Absicht gelang ihnen, denn die frommen Weltflüchtlinge gerieten in erotische Ekstase; sittliche Entrüstung nennt man das manchmal, aber es ist doch nichts als eine wahnsinnige Erregung, die nicht Zorn und Abscheu, sondern höchstens unterdrückte Begierde ist. Man darf psychologisch den Hergang solcher „Versuchungsszenen" nicht verkennen. Nicht der Succubus ist dafür verantwortlich, denn es handelte sich bei allen solchen Vorgängen nur um Visionen. Die Weltflucht rettet den Mann nicht vor dem Weibe. Die Einsamkeit und die religiöse Hingebung peitschen seine Sinne in wilder Gedankenflucht. So sehen die Augen in fieberhafter Glut, was das Herz heimlich, vielleicht unbewußt ersehnt, wonach jeder Blutstropfen lechzt — das Weib. Noch einmal tritt der Weltsinn an den einsamen Klausner heran und malt ihm in schillernden Farben das Weib in sinnberauschender Pracht vor die entwöhnten Augen. Der Einsame sieht das greifbar, was seine Phantasie sich so lebhaft ausmalt, und doch weicht die glanzvolle Weibesgestalt vor ihm zurück, wenn er verlangend die mageren Hände ausstreckt. So ist das Bild nur eine teuflische Versuchung, und der Klausner erliegt ihr nicht, weil er ihr nicht erliegen kann; der Schatten entweicht. Und doch war schon des Herzens heißes Wünschen Sünde. Auf diese Tonart sind viele, fast alle Berichte über die Versuchungen der frommen Einsiedler gestimmt; sie sind durchaus keine Lüge, sondern Überzeugungen, weil die Männer in der ertötenden Einsamkeit das Maß für Wirkliches und Erträumtes verloren hatten und für wahr hielten, was nur ein Gaukelspiel der erregten Phantasie war.

Anders lag die Sache oft — aber keineswegs immer — bei den Erzählungen der wirklich vollendeten Verführung durch teuflische Weiber oder als Weiber erschienene Teufel. Mit frappierender Übereinstimmung wird da geschildert, wie das schöne Weib den Mann

umgarnt habe, wie er dem Drange seiner Sinne erlegen sei, eine Stunde des höchsten Glückes genossen habe, bis er auf furchtbare Weise aus seinem Taumel gerissen worden sei. Das bildschöne Weib habe sich nämlich nach dem sexuellen Akte plötzlich in ein furchtbares Ungetüm verwandelt, ihn wohl gar gepeinigt, gekratzt, gebissen und geschlagen und die furchtbarsten Drohungen gegen ihn ausgestoßen, gegen ihn, der durch seinen kurzen Liebesrausch ein Knecht des Teufels geworden.

Es mag bei solchen Erzählungen auch die Phantasie der durch heißes Begehren aufgepeitschten Leidenschaft eine Rolle gespielt haben; wüste Träume wurden vielleicht für wirkliche Erlebnisse gehalten. Träume, wie sie nächtlichen Ejakulationen vorauszugehen pflegen, haften oft fest im Gedächtnis. Das Weib, das verlockend und beglückend erschien, kann sich dann, wenn die nervöse Reizung den Kulminationspunkt erreicht hat und durch jähes Aufschrecken der Umschwung erfolgt, sehr wohl in der Phantasie in ein Ungetüm verwandeln, und der Träumende erwacht in jähem Schrecken, der Angstschweiß steht ihm auf der Stirn, und er fühlt sich zerschlagen und erlebt, noch halbwach erst, den furchtbaren Traum, der erst so wunderbar schien, gewissermaßen noch weiter, daß Wahrheit und Dichtung in nebelhafter Grenze verschmelzen. Es mag aus solchen Träumen oft genug die Erzählung von dem Succubus entstanden sein. Immer ist es das Weib, das im Wachen und Träumen den „Verführten" beherrscht, und der wilde, wahnsinnige Aberglaube, der sich die Welt von Teufeln und Hexen bevölkert dachte, der in jedem Raben, in jeder Maus, ja sogar in einer summenden Fliege den Teufel, in jedem Weibe eine Hexe vermutete, ließ natürlich auch den wüstesten Traum als Wahrheit empfinden. Es wäre den Menschen viel absurder erschienen, Hexen und Teufel zu leugnen, als sie überall zu vermuten.

Es ist aber gleichwohl Faktum, daß zu jeder Zeit vernünftig denkende Menschen dagegen protestiert haben, daß man sterbliche Weiber als Hexen oder Teufelsbuhldirnen bezeichnete oder gar verfolgte. Diese Proteste sind keineswegs erst von dem Jesuiten Spee erhoben worden, wie die neuesten Quellen angeben, sondern schon um das Jahr 800 herum hat Agobert, der würdige Erzbischof von Lyon, eine geharnischte Epistel gegen den Hexenwahn und gegen Hexenverfolgungen geschrieben. Auch der Bischof Burkhard von Worms hat

gegen den Hexenaberglauben geeifert (etwa 200 Jahre nach Agobert); aber dieſe warnenden Stimmen fanden keine Beachtung, und die Biſchöfe konnten eigentlich nur von Glück ſagen, daß ſie nicht noch einige Jahrhunderte ſpäter die wahre Humanität predigten, denn ſonſt würde ſie wohl die Kirche, deren auserleſene Diener ſie waren, ergriffen und als Teufelsdiener verbrannt haben. Aber Mut gehörte auch ſchon zu Agoberts Zeiten dazu, den angeblichen Hexen ein Verteidiger zu ſein, denn bereits damals ſtand es in den Kapitularien Karls des Großen, daß niemand ſich erkühnen ſolle, den Hexen als Verteidiger beizuſpringen oder Hexen, die meiſt als Wettermacher bezeichnet wurden, zu dulden. Und als Biſchof Burkhard gegen den Hexenwahn eine Lanze brach, war der Aberglaube ſchon ſo ins Kraut geſchoſſen, daß bei der Krönung Richards I. von England allen Weibern verboten war, ſich blicken zu laſſen, da ſie alle verdächtig ſeien, Hexerei zu treiben. Ja, man ging ſogar ſo weit, in dem lateiniſchen Worte „Femina“, das doch nichts bedeutet als Frau oder Weib, den Beweis für das Hexentum zu finden. Dieſe „geiſtreiche“ Beweisführung ſtammt von dem Jeſuiten Spruge, der die Silbe fe = Glaube und die Silben minus = weniger zuſammenzog und feminus alſo in femina übertragen als eine Perſon geringeren Glaubens überſetzte, alſo trotz aller Heiligen, trotz der heiligen Jungfrau Maria, die doch noch über Chriſtus ſelbſt geſtellt wurde, eine Frau als religiös minderwertig und ſchon dem Teufel von vornherein verfallen bezeichnete. Beſſer waren übrigens die anderen Beweiſe für das Vorhandenſein von Hexen auch nicht, zum guten Teil ſogar noch viel dümmer.

Die Proteſte würdiger Kirchenfürſten wie Agobert und Burkhard hatten eine ſonderbare Folge. Die fanatiſchen Prieſter beſchäftigten ſich „wiſſenſchaftlich“, wie eben die Kirche allein die Wiſſenſchaft betrieb, mit der Hexenfrage und bewieſen ſtreng wiſſenſchaftlich die Buhlwirtſchaft zwiſchen Teufel und Hexen. Die Lehre von den Incubus und Succubus wurde wiſſenſchaftlich feſtgelegt, und ſchon 1484 erſchien die päpſtliche Bulle „Summis desiderantes affectibus“, die vom Papſte Innozenz VIII. herrührte, und in der die bezeichnendſten Stellen in wörtlicher Überſetzung lauteten: „Wir haben neulich nicht ohne große Betrübnis erfahren, daß es in einzelnen Teilen Oberdeutſchlands und in den mainziſchen, kölniſchen, trieriſchen,

ſalzburgiſchen und bremiſchen Provinzen und Sprengeln, in Städten und Dörfern viele Perſonen von beiden Geſchlechtern, die, ihres eigenen Heils uneingedenk, vom wahren Glauben abgefallen, mit dämoniſchen Incuben und Succuben ſich fleiſchlich vermiſchen, durch zauberiſche Mittel mit Hilfe des Teufels die Geburten der Weiber, die Jungen der Tiere, die Früchte der Erde, die Trauben der Weinberge, das Obſt der Bäume, ja Menſchen, Haus- und andere Tiere, Weinberge, Baumgärten, Wieſen, Weiden, Körner, Getreide und andere Erzeugniſſe der Erde zu Grunde richten, erſticken und vernichten, die Männer, Weiber und Tiere mit heftigen inneren und äußeren Schmerzen quälen und die Männer am Zeugen, die Weiber am Gebären, beide an der Verrichtung ehelicher Pflichten zu verhindern vermögen."

Hier werden zwar viele Schändlichkeiten der Hexen erwähnt, aber in die erſte Reihe iſt die Buhlſchaft mit dem Teufel, den Incuben und Succuben und überhaupt das Sexuelle gerückt. Das iſt der Kernpunkt, gegen den alle anderen Dinge als Nebenſächlichkeiten zurücktreten. Die Hinderung der Verrichtung ehelicher Pflichten, das Impotentmachen der Männer und Weiber — alſo rein ſexuelle Dinge bilden nach der Anſicht des Papſtes die Kardinalverbrechen der Hexen. Das iſt das Ergebnis des klerikalen wiſſenſchaftlichen Forſchens, und es kann wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß die alten heidniſchen Dionyſien für dieſe Studien herangezogen worden ſind.

Statt des heidniſchen Liebesgottes Dionyſos ließ man den Teufel in höchſt eigener Perſon die Rolle des „Liebesgottes" ſpielen, und ſo entſtand das Gebilde pornographiſcher Fieberphantaſie, als das uns die Hexe des Mittelalters erſcheint. Das war allerdings ein himmelweiter Unterſchied zwiſchen der nordiſchen Zaubernorne und der verliebten Teufelsbuhldirne des Mittelalters, denn die ganze wüſte Zauberwirtſchaft, die eigentlich die Hexe charakteriſieren müßte, verſchwand geradezu neben der Teufelsbuhlſchaft. Die ſexuellen Exzeſſe mit dem Teufel waren das einzige, was mit breitem Behagen den Hexen nachgeſagt wurde. Gerade das ſexuelle Moment gefiel aber allgemein, und das Sonderbarſte an der Sache iſt, daß die unglücklichen Weiber ſelbſt, die beſchuldigt wurden, Hexen zu ſein, zum großen Teile felſenfeſt davon überzeugt waren, daß ſie mit dem

Teufel Unzucht getrieben hätten. Mochte die Hexe noch so alt, häßlich und verbraucht sein, sie glaubte doch daran, daß der Teufel noch bis auf den letzten Tag mit ihr greuliche Unzucht getrieben habe. Ja, sie konnte alles, was ihr bei diesem Vorgang als besonders teuflisches Merkmal aufgefallen war, mit bewundernswerter Klarheit und Sicherheit beschreiben.

Selbst wenn man annimmt, daß bei der Folter den Weibern alles, was sie zu ihrer Selbstbeschuldigung vorbrachten, durch die gestellten Fragen in den Mund gelegt worden sei, so daß sie den Wahnsinn bloß zu bestätigen brauchten, muß es auffallen, wenn gar so detaillierte Angaben über den teuflischen Geschlechtsgenuß gemacht wurden, zumal die Weiber sich sogar darüber beschwerten, daß der Teufel ihnen keine Ruhe lasse, sondern sie noch im Gefängnis aufgesucht und mit ihnen Unzucht getrieben habe. Die beste Erklärung für diesen Unfug und Unsinn findet man allerdings wohl in der Tatsache, daß der widerlich pornographische Wahn religiöse Glaubenssache war. Es ist eigentlich kaum zu begreifen, daß die Theologen, die Päpste an der Spitze, geistige Väter dieses schamlosen Wahnes werden konnten.

In der „Hexenbulle" des Papstes Innozenz VIII. werden stets „Menschen" und „Weiber" in Gegensatz gebracht; die Weiber gehören nicht recht zu den Menschen, sondern werden viel mehr zum Vieh gezählt, und wenn dort so ausführlich die Rede davon ist, daß Männer und Weiber nicht mehr bloß untereinander die schändlichste Unzucht treiben, sondern daß sie sich mit den Teufeln geschlechtlich versündigen, so ist hier der Wahn zum Dogma gemacht, daß die Menschen „cum daemonibus incubis et succubis" Unzucht trieben, d. h. daß die Teufel je nach Bedarf in Mannes- oder Weibesgestalt erschienen, je nachdem es darauf ankomme, einen Mann oder ein Weib zu verführen.

Es versteht sich wohl von selbst, daß dieser päpstliche Erlaß die Kleriker anregte, das interessante Thema weiter zu spinnen, und so erschien endlich das sensationellste und kultur- und religionshistorisch interessanteste Buch: der „Hexenhammer", dessen Verfasser die Dominikanermönche Jakob Sprenger und Heinrich Institoris waren. Der Umstand, daß der Hexenhammer das unflätigste und wüsteste Buch war, das je geschrieben wurde, hat aber nicht ver-

hindert, daß es auch das beliebteſte und autoritativſte Buch war, das Auflage auf Auflage erlebte, und auf das nicht allein die berühmteſten Theologen, ſondern auch die beſten Künſtler wie Albrecht Dürer, Hans Baldung Grien, ſowie die größten Gelehrten und alle Juriſtenfakultäten wie auf das Evangelium ſchwuren.

Wie ſtellte man ſich nun die Hexen, deren Treiben und beſonders deren Buhlſchaft mit dem Teufel vor? Die Wettermacherinnen, die zuerſt als Hexen galten, wurden für immer beibehalten, denn daß eine Hexe Wetter machen konnte, das war noch die geringſte ihrer Künſte. Sie zündete zu dieſem Zweck gewöhnlich ein Feuer an, in das ſie alle möglichen und unmöglichen Dinge ſchüttete, bis ſich der Himmel verfinſterte und Sturm und Hagel die Erde heimſuchten und die Saaten vernichteten. An jedem Hagelwetter, das Schaden tat, war unbedingt eine Hexe ſchuld. Welche —, das war eine andere Frage, die aber nicht allzuviel Kopfzerbrechen machte. Wußte man nicht, welche Hexe man verbrennen ſollte, ſo griff man einfach alle Weiber auf, die irgend als Hexen verdächtig erſchienen, und verbrannte ſie. Längſt, ehe die abſcheuliche Bulle des Papſtes Innozenz VIII. erſchien, rauchten luſtig die Scheiterhaufen, auf denen den Hexen der Garaus gemacht wurde. Beſonders in der Gegend von Trier wurden ſchon von 1230 ab zahlreiche Hexen verbrannt, meiſt alte Weiber, die durch die nichtigſten Verdachtsgründe als überführt angeſehen wurden. Schön pflegen alte Weiber ohnehin nicht zu ſein; aber ein häßliches Ausſehen genügte ſchon, beſonders wenn die Hexe durch rote Augen, eine gebogene Naſe und ein vorſtehendes Kinn gekennzeichnet war. Es kam aber auf das Ausſehen gar nicht einmal an. Selbſt Schönheit und Jugend ſchützten nicht, und auch große Verdienſte und ein religiös überſpanntes Chriſtentum ſchloß den Hexenverdacht nicht aus. So wurde zu Rouen ſogar die vergötterte Befreierin Frankreichs, die Jeanne d'Arc, als Hexe im Jahre 1431 verbrannt, nachdem das Parlament dieſes Todesurteil ausgeſprochen hatte. Das war ein ſo abſcheulicher und furchtbarer Mißgriff, daß dasſelbe Parlament ein halbes Jahrhundert ſpäter, nämlich im Jahre 1497, die Jungfrau von Orleans für unſchuldig und die Richter, die ſie verurteilt hatten, für Verbrecher erklärte. Bemerkenswert iſt, daß dieſe Kundgebung nach dem Erlaß der Hexenbulle des braven Innozenz VIII. erfolgte.

Es kamen aber nicht nur „Irrtümer", sondern auch absichtliche Bosheiten und Racheakte vor. Und dafür, daß manches Mädchen nur aus Rache wegen verweigerter Schäferstündchen als Hexe oder Ketzerin angezeigt worden ist, so ähnlich wie in Rom der Wüstling Caligula die vestalischen Jungfrauen hinrichten ließ, weil sie ihm nicht zu Willen sein mochten, will ich ein recht lehrreiches Exempel aus der Zeit der Ketzerverfolgungen anführen.

Unter Erzbischof Wilhelm von Reims wurden im Jahre 1183 zahlreiche Ketzer verbrannt. Keiner hatte etwas getan, was diese Strafe auch nur einigermaßen rechtfertigen könnte; das bedauernswerteste Opfer der pfäffischen Willkür war aber ein junges Mädchen, dessen ganzes Verbrechen darin bestand, schön und dennoch keusch zu sein. Bei einem Spazierritt, den der Erzbischof Wilhelm mit seinem Gefolge unternommen hatte, sahen die würdigen Herren ein bildschönes Mädchen ihren Weg kreuzen. Zu dem Gefolge des Erzbischofs gehörte u. a. der Magister Gervasius, ein junger Kleriker, der sich wohl mehr um die Freuden der Welt als um die des Himmels kümmerte und deshalb auch auf die junge Schönheit ein Auge warf. Er näherte sich dem Mädchen und stellte ihm mit der den geistlichen Herren jener Zeiten eigenen Unverfrorenheit unsittliche Anträge. Das Mädchen wies aber derartige Ansinnen entrüstet zurück und erklärte dem ehrbaren Magister, daß, was er von ihr verlange, Sünde sei, und sie auf keinen Fall so etwas tue. Herr Gervasius nahm zunächst seine theologische Beredsamkeit zu Hilfe, sprach sich gründlich über Sünde und Nichtsünde aus und gelangte zu der Ansicht, was ein Weib mit ihm tue, könne niemals Sünde sein. Als aber alle seine Bewerbungen erfolglos blieben, geriet er in „heiligen Zorn" und beschuldigte die spröde Maid der Ketzerei, denn daß sie den Belehrungen eines geistlichen Herrn nicht folgte, war schon eine arge Ketzerei. Das Wort des Magisters genügte; das Mädchen wurde festgenommen und wirklich verbrannt.

Derartige Dinge waren im Hexenprozeß noch viel weniger selten. Man muß nur die umfangreichen Chroniken über dieses trostlose Kapitel etwas genauer verfolgen. So wie der Fall des Magisters Gervasius ist freilich bei den Hexenprozessen die Sachlage nicht immer geschildert; aber wie soll man einen Fall anders deuten, der sich im Jahre 1672 in Köln abgespielt hat. Das Opfer war ebenfalls

ein blühendes, bildschönes Mädchen, Katharina von Henoll, eine Tochter des Kaiserlichen Postmeisters. Das junge Mädchen war in der ganzen Stadt bekannt und beliebt, und deshalb mögen sich auch wohl die Herren Klosterbrüder, die für so etwas niemals blind waren, besonders um die Gunst der schönen Katharina bemüht haben. Zwei Pfarrer zeigten schließlich die Katharina als Hexe an und behaupteten, daß sie ihnen eine Geschlechtskrankheit angehext habe. Diese Beschuldigung ist doppelt interessant, denn sie zeigt die beiden Pfaffen in ihrer ganzen sittlichen Glorie und läßt unbedingt den Schluß zu, daß die Anzeige nichts war als ein Racheakt für verschmähte Liebesangebote, zugleich beweist das Leiden, das angehext sein sollte, zur Genüge den Lebenswandel dieser sauberen Herren. Sonderbarerweise schlossen sich zwei Schwestern des Klosters St. Clara der Anzeige an. Ob auch diese das gleiche Leiden wie die Pfarrer „angehext" bekommen hatten, ist nicht recht ersichtlich, aber mit Sicherheit zu vermuten, und das zeigt dann eine ganz neue Kombination der Hexenanklage, die mithin einesteils aus Rache, andernteils zur Entschuldigung und Verschleierung ei..es liederlichen Lebenswandels erhoben worden ist. Die Beschuldigte leugnete natürlich die infame Anklage und wurde selbstverständlich zur Folter geschleppt. Daß sie einen ungewöhnlich festen Charakter besaß, geht daraus hervor, daß sie dreimal die furchtbarsten Folterqualen ertrug, ohne „ihre Schuld" zu gestehen. Diese Standhaftigkeit nützte ihr aber nichts; sie wurde doch verbrannt. Das Protokoll hatte sie nämlich mit der linken Hand unterschrieben, weil ihr die rechte in der Folter zerquetscht worden war. Dieses Schreiben mit der linken Hand wurde aber als ein Beweis dafür, daß sie doch eine Hexe sei, ausgenutzt, und das Todesurteil konnte gesprochen werde.

Solche Fälle kamen oft genug vor; sie wurden aber seltener, als die Hexenverfolgung erst allgemeiner wurde, als die geistlichen Inquisitoren durch das ganze deutsche Land zogen und die Schundliteratur schamloser Subjekte, wie es zahlreiche Kleriker nun einmal waren, geradezu wie ein Evangelium, wie eine Offenbarung gefeiert und bekannt wurde. Seltener wurden die Fälle — nicht etwa der Hexenverbrennung und der Verfolgung notorisch unschuldiger, aber auf die unsittlichen Anträge „frommer Priester" nicht eingehender Weiber — sondern die Fälle, in denen Hexen trotz Folter ihre Un-

ſchuld beteuerten und ſich auf keine Zugeſtändniſſe einließen. Man hatte eben gelernt, geſchickter zu fragen, man hatte es in chriſtlichem Eifer erreicht, daß Kinder ihre Eltern, Eltern die Kinder, Männer die Frauen der Hexerei beſchuldigten; galt doch das Zeugnis ehrloſer Lumpen und verwahrloſter Ausgewieſener gegen Hexen als vollwertig; ja, es war ein beliebtes Mittel geworden, eine Perſon, mit der man ſich verfeindet, oder über die man ſich auch bloß vorübergehend geärgert hatte, einfach der Hexerei zu beſchuldigen. Das genügte für die Verhaftung, alſo in der Regel auch für die Verurteilung, denn in Hexenprozeſſen war der Unterſchied zwiſchen beiden nicht allzu groß. So groß war die jeſuitiſche Maſſenſuggeſtion, daß die Beſchuldigten ſchließlich ſelbſt an ihr Hexentum glaubten und mit allen Details Dinge erzählten, die ſich natürlich in der Hauptſache wieder um die Sexualität handelten. Das war das Lieblingsthema der verkommenen und entmenſchten Diener der Kirche, die die Frechheit beſaßen, ſich trotz alledem Diener Gottes zu nennen.

Die Angaben der Hexen glichen ſich meiſt ſo genau, daß man glauben könnte, ſie ſeien nach einem beſtimmten Schema niedergeſchrieben, oder wohl gar von den Hexenrichtern ohne Zutun der Angeſchuldigten zu Papier gebracht worden. Das ſcheint aber, doch wenigſtens in einer großen Anzahl von Fällen, nicht ſo geweſen zu ſein. Jedenfalls hat dabei auch die Maſſenſuggeſtion mitgewirkt. Man wußte, worauf es bei dem Vorwurf der Hexerei in erſter Linie ankam, und träumte ſich in die Teufelsbuhlſchaft ſchon hinein, ehe man ſelbſt der Hexerei beſchuldigt wurde. Das übrige tat dann der Inquiſitionsrichter durch ſeine geſchickt geſtellten Fragen, zu deren prompter Antwort im gewünſchten Sinne Meiſter Hans, der gefürchtete Scharfrichter, oder die noch tauſendmal blutgierigeren und gemeineren geiſtlichen Henkersknechte „liebevoll aufforderten“.

Als ganz beſonders charakteriſtiſch für die meiſten Erzählungen der angeſchuldigten Hexen brauche ich nur eine, die protokollariſch feſtgeſtellt iſt, hier wiederzugeben. Ich gebe bei den weſentlichſten Stellen, die für mein Thema Intereſſe haben, den Wortlaut der alten Akten wörtlich wieder. Die Angeſchuldigte Anna W. hatte nach anfänglichem Leugnen unter der Folter eingeſtanden, daß ſie eine Hexe ſei. Ihr Vater ſei Köhler geweſen, ihre Mutter ein Kräuterweib im Harz. Sie ſelbſt war, als ſie angeklagt wurde, ein altes Weib. In den

Tafel LXVI.

Mexikanische Geburtsgöttin.

Tafel LXVII.

Die Entstehung der Erbsünde.

Akten ist ihre Erzählung folgendermaßen protokolliert: „Wie sie nun ein Mädgen von 10 Jahren gewesen, wäre sie gewahr worden, daß immer ein schwartzer Mann bey ihrer Mutter ein- und ausgegangen, welchen sie Vetter Hornvalten genennet, der hätte ihr allerley Sachen, als Butter und Käse, Rocken, Gersten, Weizen, Kraut, Rüben, Obst und allerhand andere Früchte, wie es die Jahrs Zeit gewesen, oder was sonst nur ihre Mutter von ihm begehret, gebracht, daß ihre Eltern also ihr gutes Auskommen von diesem Mann gehabt, ungeachtet Inquisitin, als ein junges Mädgen, sich anfangs vor demselben gefürchtet, weil er einen langen zot-Bart und greulich große Augen, auch eine rothe Mützen mit einer Hanen-Feder aufgehabt. Wie sie etwas größer worden, hätte ihre Mutter ihr immer in Ohren gelegen Vetter Horn-Valten hätte einen schönen Sohn, den wolte er ihr freyen, wäre ein reicher Kerl, daß sie ihr Lebetage gnung haben würde. Sie hätte sich aber immer mit dem entschuldiget, sie wäre noch zu jung, wenn sie etwas älter und größer würde, und er ihr gefiehle, wolte sie ihn so dann schon heyrathen. Es hätten aber die Nachbarn endlich gemercket, daß es mit ihren Eltern nicht mit rechten Dingen zuginge, daß sie so ein gutes Auskommen hätten, und doch der Vater wenig verdienete: Zumahl da sie oft gesehen, daß Vetter Hornvalten des Nachts in feurichter Gestalt zu ihrer Boden-lücken hinein geflohen, und als einsmahls in berürten Dorf ein Weib ihre Mutter eine Hexe gescholten, hätte sie dieselbe todt gezaubert, Item andern die Kinder gesterbet, deßgleichen Kühe, Schweine und Kälber, auch einem Mann die Elben oder zehrenden Dinger angemacht, drüber sie und der Vater beyen Kopff genommen, gevoltert und hernach zugleich in einem Feuer verbrannt worden. Weil sie nun solcher Gestalt auf einmahl ihre Eltern verlohren, hätte sie sich zu ihrer Großmutter Blocksberg-Elsen begeben müssen, welche als eine Kräuterfrau sich auch wohl genehret, indem sie den Leuthen mit Pulver, Getränken und Seegen-sprechen von allerhand wunderlichen Kranckheiten, und wenn es auch schon Hexerey gewesen, helffen: Imgleichen Schämelbeine verbinden, und doch dadurch Leuthen, so weit davon gewohnet, und die sie nicht einmahl zusehen gekrigt, die zerbrochene Arme und Beine heilen und wieder zurechte bringen können. Zu derselben wäre auch oft ein schwartzer Mann kommen, welchen sie Vetter

Hanß aus der Baumanns Höle geheißen, der hätte ihr Kräuter, Blumen und Wurtzeln gebracht, zuweilen wäre die Großmutter auch wohl mit ihm auf den Blocks- und andere Berge auff den Hartz gegangen und dergleichen Gekräuting und Wurtzeln gesuchet und eingetragen. Dieser Vatter Hanß wäre grün gekleidet gewesen, als ein Jäger, einen Hirschfänger und Hornfessel an, auch einen grauen Hut und eine schwartze Straus-Feder drauf; Item blaue Strümpffe angehabt, sonsten aber hätte er im Gesichte gantz schwartz, als ein Mor außgesehen. Dieser hätte ihr auch immer angelegen, sie solte seinen Sohn, den er mit sich bringen wolte, heyrathen, mit Zusatz, sie dürffte nicht meinen, daß er auch so schwartz aussehe, als er, sondern es wäre ein fein junger Kerl, mit gelben krausen Haaren, der ihr wohl gefallen würde, wenn sie ihn sehe. Sie hätte aber seiner keine Gnade haben wollen, sondern ihn immer abgewiesen, weil sie sich in des Schultheißen, Wenzel Baurenhards Sohn Nikeln verliebet, und denselben nachgelauffen, wo sie nur gekont, der sie auch wieder lieb gehabt; Aber seine Eltern hätten nicht einwilligen wollen, daß er sie nehmen sollen, wegen ihrer Eltern, so gebrant worden. Item daß man ihre Großmutter auch für eine Erz-Zaubrin gehalten, und sich also besorget, sie möchte das Handwerg auch gelernet haben, da sie doch damahls noch rein davon gewesen; und blieben, biß ins 17 Jahr ihres Alters, da ihr obgedachten Schultheißen Sohn immer in Kopf gelegen, und gewünschet, daß sie nur denselben doch zum Manne kriegen möchte, weil sie damahls ein hübsches Mädgen gewesen, weiß von Gesichte mit rothen Bäckelgen, drum man sie zu der Zeit nur schön Aennchen geheißen, wenn sie gleich ietzo so wilde und runzlig aussehe. Dannenhero als sie einsmahls alleine in dem Wald gegangen, Holtz im Korbe zu holen, aber den Morgen nicht gebetet gehabt, und wieder so inniglich auff des Schultheißen Sohn gedacht, auch deßhalber etliche Buhlen-Lieder, sonderlich aber dieses:

„Ach feines Lieb komm her zu mir,
Im Holtz bin ich alleine hier,
Erscheine mir, und komme bald,
Eh denn ich werd vor Liebe kalt usw."

gesungen, hätte sie ein Geräusche in den Büschen gehöret, welches immer näher zu ihr gelanget, biß sie gewahr worden, daß ein

junger Kerl mit gelben krauſen Haaren, hübſch von Geſichte, einen grauen Rock, lederne Hoſen, und weiße leinene Strümpfe anhabende, natürlich wie des Schultſen Nickel gebildet und gekleidet, aus dem Gebüſch nahe bey ihr heran kommen, ihr einen guten Tag gebothen, und gefraget, waß ſie da machte? Alß ſie geantwortet, ſie läſe ein wenig Holtz zuſammen, habe er angehoben, es wäre ihm ſehr lieb, daß er ſie da ungefehr und alleine antreffe, er wäre dort oben im Walde geweſen und Holtz gehauen, wie er denn die Axt noch am Arm hangend gehabt, indem er nun, weil es bald Mittag, wieder heim gehen wollen, hätte er ſingen gehöret, und wäre deshalber durch die Büſche hingekrochen, um zu ſehen, wer doch die Sängerin ſeyn mochte, wäre ihm alſo üm deſto erfreulicher, daß ſie es ſey, mit der er allda gantz vertraulich reden, und ihr ſein Hertz offenbahren könte, im Dorf hätten ſie doch ſo nicht Gelegenheit darzu, ſondern es würde ſtrack verrathen, und ſeinen Eltern wieder zugebracht, die es zwar nicht haben wolten, daß er ſie zur Ehe nehmen ſolte; allein er wolte es ſchon machen, in den Krieg ziehen, ſie mit nehmen, und ſich trauen laſſen, die Güther müſten ihm doch, als einen einigen Sohn, nach ſeiner Eltern Tod wohl bleiben. Hätte ihr auch die Hand, und ſie ihm die ihrige drauf gegeben, daß eins des andern ſeyn und bleiben, auch nicht von einander laſſen wolten: maßen er denn ſolches mit vielmahligen hertzen und küſſen beſtätiget, ſie auch nicht anders gemeinet, es wäre warhafftig des Schultheißen Nickel. Als ſie nun ſich niedergebücket, und mehr Holtz leſen wollen, hätte er ſie von hinten angefaßt, übern Hauffen zur Erde nieder geworffen, und begehret, ſeinen Willen zu thun, mit fernerer Anführung, ſie wäre ja doch ſeine Liebſte, und wolte ſie eheſten Tages mit ſich in den Krieg führen, ſolten nur ihre Sachen zuſammen machen, und ſich parat halten, da ſie es, in Hoffnung der Ehe, geſchehen laſſen. Es wäre ihr aber alle wunderlich und ſeltzſam um den Handel vorkommen, daß ſein männlich Glied wie ein Hörnichen, und darzu ſehr kalt, ja der Saamen, den er von ſich gelaſſen, ſo kalt als Eis geweſen, daß ſie es nicht länger ausſtehen oder vertragen können, ſondern ſich unter ihn hervor gemacht, und aufgeſprungen.

Wie ſie nun nach geſchehenen Beyſchlaf ihren Rock wieder zurechte gezogen, und die Augen aufgehoben, wäre ſie an ſtatt des vermeinten Schultheißen Sohn, Nickels, eines abſcheulich ſchwartzen Man-

nes mit Hörnern, der einen langen Barth wie ein Ziegen-Bock, feurige Augen, ein großes Maul, mit langen beißigten Zähnen, an ſtatt der Hände große Klauen, Item einen Hahnen und Pferdefuß habend, gewahr worden, über welchen unvermutlichen Amblick ſie dergeſtalt erſchrocken, und außer ſich ſelber kommen, daß ſie zur Erden niedergefallen. Er aber hätte ſie mit ſeinen Klauen wieder in die Höhe gezogen, und geſaget: Nun ſieheſt du, wen du verſprochen, immer und ewig ſein eygen zu ſeyn, und mit wem du zu thun gehabt haſt. Ich bin Hanß, der Teufel, und des alten Hanſen aus der Baumanns-Hölen Sohn, den du nicht haſt zu deinen Schatz annehmen wollen, und biſt doch nun mein worden.

Er hätte auch ſtrack begehret, ſie ſolle ihm da nochmahls angeloben und zuſagen, daß ſie ihm treu und hold, auch ewig ſein eigen ſeyn und verbleiben wolte: Item ſie ſolte die heilige Dreieinigkeit verſchweren, und ſich ihres Antheils an Gottes Reich mit ihm begeben, ferner ſich ſobald da auf der Stelle ümtauffen laſſen, und künfftig alles thun, was er ihr befehlen würde, oder er wolte ihr auf einmahl den Hals ümdrehen, und ihren Leib in hundert tauſend Stücke zerreißen, hätte auch ſchon, weil ſie drüber erſtummet, und nicht ſtrack ja darzu geſaget, nach ihr mit den Klauen gekrappſt.

Da ſie in großer Angſt Ja geſaget, und ihm ihre rechte Hand dargebothen, er aber hätte mit den Klauen ihr unter den Daumen in der Mauß ein Zeichen gekratzet, welches ſie zeigete, braunlich wie eine Fliege gebildet, etwas erhoben ausſahe, und gantz unempfindlich war, auch kein Blut von ſich gab, wie ſie der Nachrichter mit einer Pfriemen drin ſtach, hernach bey ein moraſtig Fleck, ſo nahe bey den Büſchen geweſen, geführet, ihr das Tuch, womit ſie ihre Haare auf dem Kopf bedecket gehabt, wie die Baur-Mädgen ſich zu ſchmücken pflegen, wenn ſie ins Graß oder Holtz gehen, abgenommen, garſtig Pfützwaſſer mit den Klauen geſchöpffet, und ihr auf den Kopf geſchüttet, ſagende: Ich täuffe dich in meines, Hanſen, und aller Hölliſchen Geiſter Nahmen, daß du mein immer und ewig ſeyn und bleiben ſolſt; auch ihr den Namen Fein Elßgen gegeben.

Wie dieſes geſchehen, hätte ſie die zwey Forder-Finger an ihrer rechten Hand nebſt den Daumen auf ihre lincke Bruſt legen, den Gold- und kleinen Finger aber hineinwärts ſchlagen, und ihm nachſprechen müſſen: Ich verſchwere hiemit die Dreyfaltigkeit, und wil

von nun an kein Theil mehr an Gottes Reich haben. Drauf hätte er ihr ein groß Goldstück zum Mahlschatz zugestellet, auf welchem allerlei unbekannte Schrift und greuliche Bilder gestanden, so sie bey sich gesteckt, auch versprochen, ihr immer was zubringen, daß sie keinen Mangel haben solte: Ja, er wolte sie aus aller Gefahr, Angst und Noth erretten, welches Letztere er aber ietzo gehalten, wie ein Schelm und Ertz-Lügener, indem er sie verlassen, doch dancte sie Gott, daß er von ihr gewichen wäre, sie hätte doch wenig guter Stunden bey ihm gehabt, denn wenn sie nicht alles flugs gethan, was er haben wollen, hätte er sie braun und blau geprügelt, wie sie hernach noch weiter berichten wolte.

Endlich hätte er Abschied von ihr genommen, mit Versprechen, ehestens sie in ihrer Großmutter Hauß zubesuchen. Drauf wäre er verschwunden, und sie mit der Last Holtz heimgegangen. Als sie nun besagter ihrer Großmutter, alles, was sich mit ihr begeben, in Klagen und Weinen erzehlet, hätte dieselbe überlaut gelachet, auch sie noch darzu vexieret, daß sie so ofte Vetter Hansen aus der Baumanns-Höle, seines Sohnes halber, abgewiesen, und hätte denselben doch noch auf solche listige Art nun kriegen müssen, sie auch ermahnet, getrost zu seyn, sie hätte einen reichen Buhlen bekommen, der sie schon ernehren würde, es wäre doch so gar fein, wenn es immer bey dem Geschlechte bliebe, denn ihr gantzer Stamm von Uhr-Eltern und Groß-Eltern wären alle so gute Leute gewesen, die ihr reiches Außkommen gehabt, waß sie sich denn alleine außschließen wolte? Der Apfel fiehle ja nicht so weit von Stamm! Weil ihr Vater und Mutter verbrand worden, hielten die Leuthe sie, die Tochter, doch auch vor eine Hexe, es möchte war seyn, oder nicht. Nun könte sie desto eher eine gute Heyrath thun, und zwar auch in eben solchen guten Geschlecht, wie sie wären. Da sie sich endlich zu frieden gegeben. Wie sie nun in ihrer Großmutter Hauß auf den Boden, bey der Laden, so vor ihrem Bette gestanden, drin sie alleine geschlaffen, gegangen, und das Goldstück hinein legen und aufheben wollen, wäre es nur ein runder Boden aus einem tönernen Krug gewesen, da sie Hansen alles Uebel an den Hals geflucht, daß er sie so schändlich betrogen; doch den Boden gleichwohl in die Laden geleget und aufgehoben.

Hernach die andere Nacht, wie es hatte Mondschein gewesen,

und ſie auf dem Boden allein in ihrem Bette gelegen, wäre zwiſchen 11 und 12 Uhren, als ſie eben gewachet, ein Mannes-Kerl oben zu ihrer Bodenlücken hineingeſtiegen kommen, da ſie gemeinet, es ſeye ein Dieb, und an zuruffen gefangen, er hätte aber geſagt, ſie ſolte ſtille ſchweigen, er wäre es, ihr Bule Hanß, und ſein Vater, der alte Hanß aus der Baumanns-Hölen, auch drunten in der Stube bey ihrer Großmutter, auch zum anderenmahl ſich mit ihr vermiſchet, da ſeine Natur eben wieder ſo kalt, wie das vorigemal und hernach alle Zeit ſo geweſen, wenn er mit ihr zuthun gehabt, welches unzehlig vielmahl, ſowohl des Nachtes in ihrem Bette, als auch im Holtze und auf den Wieſen, wenn ſie graſen gegangen, hinter den Sträuchen und Büſchen geſchehen, daß ſie die Zahl unmöglich in den 50 Jahren mercken oder behalten können, maßen denn Anfangs, wie ſie noch jung und ledig, er manche Woche 3 bis 4 mahl kommen, und ſie exerciret, wie ſie aber alt worden, wäre er kaum in 6 bis 8 Wochen einmahl zu ihr kommen, und die Leichtfertigkeit mit ihr getrieben. Vor acht Tagen wäre er das letzte Mahl bey ihr hier im Gefängnis geweſen, und dergleichen verübt."

Soweit zunächſt die gerichtlichen Akten. Man ſieht, daß es ſich in der Hauptſache um den ſexuellen Verkehr mit dem Teufel handelt, durch den erſt die Hexen Eigentum des Teufels wurden. Das erſcheint zwar auf den erſten Blick als heller Wahnſinn; aber es iſt doch im alten deutſchen Eherecht begründet, nach dem die Ehe durch die Copulatio carnalis, alſo durch den ſexuellen Akt perfekt wurde. Dieſer Rechtsbrauch iſt zweifellos auf die Teufelsbündniſſe übertragen worden, und gerade das cit. Protokoll beſtätigt dies außerordentlich klar; es iſt da ſogar von einem Mahlſchatz die Rede, den der Teufel der ſchönen Anna nach dem Beiſchlaf gegeben haben ſollte. Das war durchaus Eherecht, und ebenſo wie die frommen Nonnen, als ſie noch nicht ſo verdorben waren, ſich doch ſchon als wirkliche Bräute oder gar Gattinnen Chriſti fühlten, um die enge Angehörigkeit an den Heiland zu begründen, ſo waren die Hexen Bräute oder Gattinnen des Teufels. Der ſexuelle Gedanke iſt hier wie dort der gleiche.

Deshalb erſcheint, wie ſchon oben geſagt, der Teufel als Succubus in der Geſtalt eines ſchönen Mädchens den Männern, die er gewinnen will. Im „Drachenkönig" von Rimphof iſt dazu ein intereſ-

ſantes Beiſpiel erzählt: „Als der böſe Geiſt den Cantzler zu Bamberg durch Unzucht zur Hexerey verführet, und derſelbe auch ſo bald nicht drein wiligen wolte, verwandelte ſich dieſer liſtige Geiſt in einen grauſamen ſcheuslichen Drachen, und drohte ihn ſofort zu verſchlingen, und in hundert tauſend Stücken zu zerreiſen. Drüber der Mann ſich entſetzte, und weil er dem Satan nicht ſobald aus Gottes Wort und mit dem Gebeth begegnen, vielweniger daß er aus Irrthum und nicht aus Vorſatz ſich mit ihm vermiſchet, oder anderes mehr opperiren und ſich damit ſchützen können, einen Bund mit ihm gemachet, ſich ins Teufels Nahmen täuffen laſſen, und deshalber juſtifizieret worden."

Im „Neupolirten Geſchicht- Kunſt- und Sitten-Spiegel" des Erasmus Franziskus iſt ein ähnlicher Fall mitgeteilt: „Gleicher geſtalt ſetzte er (der Teufel) einen vornehmen Fürſtlichen Rath und Abgeſandten auf den Reichs Tag ſeine Mord Klauen an den Halß, nachdem er den Abend vorher in Geſtalt einer ſchönen Schwäbiſchen Bäurin ihn zum Ehebruch verleithet. Den folgenden Tag aber, als ein grauſam und erſchrecklich Wunder Thier ihm erſchienen und alſo angeredet: Du leichtfertiger Vogel! Du Ehe- Ehr- und Treu-vergeſſener Böſewicht, weiſt du auch, was du geſtern mit mir zuſchaffen gehabt? wie offte du dich mit mir vermiſchet? Jetzt biſtu in meiner Gewalt, ſtrack ergib dich mir zu eigen, oder ich reiße dich auf hundert Stücken. Derüber der Abgeſandte, nachdem der Satan ſich wieder in die Geſtalt der ſchönen Bäurin verwandelt, einen Accord trifft, und ſolchen mit ſeinen eigenen Blute unterſchrieben."

Wenn nun auch die ſexuellen Akte der Hexen mit dem Teufel den Bund nach der Idee des alten Eherechts beſiegeln ſollten, ſo war doch dieſe urſprüngliche Bedeutung längſt vergeſſen, als der Hexenwahn in üppigſter Blüte ſtand, denn das alte Eherecht war zu dieſer Zeit längſt vergeſſen. Es war alſo lediglich die Freude an dem geſchlechtlichen Verkehr und die Luſt, von ſolchen Verhältniſſen die unflätigſten Dinge zu berichten, die dazu führten, daß gerade das Sexuelle bei der Hexenverfolgung ſo intenſiv in den Vordergrund gerückt wurde. Man begnügte ſich nicht damit, bloß den ſexuellen Verkehr der Hexen mit dem Teufel zu betonen, ſondern brachte auch andere Varianten dieſes Temas in die Hexenprozeſſe.

So erklärt auch das oben citierte Protokoll noch die folgende

Stelle: „Inzwiſchen hätte es ſich gefüget, daß des Schultheißen Nickel ein ander Mädgen im Dorf geheyrathet, auch mit derſelben Hochzeit gehalten, welchem ſie aber aus Haß und Feindſchafft, und weil er ſie verachtet, in der Kirchen gleich bey der Copulation ein Schloß eingeſchnappet, und einen Neſtel geknüpfet, daß er mit ſeiner Braut nichts zuthun haben können, wie ſehr er ſich auch deshalber bemühet.

Darüber ſie einander gram worden, Er der Bräutigam wäre aber gantz abgenommen und verdorret. Alleine wie er es endlich ſeiner Mutter, der Schultheißen, offenbahret, die eben auch der rechten Schweſtern eine geweſen, hätte dieſelbe den Sohn Nickeln, und die Braut, früh vor Tage nackend in einen nicht weit von ihrem Hauße liegenden Weinberg geführet, einen Wein-Pfahl außgeozgen, etliche Worte darbey gepröppelt, und die beiden jungen Ehe-Leuthe in die Grube ihr Waſſer abſchlagen müſſen. Da Nickel auf einmahl die Mannheit wiederbekommen, auf der Stätte ſeine Braut erkannt, und hernach viele Kinder mit derſelben gezeuget, immaßen die Schultheißen ihrer Großmutter es ſelber hernach alſo erzehlet."

Die Erzählungen von den Beſuchen der Hexen auf dem Blocksberg oder auch auf anderen Bergen, von den Feſten dort und dem Teufelsdienſt ſind ſo unflätig, daß ſie förmlich das breite Behagen, das den verwahrloſten Leuten, beſonders den Klerikern dieſes Wühlen in Sumpf und Moraſt bereitete, erkennen laſſen. Man hat es dabei, wie bereits bemerkt, mit einer ſtiliſierten und auf den Teufelsglauben zugeſchnittenen Nachbildung der Dionyſien zu tun. In Unflätigkeiten wurde geſchwelgt; aber Satanas war ein guter Wirt, er erquickte ſeine zahlreichen Gäſte auch durch reichliche Speiſe und Trank. „Nach dem Eſſen wurden die Lichter und Fackeln ausgeleſchet, und trieben die Teufel die ſchändlichſte Vermiſchung mit ihren Bräuten, ingleichen die Zauberer mit den böſen Geiſtern in Geſtalt der Weibsbilder. Zuweilen hätten auch die rechten Männer mit den rechten Weibern, wie ſie einander in dunckeln erhaſchet, zuthun gehabt."

So wie der Glaube an Hexen und Teufelsbündniſſe uns wie ein heller Wahnſinn erſcheint, muß es auch die Verwunderung erregen, daß Menſchen, die vor dem Weibe zitterten, das ſie für eine Hexe und für des Teufels Buhldirne hielten, doch wagten, gegen den mächtigen Teufel und ſeine übernatürlichen Künſte anzukämpfen. Die

Hexenprozesse waren doch in Wirklichkeit nichts als ein Kampf gegen den Teufel, von dem man ohnehin glaubte, daß er selbst in der Folterkammer der Hexe noch Beistand leiste. Es ist deshalb kein Wunder, daß Meister Hans, der Scharfrichter, der sich sonst vor keiner Gefahr scheute, und dem Angst ein unbekannter Begriff war, doch bei den Hexenfoltern oft vor Furcht und Schrecken fast umkam.

So lange die geistliche Inquisition allein gegen die Hexen vorging und die Folter selbst ausübte, hatte Meister Hans Ruhe, denn er vollstreckte höchstens das Todesurteil, das die Kirche, die angeblich nicht nach Blut dürstete, nicht selbst ausführen konnte. Die Inquisitionsrichter aber fanden sich mit der Folter ganz gut ab; sie haben zum Teil wahrscheinlich nicht einmal an Hexen geglaubt. Als aber Meister Hans die Folter der Hexen übernehmen mußte, was sich in protestantischen Ländern, die keine geistliche Gerichtsbarkeit hatten, von selbst verstand, da bot sich doch ein ganz anderes Bild. Die geistlichen Folterer hatten oft recht junge und schöne Hexen, an deren völlig nackten Körpern sie ihre „Kunst" übten; Meister Hans aber bekam gewöhnlich alte, abgelebte und runzlige Weiber unter die Hände. Es liegt vielleicht in der Natur des Menschen, daß solche Weiber schon ihres wenig angenehmen Anblicks wegen als Hexen verdächtig erschienen. Der Henker der weltlichen Justiz liebte die alten Weiber natürlich ebenfalls nicht, und er war oft genug, mochte er auch in religiösen Dingen ein Freigeist sein, felsenfest überzeugt, daß die Weiber wirklich Hexen seien, und daß er jede Minute sich gegen den Teufel selbst werde verteidigen müssen.

Justus Oldekop sagte im allgemeinen „daß wer einmahl dabey gewesen, und nur zugesehen, wenn ein Delinquent torquiret worden, derselbe nicht wieder hinbey begehre." Dazu bemerkt Döpler: „Welches mehr alß zuwahr ist, und sonderlich die Judices und andere Gerichts-Personen, welche Ambtshalben darbey seyn müssen, bekennen werden, was s. v. vor Gestanck, Gefahr und Ungemach man außstehen müsse, bevorab bey den Hexen-Voltern, da offtmahls der Böse Feind in Gestalt einer Mauß, Hummel, Schmeiß-Fliege, Hörnisse und auf andere Arth hinzukommet, und derbey ist, daß die Gerichts-Personen und alle andere, so nothwendig darbey seyn müssen, wohl Ursache haben, fleißig Gott anzuruffen und zu bethen, ehe sie aus-

und zu dieſen Hexen Geſinde gehen, und den ſchweren Handel der Tortur anheben."

Für die Richter gab es ein beſonderes Gebet, auf deſſen Autorſchaft Johann Jakob Faber „älter Prediger der Kirchen und Gemeinde bey des H. Reichs-Stadt Eslingen" ſicher nicht wenig ſtolz war, da dieſes Gebet in proteſtantiſchen Landen ſehr berühmt und beliebt war. Es wurde Gott gebeten, daß er helfen möge, die Angeſchuldigten wacker zu foltern. Auch für die Scharfrichter und ähnliche Helfer gab es ein Gebet „wiewohl Theils derſelben Leider! Wenig an daß liebe Gebeth gedencken, drum geſchieht es auch mannigmahl, daß ein und ander durch Anhauchen, Anrühren oder auf andere Arth von ſolchen Hexengeſchmeiß, durch Gottes Zulaſſung, was davon bekömt, daß er wohl ſein Lebetage dran zugedencken hat. Allermaßen es jenen Scharfrichter in Bistum Coſtniz ergangen, welchen eine alte Hexe, als er ſie von der Erden auf den Scheiterhauffen geſetzet, angehauchet und geſaget: Für ſolche dieſe Arbeit ſoltu von mir diß zum Lohne haben! Drauf er ſtrack ausſätzig worden, und nicht lange hernach geſtorben."

Von derartigen Hexenkünſten, die gerichtlich beglaubigt und aktenmäßig feſtgeſtellt ſind, wimmelt es förmlich in der gelehrten Literatur. Hier zunächſt noch eine verbürgte Hiſtorie: „Anno 1661 biß eine Zauberin zu Eiſenach, ſo man ingemein die alte Hirtin hieß, bey der Tortur den damahligen Nachrichter zu Mülhauſen, Meiſter H. N. W., als er ſie etwas höher auf die Leither anziehen wollte, mit umgewendeten Geſichte, ehe er ſich deſſen verſahe, durch das Koller in die Achſel, daß man die Spuhr von den Zähnen im Fleiſch und ſ. v. den Geifer auswendig auf dem Collet ſahe, worüber der Mann gantz ohnmächtig wurde, daß man eine gute Zeit mit ihn zu thun hatte, ehe er wieder zu ſich ſelber kommen konte, nach mehrer Ausweiſung der dißfals bey dem Fürſtl. Ambte allda ergangenen Inquiſitions Akten, und der dabey befindlichen registratur. Drum auch die Scharfrichter in ſolchen Fällen eben ſo wohl ſich vorzuſehen, und behutſam zugehen Urſach haben, und es nicht toll in den Tag hinein wagen ſollen."

Es iſt kein Wunder, wenn die alten Gerichtsakten ſo viel davon berichten, daß der Teufel der Hexenfolter beigewohnt habe. Eine Fliege, Maus, Hummel oder Horniſſe konnte ſich ſehr leicht einmal

in die Folterkammer verirren; es erscheint sogar sehr natürlich, daß diese Tiere viel eher freiwillig diesen Ort des Schreckens aufsuchten als Menschen, die gewiß nicht leicht zu einem Besuche dieses Raumes zu bewegen waren. Natürlich glaubte vom obersten Richter herab bis zum letzten Henkersgehilfen, ja vielleicht sogar bis auf die „Hexe" auf der Folterbank selbst, jeder, daß die harmlose Maus, Fliege oder dergleichen der Teufel in höchsteigener Person sei, und man versteht dann auch den Schreck, den alle davontrugen. Ja, es brauchte nicht einmal ein sichtbares Wesen zu sein, das man für den Teufel hielt. Gerüche usw. bewiesen den Männern der Justiz ebenso bestimmt die Anwesenheit Sr. hölliſchen Majestät, mochte die Entstehung solcher Gerüche auch noch so natürlich erklärt werden können.

Ich gebe aus einem einzigen Protokoll gleich zwei Beispiele an. Die Delinquentin war auf die Leiter gestreckt worden und litt natürlich, da ihr die Arme nach hinten emporgestreckt und fast aus den Gelenken gerissen wurden, fürchterliche Schmerzen. Es heißt nun im Protokoll: „Da sie zwar anfangs sich stellete, als wenn sie Schmertzen empfände, that aber bald die Augen zu, schlief, den Ansehen nach, ein, und schnarchte darbey, als ein Mensch, der im tieffen Schlaf lieget.

Der Scharfrichter

aber beraucherte sie mit Teufels-Dreck, Weyrauch, rothe Dosten und schwarzen Kümmel, hielt ihr auch angezündeten Schwefel vor die Nase, da sie strack aufwachte, greulich große Augen machte, und das Maul flerrte.

Wie nun der Actuarius die Feder ins Dintenfas tauchen, und den Verlauf niederschreiben wolte, ward er gewar, daß eine kleine Mauß mit geschlitzten Ohren auf den Hinterbeinen uf seinen Protocol saß, und wie man zu reden pfleget, mit den Vorderbeinen ein Männchen gegen ihn machte, da doch keiner von den anderen Gerichtspersonen gesehen, wie, wenn, auch auf was Art und Weise sie auf den Tisch, der doch mitten in der Volter-Stuben stund, und sie alle darbey saßen, kommen. Ueber welche Begebenheit diese aufstunden, daß die Mauß alleine auf den Tisch besitzen blieb. Als aber der Ambtmann anschellete, und dadurch ein Zeichen gab, daß der Diener hineinkommen solte, sprang die Mauß gantz behende von Tisch herab, und wischte, ehe der Diener noch hinbey kahm,

in einen gantz kleinen Spalt der Dielen, womit die Stube bekleidet ist. Ungeachtet nun der Diener mit der Spitzen seiner Plauten hineinstocherte, war doch keine Mauß mehr zu sehen noch zu hören. Drum man sich wieder niedersetzte und den Scharffrichter, der inzwischen die Chorden oder Siemen nachgelassen, weiter fort fahren ließ. Wie dieser nun zum andernmahl sie wieder 2 Sprossen in die Höhe zohe, erhub sich ein überaus starcker Sturm-Wind, welcher so gewaltig wider die Fenster der Volter-Stuben gieng, daß man meinete, sie würden mit samt den Rahmen hinein, und zu tausend stücken fallen: Inzwischen ward gebetet.

Die Inquisitin

schrie unterdeß, hilff mir! hilff mir! Ach geschwinde, geschwinde, ich sterbe!

Der Ambtmann

fragte, wem sie rieffe, der ihr helffen solte?

Illa;

Wolte nicht antworten, sondern winselte nur, Ach! Ach! Ach! Du liebes Göttgen hilf mir, hilf mir, bald, bald, ach komm doch!

Indem kam die vorgedachte Mauß wieder aus dem Ritz oder Spalt hervorgesprungen, und lief, gleich als ein Blitz, nach der auf der Leither in suspenso hengenden Inquisitin zu. Nach welcher Mauß der Scharffrichter und sein Knecht mit Stäben, ingleichen der Ambts-Diener, so hineingeruffen wurde, und eben ein Gebund Schlüssel zu den Gefängnissen in der Hand trug, tapffer zuschlagen, sie aber nicht treffen konten, indem sie hoch über die Stäbe und Schlüssel hin und wieder sprang, als wenn sie Flügel hätte, verschwund auch drauf in einen Augenblick, daß man sie nicht weiter sahe, es legte sich auch der Sturmwind, und ward alles stille. Von den meisten Schlüsseln aber waren die Kämme herab, oder doch krum, daß man sie wieder machen lassen mußte.

Der Scharffrichter

klopffte mit einem kleinen häselnen Stäbelein der Inquisitin auf die Schienbeine, und fragte, ob es nicht Zeit wäre, daß sie bekennete?

Inquisitin

Fing hierauf laut an zu ruffen und sich zu bewegen, als wenn sie große Schmertzen empfände, da doch der Scharffrichter nur sanffte

mit den Stäblein klopffte. Hub auch an, man ſolte ſie loßmachen, wolte bekennen.

Alß nun der Scharffrichter die Chorden in etwas nachließ, und ſie ermahnet wurde, ihrem Verſprechen nachzukommen, ließe ſie ſich vernehmen, ja ſie wolte ſprechen, ſie wäre eine Hexe, weil man es doch ſo begehre. Meiſter Hanß hätte ja viele Hexen unter ſeinen Händen gehabt, und mit angehöret, was ſie bekant und ausgeſaget hätten, der möchte ihr doch was davon vorſchwatzen, daß ſie ſich darnach richten könte.

Der Scharffrichter

antwortete, er wolte ihr ſchon weiſen, was ſie ſagen ſolte, zohe ſie ein wenig wieder mit den Armen in die Höhe, und ſetzte (drey Viertel auf fünf Uhr) ihr auf iedes bloße Bein an den Schienbeinen

Bein-Schrauben,

Fragte, ob ſie ſchwatzen wolte, oder er zuſchrauben ſolte? Sie hätte die Gerichte und ihn gnung geäffet, es müſte noch ander Ernſt gebrauchet werden, fuhr auch mit den Schlüſſel nach der Schrauben an den rechten Bein, als wen er zuſchrauben wolte.

Inquiſitin

aber rief, Meiſter Hanß thut gemach! gemach! Laſt mich doch erſt recht beſinnen.

Scharffrichter

Ey was beſinnen, du haſt Zeit gnung darzu gehabt. Schraubte alſo die am rechten Bein zu.

Inquiſitin

ſchrie, au weh! au weh! Ihr bringet mich ja ums Leben, Iſt denn kein Aufhören oder Erbarmen? Ein Pferd könte es ja nicht ausſtehen!

Scharffrichter

Es iſt da kein aufhören, du biſt ſo eine verſtockte Zauberin, als eine zu finden, ſchraubte auch die am lincken Bein gleichfals zu, da

Sie

abermahl erſchrecklich an zubrüllen fing, und ſ. v. einen ſtarckknallenden bombum mit garſtigen Geſtanck von ſich ließ, daß man Thür und Fenſter aufmachen und räuchern laſſen mußte. War auch der Geſtanck ſo unerträglich, daß man die Naſen mit Schnupf-

tüchern zuhalten muſte, und wie der Scharffrichter mit dem Schlüſſel auf die Bein-Schrauben, wie üblich, klopfte, rief ſie, ach machet mich loß! thut mich herab! nehmet mir die Peinigende Dinge von den Beinen weg! Ich wil nun alles bekenen, was ich kan, weiß und gethan habe."

Es iſt aus dieſem Protokoll ſehr deutlich zu erkennen, daß es eigentlich auf der Welt nichts geben konnte, das nicht für den Teufelswahn ausgenutzt worden wäre. Die harmloſe Maus, die ſelbſtverſtändlich in eine Dielenritze flüchtete, als ſich der Gerichtshof geräuſchvoll und haſtig in wahnſinnigem Schrecken von den Plätzen erhebt, galt als Teufel. Daß ſie nicht durch Stechen in die Dielenſpalten zu erreichen war, verſteht ſich doch eigentlich ganz von ſelbſt; aber auch das Selbſtverſtändliche erſchien im Spezialfall als übernatürlich. Nun wird aber noch ein Moment in die Akten geſetzt. Es erhebt ſich gerade bei der Flucht der Maus ein furchtbarer Sturmwind, als ſollten die Fenſter eingedrückt werden. Das wäre allerdings ein recht ſonderbares Zuſammentreffen zweier an ſich ganz gewöhnlicher Dinge geweſen; aber höchſt wahrſcheinlich iſt da auch nur ein Spiel der erregten Phantaſie tätig geweſen. Der Wind hatte geweht, nicht etwa erſt in dem Augenblick, in dem die Maus in der Diele verſchwand, ſondern ſchon vorher. Durch das Intereſſe, das die Folter der Hexe erregte, hatte natürlich die Aufmerkſamkeit ſich nicht darauf gerichtet, was draußen für Wetter war, und bei der Teufelsjagd, die der Amtsdiener hinter der kleinen Maus anſtellte, hatte man ſich begreiflicherweiſe auch nur um den Ausgang des Abenteuers gekümmert, denn mit dem leibhaftigen Teufel zu kämpfen, das iſt doch immerhin eine Situation, gegen die alles andere in den Hintergrund gedrängt wurde. So iſt es durchaus natürlich, daß man den Wind erſt hörte, als der Teufel geflohen war, und die tapferen Mannen des Gerichts ſich den Angſtſchweiß von der ſorgenvollen Stirn wiſchen konnten.

Nochmals erſcheint die Maus, und wieder wird gegen ſie die kleine Armee, beſtehend aus dem Scharfrichter, ſeinem Gehilfen und dem Amtsdiener, aufgeboten. Mit den verſchiedenſten Inſtrumenten kämpfen dieſe wackeren Geſellen gegen das kleine Tier, nein — wenigſtens nach ihrer Anſicht — gegen den mächtigen Teufel, der ihnen aber immer entſchlüpft. Es müßte ja auch ein ſehr dummer

und ungeschickter Teufel gewesen sein, wenn er sich hätte auf so plumpe Weise totschlagen lassen. Eigentlich hätte es doch die ganze Gesellschaft schier verwundern müssen, daß der Fürst der Hölle. der mit allen Listen und Ränken vertraut ist, der ganz nach Belieben zaubern kann, sich nicht besser zu helfen wußte, als daß er über die Schlaginstrumente „hin und wieder" sprang. Doch plötzlich springt er nach der Inquisitin zu, und dann ist er verschwunden. Kein Zweifel, er ist in sie eingedrungen, um ihr zu helfen. Schärfer setzt der Meister Hans ihr zu, als er sich etwas verschnauft hat, denn die drei Mannen haben in der Todesangst wie Berserker gekämpft, der Gerichtsdiener hat in wilder Hetze alle seine Schlüssel zerhauen.

Selbst dem Teufel wird die Folter zu bunt. Er kann seiner Genossin nicht mehr helfen und weicht von ihr. Dazu wählt er freilich einen Weg, der dem entgegengesetzt ist, den dem Sprichwort zufolge die Liebediener zu wählen pflegen. Ein furchtbarer Gestank erfüllt den Raum. Wieder keine so ungewöhnliche Erscheinung. Aber für das Gericht stand es über jeden Zweifel fest, der Teufel hatte nun endlich die Inquisitin verlassen, und dies war der Grund, aus dem sie nun endlich das Geständnis ablegte. Nicht die Folter hatte dies bewirkt, sondern nur die Flucht des Teufels. Und nun hörte draußen auch der Sturmwind auf. So ist es also wirklich kein Wunder, daß das Protokoll einwandsfrei die Anwesenheit des Teufels feststellte.

Noch ein Punkt fällt auf: das „Schlafen" der Gepeinigten gerade während der schwersten Qualen. Das ist ein Umstand, der so unendlich oft in den Folterprotokollen steht, daß es über diese seltsame Erscheinung eine voluminöse Literatur gibt. Die gelehrtesten Herren haben sich über das Schlafen der Hexen die Köpfe zerbrochen und sind dahin einig geworden, daß nur der Teufel dabei seine Hand im Spiele haben könne, denn es handle sich wirklich um einen friedlichen und behaglichen Schlummer, keineswegs etwa um eine Ohnmacht.

Damhouder sagt: „Das Hexen- und Zaubergesinde aber wird von ihrem Buhlen dem Teuffel gehärtet, daß sie keine Marter noch Pein fühlen, sondern sich hin und wieder dähnen, zerren, stupffen und reißen lassen ohne alle Empfindlichkeit: Ja sie lachen noch wohl den Richter, die Gerichts-Personen und den Scharffrichter aus, schlaffen auch wohl auf der Volter, wie eine Ertz-Zauberin zu Brüg in Flandern gethan, die mit den Händen zu kloppen angefangen, über-

laut gelachet und gesagt: Weder die Schöppen, noch der Hencker würden wider sie was ausrichten, und drauff eingeschlaffen, ist aber, nachdem der Böse Feind sie verlassen, gewonen und verbrant worden."

Bodinus, Gödelmann und Del Rio haben gelehrte Nachweise gebracht, daß in der Tat die Hexen oft bei der Folter wirklich schliefen, und Brunnemann führt eine ganze Anzahl von Fällen an, die in den an die Juristen-Fakultät geschickten Akten gewissenhaft aufgezeichnet waren; stets ist da ausführlich beschrieben, daß die Hexen in einen wirklichen Schlaf während der Folter gesunken seien; der Teufel habe sie so unempfindlich gegen Schmerzen gemacht, daß sie die Peinigung gar nicht gefühlt hätten, sondern ganz behaglich eingeschlafen seien.

Nur der gelehrte Jurist Dr. Justus Oldekop ist der Meinung gewesen, daß es sich bei den Hexen gar nicht um einen Schlaf, sondern lediglich um eine tiefe Ohnmacht handle, in die sie fielen, wenn die Qual so groß und so dauernd sei, daß sie das Bewußtsein auslösche, wie man das doch oft genug auch bei Personen beobachten könne, die weder Hexen noch Zauberer seien.

M. Rüdinger wendete sich gegen diese für uns selbstverständliche Ansicht und sagt: „Es befindet sich doch, wenn man es selber mit Augen siehet, hierbey ein großer Unterschied, indem sie sich nicht entfärben, und gantz blaß als eine Leiche werden, wie denen wiederfähret, so ohnmächtig dahin sincken, sondern ihre natürliche Farbe gemeiniglich behalten, auch offte darbey starck schnauben und respiriren, als ein Mensch, der von der Reise ermüdet, sanfft und süße dahin schläfft. Wenn man sie gleich mit Feuer brennet, angezündet Pech oder Schwefel auf die Haut trieffen lässet, fühlen sie nichts davon, ja es will offtmahls nicht brennen, und siehet man keine Spuhr. Macul oder Fleck auf der Haut davon." Selbst Freudius, der sonst viel humaner dachte als viele seiner Zeitgenossen und auch in der Hexe noch das Weib achtete und sich dagegen ereiferte, daß den Hexen in schamloser Weise Unanständigkeiten zugefügt würden, ist doch von ihrem Teufelsschlaf überzeugt und betont, daß die schlafenden Hexen es nicht einmal fühlten, wenn man sie „mit einer scharffen Ruthen hauet."

Auch sonst weiß Freudius von der Kunst der Hexen oder vielmehr des Teufels, eine absolute „Schmerzempfindungslosigkeit" zu schaf-

Tafel LXVIII.

St. Ursula mit ihren 11000 Begleiterinnen,
aus einem Gemälde der Ursulakirche in Köln.

Tafel LXIX.

Palma Vecchio. — Die H. Barbara.
(Venedig, Santa Maria Formosa.)

Statue der hl. Elisabeth in Marburg.

sen, allerlei zu berichten. „Maßen denn im Braunschweigischen Land eine alte Zauberin gewesen, die mit keiner Pein zum Bekänntnis ihrer Boßheit können gebracht werden, ob es wohl auf mancherley weise mit ihr versucht ward. Selbige hat der Hencker in die Höhe gewunden, und auf einen Block oder Klotz, darinnen starcke eiserne Nagel gewesen, niederfallen lassen, aber die Nagel haben sich umgeleget, als wären es Reiser gewesen."

Rimphof, der ein guter Frauenkenner sein wollte, behauptete: „daß es unmöglich wäre, wann 50 tugendsame Frauen in eine Massam gegossen, und alle eine Frau wären, daß sie auf den zwantzigsten Theil das aushalten und erleiden könten, was eine recht verstockte, durch Teufelte, unbekehrliche Hexe erleiden kan."

Diese durch den Teufel herbeigeführte Empfindungslosigkeit nannte man „maleficium taciturnitatis", und hellere Köpfe erwogen, ob man nicht durch ganz natürliche Mittel sich unempfindlich machen könne. Dies wurde sogar bejaht, wie Paul Grilland berichtet: „schreiben etliche Historici und Medici von dem Stein Memphite" die Wirkung her. Hermann Goehausen meinte: „Oder vom Opio, welchen Safft sie von einem gewissen Papavere wissen zu praepariren, und den Menschen anzustreichen, durch welchen sein Geblüt gantz turbiret und verändert wird, alle Adern verstopffen sich, fällt in einen tieffen Schlaf, und wird seiner Sinnen beraubt, welches auch von Nachtschatten geschihet." Wie man sieht, kam diese Ansicht den heutigen Erfahrungen recht nahe.

Eine große Rolle spielten die oben schon erwähnten Stigmata oder Teufelszeichen. Die wurden am ganzen Körper der Hexe gesucht, und die schamlosesten Szenen spielten sich dabei ab. Wie Maifart dartut, kam es dabei oft auf eine infame Betrügerei der Scharfrichter an. Er schreibt Mitte des XVII. Jahrhunderts: „Gestalt denn noch heut zu Tage einige Nachrichter mit denen der Hexerei halber verdächtigen Weibern, wenn sie ihnen die Haare am Leibe, und sonderlich an heimlichen Orthen abbrennen, ehe sie auf die Volter gebracht werden, gar schändlich umgehen, auch mannigmahl übel verbrennen, da doch dieses, wenn es ja geschehen müste, von des Nachrichters Weibe mit besserer Zucht und Verantwortung vorgenommen werden könte." Oldekop sagt: „Ja es sind auch einige von der Nachrichter-Zunfft gefunden und ertappet worden, daß, wenn die

Gerichts-Personen bey währender Volter mit einander geschwatzet, getruncken, oder sonst aus Nachlässigkeit nicht Acht auf den Peiniger gehabt, derselbe der, so gemartert und gedehnet worden, Brieflein mit Characteren unvermerckt zuportiret, hernach die Gerichtspersonen hinbey geruffen, solches mit Verwunderung ihnen gezeiget, und fälschlich vorgeben, er hätte es da bey der Delinquentin gefunden."

Die mehr als unzüchtige Weise, in der die Bestien in Menschengestalt mit den Weibern umgingen, hat manchen Rechtsbeflissenen, der sicherlich nicht auf die Folter verzichten wollte, doch zu entrüsteten Exklamationen bewogen. Michael Freudius geht in seinen „Gewissens-Fragen oder gründlicher Bericht von Zauberey und Zauberern" mit den schamlosen Richtern und Scharfrichtern streng ins Gericht. Er schreibt: „Massen denn kein rechtschaffner, auch Zucht- und Ehrliebender Juder zugeben sol, daß die Scharfrichter, oder ihre Knechte schändlich mit dem Weibes-Volck umgehen, mit angesteckten Strohwischen, wie sie gemeiniglich zuthun pflegen, ihnen die Haare schändlich absengen, und darbey offt so sehr verbrennen, daß sie vor Schmertzen nicht zubleiben wissen. Nicht aber geschiehet es der Meynung, daß durch solche Hinwegnehmung der Haare, die Stärcke ihres Leibes und Gemüthes geschwächet werde, nach dem Exempel Simsons (quod esset magicum et superstitiosum) sondern darum, weil sie darin, und in den Außgängen des Leibes, mit unbekanten Buchstaben, Bildern und Zieffern bemerckte Zettel und andere Dinge, womit sie solch Maleficium taciturnitatis zuwege bringen, desto leichter zum Vorschein kommen und finden werden: Allermassen den deßhalber in den Mund, Ohren- und Nasenlöchern, auch den heimlichen Außgängen des Leibes mit Fleiß nachgesucht, auch sonst nachgesehen werden muß, ob sich eine verdächtige Narbe, oder andere Zeichen am Leibe finden."

„Die Hencker bescheren die Hexen, und sengen mit einem Licht die Haare auf und in der Haut hinweg, nicht allein am Haupt, und unter den Armen, sondern auch an heimlichen Orthen, welche an frembden Menschen anzugreiffen im Gesetz bey Handabhauen verbotten und gestrafft. Sie wenden vor, der Teuffel sitze den Hexen in Haaren und Schaam, den wollen sie so vertreiben. O des armen Teuffels, der sich mit so kleiner Lichts-Flamme und Rauch verjagen

läßt, daß doch ein Kind ausblasen könnte! Vielleicht thuts aber das Licht nicht, sondern ein starcker Teuffel, den die Hencker bey sich haben. Und wie, wann er inwendig im Bauch säße, dahin Scheer, Licht, Flamme und Dampf nicht kömmet? O der Abergläubischen schändlichen Wercke? Und wie sol ich es nennen? Göttlich ist es nicht, Englisch ist's nicht, Christlich ist's nicht, Jüdisch, Heidnisch, Türkisch ist es nicht, Viehisch ist es nicht, denn nur daß die Hencker in alle Löcher riechen wie die Hunde, und andere Nachgucken, wie die Affen, so ist's gewiß Teuffliſch: Ja Teuffliſch und nicht Menschlich ists. Es ist überaus große und schändliche Zauberey."

Der brave Freudius hätte diese Worte noch viel eher den geistlichen Inquisitionsrichtern als den weltlichen Henkersknechten ins Album schreiben können, denn jene haben ein ganz besonderes Vergnügen darin gefunden, die angeblichen Hexen zu entdecken und die so schmählich Geschändeten in einer Weise zu behandeln, von der man nichts anderes sagen kann, als daß sie wirklich teuflisch war.

Noch bei dem letzten Hexenprozeß in Deutschland wurden der angeblichen Hexe 287 Fragen vorgelegt, die sich fast ohne Ausnahme auf den sexuellen Verkehr mit dem Teufel bezogen. Da die Folter angewendet wurde, hielt es natürlich nicht schwer, auf diese unflätigen Fragen genau die Antworten zu erhalten, die man haben wollte. Es versteht sich also ganz von selbst, daß auch durch diesen Prozeß wieder der „strikte und unumstößliche Beweis" für das wirklich stattgehabte sexuelle Verhältnis mit dem Teufel erbracht worden ist. Am 11. April 1775 wurde die unglückliche Angeklagte, die „Hexe" Anna Marie Schwägelin im geistlichen Stift Kempeln hingerichtet. Es war der letzte Fall einer Hexenhinrichtung in Deutschland. Man sieht aus diesem Hexenwahn, der etwa 800 Jahre die Gemüter in seinem Bann hielt, auch recht deutlich die Stellung des Weibes in der Religion.

Das Weib in der übersinnlichen Welt.

Wie man zur Zeit des Hexenwahns dem Weibe vorwarf, daß es Beziehungen zum Teufel unterhalte, mit ihm sexuell verkehre und durch ihn besondere Fähigkeiten erhalte, die es befähige, übersinn-

liche Kräfte zu entwickeln, so hat eine spätere Zeit dem Weibe engere Beziehungen zur Geisterwelt nachgesagt, und das weibliche Geschlecht rühmte sich oft einer exceptionellen Sensibilität, die es befähige, mit den Wesen der vierten Dimension in Verkehr zu treten. Noch heute behaupten dies spiritistische Medien von sich, und wenn auch die größte Zahl der bedeutendsten als Schwindlerinnen entlarvt wurde, die eigentlich ausscheiden müßte, so ändert dies doch nichts an der Tatsache, daß wohl auch diese Entlarvten von ihrer außergewöhnlichen und übersinnlichen Begabung überzeugt waren, und daß es viele Medien noch heute sind. Ich möchte auch diese spiritistischen Überzeugungen dem religiösen Empfinden einrechnen. Jede religiöse Lehre stellt ohnehin einen Ausflug in die übersinnliche Welt dar; auch die spiritistische Welt ist eine religiöse Welt. Ich will aber in deren Geheimnisse nicht eindringen, sondern nur einige besondere Fälle anführen, in denen Frauen eine besondere „Hellsehigkeit" besessen und die Geister Abgeschiedener gesehen und gesprochen haben sollen, und zwar halte ich mich an Mitteilungen, von denen versichert wird, daß sie aktenmäßig feststänben und deshalb über jeden Zweifel erhaben seien.

So heißt es, daß am 25. Dezember 1574 der Königin Katharina von Medici zu Avignon der Kardinal Karl von Lothringen persönlich erschienen sei, als sie sich bereits zu Bett gelegt hatte und eben im Begriff stand, sich von den bei ihr Weilenden, König von Navarra, Erzbischof von Lyon, den Damen von Retz, von Lignrolles und von Sames usw. zu verabschieden. Plötzlich habe sie entsetzt die Hände vor die Augen geschlagen und laut ausgerufen: „Herr Kardinal, ich habe nichts mit Ihnen zu schaffen!" Allgemein habe man sich höchlichst verwundert, da man doch keine Spur von dem Angesprochenen sah und außerdem wußte, daß der Kardinal nicht anwesend sein konnte, da er sich fern in seinem Heim befinden mußte. Der König von Navarra habe sich dann auch überzeugen wollen, was an der Erscheinung gewesen sei, und sofort einen Boten zu dem Kardinal geschickt. Dieser war, wie sich nun herausstellte, genau in dem Augenblicke gestorben, in dem ihn die Königin bei sich gesehen hatte. Die Rolle, die Katharina von Medici in der Weltgeschichte gespielt hat, zeigt, daß man auf die Wahrheitsliebe dieser Königin wirklich nicht viel Gewicht legen darf. Wenn der Vorgang

also auf Anregung der Königin selbst aktenmäßig festgestellt ist, dann beweist dies nur, daß der weibliche Hang, eine übersinnliche Fähigkeit zu besitzen, einen besonderen Erfolg zeitigte.

Eine noch merkwürdigere Geschichte wird von der Marschallin von Luxemburg berichtet. Diese hat nicht allein den Tod einer anderen Person, sondern auch den eigenen Tod durch eine Erscheinung angesagt erhalten. In einer Nacht erwachte die Dame plötzlich mit dem Gefühl einer großen Beängstigung. Sie hatte deutlich die Empfindung, daß vor ihrem Schlafraum sich jemand befinden müsse, der zu ihr eintreten wolle. Sie erhob sich, blickte durch die Gardinen, die vor der Tür hingen, und sah dort ihren alten Diener stehen, von dem sie wußte, daß er schwerkrank in seiner Wohnung liegen müsse. Sie erschrak heftig, zumal sie zu sehen glaubte, daß der Diener sich wie ein echtes Gespenst in ein weißes Laken gehüllt hatte. Zu einer Frage kam sie nicht, denn die unheimliche Gestalt rief ihr zu: „Erschrecken Sie nicht vor mir, ich bin nicht mehr auf dieser Welt; aber vor Pfingsten werden Sie sich wieder mit mir vereinigen!“ Die Gräfin war über diese Erscheinung so sehr erschrocken, daß sie in der Tat heftig erkrankte. Daß sie wirklich einen Geist gesehen hatte, war ihr zweifellos, denn der alte Diener war in der Zeit, in der er ihr erschienen war und gesagt hatte, daß er nicht mehr auf dieser Welt sei, wirklich gestorben. Nun war der zweite Teil der Ansage, daß nämlich die Gräfin ebenfalls vor Pfingsten sterben solle, gewiß nicht leicht zu nehmen, und es läßt sich wohl denken, daß die Leidende durch die Aussicht auf den sicheren und baldigen Tod nicht aufgeheitert und getröstet wurde. Pfingsten kam heran, Pfingsten ging vorüber; aber die Prophezeiung des Gespenstes erfüllte sich nicht, die Gräfin blieb am Leben und war hierüber sehr erfreut, zweifelte aber nicht daran, daß ihr das Gespenst des alten Dieners leibhaftig erschienen war und ihr wirklich seinen und ihren eigenen Tod mit deutlicher Stimme angezeigt habe.

Daß der Geist des verstorbenen Dieners sehr wenig prophetische Begabung gezeigt hatte, da die Vorausage des Todes der Gräfin sich absolut nicht erfüllte, scheint den festen Glauben an sein wirkliches Erscheinen nicht berührt zu haben. Die Deutung dieses Falles, daß die vermeintliche Erscheinung nur ein lebhafter Traum gewesen sei, will aber auch nicht recht verfangen, da doch der gemeldete Tod des

Dieners wirklich in der entsprechenden Minute eingetreten sein soll, und die Vermutung, daß die vielleicht stark hysterische Marschallin rückwärts konstruiert, also geträumt habe, nachdem ihr der Tod des Dieners bereits gemeldet worden war, ist nicht zu begründen, denn in diesem Falle wäre die ganze Geschichte unwahr. Aus der großen Zahl ähnlicher, angeblich aktenmäßig beglaubigter Beispiele, wähle ich eins aus, bei dem die Annahme eines Traumes völlig ausgeschlossen scheint.

Auf einer Reise durch ihr Reich war die Königin Ulrike von Schweden plötzlich verstorben, und die Leiche war, wie dies in solchem Falle stets zu geschehen pflegt, in der Kapelle ausgestellt worden. Die schwarz ausgeschlagene Kapelle, in der der offene Sarg auf einem hohen Katafalk stand, war durch eine große Anzahl brennender Wachskerzen hell erleuchtet, und die Totenwache hatte eine Abteilung der Leibwache übernommen, die im Nebenzimmer untergebracht worden war. Am hellen Nachmittage, also nicht etwa in der für Geistergeschichten üblichen Mitternachtsstunde, erschien die den wachthabenden Offizieren persönlich genau bekannte erste Hofdame, Gräfin Steenbok, die eine besonderer Günstling der verstorbenen Königin gewesen war und deshalb wohl alle Ursache hatte, sich an den Sarg der verstorbenen Gebieterin zu begeben und dort eine weihevolle Abschiedsvisite abzustatten. Der erste Offizier der Wache empfing sie, plauderte mit ihr und führte sie dann in die Kapelle, wo er sie, um die Weihe des Augenblicks nicht zu stören, allein ließ. Da sich aber in der Kapelle kein Laut hören ließ, und bereits viel längere Zeit verstrichen war, als sie sonst zu solchen Leichenbesuchen verwendet zu werden pflegt, glaubten die wachthabenden Offiziere, es sei doch vielleicht der Anblick der Leiche für die zarten Nerven der Gräfin zu viel gewesen, so daß irgendein Unfall unterlaufen sein könne. Der Hauptmann öffnete deshalb die Tür und trat ein, um sich zu überzeugen, ob etwa seine Hilfe erforderlich sei. Er prallte aber sofort leichenblaß zurück, die übrigen Offiziere, die dies bemerkten, blickten nun ebenfalls in die Kapelle und erschraken nicht weniger als ihr Hauptmann. Vor dem Sarge stand die tote Königin mit der Gräfin Steenbok; beide hielten sich fest umschlungen, als wäre es ihnen unmöglich, von einander zu lassen. War dieser Anblick schon an sich, da die Königin zweifellos tot und nicht bloß

ſcheintot geweſen, im höchſten Grade unbegreiflich, ſo wurde er es noch mehr dadurch, daß die beiden Frauengeſtalten in der Luft zu ſchweben ſchienen. Nach kurzer Zeit verloren die Geſtalten an Deutlichkeit und verſchwanden allmählich völlig. Man trat an den Sarg und ſah dort die Leiche der Königin völlig ſo liegen, wie ſie vorher auch gebettet geweſen war; nicht eine Spur einer Veränderung zeigte ſich. Die Gräfin Steenbok, die doch unbedingt in den Raum eingetreten war und dieſen auf keinen Fall verlaſſen haben konnte, war ſpurlos verſchwunden. Dieſer Vorgang erſchien den Offizieren ſo ſonderbar, daß ſie über die Einzelheiten ein genaues Protokoll aufſetzten. Sie hielten es außerdem für ihre Pflicht, den Vorgang durch einen Eilboten ſofort dem Hofe in Stockholm melden zu laſſen, und ſich zu erkundigen, ob die Gräfin Steenbok dort etwa wieder eingetroffen ſei. Wie groß war aber erſt das Staunen, als feſtgeſtellt wurde, daß die Gräfin Steenbok das Stockholmer Schloß auch nicht einen Augenblick verlaſſen hatte. Sie war genau zu derſelben Zeit verſtorben, in der die von den Offizieren beobachtete Szene ſtattfand. Die Hofdame war alſo wirklich mit der Königin im Tode vereint worden; eine andere Erklärung fand man für die ſeltſame Erſcheinung nicht, allerdings eine Erklärung, die viel eher ein neues Rätſel als eine wirkliche Erklärung iſt, und die mit den Geſchichten der „weißen Frauen" oder ähnlicher Schloßgeiſter etwa auf einer Stufe ſteht.

Mit beſonderer Vorliebe wird dem Weibe das überſinnliche nachgeſagt.

Deshalb kann es eigentlich nicht Wunder nehmen, daß auch das Weib für ſeine eheliche Treue überſinnliche Beweiſe erbringen mußte. Gott ſelbſt ſollte durch ein Wunder jederzeit auf Wunſch die Keuſchheit des Weibes feſtſtellen. Dieſer Gedanke iſt allerdings nicht ſpezifiſch chriſtlich. Es war ſchon den alten Iſraeliten eine ſolche Prüfung ihrer Weiber geſtattet. So enthält die Bibel als vorgeſchriebenes Gottesurteil das ſogenannte Eifergeſetz, das ſich im 4. Moſe Kap. 5 findet. Es iſt da ausdrücklich vorgeſchrieben, daß das Urteil Gottes angerufen werden ſoll, wenn ein Mann gegen eine Frau eifert, d. h. wenn er eiferſüchtig iſt und ihr Untreue und Unreinheit zum Vorwurf macht. Die Frau, die ihre Unſchuld beteuert, kann ſie durch dieſes Gottesurteil beweiſen. Der Prieſter gibt ihr bitteres ver-

fluchtes Waſſer zu trinken: „So ſoll der Prieſter das Weib beſchwören mit ſolchem Fluch, und ſoll zu ihr ſagen: Der Herr ſetze dich zum Fluch und zum Schwur unter deinem Volk, daß der Herr deine Hüfte ſchwinden, und deinen Bauch ſchwellen laſſe! So gehe nun das verfluchte Waſſer in deinen Leib, daß der Bauch ſchwelle und deine Hüfte ſchwinde! Und das Weib ſoll ſagen: Amen, Amen!“ Dieſer Fluch erfüllt ſich natürlich nur bei den Schuldigen; die Unſchuldige trinkt den verfluchten Trank ohne jede Gefahr und beweiſt damit, daß ſie zu Unrecht beſchuldigt worden iſt, d. h., nicht ſie beweiſt es, ſondern Gott durch das Wunder, daß eben das Waſſer nichts ſchadet. Das iſt ein Ordal in optima forma, ſogar unter ſehr intenſiver Mitwirkung des Prieſters.

Bei den alten heidniſchen Völkern war dieſer Gedanke noch viel weiter ausgeſtaltet; während das Eifergeſetz nur das Weib betraf, iſt anderwärts das Gottesurteil für jede Beweisführung zugelaſſen. Die Götter griffen in das Leben der Einzelnen ein und bewieſen auch deren Schuld oder Unſchuld; ſie griffen aber auch in das Leben der Völker ein, verliehen Sieg oder Niederlage nach dem Verſchulden oder dem Rechte des ganzen Volkes. Ja, ſie ließen ſogar das ganze Volk leiden, wenn ſich ein Übeltäter dabei befand, deſſen Schuld noch nicht geſühnt war. Daher die Opfer, durch die man die Götter verſöhnen wollte. Das iſt ein Gedanke, der auch dem Judentum vorſchwebte. Nicht ſelten ließ man auch die Kraftprobe verſchiedener Götter untereinander zu und fügte ſich dieſem Gottesurteile.

In den heiligen Hainen auf deutſchem Boden, da rauſchten und raunten die alten heiligen Bäume, die den Göttern geweiht, deren Heiligtum waren. Dieſe Bäume ließen die Götter von niemandem antaſten, ohne daß ſie den Frevler vernichteten. Und die chriſtlichen Sendboten, die den Heiden das Chriſtentum bringen wollten, die mußten auch hier eine Art Gottesurteil heraufbeſchwören; ſie legten die Axt an die heiligen Bäume. War der alte Gott der Heiden mächtiger, dann mußte er dieſen Frevel rächen und die fremden Männer vernichten, war deren Gott aber ſtärker, dann konnten die heidniſchen Götter nichts tun; ſie mußten das Ungeheure dulden. Die heiligen Bäume fielen, aber der rächende Gott erſchien nicht, und die frechen Zerſtörer blieben unverletzt. Da war es denn entſchieden, daß der Chriſtengott doch ſtärker und mächtiger ſein mußte

als der Heiden Götter, die ſich nicht wehren, nicht ihr Heiligtum ſchützen und verteidigen konnten. Auch ein Gottesurteil.

Nein, die Ordale ſind nichts ſpezifiſch Chriſtliches; ſie ſind uralt und ſind vom Chriſtentum nur übernommen worden, weil man auch den bekehrten Völkern vielleicht jede Doktrin hätte beibringen können, die aber, daß der Gott das Unrecht beſtehen und das Recht vernichten laſſen könnte, die hätte man nicht geglaubt, und für dogmatiſche Spitzfindigkeiten war die Zeit noch nicht reif; ich weiß nicht, ob das ein Unglück für die Zeit war. Es iſt aber auch im Chriſtentum das Gottesurteil zunächſt nur angewendet worden, wenn es galt, den Beweis für die eheliche Treue der Weiber zu erbringen, und da haben die Frauen die ſeltſamſten Dinge ſpielend verrichtet, glühende Eiſen getragen, im Feuer geſtanden uſw. Das tugendhafte Weib konnte auch über das Feuer gebieten.

Das iſt nicht ſo wunderbar, daß ſpäter nicht doch Weiber behauptet hätten, ſie könnten ſolche Dinge ebenfalls verrichten, noch dazu nicht bloß als Gottesurteile, ſondern ganz nach Belieben, da ihnen Feuer als das harmloſeſte Element erſchien, das ihnen nicht den geringſten Schaden zu tun vermöge. Etwa 1750 gab es in Frankreich die ſogenannten Convulſioniſten, das waren meiſt Weiber, die in eine Art Starrheit verfielen und ſich dann direkt über das ſtärkſte Feuer legen konnten, ohne daß auch nur ihre Kleidung beſchädigt wurde. Man hat dieſem Wunder die größte Aufmerkſamkeit geſchenkt und ſich augenſcheinlich die größte Mühe gegeben, das Geheimnis zu entdecken; aber es iſt dabei nichts herausgekommen, als daß die wirkliche Feſtſtellung des Wunders erfolgte. In einem Protokoll vom 12. Mai 1736 wurde von einer Anzahl angeſehener und ſcheinbar ganz unbeeinflußter in Wirklichkeit nur offenbar durch Autoſuggeſtion befangener Perſonen beſtätigt, „daß wir heute von acht bis zehn Uhr abends geſehen haben, wie die Marie Sonnet von Convulſionen ergriffen wurde und mit dem Kopfe auf dem einen Schemel lag, mit den Füßen aber auf einem anderen. Dieſe beiden Schemel befanden ſich auf beiden Seiten eines großen Kamins unter dem Rauchfang desſelben, derart, daß ſich der Körper frei in dem Feuer befand, welches übermäßig ſtark war. Mit viermaliger momentaner Unterbrechung blieb ſie volle 36 Minuten in dieſer Weiſe den Flammen ausgeſetzt. Obwohl nun die Flammen bisweilen

hoch über sie schlugen, und ihr Körper beständig mitten im Feuer blieb, so wurde nicht einmal ihr Linnen-Gewand verbrannt, was uns durchaus als übernatürlich vorkommen mußte." Da man es 1736 noch nicht verstand, die Stoffe zu imprägnieren und sie dadurch unbrennbar zu machen, war es den Unterzeichnern dieses sonderbaren Protokolls allerdings nicht zu verdenken, daß ihnen diese Sache übernatürlich vorkam. Selbst imprägnierte Leinenstoffe würden in einem solchen Falle dem Feuer nicht zu widerstehen vermögen, und ein Körper, der 36 Minuten einem übermäßig starken Feuer ausgesetzt wird, dessen Flammen über ihm zusammenschlagen, würde in dieser Zeit nicht allein völlig gebraten, sondern auch direkt verbrannt werden.

Die Sonnet war wegen dieser Unverbrennlichkeit berühmt, sie war aber nicht die einzige Person, die dem Feuer zu widerstehen vermochte; es soll vielmehr in Paris eine ganze Anzahl von Menschen gegeben haben, die — ich möchte beinahe sagen von der Pyromanie befallen — unverbrennbar waren wie Asbest. Nun gehen die Berichte allerdings nicht ganz conform. Es wird nämlich immer als eins der größten Wunder hingestellt, daß bei diesen Feuerproben selbst nicht das Haar versengt und vor allen Dingen niemals die Kleidung durch das Feuer angegriffen wurde. Dagegen schildert De Montgéron, daß bei anderen Konvulsionisten die Stiefel von den Füßen heruntergebrannt seien, daß aber gleichwohl die Füße nicht gelitten hätten. Auffällig ist ferner, daß es gerade nur während einiger Jahre des 18. Jahrhunderts in Paris Menschen gab, die unverbrennbar waren, während überall an anderen Orten und zu anderen Zeiten das Feuer weit weniger gemütlich und rücksichtsvoll mit den Menschen umging. Von den berühmten drei Männern im feurigen Ofen will ich ganz absehen, ebenso von allen den Heiligen, die als Märtyrer sterben sollten und doch in den Flammen nicht litten und keinen Schaden nahmen, denn wir wissen doch wahrlich, daß andere Märtyrer und Glaubenshelden im Feuer sehr schnell zu Grunde gingen.

Daß es immer Weiber sind, die in religiöser Verzückung oder in einem dem ähnlichen Zustande Wunder verrichten und übersinnliche Gewalt besitzen, mag in der Eigenart des Weibes begründet sein. Auffallen muß aber, daß auch diese Fähigkeiten gar so sehr der Mode

unterliegen. Ist irgendwo ein Weib als Wundertäterin aufgetreten, so kann man sicher sein, daß der Fall Schule macht, und daß sofort eine ganze Anzahl von Frauen dieselben Wunder tut. Jedenfalls trägt dies nicht dazu bei, die Berichte glaubhafter erscheinen zu lassen, wenn sie auch von noch so vielen angeblich ganz unparteiischen Personen bescheinigt werden.

Das religiöse Weib als Anstifterin zu Bluttaten.

Wenn in der Regel die religiöse Schwärmerei des Weibes den Mitmenschen keine wesentlichen Gefahren bringt, so kennt die Geschichte doch eine ganze Reihe von Fällen, in denen die religiöse Ekstase die Weiber zu schweren Verbrechen oder doch mindestens zur Anstiftung von Bluttaten führte. Psychologisch ist das durchaus nicht so verwunderlich. Den innigen Zusammenhang zwischen religiösem und sexuellem Empfinden hat man bereits unwiderleglich nachgewiesen, und die Wechselwirkung zwischen Wollust und Grausamkeit oder wirklichem Blutdurst ist hinreichend bekannt. Es mag vielleicht absurd erscheinen, daß auch die christliche Religion, die doch eine Religion der Liebe und Duldung sein soll, gleichwohl die Ursache grausamer und blutdürstiger Gelüste sein könne; aber man darf nicht übersehen, daß gerade die christliche Religion durch Dogmata und Auslegungen oft genug zu einem jammervollen Zerrbild gemacht worden ist. Hätten wir dafür keine weiteren Beweise, so würde schon ein Hinweis auf die geistliche Hexeninquisition das Gesagte mehr als ausreichend bestätigen.

Im Weibe wirkt das sinnliche Moment meist intensiver und extravaganter als im Manne, kein Wunder, daß es wiederum das Weib ist, das aus religiösem Eifer zum Verbrechen schreitet und an die blutbesudelte Judith des Alten Testaments erinnert. Von den zahlreichen Fällen, die Gegenstand gerichtlicher Feststellung geworden sind, also wirklich aktenmäßig niedergeschrieben und in gerichtlichen Archiven aufbewahrt sind, will ich nur zwei als ganz besonders typisch und lehrreich herausgreifen. Sie zeigen das religiöse Weib von der gefährlichsten Seite.

Johanne Marie Knöpel war eine fanatische Christin. Sie war

ein ſchönes Mädchen und ſo fand der Schloſſer Auguſt Mannbahr in Güſten, einem zum Anhalt-Cöthenſchen Gerichtsbezirk Warnsdorf gehörigen Orte, Gefallen an ihr und heiratete ſie. Da er ein fleißiger Mann war und reichlich Geld verdiente, die junge Frau auch, wie dieſe ſelbſt rühmte, geradezu auf Händen trug, hätte die Ehe eine recht glückliche ſein können, wenn der Mann nicht den religiöſen Übereifer ſeiner Gattin mißbilligt hätte. Er ſelbſt ging wenig in die Kirche, und die Frau kam deshalb auf den Gedanken, dieſen „Sünder“ aus der Welt zu ſchaffen. Mit dem Vorgeben, daß ſie zu Hauſe einen „alten Kater“ habe, den ſie vergiften ſolle, gelang es ihr, einen Giftſchein und dadurch in der Apotheke für 1 Groſchen 4 Pfennige „album arsenicum“ zu erhalten. Am Abend des 17. November 1763 kochte ſie ihrem Manne eine Suppe und ſchüttete das ganze Quantum Gift hinein. Sie ſelbſt heuchelte heftige Zahnſchmerzen, durch die ſie verhindert ſei, irgend etwas zu genießen. So kam es, daß ihr Mann die ganze Suppe allein, und damit natürlich auch das ganze Gift auslöffelte. Bald darauf kam Beſuch, und die Frau war dann auch ſo ſchnell von ihren Schmerzen kuriert, daß ſie mit den Gäſten recht behaglich eſſen konnte. Der Mann klagte, während die Gäſte noch anweſend waren, über heftige Leibſchmerzen, und bald ſtellten ſich Durchfall und Erbrechen ein; aber die liebende Gattin duldete nicht, daß ihm jemand Beiſtand leiſtete, und am anderen Morgen war auch keiner mehr notwendig, denn der Tod hatte den Ärmſten von ſeinen Leiden erlöſt.

Die fromme Gattin machte von dem Tode ihres Mannes ſelbſt Meldung, und es erſchienen dann auch der Landrichter und der Amtschirurg. Dieſer fand nichts als „signa Epilepsiae“, vielleicht weil eine Freundin der Mörderin angegeben hatte, der Verſtorbene habe ſchon immer an Epilepſie gelitten. So wurde der Ermordete begraben, und die Sache wäre wohl erledigt geweſen, wenn nicht die lieben Nachbarn von der guten Freundin der Mörderin, der Freybergerin, verſchiedene Andeutungen gehört hätten, die ſie dem Gericht hinterbrachten. Nach einem Jahre wurde die Giftmiſcherin am Kragen genommen, und ſie gab auch zu, daß ſie dem Manne Gift gegeben habe; ſie wollte aber nicht den Tod beabſichtigt haben, ſondern es ſei ihr lediglich darauf angekommen, den Mann krank und dadurch frommer zu machen. Nach Art. 130 der Carolina hätte ſie, ſelbſt

wenn dieſe Angabe der Wahrheit entſprochen hätte, doch zum Tode, und zwar mit Verſchärfung der eigentlichen Todesſtrafe, verurteilt werden müſſen.

Der Fall bietet aber auch juriſtiſch Intereſſe, denn das Todesurteil konnte trotz Geſtändniſſes nicht geſprochen werden, weil dazu nach dem Zopf des damaligen Prozeßweſens das Geſtändnis der Angeklagten, wenn es auch durch Indizien unterſtützt wurde, doch noch nicht ausreichte. Der Leichnam war ſeit mehr als einem Jahre begraben, und das „Corpus delicti“ fehlte. Es war zu berückſichtigen, wie es in der Sentenz der halliſchen Juriſtenfakultät wörtlich heißt, „daß die äußerliche Beſichtigung des Denati ganz obenhin ohne Zuziehung eines gelahrten und verpflichteten Doctoris medicinae, wie auch ohne Beyſeyn des eigentlichen derer Rechte Gelahrten iudicis und der erforderlichen Schöppen lediglich durch den Land Richter und Amts Chirurgen geſchehen, welcher letzterer, nach Ausweiſung der Akten die Sache ſchlecht eingeſehen, darauf ohne Section und nöthige Unterſuchung deſſen, was ſich interne bey dem Denato gefunden, die Leiche übereilter Weiſe begraben worden, dieſer Fehler ſich auch nicht erſetzen läßt, nachdem das Cadaver zur Zeit als die Inquiſitions Acta bey hieſiger Fakultät eingelaufen, ein ganzes Jahr in der Erde gelegen. Welches alles ſamt des bemeldeten Chirurgi Vorgeben, als wäre Defunctus mit der Epilepſie behaftet geweſen, und daran geſtorben, ob letzteres ſchon bey den in actis vorliegenden Umſtänden wenig Glauben verdienet, jedennoch die Sache nicht ohne allen Zweifel läßt, mithin ſothaner Mangel von völliger Gewißheit des corporis delicti der Todesſtraffe keinen Raum giebet, gleichwohl nach Beſchaffenheit des Verbrechens, der Anzeigen, des geſtändlichen Vorſatzes und der Verhältniſſe der Pflichten der Inquiſitin gegen ihren Ehegenoſſen eine ſcharffe, außerordentliche Strafe verhänget werden muß.“ Das Urteil lautete auf „ewiges Zuchthaus“. Ewig heißt hier natürlich ſoviel wie lebenslänglich. Die Freybergerin wurde wegen ihrer falſchen Ausſage vor dem Chirurgen, die ſie allerdings im Prozeß ſelbſt durch eine richtige erſetzt hatte, zu 14 Tagen Gefängnis verurteilt.

Mag es auch intereſſant ſein, daß die Rechtsfakultät trotz Geſtändnis und Zeugenbeweis die Tat nicht für genügend aufgeklärt hielt, um eine Todesſtrafe ausſprechen zu können, daß aber gleich-

wohl die Tat mit allen Einzelheiten für genügend erwiesen galt, um auf lebenslängliches Zuchthaus zu erkennen, so ist der Kernpunkt der Sache für mein Thema doch das Motiv dieser abscheulichen Tat. Aus Frömmigkeit hielt die Frau einen hinterlistigen, gemeinen Giftmord für eine gottgefällige Tat, weil ihr Mann nicht oft genug in die Kirche ging, und die „Freybergerin" billigte dies Verbrechen aus denselben Gründen.

Noch weit bedeutungsvoller und lehrreicher ist die zweite Geschichte, die ebenfalls in allen Details durch die gerichtliche Untersuchung festgestellt ist. In dieser Geschichte spielte die einst vielgenannte und wohl auch jetzt noch meist ganz falsch beurteilte Frau von Krüdener eine Rolle. Sie war Hofdame gewesen und hatte ein fast unglaublich ausschweifendes Leben geführt. Durch die Folgen dieser beispiellosen Liederlichkeit körperlich heruntergekommen, fühlte sie zu dem gewohnten Leben nicht mehr die rechte Kraft, vielleicht fehlte es ihr auch an Anhang, genug, die Krüdener änderte sich, wurde, wie dies viele in gleicher Lage getan haben und noch tun, religiös und stieg wie einst Maria von Ägypten zur „Heiligen" empor. Sie wurde das Haupt einer Sekte in der Schweiz und unternahm dort mit dem ehemaligen Vikar Ganz veritable Apostelfahrten.

Der Vikar Ganz, der in Basel Theologie studiert hatte und im Kanton Aargau angestellt gewesen war, ist eine höchst eigenartige Persönlichkeit. Er war bis zum Jahre 1816, als er die Krüdener kennen lernte, ein sehr geschätzter Kanzelredner. Die ehemalige Lebedame verdrehte ihm aber mit ihrer frommen Schwärmerei völlig den Kopf, und so wurde er ein Bußprediger, der so ausartete, daß seine Gemeinde und mehr noch seine Vorgesetzten an seinem Verstande ernstlich zweifelten. Das hinderte aber nicht, daß die Weiber bei seinen Predigten völlig in Ekstase gerieten und den Vikar viel mehr verehrten als den Gott, in dessen Diensten er predigte. Als der Vikar gar mit 30 exaltierten Weibern eine Wallfahrt zu der „Heiligen", Frau von Krüdener, unternommen hatte, wurde er aus dem Amte entlassen. Eine Schar sehr junger, in Trauergewänder gekleideter Mädchen machte sich auf den Weg und brach an der Stätte, an der der Entlassene bisher gewirkt hatte, in laute Klagen darüber aus, daß man so gottlos sei, ihnen den geliebten Seelsorger zu nehmen. Der

Vikar selbst wendete sich an seine Behörde, gelobte Besserung und bat, daß man ihn doch nur im Amte lassen sollte. Als dies alles nichts half, seine Besserung also nicht mehr notwendig war, trat Ganz offen in die Sekte der Krüdener ein und wurde deren rechte Hand. Der Krüdener legte man ihrer guten und hohen Verbindungen wegen nicht gern einen Stein in den Weg, obwohl ihre Predigten, die darin gipfelten, daß man entsagen müsse, vor allem der Fleischeslust und sogar dem sündigen Verkehr der Ehe, daß man innerlich die Kreuzigung über sich nehmen müsse, wenn man Christum in sich tragen wollte usw., im höchsten Grade geeignet waren, in den Köpfen der Hörer Unheil anzurichten.

Besonders verhängnisvoll wurde die „Heilige" dem Schuster Morf in OberIllnau und der Familie Peter in Kohlfirst, im Oberamt Rudolfingen, Kanton Zürich. Johannes Peter war der reichste Einwohner des Ortes; er war aber auch der frommste und eifrigste Sektierer der ganzen Gegend. Auch da bestand aber ein Mißverhältnis zwischen dem religiösen und dem rein menschlichen Peter. Der erstere war, wie gesagt, im höchsten Grade Fanatiker, der letztere stand im schlechtesten Rufe. Johannes Peter war nicht allein ein unbarmherziger Bedrücker seiner Leute und ein Mann, der noch niemals jemandem gefällig gewesen war, sondern auch ein häufig bestrafter Übeltäter. 1771 hatte er eine Strafe erhalten wegen Betrugs und Mißhandlung eines Juden, 1772 wegen Mißhandlung eines 74jährigen Mannes, 1800 wegen einer Schlägerei, und 1815 wurde er in Untersuchung gezogen, weil er gemeinschaftlich mit seinem Sohne dessen Ehefrau nach dem Leben getrachtet haben sollte. Man konnte ihm dabei aber nichts Positives beweisen. Jedenfalls stellt man sich einen Heiligen gewöhnlich anders vor als Herrn Johannes Peter. Der Sohn stand keineswegs in besserem Rufe. Seine Ehe wurde geschieden, und die Kirchenältesten des Pfarrorts Trüllikon warnten das Ehegericht, ihm eine Wiederverheiratung zu gestatten, da er ein diebischer Mensch sei, der mehrere Mädchen verführt habe und durch sein nächtliches Umherschweifen, durch Unzucht, Lügen und Betrügen überall Ärgernis errege, und falls ihm die Heirat gestattet würde, jedenfalls nach kurzer Zeit wieder die Scheidung verlangen werde. Auch dieser Prachtmensch war ein eifriger Sektierer. Die fünf Peterschen Töchter gehörten ebenfalls der Sekte an. Die älteste Barbara war fromm,

falſch und diebiſch. Sie beſtahl ihren Mann in frechſter Weiſe. Die zweite Tochter, Suſanna, war ſtill und arbeitſam, ſolange ſie der Sekte nicht angehörte; der vierten, Eliſabeth, konnte man nichts nachſagen, als daß ſie von allen Geſchwiſtern die dümmſte war. Von der dritten Tochter, Magdalena, entwarf der Pfarrer ebenfalls ein ſehr ungünſtiges Bild; aber es ſcheint wohl, als habe er dies bloß getan, weil auch dieſes Mädchen der Sekte angehörte, denn etwas Poſitives konnte er nicht vorbringen. Die jüngſte Tochter endlich, Margarethe, galt in der Familie als ein höheres Weſen; ſie ſpielte auch in der Sekte eine große Rolle und wurde faſt ebenſo für eine Heilige wie die Krüdener ſelbſt gehalten.

Morf galt allgemein als einer der ſittſamſten und beſten Menſchen ſeines Wohnorts, bis er mit der Sekte in Berührung kam und durch Ganz bekehrt und zum Sektierer gemacht wurde. Er war verheiratet und Vater zweier Kinder. Nachdem er aber der Sekte beigetreten war, hatte er keine eheliche Gemeinſchaft mehr mit ſeiner Frau. In einem Briefe des Ganz heißt es: „Chriſtus ſoll in Dir nicht neben Schweinen wohnen!“ Damit war mehr deutlich als zart ausgedrückt, daß ſündige Gelüſte, wie ſie in der Erfüllung der ehelichen Pflichten geſehen werden müßten, neben Chriſto keinen Platz hätten. Der Schuſter Morf beherzigte das und trug nach einem ehelichen Verkehr kein Verlangen mehr, wohl aber nach unehelichem, denn der war ihm nicht verboten; er beklagte ſich oft, wie qualvoll der Kampf zwiſchen ſeiner fleiſchlichen und ſeiner religiöſen Natur ſei.

Mit dieſem Menſchen kam Margarethe Peter in Verkehr; Ganz führte beide zuſammen, und Morf begeiſterte ſich ſofort für die Heilige, und erzählte, er habe weinen müſſen, als er ſie predigen hörte. Der Briefwechſel zwiſchen beiden war dann aber für zwei Heilige, in denen nur Chriſtus und kein ſündiger Gedanke wohnen ſollte, etwas eigentümlich. Wendungen wie „O, Du mein ewig geliebteſtes Herz, was ſoll ich thun mit Dir; Du mein Herz und mein Schatz“, nahmen ſich doch recht ſonderbar aus in den Briefen der edlen Margarethe an den verheirateten Schuſter Morf; wenigſtens ſchien dieſer Stil der Schuſtersfrau nicht gerade geeignet, die Entſagung auszudrücken und den Sinn nur auf religiöſe Dinge zu lenken; ſie verſtand es eben nicht beſſer.

Die „Heiligen“ waren natürlich über dieſe Profanierung ihres

Tafel LXX.

Märtyrertod der heiligen Fides.
(Abschneidung der Brüste. Holzschnitt aus dem 15. Jahrhundert.)

Mönch auf einer Nonne reitend, Karrikatur auf die Unzucht im Kloster.

Tafel LXXI.

Wasser- oder Hexenprobe.
Aus der Schweizerchronik 1484.

Versuchung des heilig. Antonius.

Empfindens aufs tiefſte entrüſtet, aber dennoch ſchenkte Margarethe — einem unehelichen Kinde, deſſen Vater Morf war, das Leben, noch dazu im Hauſe des Schuſters, und deſſen Frau beſaß Selbſtverleugnung genug, dieſes Kind für ihr eigenes auszugeben.

Wie es ſcheint, hat Margarethe ernſtlich die Abſicht gehabt, eine richtige Wunderkomödie und Heilandsfabel in Szene zu ſetzen, denn ſchon lange vor dem Geburtstag ihres Kindes, dem 10. Januar 1823, machte ſie Andeutungen, daß der Heiland auf die Welt zurückkehren und abermals von einer Jungfrau geboren werden ſollte. Sie würde alſo ſicherlich behauptet haben, daß ihr Kind dieſer zum zweiten Male geborene Heiland ſei, wenn nicht zufällig das Kind ein Mädchen geweſen wäre. Dadurch war natürlich jede Heilandsgeſchichte unmöglich geworden; aber die fromme Margarethe verſuchte trotzdem, die Mär von der jungfräulichen Geburt zu verbreiten und äußerte, Gott habe „das getan“. Inzwiſchen hatte aber ſchon Morf erklärt, daß er der Vater des Kindes ſei, und nun erſchien der jungen Mutter ihre Angabe ſelbſt allzukühn, als daß ſie ſie aufrecht erhalten konnte. Die Blamage ſcheint ihr aber den Reſt gegeben und ihren religiöſen Fanatismus in hellen Wahnſinn verwandelt zu haben.

Alles, was ſich aus dem Leben der „Heiligen“ hat feſtſtellen laſſen, deutet darauf hin, daß Morf weder der Einzige noch der Erſte geweſen iſt, mit dem ſie in ſündiger Luſt der Liebe Blüten gekoſtet hat. In ihren Predigten bezeichnete ſie ſtets die Beſiegung aller Sinnenluſt als das höchſte Glück, und ſie rühmte ſich, daß ihr dieſer Sieg glänzend gelungen ſei. Aber ſchon im Jahre 1821 hatte ein Arzt mit vollſter Beſtimmtheit Zeichen einer hochgradigen Schwangerſchaft wahrgenommen, und es wurde vermutet, daß ſie ſchon früher einem Kinde das Leben geſchenkt, das Kind aber entweder ermordet oder ſonſtwie den Blicken der Nachwelt entzogen habe. Ein ſtrikter Beweis ließ ſich jedoch nicht führen. Dagegen iſt feſtgeſtellt, daß Margarethe Peter bei ihren Miſſionsreiſen durchaus nicht ehrbar, ſondern im höchſten Grade liederlich gelebt hat, und daß auch ihre Beziehungen zu Ganz durchaus nicht harmloſer Natur waren.

Trotz alledem darf man aber nicht behaupten, daß die Heilige eine bloße Heuchlerin geweſen wäre. Dagegen würde ſchon ihr tragiſches Ende ſprechen, dagegen ſprechen aber auch zahlreiche andere Umſtände, die klar und deutlich zeigen, daß Margarethe ſich trotz aller ihrer

Fehltritte doch für völlig eins mit Christus hielt, daß sie wirklich glaubte, Christus, der in ihr wohne, leite und lenke alle ihre Schritte und empfinde auch das nicht als Sünde, was in so grellem Widerspruch zu ihren Predigten und den Zielen der Sekte stand. Gegen die Heuchelei spricht aber rein psychologisch vor allen Dingen die schon oft erwähnte enge Verwandtschaft zwischen religiösem und sexuellem Empfinden, für die gerade der Fall Margarethe Peter ein klassisches Schulbeispiel ist. Das trifft zum großen Teil auch auf den Schuster Morf zu, der sogar den Mut besaß, seine Vaterschaft offen zuzugeben, während Margarethe alle möglichen Versuche machte, ihr Tun vor den Augen ihrer Sektengemeinde zu beschönigen oder zu verbergen. Dabei hat sie bewußt gelogen; aber diese Lügen sind, juristisch ausgedrückt, doch eigentlich nichts als eine reparatio damni; sie wollte das Geschehene, also das Unabänderliche, so gut das eben möglich war, als ungeschehen oder wenigstens als ein harmloses Geschehen darstellen. Das ist eine Erscheinung, die bei Dingen des Sexuallebens durchaus natürlich und nach Lage der Sache sogar selbstverständlich ist. Je inniger die religiöse Schwärmerei war, desto intensiver wurde ihr sexueller Drang. Die weitere Entwicklung des Religionsdramas ist aus diesen Gesichtspunkten doppelt beachtenswert.

Eines Tages forderte Margarethe den Morf auf, seine Sonntagskleidung anzulegen, wie sie es bereits getan habe. Es sei ihr in einer Vision ein Engel erschienen und habe ihr gesagt, daß sie mit Morf in einigen Stunden auffahren solle gen Himmel. Beide gingen dann feierlich und salbungsvoll auf das Feld und erwarteten ihre Himmelfahrt. Strahlenden Auges erklärte plötzlich Margarethe, der Engel sei ihr soeben wieder erschienen und habe ihr gesagt, sie sollten nur ruhig nach Hause gehen, die Himmelfahrt sei auf einige Tage verschoben worden. Morf war von der Wahrheit dieser Mitteilung felsenfest überzeugt, und auch Margarethe scheint wirklich seit der Geburt ihres Kindes der Ansicht gewesen zu sein, daß damit ihre Zeit erfüllt wäre, und daß Christus, mit dem sie sich völlig eins fühlte, sie aus der sündigen Welt abrufen wolle. Natürlich konnte sie nur denselben Tod sterben, den Christus starb. Sie erklärte, daß die Welt zu sehr von Sünde erfüllt sei, daß also Christus durch seinen Tod sich für zu viele Sünden verbürgt habe, als daß es möglich sei, sie alle durch den alleinigen Tod Christi zu erlösen. Wer

also dem Heiland nachfolgen wolle, wer Christum wirklich in sich trage, der müsse also das Erlösungswerk fortsetzen und ebenfalls den Kreuzestod sterben. Sie selbst habe sich dazu entschlossen. So bedenklich diese Rede auch war, so fand sie doch begeisterten Beifall, und Margarethe hatte dadurch ihren Ruf als Heilige völlig hergestellt. Selbst ihre Schwester Elisabeth wollte ebenfalls den Kreuzestod sterben.

In der ersten Woche des März 1823 fing im Peterschen Hause der „Kampf gegen den Teufel" an. Die ganze Familie beteiligte sich, und außerdem waren noch verschiedene treue Anhänger zugegen. Die Bekämpfung des Teufels wurde in sehr sonderbarer Weise in Szene gesetzt. Da der Teufel auch in allen Menschen wohnt, prügelten die Teufelskämpfer zunächst gegenseitig auf einander los und mißhandelten sich schwer. Als sie die „engere Wohnung" des Satans gründlich gebläut hatten, griffen sie die weitere, nämlich das Petersche Haus, an. Mit Beilen und Hämmern schlugen sie alles kurz und klein, so daß keine Diele heil blieb und selbst die Giebelwand mit Höllengepolter einstürzte. Nun mußte die Behörde einschreiten. Das Haus wurde überwacht, der Zutritt niemandem mehr gestattet, und es sollte sich auch niemand mehr aus dem Hause entfernen, und an die im Hause Versammelten wurde die kategorische Aufforderung gerichtet, sich absolut ruhig zu verhalten, sonst würde Gewalt angewendet werden. Jedenfalls haben die Sektierer vor der Obrigkeit mehr Respekt gehabt als vor dem Teufel, gegen den sie so mutvoll gestritten; sie hielten wirklich Ruhe.

Nun kam aber der Freitag, der Leidenstag Christi, und diesen hielt Margarethe Peter für den Tag der Erlösung. Zuerst sollte Elisabeth sterben, und sie war damit auch einverstanden, da Margarethe bestimmt versprach, sie selbst werde am dritten Tage auferstehen und dann auch ihre Schwester von den Toten auferwecken. Das glaubte die Sekte wie ein Evangelium, und deshalb beeilten sich alle, der armen Elisabeth in grauenvoller Weise den Schädel einzuschlagen. Ohne Klage ließ dieses Opfer des religiösen Wahns die Marter über sich ergehen und verschied mit dem Seufzer: „Ich sterbe für Christus!"

Als ihre Schwester den letzten Atemzug getan, schlug Margarethe sich selbst mit einer eisernen Stange den Kopf blutig; dann

verlangte ſie, genau wie Chriſtus an den Händen und Füßen aufs Holz genagelt zu werden, und als dieſer Befehl unbeachtet blieb, rief die Raſende: „Will denn Niemand etwas für Chriſtus tun?“ Das half; — Margarethe wurde gekreuzigt. Doch das genügte ihr noch lange nicht; ſie verlangte, daß man ihr noch das Zeichen des Kreuzes in die Stirn ſchneiden und ihr Meſſer in den Kopf und ins Herz ſtoßen ſolle. Das wollte aber niemand tun, und erſt als Margarethe den Zagenden mit allen Strafen der Hölle drohte, als ſie immer und immer wieder verſicherte, ſie werde am dritten Tage auferſtehen, ergriff die Sektiererin Urſula, ein Meſſer und führte einen Stich nach dem Kopfe der Margarethe. Da ſich aber die Klinge bog, drang ſie nicht in den Schädelknochen ein. Furchtbare Schmerzen muß dieſe Mißhandlung der Margarethe bereitet haben; ſie äußerte aber nicht die leiſeſte Klage, ſondern rief in religiöſer Verzückung aus, es ſei ihr himmliſch wohl, und ihre Seele jubele. Nun ſolle man ihr den Kopf einſchlagen, damit ſie ſterben und am dritten Tage auferſtehen könne. Urſula wollte aber das gute Werk nicht allein vollbringen, und deshalb half ihr Morf bei der ſcheußlichen Mordtat. Margarethe wurde erſchlagen.

Die Sekte war von der verſprochenen Auferſtehung ſo feſt überzeugt, daß das Ableben gar nicht erſt der Behörde gemeldet wurde. Wozu, ſagten ſich die Gläubigen, erſt etwas anmelden, das nach drei Tagen ſchon nicht mehr wahr iſt? Aber die drei Tage verſtrichen, und die Auferſtehung erfolgte nicht. Auch das erſchütterte den Glauben der Sekte noch nicht; man glaubte, daß die Auferſtehung bloß deshalb nicht habe erfolgen können, da man vergeſſen hatte, den Körper vom Kreuze abzunehmen. Urſula begab ſich alſo an den Ort der Greuel und löſte die Nägel. Als aber auch dann die Auferſtehung nicht erfolgte, meldete der Vater den Tod ſeiner Töchter dem Pfarrer in Trüllikon, der natürlich ſofort dem Oberamtmann dies mitteilte. Die frommen Mörder wurden verhaftet, und Urſula ſowohl wie Morf gaben ſich freiwillig als Täter an und meinten, ſie ſeien fröhlich, um Chriſti willen Schmach zu dulden, und wollten gern alles über ſich ergehen laſſen, was die törichte und ungläubige Welt über ſie verhängen werde. Wenn auch die Auferſtehung noch nicht erfolgt ſei, ſo werde ſie dies nicht anfechten, denn ſie wüßten es ja, daß ſie doch noch erfolgen müſſe, und wenn Chriſtus auch vielleicht

nicht wirklich die Gestalt der Margarethe angenommen habe, wenn er also auch nicht mit ihr völlig identisch sei, so habe doch sein Geist in ihr gewirkt. Ursula wurde in ihrem Vertrauen noch nicht wankend, als Morf vor Gericht zugab, daß er mit der Heiligen Ehebruch getrieben und ein Kind gezeugt habe; ja, sie erklärte dieses Geständnis für eine grobe Lüge, da nach ihrer innersten Überzeugung Margarethe rein sei und niemals fleischlich geboren haben könne. Als ihr aber klipp und klar bewiesen wurde, daß ihre innere Überzeugung falsch war, ging mit Ursula eine seltsame Wandlung vor, ihre Verehrung verwandelte sich in Haß und Abscheu, und sie erklärte, daß Margarethes Reden eitel Lug und Trug gewesen seien, daß die vermeintliche Heilige durch ihren Schwindel geradezu ihre, der Ursula, Mörderin geworden wäre.

Ebenso erschütternd wirkte die Entlarvung der Heiligen auf die übrigen Mitglieder der Sekte. Selbst Morf, für den es doch keine Entlarvung gab, oder doch höchstens die, daß er nicht der einzige Geliebte der Heiligen, sondern nur einer von vielen gewesen war, wurde gewaltig ernüchtert und verwandelte sich aus dem Fanatiker in den soliden und alltäglich denkenden Schuster, der er früher gewesen, zurück.

Der Fall erregte natürlich überall das größte Aufsehen, und auch auf Frau von Krüdener, die doch eigentlich den hauptsächlichsten Anlaß zu diesem religiösen Wahnsinn gegeben hatte, lenkte sich das Interesse. Diese „Heilige" hatte aber rechtzeitig den Schweizer Boden, der ihr zu heiß geworden, verlassen und ihre segensreiche Wirksamkeit an anderen Orten fortgesetzt. Das religiöse Interesse des Falles wurde übrigens durch das juristische stark verdrängt. Die Schwestern Peter waren auf ihren ausdrücklichen Wunsch getötet worden, und es wurde in der Gelehrtenwelt darüber gestritten, ob es den Täter straffrei machen könne, daß er nur den Wunsch des Verschiedenen erfüllt habe. Ferner entstand die Frage, ob überhaupt ein Mord vorliegen könne, wenn Jemand die Gewißheit gehabt habe, daß nach drei Tagen die Auferstehung erfolgen werde, ob nicht dieser Umstand die Absicht einer Tötung ausschließe, Tötung hier natürlich nur als dauernde Vernichtung des Lebens gedacht, und ob nicht vielmehr die Tat als eine Mitwirkung zur Vollendung eines Wunders ange-

ſehen werden müſſe. Alles Fragen, die heute keine mehr ſind, damals aber die Gemüter erhitzten.

Erwähnenswert iſt eine weitere religiöſe Verirrung, die ebenfalls ſehr oft zu Verbrechen verleitete. Als die ſchwerſte Sünde, für die es auch im Himmel keine Verzeihung gäbe, wurde der Selbſtmord angeſehen, der nach dem alten Rechte ſogar durch die öffentliche „Hinrichtung" des Leichnams geahndet wurde. Für jedes andere Verbrechen, auch für das ſchwerſte, ſollte der Täter, der Reue empfand und durch die Gnadenmittel der Kirche frei wurde, im Himmel Gnade finden. Dieſe Lehre hatte zur Folge, daß „fromme" Chriſten, die des Lebens überdrüſſig waren, ſchwere Verbrechen begingen, damit ſie durch die Tätigkeit des Scharfrichters der Notwendigkeit überhoben würden, ſich ſelbſt das Lebenslicht zu löſchen. Sie ließen ſich vor der Hinrichtung das Abendmahl ſpenden und Abſolution erteilen, und ſelbſt der Geiſtliche pflegte nach der Hinrichtung der reuigen Sünder auszurufen: „Wer ſo ſtirbt, der ſtirbt wohl!"

Auch hier waren es vor allen Dingen die Weiber, die aus religiöſem Wahn ſchwere Verbrecherinnen wurden, damit ſie ihre Seele nicht mit untilgbarer Sünde zu belaſten brauchten. Als Grund des Selbſtmords wurde meiſt die Geburt unehelicher Kinder angegeben. Die Geſetzgebung gelangte deshalb dahin, das Los unehelicher Mütter zu beſſern, und bei der Reformation des Preußiſchen Landrechts wurde der Wahn, Verbrechen aus religiöſen Gründen zu begehen, ſehr ausführlich diskutiert.

Der Marienkult.

Das pſychologiſch intereſſanteſte Problem der chriſtlichen Dogmatik iſt unzweifelhaft der Marienkult. Ich will ihn keineswegs die wichtigſte Frage der chriſtlichen Religion nennen, denn das iſt oder ſollte doch die nach der Lehre Chriſti ſein. Der Marienkult iſt aber ein Problem, und er iſt durchaus nicht immer Inhalt des chriſtlichen Glaubens geweſen; es läßt ſich im Gegenteil die Religion viel reiner und ſachlicher ohne dieſen Kult vorſtellen; aber in der Dogmatik kann es kaum etwas Intereſſanteres geben.

Wer war Maria? Sie ist die Mutter Christi; aber das gilt für das Dogma nicht als eine ausreichende Erklärung. Man hat sich nicht darauf beschränkt, Maria als die Mutter des Heilands zu verehren, sondern es ist ein ganzer, lückenloser Mythos um ihre Person gesponnen. Das ist schließlich naheliegend, denn es konnte für den Glauben, daß Christus nicht Mensch sondern Gott sei, nicht einleuchtend sein, daß er von einem ganz alltäglichen Weibe geboren sein sollte wie jeder andere Mensch auch, mindestens schien diese Annahme etwas Herabwürdigendes und Verletzendes zu haben. Vor allen Dingen suchte man das Wunder, daß ein Gott von einem irdischen Weibe geboren sei, durch ein zweites Wunder plausibler zu machen. Die Mutter des Heilands blieb Jungfrau, das weltbefreiende Ereignis sollte vom Sexuellen losgelöst werden, wurde aber gerade dadurch in eine Dunstwolke physiologischer Fragen gehüllt, so daß diese Sexualdogmatik eigentlich erst recht etwas Positives, ja eigentlich der Punkt wurde, um den sich alles drehte.

Wenn man den Heiligenkult richtig betrachtet, so stellt er sich geradezu als ein Ersatz für die altheidnischen niederen Götter dar, für die Ressortgötter, an die man sich wendete, wenn man Wünsche auf dem Herzen hatte, mit denen man den obersten Gott nicht behelligen wollte, weil der sich, nach dem heidnischen Dogma, unmöglich um alle die Kleinigkeiten kümmern konnte, die das Menschenleben und das Erdenschicksal des einzelnen Sterblichen bilden, und für deren Regelung die verschiedenen Ressortgötter da waren. Ebenso betete die Christenheit zu den Heiligen, die — auch das ist eine Idee des Heidentums — für ganz bestimmte und engbegrenzte Gebiete „zuständig" waren. Sie betete man an um ihre Fürsprache, und die oberste aller Heiligen war die Jungfrau Maria, die groß und mächtig genug schien, auch aus eigener Machtvollkommenheit die Bitten der Menschen zu erfüllen. Sie tat Wunder, heilte schwere Leiden, für die es bei der menschlichen Heilkunst keine Hilfe gab. Schon die Bilder der mütterlichen Jungfrau sollten die Heilkraft und die Gnadenkraft besitzen. Ja, viele Gnadenorte, an denen die Maria besonders begnadeten Personen sichtbar erschienen sein sollte, an denen sie sogar das Wort an Einzelne gerichtet habe, brachten Heilung für die Gläubigen, die dorthin wallfahrteten, die Lahmen konnten gehen, die Blinden sehen. Noch jetzt kommen solche Berichte

über die Erscheinung der Maria vor, und die Orte, an denen sie gesehen worden und irgend ein Wunder verrichtet haben soll, blühen und gedeihen heute noch, obwohl doch wahrlich nicht der Ort die Wunderkraft bergen kann, die selbst von der Maria nach der jeweiligen Legende immer nur auf die eine begnadete Person beschränkt war.

Ebenso seltsam mutet es an, daß Bildnissen der Maria Heilkraft zugeschrieben wurde, obwohl doch diese Bilder nichts sind als Werke von Menschenhand. Es läßt sich schließlich in allen den Krankheitsfällen, die einer suggestiven Behandlung zugänglich sind, verstehen, daß die überschwenglichen Berichte von der unausbleiblichen Heilwirkung der Bilder einen autosuggestiven Erfolg haben konnten und noch haben. Das erklärt aber nicht, wie man dazu gelangte, den Ruhm des Heils ursprünglich zu ersinnen und auch Heilungen zu behaupten, die durch eine suggestive Einwirkung nicht entstehen können. Das berühmteste und kostbarste Marienbild ist das von Czenstochau in Polen, das ein Riesenvermögen an Edelsteinen als Schmuck trug und dadurch die Mönche, oder doch wenigstens einen von ihnen, zu den frechsten Diebstählen verleitete, gegen die schon die Wundermacht des Bildes versagte. Das alles ist aber nicht so wunderbar, wenn man bedenkt, wie der Marienkult entstanden ist, wie er ausartete.

Als man noch ziemlich einwandfreie historische Quellen für die Marienforschung benutzen konnte, wie dies noch Erodius tat, suchte man eine Geschichte der Maria zu schreiben, die nichts so überaus Wunderbares enthält. Mit 15 Jahren schon soll sie Mutter geworden sein, eine Angabe, die für die damaligen orientalischen Verhältnisse durchaus nichts Ungewöhnliches enthielt. Auch der Gatte der Begnadeten, Joseph, wird erwähnt und gesagt, daß Maria noch 11 Jahre nach dem Tode Jesu mit ihm gelebt habe. Sie sei im Alter von 95 Jahren gestorben. Demnach müßte sie aber noch 80 Jahre nach Christi Geburt und etwa 50 Jahre nach seinem Tode gelebt haben. Das wäre an sich durchaus glaubhaft. Noch etwa 400 Jahre unserer Zeitrechnung dachte man durchaus nüchtern über die Gottesmutter; ja, man sprach ganz allgemein davon, daß sie ihre Fehler gehabt habe, wie jeder Sterbliche. Dann trat aber eine starke Wendung ein, und die Marienverehrung artete in eine wahre

Siedehitze aus. Es wurde sogar als religiöse Pflicht des Gläubigen bezeichnet, mehr als Gott die jungfräuliche Mutter Gottes anzubeten.

Es tauchte die Lehre auf, daß Maria nicht allein ohne irdische Empfängnis den Heiland geboren habe, sondern daß sie selbst ebenfalls in solch mirakulöser Weise zur Welt gekommen sei. Sie, die bestimmt war, einem Gott das Leben zu schenken, sei kein irdisches Weib gewesen, sondern ebenfalls durch unbefleckte Empfängnis als Tochter Jonathans geboren, in Wirklichkeit aber ein Werk des heiligen Geistes gewesen, das in Rücksicht auf diese Wundergeburt schon als Kind dem Dienste des Tempels geweiht wurde. Joseph habe sich ihr als ganz alter Mann vermählt, nicht etwa um eine Gattin heimzuführen, sondern als ihr Gatte dafür sorgen zu dürfen, daß ihr die Jungfräulichkeit erhalten bliebe, denn Joseph sei zur Zeit seiner Heirat bereits seines Alters wegen impotent gewesen. Vergleicht man damit die Angabe des Erodius, daß Maria noch nach dem Tode Jesu 11 Jahre mit Joseph gelebt habe, dann müßte dieser an Altersschwäche leidende Mann doch noch mindestens 41 Jahre nach seiner Heirat gelebt haben. Der Angabe aber, daß Maria schon als Kind dem Tempeldienst geweiht gewesen sei, widerspricht die evangelische Erzählung, nach der der 11jährige Jesus im Tempel von seinen Eltern gefunden wurde, wobei Maria absolut unvertraut mit dem Tempelwesen war.

Mirakel über Mirakel! Maria soll nach älterer Angabe in Ephesus eines durchaus natürlichen Todes gestorben sein. Dort wurde noch im 5. Jahrhundert der Kirchenversammlung das Grab Marias gezeigt. Spätere Lesart verlegte den Tod der Maria nach Jerusalem, und auch dort zeigte man ihre Grabstätte. Auch an eine Himmelfahrt der Maria glaubte man. Das Grab sei, als drei Tage nach dem Tode dort alle Apostel sich versammelten, leer gewesen, weil der Körper gen Himmel gefahren war. Andere Berichte sprachen sogar von einer himmlischen Musik, die volle drei Tage über dem Grabe erklungen sei.

Das tritt aber alles weit, unendlich weit zurück gegen die sexuelle Frage, die mit einer für heutige Anschauungen geradezu widerlichen Breite behandelt wurde. Detailliert wurde die physische

Jungfräulichkeit erwähnt und bewiesen, daß sogar das „sigillum virginitatis“ völlig unversehrt geblieben sei. Wie man eine physiologisch fast handgreiflich beschriebene Sexualeigentümlichkeit als Heiligenverehrung bezeichnen konnte, ist nahezu unerfindlich. Man ging aber teilweise in diesem Wahn noch weiter und behauptete sogar, daß Gott Vater die Maria minnete. Damit war man dann natürlich auf den Standpunkt des griechischen Heidentums angelangt, das auch dem Vater Zeus ganz irdische Liebschaften nachsagte, und man empfand es ebensowenig, daß diese Lehre eine grobe Gotteslästerung darstellte. Viel schlimmer als das Heidentum war das Christentum entgleist, denn die christliche Auffassung von Gott soll doch wahrlich eine wesentlich andere sein, als die, die sich das Heidentum von seinen Göttern machte.

War man aber soweit gegangen, der Maria eine Liebschaft mit Gott im rein irdischen Sinne nachzusagen, dann kann man sich gewiß nicht wundern, daß die Marienanbetung im 12. Jahrhundert in einen völlig ritterlichen Minnedienst ausartete. Das war nichts Heiliges, nichts Himmlisches mehr, sondern eine durchaus irdisch empfundene Minne. Die Männer waren einfach in die Himmelskönigin verliebt und richteten Bitten voll fieberglühender Begehrlichkeit an sie. Auch das nannte man Religion und religiöses Empfinden, obwohl es nichts mehr war als ein rein sinnliches Begehren, das man sich selbst in überschwenglich „frommen“ Bildern auszudrücken, nicht schämte. Ja, diese Art Kult stand sogar so hoch in Ehren, daß man Gott und Christum fast darüber vergaß und die Frage nach der physischen Jungfräulichkeit der Mutter Maria für die wichtigste Glaubensfrage, oder vielmehr für keine Frage hielt. Man glaubte und berauschte sich bei dieser Vorstellung.

Die Annahme heiliger Geburten ohne natürliche Begattung haben wir bereits bei den alten Ägyptern gefunden. Der heilige Stier war ohne männliche Begattung, lediglich durch einen Strahl des Mondes empfangen und von der jungfräulichen Kuh zur Welt geboren. Er war gerade durch diese übernatürliche Empfängnis heilig, und der Skarabäus galt als heilig, weil man glaubte, daß er ohne sexuellen Akt gezeugt würde. Der Gedanke hat etwas bestrickend Einfaches: Was auf ungewöhnliche Weise zur Welt kommt, muß selbst etwas

Ungewöhnliches sein. Dreht man diesen Satz um, dann lautet er: Wer etwas ganz Ungewöhnliches ist, etwas außerhalb der Weltordnung Liegendes, der wird auch nicht auf die gewohnte und alltägliche Weise auf die Welt kommen, denn sonst wäre er eben nur einer von allen oder, wie Nietzsche es ausdrückt, ein Herdenmensch. Der Gedanke an sich ist also fast naheliegend. Aber in Ägypten hat man sich mit diesem Gedanken sehr vernünftiger Weise begnügt und den heiligen Stier verehrt. Daß auf seine Mutter auch nur ein Schein der Heiligkeit gefallen wäre, davon kann gar nicht die Rede sein. Das rein Weibliche schied bei der Verehrung aus; es war lediglich Instrument des göttlichen Willens, wie die Meereswelle, aus deren Schaum nach der Mythologie Venus geboren wurde, nur eine ganz gewöhnliche Meereswelle und kein Heiligtum war. Niemals hätte das Altertum daran gedacht, eine Verehrung auf das Instrument zu übertragen, dessen sich die göttliche Schöpferkraft bediente.

Wie anders im Christentum! Da trat das Weib nicht zurück, sondern in den Vordergrund. Der Gott, den es geboren, rückte an die zweite Stelle oder wurde ganz vergessen. Man sage nicht, daß dies für das Christentum zum Vorzug gereiche, weil es nur zeige, daß hier das Weib höher bewertet worden sei, denn weder kann es ein Vorzug sein, ein irdisches Weib über Gott, den Erlöser, zu stellen, noch ist die Bewertung der Frau durch solchen Wust von Sinnlichkeit überhaupt möglich. Nicht die Mutter des Herrn, sondern das Weib, das weibliche Prinzip, wurde durch die Extravaganzen verherrlicht.

Dadurch ist die Geschichte des christlichen Heiligenkults und Marienkults fast zu einer Geschichte des menschlichen Wahns ausgewachsen, und wenn es wirklich eines ganz besonderen Nachweises dafür bedurft hätte, daß religiöse Schwärmerei und sexuelle Ekstase auf einem Aste friedlich nebeneinander gedeihen oder sogar in ein einziges Empfinden zusammenlaufen können, hier wäre dieser Beweis erbracht. Daß er für die größere Sittlichkeit solch christlichen Denkens sprechen könnte, wird man gewiß nicht behaupten dürfen, und der einzige Trost ist, daß dieser Wahn mit dem eigentlichen und wirklichen Christentum nichts zu schaffen hat.

Das Weib in der Seelenwanderung.

Nicht über die Seelenwanderung will ich ſprechen, noch den tiefen religiöſen Gedanken, der ihr zu Grunde liegt, kritiſch betrachten, ſondern nur prüfen, wie ſich das Weib zu dieſer Anſchauung ſtellte, und vice versa, wie ſich die Seelenwanderungstheorie zum Weibe ſtellte. Die Idee iſt in aller Kürze folgende: Die Seele ſtirbt nicht mit dem Leibe, ſondern verläßt ihn in der Todesſekunde und kehrt in das All zurück, bis ſie in einem neuen Menſchen den Läuterungsprozeß wieder durchläuft; ſie wird reïnkarniert, und der neue Menſch hat alſo, da ſein Körper nur die äußere, vergängliche Hülle der Seele iſt, ſchon eine Vorexiſtenz oder gar mehrere gehabt, oder wenn man es anders und richtiger ausdrücken will, ſein Leben iſt nur eine neue Erſcheinungsform, aber der Menſch weiß und kennt ſeine Vorexiſtenz nicht. Uralt iſt die Lehre von der Seelenwanderung; aber auch moderne Dichter haben ſie behandelt und natürlich auch erwogen, was es für einen Zweck haben könne, die Seele zu weiterer Läuterung auf die Erdenwelt zurückzuverweiſen, wenn ſie doch nichts von ihrem früheren Daſein mehr wiſſe.

Leſſing hat darauf eine gute Antwort gegeben und geſagt: „Was ich auch jetzt vergeſſen muß, habe ich denn das auf ewig vergeſſen?“ Er ſagt damit, daß die Seele verſchiedene Phaſen der Prüfung und Läuterung durchzumachen hat, ehe ſie für die Ewigkeit reif wird. Das ſind mit weltlichen Worten die verſchiedenen Examina, die durchzumachen ſind, ehe das Reifezeugnis erteilt werden kann.

Leſſing mag zuerſt genannt ſein, weil er, wenn ich ſo ſagen darf, philoſophiſch dieſe Glaubensfrage erörtert hat. Es gibt aber andere deutſche Poeten, die nicht minder die Seelenwanderungslehre als richtig zugegeben und dabei noch ein weiteres Moment, nämlich das Weib, in dieſe Frage hineinverwickelt haben. Bürger, der in ſeinem Erdenleben dem Ewigweiblichen eine große Rolle eingeräumt hat, da er die beiden erſten Gemahlinnen, nicht formell aber tatſächlich, zugleich geheiratet hatte, die eine legitim, die andere bei Lebzeiten der legitimen Gattin nur in freier Liebe, nach dem Tode der rechtmäßigen Gattin aber ebenfalls legitim, war der Anſicht, daß die Liebe noch über das Grab hinaus die Seelen feſſele, ſo daß die abgeſchiedene Seele des Mannes der Geliebten nach dem Tode erſcheine

und ſie mit ſich nehme. Erſchütternd iſt dieſer Gedanke in der Lenore verewigt. Es iſt hier der ſinnliche Gedanke, der Bürgers Denken und Empfinden ſtark beherrſchte, in wunderbarer Weiſe in das Beiſpiel der fortlebenden und auf Erden wandelnden Seele gelegt worden. Der Tod löſcht die Liebe nicht aus, die die Seele bei Lebzeiten beherrſcht; es iſt aber keine einer Seele entſprechende, alſo rein geiſtige Liebe, ſondern ſie iſt und bleibt auf den körperlichen Beſitz der Geliebten gerichtet. Der Tote kehrt zurück, er kehrt als Körper zurück und holt die Braut, die ſein Kommen ſchon ahnt, denn ums Morgenrot fährt ſie empor aus ihren Träumen. Sie ruft allerdings den Geliebten, von dem ſie keine Kunde erhalten hat, und von dem ſie nicht weiß, ob er untreu oder tot iſt, im Geiſte zu ſich, und dieſem Rufe folgt die Seele, die ſie aufs flinke Roß zu ſich hebt und mit ihr flieht, daß die Steine Funken ſtieben.

Dieſelbe Liebesſehnſucht Verſtorbener, die zur Geliebten zurückkehren, findet ſich grauſig geſchildert in Oſſip Schubins Vollmondzauber. Der ertrunkene Seemann hat die einſtige Braut, die ihm jedoch treulos wurde und einem Grafen als Frau in deſſen hehres Schloß am Meere folgte, nicht vergeſſen. Er ſteht vom Meeresgrunde auf und nimmt unter einem furchtbaren Unwetter ſeinen Weg ins Schloß. Triefend erſcheint er dort, und die Ungetreue kann ſich ihm nicht entziehen. Hier iſt das ſinnliche Moment in Schärfe betont, denn aus der Umarmung des Toten empfängt die Gräfin eine Tochter, die halb Leiche, halb lebender Menſch iſt; ſie hat von der Mutter und vom Vater deren Aggregatzuſtand geerbt, und es haftet ihr nicht allein die Vorliebe für Gräber, ſondern auch ein ſtarker Leichengeruch an, der allem verbleibt, was ſie berührt hat. Ihre Mutter iſt durch den ſchauerlichen Verkehr mit der triefenden Leiche des Ertrunkenen irrſinnig geworden. Die wandelnde Leiche als Tochter erlebt Abenteuer, die für ihre Anbeter entſetzlich ſind. Es iſt hier ebenfalls der ſexuelle Gedanke ſtark betont, wenn auch nicht ſo wie bei der Mutter und ihrem ertrunkenen Liebhaber. Daß dieſe Wiederkehr der Leiche ſogar die Geburt einer Tochter zur Folge hat, das iſt ein Gedanke, abſurd und doch von impoſanter Größe und Kühnheit, wohl die höchſte Konſequenz der Idee vom Fortleben der Seele und ihrer Fähigkeit, ſich zu materialiſieren, und zwar ſo weit zu materialiſieren, daß ſie alle körperlichen Funk-

tionen genau so verrichten kann wie vordem der lebende Körper, dem sie eingehaucht war. In Ibsens Gespenstern oder der Frau vom Meere ist diese Idee ebenfalls dargestellt; ich möchte sagen nicht so plastisch und in anderen Farben gehalten; aber auch da ist das sexuelle Moment außerordentlich scharf betont. Man kann nicht sagen, daß gerade das Fortdauern des geschlechtlichen Triebes nach dem Tode — im Vollmondzauber ist dieser Trieb das einzige Motiv zur Rückkehr, selbst wenn man schon annehmen wollte, es sei dies die Rache für den Treuebruch — eine besondere Bestätigung der Lehre von der Seelenwanderung sei, aber diese Dichtungen beweisen doch, daß die aus dem Körper gewichene Seele wandelnd und materialisierbar gedacht ist, und bei Ibsen erinnert die Vererbungstheorie in starken Zügen an die Seelenwanderung.

Als einer der größten Geisterseher darf man wohl den Dichter Andreas Justinus Kerner nennen, der sicherlich nicht zu den unwissenden und ohne wissenschaftliche Grundlage fantastischen Hirngespinsten folgenden Schwärmern gerechnet werden darf. Kerner hat mit Uhland und Schwab die „neue schwäbische Dichterschule" gegründet, er war beamteter Arzt in Wildbad und später Oberamtsarzt in Weinsberg. Das sind doch sicherlich Stellungen und Tatsachen, die eklatant beweisen, daß Kerner nicht als ein alberner Fantast angesehen wurde und angesehen werden darf. Gleichwohl hat er nicht nur eine Ansicht über das Fortleben der Geister gehabt, die ihm jeder Spiritist neiden kann, sondern er hat auch dieser Ansicht in einer ganzen Reihe seiner Werke Ausdruck gegeben.

Wie es ein Weiterleben der Seele nach dem Tode gab, und wie die Geister der Verstorbenen auch noch auf die Erde zurückkehren sollten, um selbst mit lebenden Weibern noch zu buhlen, so glaubte man auch, daß die Seele noch Lebender wohl auf einige Zeit den Körper verlassen und sich an einem anderen Orte materialisieren könne, um mit Weibern geschlechtlich zu verkehren. Wer diese phantastische Idee ersonnen hat, ist schwer zu sagen, wahrscheinlich ist ein Weib die Erfinderin dieses Glaubens gewesen, und das aus guten Gründen. Es war ja für das Weib, das die Freuden der Liebe genossen hatte und dabei geschwängert worden war, äußerst einfach und bequem, zu behaupten, daß dies ohne eigenes Verschulden geschehen sei. Die Geister waren schuld oder die Seele eines fern wohnenden

Liebhabers, meiſt des Gatten, denn dieſem oder ſeiner Seele durfte ein ſolches Anſinnen nicht abgeſchlagen werden. An dieſe Seelenwanderung aber glaubten die Welt, die Wiſſenſchaft und das Gericht, und das iſt eigentlich bei der Sache das Intereſſanteſte. Noch im Jahre 1637 fiel das Parlament zu Grenoble auf eine ſolche Sache hinein.

Eine brave Ehefrau war zu Kriegszeiten, wie dies ja keineswegs ſelten vorkam, auf lange Zeit von ihrem Ehemanne getrennt geweſen. Der Mann war nach Deutſchland gezogen und blieb vier Jahre fort. Nun geſchah es, daß die Gattin daheim nach dieſen 4 Jahren eines Knäbleins genaß. Das war fatal, denn aus ſolchen Ereigniſſen pflegt die böſe Welt zu folgern, daß es mit der ehelichen Treue der Frau wohl nicht beſonders weit hergeweſen ſein könne, und da der Ehebruch ſogar mit der Todesſtrafe geſühnt zu werden pflegte, wäre es der jungen Mutter wohl übel genug ergangen, wenn ihre Geiſtesgegenwart nicht ebenſo hervorragend geweſen wäre wie ihr Liebesbedürfnis. Sie beſann ſich alſo gar nicht lange, als man ſie ernſtlich ins Gebet nahm, ſondern gab die Geburt, die ſie auch ohnehin nicht leugnen konnte, einfach zu, erklärte ſie aber für eine völlig legitime, die abſolut nicht gegen ſie ausgebeutet werden dürfe. Zunächſt machte die hohe und wohlweiſe Obrigkeit ob dieſer Frechheit ein verdutztes Geſicht, denn daß vier Jahre nach der Entfernung des geſtrengen Eheherrn deſſen Verkehr noch ſolche Folgen haben könne, davon wollte man nichts wiſſen, nein, ſo dumm war man denn doch nicht, daß man einer Frau ſo etwas hätte glauben ſollen. Die Frau hatte das aber auch gar nicht behauptet, ſondern erklärte, daß ihr Mann ihr mit großer Liebe zugetan ſei, die ſie in gleicher Weiſe erwidere. Während nun der Körper des Mannes in fernen Landen weile, ſei ſeine Seele oft bei ihr, und in der Nacht fühle ſie es deutlich, wie die Seele des Mannes ſich zu ihr lege und mit ihr die ehelichen Werke treibe, genau ſo, als ſei der Mann gar nicht fortgegangen. Die Seele könne das ſicher, ſie verlaſſe den Körper, erfreue ſich bei ihr und mit ihr der Liebe und fliege dann die weite Strecke ſchnell zurück, ſo daß ſie rechtzeitig im Körper wieder eintreffe, ſo daß kein Unbeteiligter es bemerke, wenn die Seele den Körper verlaſſe, es ſei das nichts anders, als wenn der Mann ſchlafe. Es wurde dieſer Vorgang genau erforſcht, d. h. das Parlament ließ

ſich die Einzelheiten dieſes ſeeliſchen Sexualverkehrs genau beſchreiben, ebenſo die Empfindungen, die die Frau bei demſelben gehabt haben wollte, ſchildern, und da die Mutter aus dem reichen Born ihrer Erfahrungen ſchöpfte und wirklich eine Beſchreibung geben konnte, die von den Herren des Parlaments, die doch auf dieſem Gebiete ebenfalls nicht unerfahren waren, als abſolut richtig und normal anerkannt wurde, ſchenkte man der jungen Mutter vollen Glauben, d. h. man nahm ohne weiteres an, daß der in der Ferne weilende Gatte von Zeit zu Zeit ſeine Seele auf Wanderſchaft ſende, und daß dieſe wandernde Seele die Fähigkeit habe, ſich zu materialiſieren, den ehelichen Akt zu verrichten und wirkliche Kinder von Fleiſch und Blut zu zeugen. Sintemalen es nun „vor ganz gewiß“ erachtet wurde, daß die Frau von der Seele ihres ſeit vier Jahren abweſenden Mannes geſchwängert worden ſei, blieb nur noch übrig, zu prüfen, ob denn nun die Seele des Mannes dieſen ſo abſolut vertreten könne, daß ein von der Seele des Mannes mit der Ehefrau gezeugtes Kind wirklich als ein eheliches angeſehen werden könne. Auch dieſe Frage bejahte das Parlament, und ſo wurde denn das Kind in der Tat von Rechts wegen — denn das Parlament war der höchſte Gerichtshof — für ein eheliches erklärt, und die Seelenwanderung vor dem Tode als erwieſenes Faktum anerkannt. Die kluge Frau und ihr Buhle, der die Rolle der inkarnierten oder materialiſierten Ehemannsſeele mit großem Erfolg geſpielt hatte, mögen ſich nicht wenig ins Fäuſtchen gelacht haben. Sicherlich hat dieſe Seelentheorie bei allen Ehefrauen, die ſich gern während der Abweſenheit des Mannes tröſten ließen, großen Anklang gefunden, denn das Weib hat es ſtets verſtanden, die Leichtgläubigkeit anderer auszunutzen und für Fehltritte eine harmloſe Erklärung zu finden, die deſto leichter geglaubt wurde, je abſurder ſie lautete.

Daß es die Seele des abweſenden Ehemannes geweſen ſei, die Kinder mit ihnen gezeugt habe, das hat man den Weibern noch bis zum Ende des 18. Jahrhunderts geglaubt, und da dies ſogar durch gerichtliche Urteile, wie der Fall von Grenoble beweiſt, als völlig wahr beſtätigt wurde, haben ſich auch die Ehemänner mit dieſer Sache abfinden müſſen, ſelbſt wenn ſie der Anſicht waren, daß ihre Seelen abſolut nicht zeugungsfähig wären.

Tafel LXXII.

Die Folter.
Holzschnitt von Hans Burgkmair 1472—1531.

Hexenverbrennung.
Holzschnitt im germanischen Museum zu Nürnberg.

Tafel LXXIII.

Hexensabbat in der Walpurgisnacht auf dem Blocksberg (Deutscher Kupferstich nach Herz aus dem 17. Jahrh.).

Eine Hexe beschwört die teuflichen Mächte (Kupferstich).

Die Weiber aber aller Länder haben sich hinter den Glauben an eine Seelenwanderung verschanzt, wenn sie Liebeshändel trieben, die ihre Ehre vernichtet haben würden, wenn man der Wahrheit auf die Spur gekommen und auf den Gedanken verfallen wäre, daß es nicht Seelen Verstorbener oder lebender Männer waren, die der Liebe Früchte gepflückt hatten, sondern ganz natürliche Sterbliche. Wie tief der Aberglaube an diese Art Seelenwanderung eingewurzelt war, davon geben viele Beispiele ein beredtes Zeugnis. In dem Dorfe Orzoja in Bosnien war ein Mädchen gestorben, ohne daß man die Todesursache recht zu erkennen vermochte. Sofort hieß es, das Mädchen sei gestorben, weil es mit den Geistern Verstorbener Hurerei getrieben habe. Ich bin nicht darüber unterrichtet, wie diese Ansicht entstanden ist. Vielleicht hat das Mädchen wirklich einen Lebenswandel geführt, der nicht einwandsfrei war; aber die Geister dürften bei dieser Affäre wohl nur ein sehr untergeordnete Rolle gespielt haben, denn die Weiber lieben im Punkte der Liebe in der Regel weniger das Geistige, sondern weit mehr das Körperliche.

In Island hat die Seelenwanderungslehre den Weibern ebenfalls leichte Gelegenheit geboten, ihre Liebesabenteuer zu verschleiern. Für den Geschlechtsverkehr mit Geistern gab es weder eine Strafe, noch tat er der Ehre der Weiber Abbruch. In Island war ein Mädchen geschwängert worden. Es gab an, daß es durch Geister Verstorbener zum Beischlaf gezwungen worden sei, dadurch habe es das Kind zur Welt gebracht. Das wurde geglaubt, und man war so fest von der Wahrheit dieser Lüge überzeugt, daß man den unehelichen Knaben von Anfang an mit scheelen Blicken ansah. Dieser Widerwillen steigerte sich immer mehr, und schließlich wurde der Geisterknabe für alles Ungemach verantwortlich gemacht, von dem der Ort betroffen wurde, so daß man sich keinen anderen Rat wußte, als daß man ihn erstechen ließ, damit man sich von seiner Gegenwart befreien konnte. Ich weiß allerdings nicht, ob dann alles Unglück dem abergläubischen Orte ferngeblieben ist. Wohl aber steht fest, daß dem Beispiel der Mutter viel andere Mütter, die wegen eines Vaters ihrer Kinder in Verlegenheit waren, folgten. Die Dichter haben aus dem Aberglauben ebenfalls Kapital geschlagen.

Daß es wirklich ein Aberglaube war, beweisen auch fremdländische Bräuche und uralte Überlieferung; ich denke dabei an

die sogenannten Totenhochzeiten. So sagt ein Bericht des Arabers Ibu Fadhlan, der 921 Gesandter des Kalifen Muktadir bei den Wolga Bulgaren war, daß diese auch der Leiche eines Verstorbenen noch ein Weib anzutrauen pflegten, und daß sich auch Mädchen fänden, die freiwillig mit dem Toten das Hochzeitsbett teilten. Es war ein russischer Häuptling gestorben, dessen Leiche verbrannt werden sollte. Da der Verstorbene aber unverheiratet war und deshalb im Jenseits ebenfalls auf die Freuden der Liebe verzichten mußte, was nach den Begriffen der Bulgaren ein unerträgliches Schicksal gewesen wäre, wollte man ihm noch schnell eine junge, schöne Gattin antrauen. Es fand sich auch ein Mädchen, mit dem alle Hochzeitsgebräuche vorgenommen wurden, selbst das Beilager durfte nicht fehlen, und damit die junge Frau nach dieser Richtung hin nicht zu kurz kommen sollte, was ja immerhin bei dem toten Gatten das Wahrscheinlichste gewesen wäre, erboten sich sieben Männer, den toten Gatten zu vertreten. Die Vertretung wurde angenommen, und die junge „Gattin" durchkostete wirklich mit allen sieben die höchsten Wonnen der Liebe. Es hieß, daß dies das Lockmittel gewesen sei, durch welches das Mädchen bewogen worden sei, sich zu dieser seltsamen Heirat herzugeben. Jedenfalls war aber dieser kurze Rausch teuer erkauft, denn die Gattin mußte dem toten Gatten in die ewigen Gefilde folgen, sich also mit ihm verbrennen lassen. Der Scheiterhaufen wurde das wirkliche Ehebett, und dementsprechend wurden die Gatten auch gruppiert.

In Slawonien soll ein ähnlicher Brauch, allerdings ohne die Verbrennung, bis in unsere Zeit hinein bestanden haben. War ein Jüngling gestorben, von dem man glaubte, daß er noch niemals mit einem Weibe geschlechtlichen Verkehr gehabt habe, so wollte man ihn nicht in der Ewigkeit an der vergeblichen Sehnsucht nach den Liebesfreuden schmachten lassen, denn das mußte er nach dem Glauben der Leute, wenn er ohne Gattin blieb. Es wurde deshalb dem Toten ein Mädchen angetraut, gleichviel wer sich dazu meldete. Diese Gattin trug dann wirklich den Hochzeitskranz eine Weile, und sie müßte kein richtiges Weib gewesen sein, wenn sie nun nicht hätte auf den Geschlechtsgenuß mit dem Geiste des Gatten warten oder, falls dieser ausblieb, sich heimlich mit Sterblichen schadlos halten wollen. Vielleicht resultieren die Erzählungen von

dem ehelichen Verkehr der Weiber mit den Geistern Verstorbener auch aus diesem Brauch der Totenhochzeit.

In China scheint die Sitte, Verstorbene zu verheiraten, am intensivsten geübt worden zu sein. Starb eine Braut, so wurde doch die Hochzeit noch vollzogen, ebenso wenn der Bräutigam starb. Ja, man ging sogar soweit, die Geister der Kinder zu verheiraten. War ein Knabe gestorben, so erkundigten sich dessen Eltern beim Heiratsvermittler nach einer passenden Partie, d. h. nach einem gleichalterigen Mädchen, das zu der Zeit gestorben war, und die beiderseitigen Eltern der gestorbenen Kinder einigten sich dahin, daß zwischen den Toten die Ehe geschlossen werden sollte.

Viel interessanter noch als die Totenhochzeiten, bei denen die lebende Frau des toten Mannes nicht selten von einer ganzen Reihe von Männern sexuell befriedigt wurde, ist die Sage von dem nach dem Tode wiederkehrenden Weibe, das dann Gattin blieb und stets dem Manne noch mehrere Kinder schenkte. So heißt es in einer Geschichte, die uns Koremannus als ein unbestreitbares Faktum berichtet: „In Bayern soll ein Mann aus vornehmen Geschlecht bei dem Tode seiner Gemahlin einen so tiefen Schmerz empfunden haben, und so allem Troste unzugänglich gewesen sein, daß er in der Einsamkeit sein Leben hinbrachte. Endlich, da er mit Trauern nicht aufhörte, sei seine Gattin von den Toten wieder auferstanden, sei bei ihm erschienen und habe gesagt: Obgleich ich meinen Lebenslauf schon einmal beendet habe, bin ich durch deinen Jammer wieder in das Leben zurückgerufen und habe von Gott den Befehl erhalten, daß ich deine Gemeinschaft noch länger genießen soll, jedoch mit der Bedingung und Bestimmung, daß unser durch den Tod gelöster Ehebund von neuem durch feierliche Einsegnung durch den Priester geschlossen werde, und daß du von deiner üblen Gewohnheit, zu fluchen, abläßt; denn deswegen bin ich dir entrissen, und ich muß zum zweiten Male aus dem Leben scheiden, wenn du wieder solche Worte sagst.“ Nachdem dies geschehen war, besorgte sie ihm die Wirtschaft wie früher, gebar auch noch einige Kinder, erschien aber immer traurig und bleich. Nach vielen Jahren war der Mann mit seinem Mundtrunke unzufrieden und fluchte auf die Magd. Da verschwand sie aus dem Zimmer, jedoch blieben ihre

Kleider wie ein Gespenst an der Stelle stehen, wo die Mahlzeit aufgestellt worden war."

So weit die nicht gerade stilistisch meisterhaft geschriebene Meldung. Die starke Tendenz gegen das Fluchen läßt unschwer die dogmatische Ausschmückung der Sage erkennen. Es wird übrigens von vornehmen Adelsgeschlechtern gar manche derartige Sage berichtet, und stets ist es das Weib, das nach dem Tode wiederkommt und die Ehe fortsetzt, stets auch noch einige Kinder zur Welt bringt. Nach Uhland ist eine Erklärung dieser Sagen leicht zu finden. Sie sollen mit der reinkarnierten Seele nichts zu tun haben, sondern weiter nichts bedeuten, als daß der Mann seine unebenbürtige Frau in den Adelsstand erhoben und sie zu einer wirklichen rechtmäßigen Frau gemacht habe. In der Sage wird das allerdings nicht zugegeben.

Um lückenlos das Weib in der religiösen Sage zu behandeln, will ich noch die folgende Erzählung des Rogerus wiedergeben: „Ein Krieger auf der Insel Deysa liebte ein Mädchen, ohne daß er jedoch von demselben erhört wurde. Sie stirbt, und der Soldat verschafft sich Zutritt zu der Leiche und vollführt mit der Toten, was ihm die Lebende nicht gewährt hatte. Nach vollzogenem Beischlaf spricht eine Stimme aus dem Leichnam zu dem Leichenschänder, angeblich die des Satans: „Siehe du hast mit mir einen Sohn gezeuget; ich werde ihn dir bringen." Und nach neun Monaten brachte sie den dem Vater und sprach zu ihm: „Siehe, das ist dein Sohn, schneide ihm den Kopf ab und bewahre denselben, wenn du deine Feinde besiegen willst." Er tat das, und der Kopf wirkte wie eine Art Gorgonenhaupt. Später heiratete der Soldat; seine Frau fand eines Tages den Kopf und warf ihn in den Golf von Satalia, und nun war es mit seinen Siegen vorbei."

Diese Erzählung ist an sich sicherlich abenteuerlich genug; sie ist aber doch nicht etwa vereinzelt, sondern bildet ebenfalls einen ständigen Typ. Das Weib ist in allen denkbaren Stadien der Geburtstätigkeit Gegenstand religiöser und abergläubischer Fabeln. Das Weib ist immer die Trägerin des sexuellen Gedankens; deshalb ist es in den Gespenstergeschichten so sonderbar an den sinnlichen Gedanken gefesselt. Es kommt auch als Gespenst zurück, wenn es im Wochenbett gestorben ist und nimmt sich des armen mutter-

loſen Kindes an, falls das Kind nicht durch dieſe geſpenſtiſche Fürſorge ſelbſt aus dem Erdenleben entführt wird. Es iſt die Seele des Weibes, die wiederkehrt, wenn die irdiſche Liebe ſie ruft oder wenn ihre eigene Liebesſehnſucht, die auch den irdiſchen Tod überdauert, ſie an das Erdenleben feſſelt.

Auch die Schwängerung von weiblichen Leichen iſt oft berichtet. Es war früher keineswegs ſo ſelten, daß mit den Leichen ſchöner Weiber der ſexuelle Akt vollzogen wurde. Sogar Karl der Große ſoll mit der einbalſamierten Leiche einer ſeiner Geliebten die ſchrecklichſte Unzucht getrieben haben. Es iſt nicht gerade verwunderlich, daß man bei der großen Neigung, überſinnliche und übernatürliche Dinge zu glauben, auch daran glaubte, daß dieſer abſcheuliche Verkehr Folgen haben müſſe, und daß die Leiche nach 9 Monaten auferſtehen und ſelbſt das Kind dem Vater überbringen müſſe. So gibt es zahlloſe Sagen, die ſich wohl in das Gebiet der Seelenwanderung einreihen laſſen, die aber alle zeigen, wie die ſiedendheiße Phantaſie den Begriff Weib zu verarbeiten pflegte. Bemerkenswert iſt, daß gerade die größten Geiſter überzeugte Anhänger der Theorie von der Seelenwanderung wurden, ſobald das Weib intenſiver in ihr eigenes Seelenleben eingriff.

Selbſt Goethe hat die Seelenwanderung nicht von der Hand gewieſen oder ihr einfach geringſchätzig lächelnd gegenübergeſtanden. Beſonders was er über Frau von Stein geſchrieben hat, iſt reine Seelenwanderungstheorie, die umſo intereſſanter iſt, als Goethe die Idee anregt, daß die leidenſchaftliche Liebe, das Hinneigen zweier Perſonen verſchiedenen Geſchlechts zueinander, gerade durch die Seelenwanderung erklärt werden könne. Er ſchreibt wörtlich an Wieland: „Ich kann mir die Bedeutſamkeit und Macht, die dieſe Frau über mich hat, anders nicht erklären als durch die Seelenwanderung. Ja, wir waren einſt Mann und Weib.“ An einer anderen Stelle, und zwar nicht in einer Zeitperiode, in der er gerade vielleicht etwas über Seelenwanderung geleſen hatte, ſondern volle 5 Jahre ſpäter, ſagt er: „Wie gut iſt's, daß der Menſch ſterbe, nur um die Eindrücke auszulöſchen und gebadet wiederzukommen.“ Da iſt alſo die Notwendigkeit, daß zwiſchen den verſchiedenen Exiſtenzen die Erinnerung ausgelöſcht werden müſſe — wer dächte da nicht an den Lethetrank der Alten? — daß die Seele gereinigt und gebadet,

entlaſtet von dem Schmutz der Eindrücke wiederkehre, ſehr ſchön und deutlich zum Ausdruck gebracht. Nun verſteht man erſt ganz die trefflich-ſchauerliche Ballade „Die Braut von Korinth.“ Die holdſelige Leiche ſteigt da aus dem Grabe, um ein trauliches Schäferſtündchen mit dem Bräutigam zu verleben. Der gleiche Gedanke iſt hier ebenfalls ſehr ſcharf zum Ausdruck gebracht; er lag dem Lebenskünſtler Goethe ja auch ziemlich nahe. Daß auch andere deutſche und ausländiſche Dichter des Gedankens der Seelenwanderung hin und wieder Erwähnung tun und ſie als ein Faktum anſehen, das iſt bekannt; ich will an Herder, Wilbrandt, an Ibſen und ſelbſt an den großen Philoſophen Schopenhauer erinnern.

Das Weib im Zeichen des Halbmondes.

Der große Prophet des Islam, deſſen Begründer und — ich möchte faſt ſagen — Erfinder, iſt unzweifelhaft eine der intereſſanteſten Erſcheinungen auf religiöſem Gebiet. Früh verwaiſt, hat er die erſten Jahre ſeiner Jugend ſich durch niedrige Dienſte als Viehhüter uſw. ſeinen Lebensunterhalt erwerben müſſen. Er wurde dann Kaufmann und ſtieg raſch empor, beſonders als ſeine ihn an Jahren erheblich überragende Prinzipalin ſich in ihn verliebte und ihn trotz Widerſpruchs ihrer Angehörigen heiratete. Er wurde dann wohlhabend und verſtand es, das irdiſche Gut durch kaufmänniſche Geſchicklichkeit zu mehren und zu häufen. Es iſt in dieſem Lebenslauf ſo garnichts, was an den Gründer einer ſo gewaltigen Religionsgeſellſchaft erinnern könnte. Und doch hat Mohammed gerade in der Zeit ſeines Wohlſtandes den religiöſen Fanatismus herangebildet. Wie es ſcheint, iſt er von wirklich idealen Ideen beherrſcht geweſen, denen er mit ſolchem Eifer nachhing, daß er ſich oft auf Tage in die Felſenhöhlen in der Gegend von Mekka zurückzog, um dort in ſtiller Zurückgezogenheit über die Fragen der Religion nachzudenken. Was er dabei zu Tage förderte, war für ſeine Freunde und Bekannten allerdings weniger erfreulich und erhebend. Er drohte der ſündigen Welt mit den ſchwerſten Strafen des Himmels und erreichte damit zunächſt nichts, als daß man ihn für einen verrückten Schwärmer hielt, über den man ſich weidlich luſtig machte.

Ähnlich wie Jesus fand er bei den Armen und Verfolgten zuerst Anhänger; das waren die Leute, die durch ihn weniger die Strafen des Himmels als die Freuden der ewigen Seligkeit in Aussicht gestellt erhielten. Aber endlich fand Mohammed auch einflußreiche Freunde, die ihn überredeten, Mekka zu verlassen und nach Medina überzusiedeln, da das heidnische Arabertum, das in Mekka einen besonderen Wallfahrtsort hatte, gerade dort am wenigsten geneigt schien, den neuen Propheten zu ehren, der den einigen und einzigen Gott, Allah, lehrte und alles heftig angriff, was sich seiner neuen Lehre nicht fügte.

Nun ist allerdings Mohammed nicht der einzige gewesen, der mit dem alten Götzendienst brechen wollte. Seine Vorgänger waren die Hanife, die schon längst einen einzigen Gott annahmen und wohl nicht weniger durch die israelitische Religion beeinflußt waren als Mohammed selbst, der ebenfalls die Grundzüge seiner Lehre vom Judentum und zum Teil auch vom Christentum entlehnt hat. Erst nach seiner Flucht nach Medina, an die sich manche Legende knüpft, hat Mohammed im Jahre 622 n. Chr. seine Religion organisiert, und daß er dies mit dem Scharfblick eines großen Feldherrn getan hat, das wird ihm wohl auch nicht der eifrigste Gegner abzusprechen vermögen. Gerade diese Organisation ist aber die größte Tat Mohammeds gewesen, ganz abgesehen davon, daß er behauptete, seine Lehre sei überhaupt nicht sein Werk sondern lediglich göttliche Inspiration, die er also nur niedergeschrieben, nicht aber selbst erdacht habe. Von Moses erzählt die Bibel, daß er ebenfalls nur der Mittler Gottes gewesen sei, eine Angabe, die bekanntlich nicht auf Moses und Mohammed beschränkt geblieben ist. Jedenfalls ist aber der Koran dasjenige Buch, das den Anspruch erheben darf, das unübersichtlichste aller Bücher zu sein.

Vor allem hielt Mohammed auf eine eiserne Disziplin. Alles im Kult ist nach minutiösen Vorschriften geordnet und geregelt, gleichviel ob es sich um Gebet, Waschungen oder alle die anderen Dinge handelt, die dem Muselmann religiöses Gesetz sind. Selbst die Wohltätigkeit ist nicht in das Belieben des Einzelnen gestellt, sondern genau vorgeschrieben. Das Schlimmste ist die absolute Praedestinationslehre, nach der es Vorbestimmung ist, ob ein Mensch die ewige Seligkeit erlangt, oder ob er verworfen wird; auf seinen

Willen kommt dabei gar nichts an und allein das Fatum bestimmt. Der Mensch ist, wie er ist, und wie er ist, so muß er verbraucht werden. Daß dabei jedes Streben aufhört, daß auf den Willen zum Guten oder Bösen diese Lehre wie ein Narkotikum wirken muß, versteht sich von selbst. Der Drill, der nur den Buchstaben des Gesetzes gelten läßt und auch nicht um eines Haares Breite eine Änderung oder andere Auslegung gestattet, ist dem Koran oder, wie es wohl richtiger heißen müßte, dem Islam wiederholt von christlichen Theologen vor allen Dingen zum Vorwurf gemacht worden.

Das Wesentlichste ist aber die Stellung des Weibes im Islam, wenigstens ist dies der am meisten fühlbare Erfolg dieser Lehre. Wir haben die verschiedensten Religionen des Altertums kennen gelernt und viele darunter gefunden, die dem Weibe eine außerordentlich niedrige Rolle zuerteilen; ja, die Religionen in ihrer weiteren Entwicklung machten das Weib aus Rücksichten des Kults oder unter dem Vorwande des Kults zur Prostituierten. Ich sage ausdrücklich die Entwicklung der Religionen, obwohl es richtiger wäre, von einem Verfall zu sprechen oder von einer Entartung.

Keine Religion hat indes dem Weibe eine unwürdigere Stellung angewiesen als die des großen Propheten. Das ergab sich aus zwei Gründen: erstens war Mohammed ein Mensch von unbezähmbarer, unersättlicher und schamloser Leidenschaft, und zweitens war er ein ausgezeichneter Organisator und trefflicher Diplomat. Der erste Grund bedarf keiner besonderen Besprechung, und der zweite ergibt sich eigentlich auch schon aus dem Gesagten.

Mohammed wußte genau, daß nicht er allein so leidenschaftlich veranlagt war, sondern, daß die sinnliche Unersättlichkeit eine Charaktereigenschaft des Orientalen ist. Es wäre also verfehlt gewesen, dem Manne fleischliche Enthaltsamkeit zur religiösen Pflicht zu machen, denn mit diesem Grundsatze würde es nicht möglich gewesen sein, bei Leuten von fulminanter Sinnlichkeit Anhänger zu werben. Es würde wohl selbst bei den als kühl und leidenschaftslos verschrieenen Abendländern möglich sein, für eine Religionssekte, die sexuelle Freiheit bis über die Grenzen der gesunden Vernunft hinaus auf ihr Programm setzte, schon wegen dieses einen Satzes einen großen Anhang zu gewinnen. Wie mußte so etwas erst auf den heißblütigen Orientalen wirken!

Der große Prophet wurde auch für die Anhänger einer schrankenlose Liebe zum großen Propheten, und das rechnete man ihm sehr hoch an. In diesem Punkte hat wirklich auch niemand daran gedacht, an den 114 Suren des Korans einen Buchstaben zu ändern, mag die Sure 6 oder 500 Verse zählen, denn in diesen Grenzen differiert der Umfang der einzelnen Suren. Mohammed hat die Polygamie ganz besonders als zulässig, ja eigentlich als wünschenswert seinen Anhängern vorgeschlagen und jedem 4 Frauen gestattet, es ihm aber außerdem noch anheimgestellt, sich soviel Konkubinen zu halten, wie er Lust hatte, resp. wie es ihm seine Verhältnisse gestatteten, denn Frauen kosteteten auch früher viel Geld, gleichviel ob es rite angetraute Gattinnen oder bloße Konkubinen waren, die den Harem bewohnten.

Man muß gerecht sein; Mohammed hat die Polygamie nicht erfunden, und er hat auch seinen Anhängern damit eigentlich nichts Neues beschеert, denn die Vielweiberei war im Orient durchaus bekannt, und wir haben gesehen, daß sie selbst bei den Israeliten, die doch sicherlich die reinste und vollkommenste Religion des Altertums besaßen, keineswegs ungebräuchlich war. Mohammed hat aber durch den hermetischen Abschluß der Frauen von der übrigen Welt, durch die Vorschrift der Verschleierung und durch eine ganze Reihe anderer Vorschriften dem Weibe eine Ausnahmestellung geschaffen, wie sie eben nur ein von unverwüstlichem Egoismus geplagter Lüstling ersinnen konnte. Die sexuelle Begehrlichkeit beherrschte den Propheten durch und durch und tritt in ihrer ganzen unsympathischen Banalität zu Tage. Mohammed beschränkte sich nicht darauf, die Polygamie als angemessenste Form der Ehe zu bezeichnen, jede beliebige Anzahl von Konkubinen freizugeben, seine Anhänger also blindlings auf das Weib zu hetzen, und die Weiber in die unwürdigste Rolle zu zwingen, die dem Weibe überhaupt zugemutet werden kann, wenn man nicht aus formellen Gründen die Prostitution für einen noch unwürdigeren Zustand erklären will — es läßt sich aber über die Berechtigung einer solchen Annahme streiten —; Mohammed hat auch die üppigste Sexualität direkt in seine Religionslehre eingefügt. Sein Paradies, das den Männern als Lohn für ihre Vortrefflichkeit nach dem irdischen Tode winkt, vorausgesetzt, daß das Schicksal sie hierzu praedestiniert hat, ist fast ein Bordell.

Jungfrauen mit großen, ſchwarzen Augen harren dort des Lüſtlings und bleiben ſtets Jungfrauen, wenn ſie auch der ſinnlichen Luſt gedient haben. Die lieblichen Huris, die für die Männer des Paradieſes zur Verfügung ſtehen, bleiben immer jung und immer reizvoll. Die üppigſte Sinnlichkeit durchweht dieſe Paradieſesträume und läßt die ſinnlichen Freuden des Erdenlebens weiter genießen, ohne daß jemals, wie dies doch auf Erden vorkommt, Überſättigung und Erſchlaffung eintritt. Nein, das Paradies kennt keine Abnahme der Luſt, ſondern in ſtets erneutem Glanze erquickt das nie ermüdende Genießen die Getreuen.

Das alles kennzeichnet ſo recht die Stellung des Weibes im Islam. Verachtet und rechtlos, ein Spielball der niedrigſten Lüſte des Mannes, ſollte das Weib im Kerker, der ſich Harem nennt, leben, ſtets gewärtig des Beſuches ihres geſtrengen Gebieters. So iſt das Los des Weibes im Erdenleben, und ſo bleibt es im Paradies, das ſeine Freuden nur für den Mann bietet? Daß das Weib der himmliſchen Freuden teilhaftig werden könnte, daran hat der große Prophet nicht gedacht, denn es genügte ihm, daß dort der Mann ſeine unerſättlichen Begierden befriedigen durfte, ſo oft und ſo wechſelvoll er wollte.

Dieſe Lehre mußte natürlich viele Anhänger gewinnen. Es ſoll damit freilich nicht geſagt ſein, daß der Koran nicht auch ſonſt Dinge enthielte, die als Perlen einer edlen Weltanſchauung gelten könnten und wohl geeignet geweſen wären, der Lehre Anhänger zu erwerben; aber zweifellos hat doch die ſchrankenloſe Sexualität, die Mohammed aus eigener Leidenſchaft und aus kluger Rückſicht auf die Leidenſchaft der anderen als Programm wählte, ſehr weſentlich dazu beigetragen, ihm Anhänger zu ſchaffen und zu erhalten. Kein Religionsbegründer hat ſo exceſſiv den ſinnlichen Freuden in ſeiner Lehre Raum gegeben wie gerade Mohammed.

Das Weib in der japaniſchen Religion.

Mehr noch als in Indien und China hat das Weib in Japan eine wechſelvolle Rolle geſpielt. Viel weniger als die Religion des japaniſchen Altertums hat die des neueren Intereſſe, und ich behandle

deshalb Japan nicht im Anschluß an Indien und China, sondern im II. Teile dieses Buches. Die Entwicklung ist an sich ziemlich in derselben Weise vor sich gegangen, wenn auch in Japan das Weib in neuester Zeit zweifellos eine viel gewaltigere Verbesserung seiner Lage zu verzeichnen hat. Niemals ist die soziale Bewertung der Frauen von der Rolle, die das Weib im religiösen Kult spielt, zu trennen, und auch in Japan gibt die Geschichte der Religion ein getreues Bild der sozialen Frauenstellung. Es ist geradezu abscheulich, wie in Japan die Frau aus ihrer geachteten Stellung unter dem Einflusse der religiösen Kulte mehr und mehr zur Rolle der Sklavin und besonders zu der einer Lustdirne herabgewürdigt worden ist.

In Japan wurde die Göttin der Liebe und der Geburten, Kojasi Kwannon, hoch verehrt. Sie wird bildlich dargestellt, wie die christliche Kunst die Heiligen darstellt, nämlich mit einem Heiligenschein um das Haupt. Aber in Japan ist man nicht prüde, und so ist auch die Kojasi Kwannon in einem Kostüm gemalt, das wir nicht ganz salonfähig finden würden. Das Oberkleid ist herabgefallen und läßt die Brust frei, die linke Hand hält dieses Oberkleid fest und hebt es etwas empor; aber das sieht so aus, als habe der Künstler dadurch erst recht auf den Defekt in der Kleidung aufmerksam machen wollen. Die Göttin Kojasi Kwannon steht heute noch in gutem Rufe und bestem Ansehen. Das alte Japan hat aber noch mehrere Gottheiten gehabt, die von den Frauen in Liebesangelegenheiten angerufen wurden; an erster Stelle darf die Göttin Toyo-tama-bime genannt werden, der die Geburtshütten unterstanden. Es ist gerade in Japan der religiöse Glaube außerordentlich eng an die Frau geknüpft, und alle Vorgänge des Liebeslebens stehen mit der religiösen Auffassung im engsten Connex; ebenso ist der Aberglaube selten ohne enge Beziehung auf das Liebesleben, das in Japan außerordentlich entwickelt ist; soll doch bis in unsere Zeit der Phallusdienst dort noch ziemlich weit verbreitet gewesen sein.

Das trostloseste Zeichen dieses stark entwickelten Liebeslebens ist wohl die Prostitution, zu der die Mädchen aus religiösen Gründen verpflichtet waren. Man darf aber trotz dieser Religionsgründe die Prostitution selbst nicht als eine religiöse bezeichnen; es ist viel-

mehr nur der Gehorsam gegen die Eltern religiöse Verpflichtung, und diese zwingt häufig die Mädchen zu dem abscheulichsten Lasterleben. Crasselt schreibt hierüber: „Die Tochter empfindet es als selbstverständlich, daß sie sich für ihre Eltern opfert, wenn diese in mißliche Vermögensverhältnisse geraten. Es ist dies ein Ausfluß der (religiösen) Gehorsamspflicht gegen ihre Eltern, wie er trauriger nicht gedacht werden kann. Sie wird, und zwar mit Wissen und Willen der Eltern, Prostituierte. Hierbei wechselt sie ihren Namen, wenn sie in ein Bordell geht, und behält diesen Namen, solange sie sich zu diesem Berufe dem Bordellbesitzer gegenüber verpflichtet hat. Je nach der Anzahl der Jahre, für die sie sich verpflichtet, erhält sie eine bestimmte Summe, meistens für 4—5 Jahre 200 Yen, rund 400 Mk., und diese Summe fließt dann, noch durch beträchtliche Vermittlerspesen gekürzt, in die Hände ihrer Eltern. Nach dem Verlassen des Bordells nimmt sie dann ihren ursprünglichen Namen wieder an, und gilt nun nicht etwa als entehrt; im Gegenteil, sie hat sich durch ihren Heroismus als gehorsame Tochter die Achtung ihrer Mitmenschen erworben. Um das Wort Heroismus voll und ganz zu würdigen, ist es unumgänglich notwendig, die Verhältnisse zu beleuchten, denen ein japanisches Mädchen in einem Bordell ausgesetzt ist. So alt wie die Geschichte, auch die ältere sagenhafte Geschichte Japans, ist, so alt ist auch das Wesen der dortigen Prostitution. Das Mädchen oder auch die Ehefrau verkaufte sich auf eine bestimmte Anzahl Jahre in ein Bordell und mußte diese Zeit über dort bleiben. Anfang der 70er Jahre erging ein Befehl, durch den dies verboten und die Freigabe aller Prostituierten angeordnet wurde. Viele erlangten zwar dadurch ihre Freiheit, aber die Regierung hatte mit der Verschlagenheit der Bordellbesitzer und mit der Bureaukratie der Polizei nicht gerechnet. Denn die Bordellbesitzer änderten den Namen Bordell in Kaschijachiki, d. h. einen Raum, der zu vermieten ist, und mieteten nunmehr ihre lebende Ware anstatt sie zu kaufen. Dadurch hatten sie dieselbe Macht wie früher. Wenn das Mädchen das Geld beim Eintritt empfing, mußte es das schriftliche Versprechen geben, solange sein Gewerbe als öffentliche Dirne in dem Hause des Bordellbesitzers auszuüben, bis das dem Mädchen in Form eines Darlehens gegebene Mietgeld zurückgezahlt war. Hatte sich das Mädchen aber

dazu verpflichtet, so konnte es aus dem Bordell nicht mehr herauskommen; denn wenn es einige Jahre in Diensten des Bordellbesitzers gestanden und beim Eintritt in deren Mietshaus 200 Yen, also etwa 400 Mk. geliehen erhalten hatte, so fand es nach Ablauf einiger Jahre, daß sich diese Summe, anstatt sich entsprechend zu ermäßigen, fast verdoppelt hatte. Ohne Bezahlung der Summe entließ der Bordellbesitzer das Mädchen aber nicht, wenn dieses auch einen Antrag auf Entlassung bei der Polizei gestellt hatte. Das Polizeireglement schrieb vor, daß hierzu die schriftliche Einverständniserklärung des Bordellbesitzers notwendig sei, widrigenfalls das Mädchen sein Gewerbe nicht aufgeben, noch das öffentliche Haus verlassen dürfe. Infolgedessen war es gezwungen, dortzubleiben. Zuweilen tauschte solch ein Sklavenhalter seine lebende Ware mit der eines anderen Bordellbesitzers in anderen Städten oder mit den Besitzern der sogenannten Teehäuser aus. Und so wanderte dann die unglückliche Ware von einer Hand in die andere, ohne Aussicht, diesem Leben ein Ende machen zu können, und alles dieses aus Gehorsam gegen die Eltern. Man muß das glänzende Elend in dem berühmten Bordellviertel Yoshiwara in der Hauptstadt Tokio gesehen haben. Dieses Yoshiwara ist ein besonderes Stadtviertel für sich mit besonderem Eingangstor und birgt in seinen Häusern Tausende solcher unglücklichen Geschöpfe. Abends ist alles elektrisch beleuchtet. Hinter den hölzernen Gitterstäben jeden Bordells sitzen beim Scheine elektrischer Glühlampen 10—50 Mädchen in altjapanischen prächtigen Kostümen, das Liedchen auf den Lippen, und bieten den Vorübergehenden und Vorüberfahrenden den Willkommengruß. Es ist dies ein Schauspiel von seltener Pracht; ähnliches wie dieses Yoshiwara gibt es auf der ganzen Welt nicht. Und doch ist es eine Tragödie, wenn man bedenkt, aus welchen Motiven die Mädchen meist zu der traurigen Rolle gelangt sind, die sie lächelnd spielen; ihr Inneres sehnt sich bei den meisten nach Freiheit oder nach dem Elternhause, aber äußerlich ist ihnen nichts anzumerken, stets freundlich und stets lächelnd liegen sie ihrer traurigen Pflicht ob."

Es ist bezeichnend, daß aus rein religiösen Motiven die Mädchen sich zu einem solchen Leben, das gewiß alles andere eher ist als eine religiöse Übung, hergeben. Der Gehorsam gegen die Eltern

ist in Japan aber religiöse Pflicht und nicht etwa wie bei uns bloß ein Produkt der profanen Erziehung, das zwar auch, wie vieles andere, aus praktischen Gründen auf religiöse Gebote gestützt wird, selbst aber nicht Religionsvorschrift ist. In Japan ist das völlig anders; deshalb ist auch, wie Crasselt selbst hervorhebt, ein solches Mädchen nach seiner Entlassung aus dem Bordell von den Mitmenschen wegen des Heroismus besonders geachtet und geschätzt. Diese Schätzung ist aber viel stärker, weil der Heroismus immer eine Befolgung religiöser Vorschriften ist. Übrigens auch ein Beitrag zur Erklärung der Rolle, die das Weib im japanischen Kult spielte.

Auf den religiösen Ursprung der japanischen Prostitution ist es auch zurückzuführen, daß dort jedes Jahr eine feierliche Prozession der Prostituierten durch die Straßen der Stadt abgehalten wird, bei der das Volk sich nicht etwa, wie dies wohl an anderen Orten der Fall sein würde, in Spott und Hohn ergeht, sondern in geradezu andächtiger Stimmung dem Schauspiel folgt. Für Europäer hat dieser sonderbare Umzug etwas ganz besonders Seltsames an sich. Ich folge hier wieder einer Schilderung eines Augenzeugen, Adolf Fischer, der einen solchen Prozessionszug in Kioto beobachtet und in seinem Buche „Bilder aus Japan" (S. 165—171) beschrieben hat: „Diese Auserwählten, welche sich in königlicher Pracht dem Volke zeigen durften, mußten nicht nur durch Schönheit hervorragen, sondern auch durch Bildung, Talente, wie besonders feines Kotospiel, kunstvolles Blumenstechen, Gewandtheit im Versemachen und dergl. mehr. Die ohnedies äußerst gesittete Menge verstummte ganz, als sich der Zug, jeden Augenblick Halt machend, in feierlichem Schritt näherte. Ihn eröffneten fünf Geishas in prächtigen Kostümen, mit Obis, breiten Seidengürteln, die hinten wie ein Flügel aufgebunden waren und bis zur Nackenhöhe reichten.

An einem weißroten Seile zogen sie einen Wagen, auf dem ein riesiger goldener Blumenkorb stand: darin bildeten Paeonien, Kamelien, Schwertlilien, Chrysanthemen und blühende Kirschenzweige einen farbenprächtigen Strauß. Diesem Gefährt folgten nun die Schönen. Vor jeder Dame zwei reichgekleidete Kinder, von denen die Mädchen große Kronen, Goldquasten, Schmetterlinge oder sonstiges Flitterwerk im Haar trugen, während die Knaben allerlei seltsame Tonsuren zeigten. Hinter diesen kleinen Trabanten, die wie

Schmetterlinge um die Blumen gaukelten, kam je eine Gefeierte, lauter schöne Mädchen, selbst nach europäischem Geschmack, in wundervoll gestickten, kostbaren Seidenbrokatkleidern von einer Pracht des Stoffes und einem Geschmack der Farben, wie ich sie nie geschaut habe. Der Obi war vorn auf der Brust, den Schoß bedeckend, gebunden. Bei allem Bunten nichts Schreiendes; zwischen den hellen Farbentönen immer ein sanfter, gebrochener; alles in den feinsten Stimmungen und Schattierungen, daß man nichts hinzu tun, nichts hätte wegnehmen wollen.

Barfuß, auf sehr hohen lackierten Sandalen, schritten die Schönheitspriesterinnen einher, so daß man auch ihre tadellosen, schneeweißen Füßchen bewundern konnte. Mit ihren zarten Händen die Schleppe des kostbaren Gewandes vorn über die Brust gekreuzt haltend und ernst blickend, schritten die Phrynen feierlich die Straße entlang, ohne eine Spur von Frivolität. Je ein Diener im farbigen Kimono hielt schützend über den Stolz seines Hauses einen großen Bambusschirm, damit die Sonnenstrahlen die zarte Mädchenblüte nicht versengten.

Zu diesen ästhetisch vollendeten Anblick bildeten einen unwiderstehlich komischen Kontrast die braven Inhaber des Joroyas (Freudenhaus), die auf ihr Festgewand eine große Blume gesteckt hatten und stolz neben dem Schönsten, das ihr Haus barg, durch die Menge schritten. Noch drolliger wirkten die besorgten Hausmütter auf mich; unübertrefflich komische Alte, die unausgesetzt an den schweren Prunkgewändern ihrer Lieblinge zupfend und zerrend, sich alle Mühe gaben, die Dämchen im günstigsten Lichte erscheinen zu lassen."

Es ist hier also von einer wirklichen Prozession die Rede, bei der zwar an sich nichts Religiöses zu entdecken ist, die aber zweifellos noch auf einen alten religiösen Brauch zurückgeführt werden muß, denn daß man es mit einem Umzug zu tun hat, der aus einer Zeit stammt, in der die Prostitution noch streng zum Kult gehörte, darf als feststehend gelten. Ebenso gibt es in Japan noch jetzt Klöster, die ausschließlich von Prostituierten als Bordelle benutzt werden. Man hat es dabei mit einer Art Strafanstalt für Ehebrecherinnen zu tun, denn diese müssen sich in die Klöster begeben und dort als Prostituierte leben, eine Strafe, die zwar den japa-

niſchen Anſchauungen nach ſehr praktiſch iſt, aber ſicherlich nicht dazu dient, die Schuldigen zu beſſern. Wir finden auch im deutſchen mittelalterlichen Recht als Strafe für den Ehebruch einer Frau deren Einſperrung ins Kloſter; es war dies eine religiös-kirchliche Strafe des kanoniſchen Rechtes, doch hielt man es für ſelbſtverſtändlich, daß die Klöſter nicht als Bordelle benutzt werden durften, ſondern die Ehebrecherinnen ſollten der ſtrengſten Kloſterzucht unterſtellt werden. In der Praxis ging es allerdings auch in den chriſtlichen Klöſtern oft genug erheblich anders zu als in der Theorie.

Wie das Weib in Japan durch den Kult zur Proſtitution getrieben worden iſt und bis in unſere Zeit noch aus religiöſer Gehorſamspflicht in Maſſen ins Bordell getrieben wird, ſo hat auch der Aberglaube, d. h. der religiöſe Glaube an die Macht der Dämonen im Leben des Weibes eine ſehr bedenkliche Rolle geſpielt. Das Weib betrachtete die böſen Dämonen des Waldes geradezu als ſeine Bundesgenoſſen, wenn es von dem Geliebten treulos verlaſſen worden war. Dieſer Aberglaube iſt heute noch in Japan ſehr weit verbreitet, obwohl die japaniſche Kultur und Aufklärung überall gerühmt und geprieſen wird. Die verlaſſene Braut bedarf zu ihrer Rache einer ziemlichen Vorbereitung. Sie fertigt zunächſt aus Stroh und Lappen eine Puppe an, die den treuloſen Geliebten darſtellen ſoll. Dieſe Puppe iſt ein äußerſt notwendiges Requiſit. Weiter iſt ein Geſtell erforderlich, wie es zum Aufſtellen der Teekeſſel über die Kohlenglut benutzt wird; es iſt dies ein kleiner Dreifuß, deſſen Oberteil einen Ring bildet, an dem drei Füße befeſtigt ſind. Dieſes kleine Inſtrument wird umgekehrt, ſo daß die Füße nach oben ſtehen und als Leuchter für je eine Wachskerze benutzt werden können. Die Lichter werden dann angezündet, und das Mädchen ſetzt ſich dieſen leuchtenden Kopfſchmuck auf. Nun gehört zur Rachevollſtreckung noch ein Hammer und ein Nagel. So ausgerüſtet begibt ſich die Verlaſſene zur Stunde des Stieres, d. i. 2 Uhr nachts, in den Hain, nagelt die Modellpuppe des Geliebten an einen Baum und fleht dann die Dämonen des Waldes an, daß ſie dieſen Baumfrevel an dem rächen möchten, der ihn verurſacht habe, nämlich an dem treuloſen Geliebten. Die Dämonen ſollen ſtets bereit ſein, den frommen

Tafel LXXIV.

Dan. Hopfer, Hexenbrennen.

Tafel LXXV.

Hexen- und Teufelsspuck (Kupferstichkabinett Berlin)

Wunſch der rachſüchtigen Verlaſſenen zu erfüllen, und ſie laſſen dann den Treuloſen langſam dahinſiechen.

In japaniſchen bildlichen Schilderungen iſt die Mitwirkung der Dämonen recht deutlich und in der Regel auch recht gruſelig zur Darſtellung gebracht. Stets aber hat das Weib den ſonderbaren Kopfſchmuck der drei brennenden Lichter aufzuweiſen, und die geeignete Stunde iſt immer die des Stieres, alſo 2 Uhr morgens. Der Stier, nach dem dieſe Stunde heißt, iſt ein fabelhaftes Geſchöpf, das ebenfalls geſpenſtiſch gedacht iſt und im Walde hauſt. Es iſt ein Tier, das ganz bedeutend größer iſt als ein gewöhnlicher Stier, und der den racheſuchenden Weibern offenbar manchen Schabernack ſpielt. Auf einem japaniſchen Bilde iſt eine ſolche Szene dargeſtellt. Zwiſchen den Bäumen windet ſich der Stier hervor und hat das eine Ende der Schärpe eines den Rachezauber ausübenden Weibes im Maule. Das Weib hält im Munde einen kurzen Stab, den es jedenfalls zur Vollendung des Zaubers braucht, und bemüht ſich, mit den Händen dem Stiere das Stück des Gewandes zu entreißen. Zu beiden Seiten dieſer Szenen ſitzen Walddämonen auf den Bäumen. Dieſe Geiſter ſind halb als Vögel, halb menſchenartig dargeſtellt. Der eine hält in der Hand einen Fächer, den er gegen das Weib ausſtreckt; jedenfalls will er die drei Kerzen auf dem Haupte des Mädchens auslöſchen, man kann dies aus dem Flackern der Lichter entnehmen. Es ſcheint demnach, als ſei es nicht immer leicht, die Geiſter des Waldes für die Rache zu gewinnen; vielleicht iſt auch bei der Stellung, die das Weib in Japan einnahm — es hat ſich jetzt hierin viel geändert — der Gedanke vorherrſchend geweſen, daß doch eigentlich das Verlaſſen eines Mädchens keine ſo ſchlimme Sache ſei, und daß deshalb die Waldgeiſter ſich ſträubten, dafür eine ſo ſchwere Rache, wie es das langſame Hinſterben iſt, eintreten zu laſſen. Die Rache ſoll übrigens, wie ich oben ſchon kurz erwähnte, auch gar nicht für die Treuloſigkeit gegen das Weib, ſondern für die Schändung des Waldes genommen werden, deſſen Heiligkeit dadurch zerſtört wird, daß die Modellpuppe an dem Baume haftet, und daß der Baum zu dieſem Zwecke durch einen Nagel verletzt wird. Gerade dieſe Verletzung des Waldes ſuchen die Waldgeiſter offenbar zu verhindern.

Auf einem andern Bilde iſt der Geſpenſterzauber noch viel gru-

seliger dargestellt. Hier ist allerdings die Modellpuppe des Treulosen bereits an den Baum genagelt, der Spuk kann also nicht mehr den Zweck haben, diese Schändung des Waldes zu verhüten. Im Vordergrunde ist das mit den drei Lichten geschmückte Weib dargestellt, das vor Schreck in die Knie gesunken ist, den Hammer von sich geworfen und den Mund zu einem lauten Entsetzensschrei geöffnet hat. Neben der weiblichen Gestalt hockt ein abscheulicher Dämon, der offenbar die Frevlerin energisch zur Rede stellt. Über ihr schwebt ein furchtbares Totengerippe, hinter dem Flammen züngeln, und in diesen Flammen sieht man den Teufel, der mit einem schweren Hammer Personen niederschlägt, jedenfalls Menschen, die ihm verfallen sind. Das Ganze erinnert an den teuflischen Zaubertrubel der Wolfsschlucht im Freischütz. Nur zwei Figuren sind nicht recht zu deuten; es sind dies zwei menschliche Gestalten, Mann und Weib, die in der Luft schweben und offenbar über den Höllenspuk entsetzt sind. Vielleicht soll dies der ungetreue Bräutigam mit seiner neuen Geliebten sein, der in der Teufelswut sein Schicksal erkennt.

So sind die Prostitution infolge der religiösen Gehorsamspflicht und der Aberglaube in Liebessachen in Wirklichkeit für Japan charakteristisch. Die Prostitution ist eine Folge der religiösen Auffassung, und da auch die Prozessionen wiederholt photographisch aufgenommen worden sind, wird man sie wohl schwerlich als nur in der Phantasie sensationsbedürftiger Europäer vorkommend bezeichnen dürfen. Wie sieht nun aber die Sache nach der Schilderung verschiedener Japaner aus? Rein weiß in weiß gemalt; es gibt für sie nur Tugend und Sittlichkeit, Ritterlichkeit und eine Religion, die alle anderen in den Schatten stellt, und gegen die nichts in der Welt aufzukommen vermag. Professor Inago Nitobi schreibt in dem vor einiger Zeit erschienenen Werke „Unser Vaterland Japan, ein Quellenbuch, geschrieben von Japanern“ u. a.: „Es ist eine ganz allgemeine Auffassung fremder Touristen, daß dem japanischen Leben die Moralität mangelt wie seinen Blumen der Duft; ein trauriges Bekenntnis der moralischen und intellektuellen Spannkraft des Touristen selbst! Wer Wohlgerüche nur mit der Rose oder Moral nur mit dem konventionellen Christentum verbinden zu müssen meint, der wird freilich durch den Mangel beider in Japan enttäuscht werden, aber das beweist

nicht, daß Umieblüten duftlos sind, oder Ritterlichkeit nicht die beste Lebensführung lehrt. Der Ursachen gibt es indessen gar viele für die Unkenntnis des geschäftigen Westens über den fernen Osten, namentlich wenn es sich um Dinge handelt, die weder für Geld zu haben sind, noch gegen Kasse gekauft werden können, und wir haben weder den Umien-Duft auf Flaschen gezogen, noch das Rezept für Ritterlichkeit in Duodezformat mit Goldschnittausgabe verlegt, mit der Methodisten oder Episkopattheologen ausgestattet zu sein pflegen. Selbst europäische Ritterlichkeit ist, wie ich ersehe, dem gewöhnlichen englischen Leser ein unbegreifliches Etwas." — Und an anderer Stelle, nachdem er länger um die Religionsfrage mit der Behauptung laviert, der Bushido, jene Vorschrift der Tugend und Ritterlichkeit, ersetze die Religion, sagt er wörtlich: „Wir hatten keine Sarazenen, die uns lehrten (gegen Frauen artig zu sein); chinesische Weise und buddhistische Mönche haben uns nur geringschätzende Begriffe über die Weiblichkeit hinterlassen. Es bleibt für mich ein Gegenstand beständiger Verwunderung, daß Konfuzionismus und Buddhismus bei dem sehr großen Einfluß, den sie übten, nicht vermocht haben, die Stellung unserer Frauen herabzudrücken. Die Ritterlichkeit, die wir übten, war unsere eigene, und wir verdanken sie der uns gelehrten Mannhaftigkeit, die es den Rittern auferlegte, den Schwächeren hilfreich zu sein; wir danken sie ferner der anerzogenen Hochachtung vor unseren Eltern, die uns jedes Weib als eine wirkliche oder zukünftige Mutter heiligt. Ich bin weder so blind, noch so parteiisch, um zu behaupten, daß unter den Samurai nicht Frohsinn und Leichtfertigkeit oder Liebe zu Abenteuern geherrscht haben; aber sie waren nur Seitensprünge; niemals hatten sie teil an den Vorschriften der Ritterschaft, wie es bei den gai sabreur der europäischen Ritter der Fall war. Es gibt wohl kaum eine irrigere Auffassung als den Charakter der Samurai-Frauen mit dem Typ der Geisha zu vergleichen."

So viel die japanische Quelle. Wer ihr folgt, der wird allerdings ein mehr als schiefes Bild erhalten. Die Lehre des Bushido war vor allen Dingen eine Klassenmorallehre, die keine Religion ist und etwa darstellt, was man als Selbstgerechtigkeit zu bezeichnen pflegt. Es ist geradezu eine bewußte Entstellung, wenn der japanische Schriftsteller sich darüber aufhält, daß man die Moral

nur nach den Anſchauungen des Chriſtentums zu beurteilen pflege, oder wenn er alles, was der Samurai, der Japaner der oberſten Geſellſchaftsklaſſe, aus dem Bushido entnimmt, für das ganze Volk verbindlich bezeichnet. Die einfach ungeheuerliche Proſtitution Japans ſtraft die Behauptung, daß den Japanern jedes Weib als wirkliche oder zukünftige Mutter heilig ſei, geradezu Lügen. Den ſtarken Einfluß der chineſiſchen und buddhiſtiſchen Religion gibt der Verteidiger der japaniſchen Religionsmoral ſelbſt zu; man erkennt ihn auch wahrlich deutlich genug an den herrſchenden Verhältniſſen.

Zweifellos iſt die älteſte Religion Japans nichts anderes geweſen als der Ahnenkult, der eine große Verbreitung hatte. Auch dieſen behandelt das genannte Werk japaniſcher Autoren, und zwar hat beſonders Nobuſchige Hozumi, der Profeſſor der Rechte in Tokio iſt, dieſe Materie bearbeitet. Obwohl das Buch „Unſer Vaterland Japan" offenbar nur den einen Zweck verfolgt, für das ſtark aufſtrebende Inſelvolk Stimmung zu machen, iſt doch anzuerkennen, daß Nobuſchige Hozumi ſchon eher zuverläſſig erſcheint, da der Ahnenkult weniger Veranlaſſung, etwas zu verbergen oder ſchön zu färben gibt, als die Betrachtungen über japaniſche Moral uſw. Es wird natürlich beſtritten, daß der Ahnenkult auf eine Furcht vor den Geiſtern der Verſtorbenen zurückzuführen ſei, obwohl er das in Japan ebenſo iſt wie überall, wo er beſtand. Hozumi faßt ihn lediglich nur als Liebe und Verehrung gegen die Ahnen auf, die dieſen Kult hervorgerufen haben, und will ihn nirgends als Furcht vor den Geiſtern Verſtorbener bezeichnet wiſſen. Wir lernen aber durch ihn auch die Stellung des Weibes in der japaniſchen Religion kennen, denn der Ahnenkult berührte immer nur die männlichen Ahnen. Es gab einen Kult, der den Ahnen des Kaiſers galt, und einen, der den eigenen Ahnen gewidmet war. Dieſer Ahnenkult ſcheint die einzige Religion in Japan geweſen zu ſein, bis der Einfluß Chinas und des Buddhismus lehrte, daß es auch noch Götter und Göttinnen gebe, die man verehren müſſe. Der Kult der kaiſerlichen Ahnen iſt auch Nationalkultus geblieben, und es gibt jetzt noch 11 Feiertage, die jährlich als Nationalfeſte feierlichſt innegehalten werden und ſämtlich den Kult der kaiſerlichen Ahnen betreffen. Dazu kommen die Feſte der eigenen Ahnen, die heute noch mit Opfergaben bedacht werden, damit die Verſtorbenen ſich ihren Nachkom-

men gnädig zeigen, und ferner kommen dazu die Götter- und Göttinnenfeste. Ich brauche diese, die auf chinesische und buddhistische Einflüsse zurückzuführen sind, nicht eingehender zu besprechen, da ich lediglich das bereits über die chinesische Religion Gesagte wiederholen müßte.

Daß bei der sprichwörtlichen Wollust auch in Japan Ausartungen des Dienstes der Liebesgöttinnen stattgefunden haben, bedarf nur eines kurzen Hinweises. Sonst war der religiöse Aberglaube, d. h. der Glaube an Dämonen und böse Geister viel weiter ausgebildet als die eigentliche Religion, und das ist eigentlich heute noch der Fall. Dabei ist der sexuelle Gedanke überaus stark berücksichtigt. Besonders sind es die sogenannten Fuchsgeister, die in Japan eine Rolle spielen, das sind böse Geister, die mit den Menschen einen geschlechtlichen Verkehr suchen und finden, und stets darauf bedacht sind, die Menschen, insbesonders die Weiber, vom Pfade der Tugend abzulenken. Der Phallusdienst in seiner jeder Harmlosigkeit entbehrenden Gestalt, soll heute noch im Inselreiche eine große Rolle spielen; es heißt, solche Nachbildungen würden immer in Massen gefertigt und in den Straßen öffentlich verkauft. Die Abnehmerinnen sind oft Dirnen; aber auch Weiber aus den besseren Gesellschaftskreisen genieren sich durchaus nicht, solche Dinge zu kaufen, obwohl allgemein bekannt ist, daß damit ein wollüstiger, perverser Mißbrauch getrieben wird.

Auch die Fuchsgeister sollen sich derartiger Nachbildungen bedienen, um die Weiber anzulocken und sie dann für sich in Anspruch zu nehmen. Die Fuchsgeister spielen etwa dieselbe Rolle wie einst die Teufel im deutschen Hexenwahn; auch in Japan nimmt man an, daß diese Dämonen sowohl als schöne Weiber wie auch als verführerische Männer erscheinen können, und daß es ihnen stets gelingt, den gewünschten Verkehr mit den Menschen zu finden. Sie können freilich nicht immer in der verführerischen Form auftreten, sondern müssen von Zeit zu Zeit in ihrer wahren Gestalt, also als Füchse, erscheinen, ja es soll ihnen sogar Vergnügen bereiten, sich den Menschen, die sie verführt haben, dann so zu zeigen, um ihnen zu Gemüte zu führen, mit wem sie die Freuden der Liebe in Wirklichkeit genossen haben.

Das Klosterleben ist in Japan ziemlich stark entwickelt. Auch

dabei ſpielt das Weib eine große Rolle, denn faſt immer ſind es Weiber, die in ſolchen Klöſtern Zuflucht ſuchen, in der Regel allerdings erſt dann, wenn ſie die Freuden des Lebens bis zum Überdruß genoſſen haben. Nach dem Cenſus von 1877 ſollen in Japan 57 860 Nonnen in buddhiſtiſchen Klöſtern gelebt haben. Ob dabei die oben erwähnten Ehebrecherinnen, die im Kloſter als Proſtituierte zur Strafe leben müſſen, ſchon mit gerechnet ſind, vermag ich allerdings nicht zu ſagen.

Teil III.

Das Weib in den Religionen der wilden Völker.

Man hört so oft aussprechen, daß die Religion Sitte, Bildung und Kultur schaffe; danach würde man doch eigentlich nicht von einer Religion oder gar von Religionen wilder Völker sprechen dürfen. Freilich, nach anderer Ansicht ist die Religion kultur- und fortschrittfeindlich; sie hemmt die geistige Entwickelung und will kein Vorwärtsschreiten auf dem Wege des Wissens.

Weder die eine noch die andere Ansicht ist richtig. Man darf nicht Religion und Kirche verwechseln, man darf aber auch nicht einen falschen Maßstab zwischen den einzelnen Religionen machen wollen, denn sonst hat man schon Kirche und Religion, die keineswegs dasselbe sind, identifiziert. Die hohe geistige Entwicklung des klassischen Griechentums trat ein, während das Volk durchaus religiös und den Göttern ergeben war. Die Religion hat also die Kultur dabei nicht gehindert, sie hat sie aber auch nicht geschaffen. Das Judentum hat eine andere geistige Entwicklung gehabt; hier war die Religion ganz entschieden kulturfördernd. Alle Lehre fußte auf religiöser Basis, und alle die volkshygienischen Vorschriften, die zum großen Teil noch heute als maßgebend und zutreffend gelten, sind — Religionsvorschriften. Die Lebensweisheit eines Salomo, David oder Jesus Sirach sind strikte Religionslehren. Die Religion war in Israel Kulturarbeit im weitesten Sinne, sie war das einzige Bildung schaffende Moment, ähnlich wie beim Islam. Ebensowenig läßt sich verkennen, daß die christliche Religion, nicht deren dogmatisiertes Zerrbild, eine große Kulturaufgabe erfüllt hat.

Bei den wilden Völkern hat die Religion nicht die gleiche Wir-

kung auf die geistige Entwicklung; aber sie lehrt doch Disziplin, Beherrschung, Unterordnung. Auch der Wilde beugt sich vor den Göttern; er fügt sich dem „Medizinmann", der im Grunde nichts ist als ein Priester, ein Vertrauensmann der Gottheit und seiner Stammesgenossen, also zwischen beiden eine Mittelsperson, und die scheue Ehrfurcht vor dem Manne ist lediglich die Furcht vor der Gottheit. Die Religion ist meist reine Empfindungssache und deshalb auch ohne Einfluß auf die Kultur oder, wenn man es lieber sagen will, auf die Unkultur, deren Fortschritt die religiöse Lehre sicher in demselben Maße beeinflußt wie die Religion den Fortschritt der Kultur.

Gleichwohl fällt das Sexualleben stark unter den Einfluß des religiösen Empfindens, das den Kulturlosen oft sagt, Werden und Vergehen regele der „große Geist", zu dessen Spezialgebiet gerade diese wichtigsten Abschnitte des Menschenlebens gehören. Sexualleben ist aber — das Weib.

Die Entstehung des Weibes in den australischen Mythen.

Die wilden Stämme Australiens, die sicherlich nicht allzuviel Geistesarbeit aufwenden, um naturgeschichtliche Forschungen anzustellen, haben ziemlich dürftige Religionsanschauungen; aber gerade das Sexualleben, dessen Wichtigkeit ihnen mehr in die Augen fällt als andere Erscheinungen des Lebens, ist in religiösen Mythen recht eingehend behandelt. Das ist kein Wunder, denn alle die Fragen des Lebens, die ein Kulturvolk beschäftigen, ihm zu denken geben und notgedrungen eine Lösung und Regelung heischen, bleiben jenen Völkern fern. Die wilden Stämme leben in Busch und Wald ihre Tage dahin. Die Natur ernährt sie mühelos, und selbst Krieg und Kampf bleiben vielen Stämmen fremd. So haben sie kaum ein anderes wichtiges Geschäft zu betreiben als das der Fortpflanzung, und natürlich bildet alles, was damit in engstem Zusammenhang steht, das wesentlichste Problem, mit dem sich ihr Geist beschäftigen kann.

Die Mythe hat sich deshalb auch recht lebhaft mit der Erschaffung des Menschen und besonders des Weibes beschäftigt. Wenn nach der Bibel das Weib dadurch entstanden ist, daß dem Adam eine

Rippe genommen wurde, damit ihm eine Gefährtin geſchaffen werden ſollte, ſo iſt dies eine recht einfache Löſung, denn das Weib wurde einfach geſchaffen und war fertig. Die Auſtralier kennen keinen Adam, ſie ſind auch nicht auf die Rippengeſchichte verfallen, ſondern haben eine, man darf wohl ſagen, naivere Geſchichte erfunden.

Die Menſchen waren da; aber es gab nicht Männer, nicht Weiber, und die Fortpflanzung wäre wohl nicht möglich geweſen, wenn die Götter nicht ein anſcheinend ſehr einfaches Auskunftsmittel gefunden hätten. Dieſe geſchlechtsloſen Menſchen liefen nämlich ſeelenvergnügt in der Welt herum und waren äußerſt unverdorben, denn ſie kannten keine Sünde und kannten überhaupt nichts. Sie waren aus dem Fluſſe, dem Tully River, entſprungen, und am Fluſſe hielten ſie ſich auf. Da kam Wandel in ihr Leben, denn einige rannten ſich die ſteifen und ſcharfen Speergräſer in den Leib, die feſthielten und nicht wieder entfernt werden konnten. Das wurden die Männer. Andere aber, die über die Flußbänke rittlings hinwegrutſchten, zerrieben ſich die Partien an der Gabelung der Beine und trugen Wunden davon, die nicht heilten und ſich nicht ſchloſſen. So war das Weib entſtanden, und ſo blieben die Geſchlechter für alle Zeiten unterſcheidbar. So naiv dieſe Mythe iſt, und ſo wenig anatomiſche Kenntnis ſie beweiſt, ſo zeigt ſie doch, daß der Geiſt jener unkultivierten Menſchen rege an eine Erſcheinung herangetreten iſt und eine Erklärung ſuchte, die ſich ſonſt nicht finden ließ, die ſich aber gleichwohl nicht über die Grenzen des einen Stammesgebietes verbreitete.

Am Proſerpine River Auſtraliens hauſt ein Stamm, der wohl noch etwas intelligenter iſt und deshalb eine Mythe erfunden hat, die ſchon weit reifer anmutet und an die uralten Mythologien heidniſcher Kulturvölker erinnert. Es gibt nach dieſer Mythe eine Menſchen ſchaffende Gottheit Kalara. Das iſt nichts anderes als — der Mond, der bereits bei den alten Ägyptern im Rufe einer Geburtsgottheit ſtand und durch ſeine Strahlen die jungfräuliche Kuh befruchtete, und der auch bei anderen Völkern als Gottheit der Geburt verehrt wurde. Kalara formt die Männer aus Stein, dem Material, aus dem die Stammesleute ihre Geräte ſchaffen. Das Weib wird aus milderem Material, nämlich aus Holz geformt. Kalara aber reibt das Weib mit duftenden Früchten und Schlamm ſo lange

ein, bis es weich, biegsam und geschmeidig ist. In den Leib wird ihm eine reife Pandanusfrucht gebracht, die alle sexuellen Eigentümlichkeiten ermöglicht.

Hier ist, wie gesagt, schon eine reifere und geläuterte Anschauung der Mythe zu Grunde gelegt, und mehr auf die inneren Organe des Weibes Rücksicht genommen. Die Vorstellung ist sogar anatomisch fast einwandsfrei und zeigt, daß diese Wilden doch viel besser informiert sind als ihre Nebenstämme, die kaum die rein äußerlichen Erscheinungen richtig beobachten, von den inneren Organen aber gar keine Ahnung haben. Wie aber ist der australische Stamm auf die Mondgottheit verfallen, wie hat er annehmen können, daß es gerade der Mond sei, der die Menschen schaffe, sich um deren Geschlechter und um die Geburten bekümmere?

Der Einfluß des Mondes auf irdische Geschehnisse ist etwas verhältnismäßig leicht Auffindbares; es ist viel leichter, daß dieser Einfluß erheblich überschätzt wird, als daß er ganz übersehen werden könnte. Das bleiche, halb unbestimmte Licht des Mondes läßt alle Dinge seltsam und geheimnisvoll erscheinen. Man glaubt so leicht, im Mondlicht dahinschwebende Gestalten oder Schatten zu sehen, und besonders wenn Nebeldünste auf dem Erdreich lagern, sieht das Auge gar wunderbare Erscheinungen. So sind die Elfentänze und die Reigen nächtlicher Wald- und Wiesengeister von der poesiedurchdrungenen Phantasie gesehen worden — trefflich von Goethe im Erlkönig geschildert. Der alte heidnische Geist des Altertums, der sich die Erde von Göttern, Geistern und Dämonen belebt dachte, stellte sich natürlich den Einfluß der Gottheit Mond als in höchstem Maße schöpferisch und lebenerweckend vor. Deshalb war der Mond die Geburtsgottheit. Daß man diesen Gedanken ebenso auch bei den heutigen wilden Stämmen vielfach findet, ist in Wirklichkeit nicht auffallend, ebensowenig natürlich, daß der Gedanke weiter ausgesponnen und auf das Liebesleben der Menschen und auf alles übertragen wird, was sie zum Liebesgenuß tauglich und fähig macht. Übrigens wird ja auch von unseren lyrischen Dichtern der Mond noch heute als der Schützer heimlicher Liebe verherrlicht, und selbst Liebespaare, die sonst recht nüchtern denken und sich gewiß nicht um lyrische Poesie kümmern, empfinden doch draußen in der einsamen Natur voll den Zauber des bleichen Himmelstrabanten unserer Mutter Erde. Glaubten wir heute

noch an Götter, würden wir wohl dem Monde eine ähnliche Miſſion zuſchreiben wie die Auſtralier.

Ganz abweichend iſt die Mythe eines anderen Stammes aus Queensland. Auch da ſchreibt man einer Gottheit die tätige Hilfe bei der Fortpflanzung des Menſchengeſchlechts zu. Anje-a heißt dieſe freundliche Gottheit. Sie formt die Menſchen aus dem Schlamm des Fluſſes und gibt dem kleinen Körper die menſchlichen Formen. Soll das Kind ein Weib werden, dann wird es auf ein Holzkreuz gelegt, und es entſteht an der Gabelung der unteren Extremitäten ein Einſchnitt, der bleibt. Dann wird dieſes Schlammweſen, das wohl die Form eines menſchlichen Körpers, aber noch kein Leben beſitzt, dem Weibe in den Leib gelegt, ſo daß es Leben und Odem erhält und ein wirkliches Kind wird, für das das Geſchlecht ſchon, wie wir geſehen haben, von der Gottheit Anje-a beſtimmt war.

Auch in dieſer Mythe finden ſich Anklänge an die Kosmogonie anderer Völker. Das belebende Element Waſſer iſt bei den meiſten Religionen des Altertums als die Geburten vermittelnd nachzuweiſen. Das Waſſer befruchtet den Boden, d. h. es ſchafft für das Gedeihen der Pflanzen die erforderlichen Vorausſetzungen. Wo Dürre herrſcht, da iſt doch der Lauf der Flüſſe von üppigerer Vegetation begrenzt. Fruchtbarkeit in der Natur iſt aber ſtets bei allen Naturreligionen auch das Symbol der reichen Fortpflanzung der Menſchen ſelbſt. Deshalb werden von der Gottheit Anje-a die Kinderkörper aus dem Schlamme des Fluſſes geformt. Nebenbei iſt natürlich auch der Schlamm ein geeignetes Material zum Formen von Figuren uſw.

An die Geneſis erinnert übrigens auch dieſe Erſchaffung der Menſchen; Adam wird ebenfalls aus Erde geknetet. Daß die Auſtralier den aus Schlamm geformten, alſo eigentlich doch fertigen Körper erſt dem Weibe in den Leib gelegt ſich denken, iſt eine bemerkenswerte Abweichung von allen anderen Mythen. Sie reſultiert daher, daß ſonſt nur die Erſchaffung des erſten Menſchenpaares erzählt wird, während die Auſtralier die Geburt eines jeden Menſchen unter der ſchöpferiſchen Beihilfe der Gottheit erfolgen laſſen. Tun ſie dies aber, dann bleibt ihnen in der Tat kaum etwas anderes übrig als an die Mithilfe des Weibes zu denken, denn daß dieſes ſchließlich die Kinder zur Welt bringt, das iſt eine Erfahrungswiſſenſchaft, die ohne weiteres die Erfindung dieſer Mythe ausſchließen müßte.

Man nimmt an, daß ganz unkultivierte Völker die Wirkung des sexuellen Aktes nicht gekannt, sondern geglaubt hätten, dieser Akt sei lediglich zu ihrem Vergnügen da. Vielleicht hat man es bei dieser Queensländischen Mythe noch mit solcher physiologischen Unkenntnis zu tun, aber die Mythe, die aus der Unwissenheit entstanden ist, hat sich trotz der später eingetretenen besseren Erkenntnis doch erhalten. Dann ist sie allerdings nicht mehr Bestandteil des religiösen Glaubens, sondern sie hat sich einfach erhalten wie so viele andere Überlieferungen auch, die gern erzählt und gern gehört aber nicht mehr geglaubt werden.

Das Weib im Ritus und in der Mythe Australiens.

Den Naturvölkern waren die Sexualeigenschaften des Weibes stets der beliebteste Gegenstand ihrer Forschung, und nicht selten findet man im Ritus Bräuche, die lediglich auf solche Erscheinungen aufgebaut werden. Das war übrigens nicht bloß bei den Naturvölkern und ihren Religionen so, sondern auch bei Völkern höherer Kulturstufen; hat doch selbst Moses rituelle Vorschriften über das Verhalten bei der Menstruation, bei Geburten und ähnlichen Dingen gegeben.

Daß die Menstruation in hohem Grade auffallen mußte, versteht sich von selbst, und wir werden finden, daß sie im Ritus aller wilden Völker sehr eingehend bedacht ist. Bei den verschiedensten Stämmen der australischen Inseln gibt es darüber interessante mythische Erzählungen. So erzählt Archibald Hunt, daß von einigen Inselstämmen erzählt werde, der Mond sei ein junger Gott, der oft auf die Erde komme und den irdischen Weibern nachstelle. Er tue ihnen zwar nichts zuleide, aber er verführe sie und zwinge sie, ihm zu Willen zu sein. Diese Besuche wiederhole er zu ganz bestimmten Zeitperioden, denn ständig könne er natürlich nicht kommen. Wenn nun auch der sexuelle Akt nicht gerade als etwas Schändendes gilt, also auch die Verführungssucht des Mondgottes durchaus nicht etwa als etwas die Weiber Schändendes betrachtet wird, so sind die Besuche doch nicht sehr erwünscht, denn stets stellten sich nach ihnen Blutungen ein, die sich bei den gleichen Akten mit sterblichen Männern nicht zeigen

die ſich aber alle vier Wochen — denn ſo oft komme der Mond — wiederholten. Deshalb rechneten die Frauen auch von einer Menſtruationsperiode bis zur anderen nach dem Erſcheinen des Mondes.

Es iſt alſo auch da wieder der Mond, der in ganz eigentümlicher Weiſe in das Erdenleben des Weibes eingreift. Die Mythe iſt aber nicht einmal ſchlecht erfunden, denn in der Tat ſtimmen die Menſtruationsintervalle mit der Umlaufszeit des Mondes ziemlich überein.

Ebenfalls auf den Mond führen die Sinangolo im Rigo-Diſtrikt von Britiſch Neu-Guinea die Entſtehung der Menſtruation zurück. Ihre Mythe weicht aber ganz erheblich von der eben mitgeteilten ab. In uralten Zeiten, ſagen ſie, ſei der Mond oft auf die Erde geſtiegen. Er ſei aber als ganz kleiner Mann erſchienen und habe am ganzen Körper helles glänzendes Haar getragen, das ſo ähnlich geleuchtet habe wie die Strahlen des Mondes am Himmel. Der Mond ſei nur zu dem einen Zweck auf die Erde gekommen, den Frauen und Mädchen nachzuſtellen, und er habe ſich dabei natürlich gar nicht um die Bande der Ehe gekümmert. Viel Erfolge habe er aber nicht gehabt, denn die Frauen ſeien von ſeiner Erſcheinung wenig entzückt geweſen und hätten ihn gar nicht beachtet. Das wäre aber dem Monde ſchließlich zu bunt geworden; er ſei einer verheirateten Frau nachgegangen, und als dieſe ihn wieder nicht beachtete, habe er laut und anhaltend geſchrieen, bis die Frau ihn aufhob und in ihren Korb ſetzte; damit er ſtill ſein ſollte, verſprach ſie, ihm Eſſen kochen zu wollen. Damit war aber dem guten Monde weniger gedient; er hatte ganz andere Anliegen, begnügte ſich mit einem Stückchen Zuckerrohr und brachte die Frau dahin, daß ſie ihm den Beiſchlaf geſtattete. Das war vielleicht inſofern ganz gut dem Leben abgelauſcht, als die Auſtralierinnen nicht gerade in dem Rufe beſonderer Keuſchheit ſtanden. Die Frau ſoll durch dieſen Verkehr wirklich geſchwängert worden ſein.

Der Ehemann merkte den Handel und ſtellte, da er keinen jungen Mond als Familienzuwachs begrüßen wollte, die Frau ſehr energiſch zur Rede. Sie leugnete aber und dachte auch gar nicht daran, das Verhältnis mit dem Monde aufzugeben. Das Paar traf ſich alſo weiter heimlich, und der Mann wartete die Gelegenheit ab, daß er die beiden auf friſcher Tat überraſchen konnte. Das glückte ihm

auch wirklich eines Tages, und er fing den Mond in einem Feuerbrande, der ihn von allen Seiten umgab, so daß er nicht fliehen konnte. Der ehebrecherische Geselle wurde dann getötet, und sein Blut spritzte in gewaltigem Strahle zum Himmel empor, wo es sich sammelte und als — Mond haften blieb. Die Rache für diesen Gewaltakt des betrogenen Ehemanns blieb nicht aus; der Mond wendete einen Zauber an, durch den alle weiblichen Wesen mit Ausnahme der ganz jungen und der alten regelmäßig bluten mußten, wie sein eigenes Blut vergossen worden war. Daher stamme die Menstruation.

Ganz und gar abweichend von dieser Mythe ist die Auffassung anderer australischer Stämme, die übrigens noch zuverlässiger dokumentiert ist als die bloß mündlich überlieferte und vielleicht nicht durchweg richtig verstandene Monderzählung, denn die abweichende Mythe ist in einer ganzen Reihe von Kunstschöpfungen der Australier wiedergegeben.

Danach ist die Menstruation auf eine andere Ursache zurückzuführen. Tiere, Vögel oder Krokodile, nahen den Weibern und zerren ihnen auf den bildnerischen Darstellungen irgend etwas aus dem Leibe. Dieses etwas soll Blut sein, der ganze Vorgang schildert also die Menstruation, die nach der Ansicht der Australier eine Ursache haben muß und nicht aus sich selbst entstehen kann. Die Figuren, die diesen Vorgang schildern, sind aus Holz geschnitzt, im Vergleich zu der primitiven Kunst der Wilden, sogar auffallend gut, und die Ausführung läßt auch eine gute Beobachtungsgabe, wenn man will, auch eine rege Phantasie erkennen. Eine solche Figur, die sich im Besitz des Berliner Museums für Völkerkunde befindet, ist etwa 1 Meter lang. Die Figur stellt ein Weib dar, das auf dem Rücken liegt und die Arme bis zum Ellenbogen aufstützt. Den Kopf ziert ein eigenartiger Schmuck, der wie eine spitze Muschel aussieht. Die Hände halten je einen keulenartigen Gegenstand, der aber in Wirklichkeit weder eine Keule noch sonst etwas Fremdes, sondern je eine Brust darstellt. Der Leib ist ziemlich hoch gebildet und trägt einen Nabel, der sich von dem natürlichen Modell stark unterscheidet, da er eine fast kreisrunde Abflachung zeigt. Die Beine sind nach außen gebogen, und die Füße ruhen auf den Flügeln eines großen Vogels, der mit dem Schnabel in den Körper des Weibes einge-

drungen ist und das Blut herauszerrt, also die Ursache der Menstruation ist. Vögel und Krokodile haben immer eine Sexualbedeutung. Daß solche Tiere als Erreger der Menstruation dargestellt sind, ist deshalb kein Zufall, sondern beweist, daß diese Idee auf religiösen Vorstellungen basiert.

Andere Holzschnitzereien, die sich ebenfalls im Besitze des Berliner Museums für Völkerkunde befinden, sind nicht aus künstlerischen, sondern aus tatsächlichen Gründen noch interessanter. Es handelt sich nämlich dabei um geschnitzte Planken, die zur Zierde eines Menstruationshauses gedient hatten. Sie beweisen also einen Kultgebrauch, der sich in vielen Gegenden befindet und zeigt, daß die Völker ganz unabhängig von einander doch oft auf völlig gleiche Ideen verfallen. So haben sehr viele Völker, kultivierte und unkultivierte, das Weib nach den Satzungen ihrer Religion für unrein während der Menstruationsperiode gehalten. Das Gesetz Mosis schrieb dies ganz ausdrücklich vor, und noch heute ist in christlichen Landen dieselbe Ansicht verbreitet. Was das Weib während dieser Periode berührt, verdirbt. Keine Frucht darf es berühren, der Wein im Fasse wird sauer, wenn eine menstruierende Frauensperson nur in die Nähe kommt. Die Fruchtbäume verlieren ihre Blüten, die Spiegel ihren Glanz, das Metall wird rostig, Scheren und Messer stumpf, und im Garten welken die Pflanzen, sobald die Menstruierende sie berührt oder sich nahe bei ihnen aufhält. Das glaubte man schon im Altertum. Plinius berichtet es bereits, und das glaubt man noch heute in den Kulturländern Europas. In verschiedenen Gegenden Deutschlands läßt man die Frau oder das Mädchen während der Periode nicht die Küche betreten, noch viel weniger an den Speisen hantieren. Man glaubt sogar hier und da, daß die Frau Speisen vergifte oder sie wenigstens so verunreinige, daß der Genuß Krankheit und Unbehagen errege.

Bei den unkultivierten Völkern, besonders denen in heißem Klima ist die Furcht vor der Giftigkeit des Menstrualblutes noch größer; die Mädchen und Frauen werden während der Periode oft nicht einmal im Hause geduldet, sondern müssen in besonderen Menstruationshütten außerhalb des Dorfes wohnen. Wie wir dies bei Australiern finden, werden wir ähnliche Gebräuche auch noch bei vielen anderen Völkern kennen lernen. Meist sind sie religiöser Ritus; hin und wieder

läßt ſich dies zwar nicht mit Sicherheit nachweiſen; immerhin aber ſteht eine ſolche Sitte mit dem Kult wenigſtens in Zuſammenhang.

Bei einigen Stämmen Auſtraliens herrſcht ein äußerſt ſeltſamer religiöſer Brauch. Dem jungen Mädchen werden beim Eintritt der erſten Menſes mit Gewalt einige Zähne ausgeſchlagen. Es iſt dies eine gefährliche Prozedur, denn der Aberglaube ſagt, daß das Mädchen dabei niemals den Rücken einer anderen Perſon ſehen darf, da ihm ſonſt der Mund zuwachſe, ſo daß es hungers ſterben müſſe. Auch die Zähne müſſen ſehr ſorgfältig verborgen werden. Keines Menſchen Auge ſoll ſie betrachten, da dies Unglück bringt; vor allen Dingen muß aber dafür geſorgt werden, daß kein Raubvogel die Zähne findet, denn das wäre für das Mädchen das größte Unglück. Es würden dann nämlich an die Stelle der ausgeſchlagenen Zähne neue von ungeheurer Größe treten, die ähnlich wie die Stoßzähne des Ebers geſtaltet wären und dem Mädchen einen ſchmerzhaften Tod bringen müßten.

Es iſt ſonderbar, wie ein ſolcher Glaube entſtehen konnte, denn ſicherlich iſt niemals irgend etwas geſchehen, was, wenn auch noch ſo irrtümlich ausgelegt, eine ſolche Anſicht unterſtützen könnte.

Bei den auſtraliſchen Stämmen am Pennefaller River herrſcht eine ganz ſonderbare Sitte, die den Zweck haben ſoll, den Weibern die Geſchmeidigkeit der Glieder zu erhalten, und beſonders ihnen die ſpäteren Geburten zu erleichtern. Das Mädchen wird von ſeiner Mutter außerhalb des Dorfes in den Wald geführt. Dort wird an einſamer Stelle eine flache Grube in den Sand gewühlt, das Mädchen ſetzt ſich hinein und wird bis zur Taille mit Sand begraben. Iſt dies geſchehen, dann ſteckt die Mutter Reißig rings um die Grube, und nur am Kopfende wird eine Öffnung gelaſſen, vor der die Mutter ein Feuer anzündet, an dem ſie ſich ſelbſt niederläßt.

Niemand naht dieſem Ort, denn das Mädchen darf mit keinem Menſchen auch nur ein einziges Wort ſprechen, und ſelbſt die Mutter hat bloß das Recht, kurze Anordnungen zu geben. Sie iſt auch verpflichtet, der Tochter die nötige Speiſe zu reichen. Ohne daß eine Bewegung geſtattet wäre, außer der zum Empfang der Nahrung notwendigen und allenfalls einigen Kratzbewegungen, bleibt das Mädchen den ganzen Tag in der Grube. Am Abend kehrt ſie ins

Dorf zurück, und dort hat sie das Recht mit dem Manne, mit dem sie zusammen lebt, zu sprechen. Irgend einen Verehrer hat jedes Kind schon, denn die Australierinnen kennen keine jungfräuliche Keuschheit. Am folgenden Morgen geht die Mutter mit der Tochter wieder zur Grube und dieselbe Geschichte des ersten Tages wiederholt sich noch mehrfach. Nach fünf Tagen ist diese Prüfung überstanden, aber ehe der Heimweg angetreten wird, muß die Grube mit der Asche des dort fünf Tage lang unterhaltenen Feuers gefüllt werden. Das Feuer und auch dessen Asche hat eine reinigende Kraft; sie macht alle die unreinen Stoffe, die das Menstrualblut enthält, unschädlich.

Bei der zweiten und dritten Menstruation wird in derselben Weise verfahren; aber in späteren Perioden bleibt das Mädchen ruhig im Lager. Dann gilt die Menstruation nicht mehr als verunreinigend. Das Mädchen wird dann aber doch auf einige Tage in eine Hängematte gebracht, die oben an der Decke der Hütte angebracht ist. Dort ist der Aufenthalt keineswegs angenehm, weil Rauch und Dunst natürlich zur Decke emporstreben und sich dort festsetzen und dem Weibe arge Qualen bereiten. Am Abend ist es gestattet, das eigenartige Gefängnis zu verlassen; aber auch dann darf das „unreine Geschöpf" sich nur in einem gesonderten Winkel der Hütte aufhalten und muß sich dort den Carsada-Mehlbrei selbst kochen. Den Tag über gibt es durchaus keine Nahrung, denn das Fasten ist ebenso wichtig, wie der Aufenthalt oben an der rauchigen Decke. Etwa 10 Tage lang geht diese Quälerei vor sich, dann erfolgt durch den Piay, den Medizinmann, die Entzauberung. Nicht allein das Weib selbst, sondern alle Sachen, die es berührt hat, unterliegen dem Machtspruch des Piay, der natürlich seine religiöse Kraft nicht umsonst vergeudet, sondern Zahlung heischt. Der Topf, den das Weib zum Kochen benutzt hat, wird zertrümmert. So will es der strenge Ritus.

Bei den meisten australischen Stämmen gibt es aber besondere Menstruationshütten, die entweder in das Weiberhaus eingebaut sind oder sich abseits vom Dorfe befinden. „Mbak" heißen diese Hütten, und sie dienen den menstruierenden Weibern zum Aufenthalt. Besonders feierlich ist der erste Eintritt eines Mädchens in dieses Haus, oder vielmehr das erste Verlassen, das direkt zum Feste wird. Alle

Männer des Stammes vereinigen ſich, um dem mannbar gewordenen Mädchen einen Feſtſchmaus zuzurichten, an den ſich ein Tanzfeſt ſchließt. Das fällt faſt auf, denn das Weib iſt ſonſt nicht allzuhoch geehrt, und es kommt in Auſtralien ſehr oft vor, daß neugeborene Mädchen einfach erſtickt werden, weil man ſich nicht die Mühe und die Koſten machen will, ein Mädchen erſt großzuziehen.

Wie es ſcheint, wird das Menſtruationshaus faſt überall nur die erſten drei Male der Periode aufgeſucht. Später bleiben die Mädchen und Frauen im Hauſe; aber ſie dürfen dann nicht die allgemeinen Mahlzeiten teilen und nicht einmal auf dem allgemeinen Herd mitkochen. Die Menſtruierende iſt auf jeden Fall verpflichtet, ihren Zuſtand anzuzeigen. Das hat ſeinen Grund darin, daß man früher glaubte, man müſſe ſterben, wenn man einen Platz betrete, an dem ſich ein menſtruierendes Weib aufgehalten habe. Man pflegte deshalb ſolche Orte durch aufgerichtete Stäbe, an denen Grasbündel befeſtigt waren, kenntlich zu machen. In jetziger Zeit macht ſich das Weib dadurch als von der Periode behaftet kenntlich, daß es einen Korb mit leeren Muſcheln auf dem Rücken trägt. Das ſoll, wie verſchiedene Forſcher meinen, zum Ausdruck bringen, daß das Weib verhindert ſei, ſich zur Vornahme des ſexuellen Aktes auf den Rücken zu legen. Es würde übrigens ſicher keiner ſehr energiſchen Zurückweiſung ſelbſt dem zudringlichſten Manne gegenüber bedürfen, denn die Furcht vor der Menſtruation und der durch dieſe entſtehenden Verunreinigungen iſt ſo groß, daß die Menſtruierende ſelbſt ſich nicht einmal mit der Hand kratzen darf, wenn ſie ſich in der Menſtruationsgrube befindet, d. h. ſie darf ſich nicht mit der Hand berühren, ſondern erhält zum Kratzen ein beſonderes Stäbchen, das ſie fleißig anwendet, da die Auſtralier ſtark von ekelhaftem Ungeziefer gepeinigt werden. Den Kratzſtab ſteckt ſich die Menſtruierende ins Haar, damit ſie ihn jeder Zeit leicht erreichen kann. Müßte ſie ſich mit der Hand kratzen, ſo würde ſie ſich dadurch nach der Anſicht der Auſtralier ſelbſt verunreinigen.

Wie ſehr auch die Männer eine Berührung mit menſtruierenden Weibern fürchten, geht aus einer Erzählung von Armit hervor, der ſchreibt: „Im Jahre 1870 tötete ein Auſtralier in der Nähe von Townsville ſein Weib, weil es ſich zur Zeit der Menſtruation in die Decke des Mannes gehüllt hatte und ſo dieſem Schaden ge-

bracht hatte." Die kurze Tatsache, die in diesen Worten enthalten ist, also die Todesstrafe wegen der Benutzung der Decke, läßt wohl darauf schließen, daß in der Tat die Australier das menstruierende Weib für höchst gefährlich hielten. Nun ist nicht klar zu ersehen, ob etwa die Frau aus besonderer Bosheit die Decke ihres Mannes benutzt hatte, etwa weil sie ihm einen Schabernack spielen und ihm Furcht vor dem Tode oder bloß vor der Verunreinigung machen wollte, oder ob vielleicht nur der Mann eine solche Furcht hegte, ohne daß die Frau beabsichtigte, sie hervorzurufen. Das würde wohl etwas mehr oder weniger die Tötung erklärlich erscheinen lassen; aber auch so ist der Fall ein sehr gutes Beispiel dafür, wie tief der Abscheu vor dem Menstrualblut und vor der menstruierenden Frau war, oder auch jetzt noch ist. Interessant ist, daß man auch in Deutschland noch bis in die neueste Zeit hinein das Menstrualblut für giftig gehalten hat, und daß vor noch nicht allzuvielen Jahren selbst verschiedene Ärzte noch diesen Glauben teilten. Was soll man sich da wundern, wenn ein unkultiviertes, noch ganz wildes Volk, dessen Religion die seltsamsten Dinge über dieses Blut und seine Entstehung lehrt, nicht klüger ist als die gelehrten Herren in unseren Landen, die ob der Fülle ihres Wissens die Nasen gar gewaltig hoch trugen.

Ich komme nun auf die bereits erwähnten Schmuckplanken der Menstruationshäuser zurück. Das Berliner Museum für Völkerkunde besitzt von diesen Zierstücken eine Anzahl, die den Vorgang oder, richtiger gesagt, die Entstehung der Menses darstellen. Ein menschlicher Körper, der nicht gerade künstlerisch vollendet ausgeführt ist, befindet sich zwischen zwei Krokodilen, deren eines die Figur am Kopfe festhält, während das andere aus dem Leibe der Figur das Blut zerrt, und zwar aus dem Genitalapparat, der mit besonderer Deutlichkeit dargestellt ist.

Dieser Vorgang ist auch auf den übrigen Planken dargestellt, allerdings mit einigen Variationen. Jedenfalls ist mit derartigen Darstellungen die Entstehung der den Wilden ebenso unerklärlichen wie gefürchteten Erscheinung geschildert, und das ist auch umsomehr an dem Absonderungshause gerechtfertigt, weil in dieses die Mädchen nur bei den ersten Blutungen gebracht werden. Vielleicht hat man wirklich geglaubt, daß auf diese Weise die Blutung zustande komme.

Es versteht sich von selbst, daß Stämme, die das sexuelle Geheimnis des Weibes so brutal an die Öffentlichkeit zerren und sogar bei dem ersten Mannbarwerden der jungen Mädchen Feste feiern, keine Prüderie kennen. Das wäre sicherlich auch kein Beweis für die mangelnde Tugend und Sittsamkeit, die bekanntlich gerade bei prüden Personen nicht weit her zu sein pflegt. Man wird aber aus diesen öffentlichen Festen nicht auf allzugroßes Schamgefühl schließen dürfen, und in der Tat sprechen die meisten Forscher den Australierinnen jedes Schamgefühl ab. Wenn andere, die zu derselben Ansicht gelangt sind, behauptet haben, daß erst die nähere Berührung dieser Wilden mit gewissenlosen und genußsüchtigen Weißen die Moral untergraben habe, so ist dies sicherlich mit großer Vorsicht aufzunehmen, denn man darf doch nicht übersehen, daß uralte Kultgebräuche den Sitten oder Unsitten der Australier zu Grunde liegen.

Bei den meisten Stämmen herrscht eine absolute sexuelle Freiheit. Die Mädchen pflegen schon vor Eintritt der Menstruation mit beliebigen Männern Geschlechtsverkehr, und oft tauschen, wenn zwei Stämme benachbart lagern, die Männer ihre Weiber gegenseitig aus. Mädchen von 8 Jahren leben oft schon mit einem Geliebten zusammen oder schließen sogar in diesem Alter die Ehe. Man hat in Australien ferner festgestellt, daß Männer an sich die Mikaoperation vornehmen, die den Zweck hat, die Schwängerung auch bei dem ausschweifendsten Geschlechtsgenuß zu verhüten. Das alles mag den Wilden nicht als unsittlich erscheinen; wir haben jedenfalls aber kein Recht, diese Leute als sexuell unverdorben ansehen zu wollen oder sie gar als die erst durch Europäer zum Laster Verführten zu bezeichnen.

Richtig ist dagegen, daß durch den Einfluß der Europäer die Australierinnen zur Prostitution verleitet worden sind, d. h. daß sie gelernt haben, für Geschenke auch Fremden zu Willen zu sein. Eine Prostitution hat es jedenfalls früher in Ozeanien nicht gegeben und bei Stämmen, die noch nicht mit Europäern in Berührung gekommen waren, fand sich niemals die Prostitution, die aber bei Stämmen, die die Weißen längere Zeit kannten, in üppigster Blüte zu stehen pflegt. Jedenfalls verbietet aber die Religion den Ozeaniern nicht, für sexuelle Liebesdienste Geld zu fordern.

Die Osterinsel.

Am Ostertage 1721 entdeckte Roggeveen im Osten Australiens eine kleine felsige Insel. Steil erhoben sich die Küsten aus dem wilden Meere, und fast schien es, als trotzten sie nicht nur den brandenden Wogen, sondern auch jedem Annäherungsversuch kühner Seefahrer. Die ganze Insel schien nicht mehr als etwa eine Quadratmeile groß zu sein, sie erschien kahl und öde mit ihren nackten Felsen, aber gerade ihre Unzugänglichkeit reizte den Entdecker, der denn auch nach vieler Mühe einen Zugang fand und landete. Nach dem Tage der Entdeckung wurde die Insel Oster-Insel genannt, und es stellte sich heraus, daß man etwas längst Entdecktes gefunden hatte. Schon 1687 war Davis in jener Gegend gekreuzt, sah die Insel, die noch völlig unbekannt war und nannte sie Davisland. Unter diesem Namen wurde sie in die Schifferkarten eingezeichnet, wenigstens in einige. Bekannt war die Insel aber trotzdem nicht, und vor dem Ostermorgen 1721 hat sie sicher kein Fremder betreten.

Auch von der Entdeckung ab vergingen noch fast 40 Jahre, bis die Osterinsel häufiger besucht wurde, und schließlich stellte sich heraus, daß sie ethnographisch vielleicht das interessanteste Fleckchen Erde, war, weil man eine noch vollkommen prähistorische Kultur vorfand. Die Einwohner waren geradezu von der übrigen Welt abgeschnitten gewesen und hatten seit Urzeiten auf dem kleinen Inselgebiet ganz auf sich selbst angewiesen gehaust. Die Natur bietet wenig. Nicht einmal Holz findet sich in genügender Menge vor, Vieh gibt es nur wenig. Weideland bietet die Insel, die ganz vulkanisches Gestein ist, in allerbescheidenstem Umfange. Was sollte die Einwohner wohl auf den Gedanken bringen, eine höhere Kultur anzustreben?

Man sagt allerdings, daß Not erfinderisch mache; aber das ist für die Osterinsel wiederum nicht zutreffend, denn von Not kann gar nicht die Rede sein. Für den verwöhnten Europäer wäre vielleicht ein Notstand da, weil die Natur ihm so gar nichts bietet zur Befriedigung seiner komplizierten Lebensansprüche; aber der Eingeborene, der keine Ansprüche an Luxus stellt, weil er eben den Luxus nicht kennt, fühlt sich in allen seinen Lebensbedürfnissen voll befriedigt. Er hat zu leben, denn die Insel liefert ihm zahllose

Vögel, die ihm zur Nahrung dienen, und die er mit den primitiven Waffen des prähiſtoriſchen Menſchen bequem erlegen kann. Er hat alſo nicht einmal notwendig, ſich beſſere Waffen auszudenken.

Und trotz alledem ſind auch die Oſterinſulaner nicht als ein vollkommen unberührtes Natur- oder Urvolk anzuſehen, das bei allem ſeinem Tun und Handeln ausſchließlich von animaliſchen Inſtinkten geleitet würde. Sie haben eine Kultur, und wenn ſie auch nur der der Steinzeitmenſchen entſpricht. Sie haben auch eine Religion und eine Kunſt. Gerade weil ſie aber auf einer ſo niedrigen Stufe ſtehen, bieten ſie ein großes Intereſſe.

Beſonders iſt die Stellung des Weibes im öffentlichen Leben und im religiöſen Kult von Intereſſe. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſich kein lückenloſes Bild über Sitten und Bräuche der Inſulaner geben läßt; aber das wenige wirklich Erwieſene zeigt uns, daß das Weib viel höher geachtet ſein muß als bei vielen Völkern mit weit höherer Kultur. Es iſt alſo wieder der alte Spruch, daß man die Kulturſtufe eines Volkes am beſten aus der Stellung, die dem Weibe angewieſen ſei, bewerten könne, glänzend widerlegt.

Bei der Betrachtung der Bräuche verſchiedener alter Völker haben wir gefunden, daß die Genitalien zur Charakteriſierung eines Volksſtammes zuweilen in Stein abgebildet wurden, und zwar die männlichen, wenn dem Volke Ruhm geſpendet werden ſollte (für große Tapferkeit uſw.), und weibliche, wenn das Volk verächtlich erſchien, etwa wegen Feigheit oder wegen Mangels an männlichen Tugenden. Auf der Oſterinſel iſt zweifellos den Weibern eine große Verehrung erwieſen worden. Man bildet die weibliche Vulva ſtets im Sinne einer beſonderen Ehrung ab. Solche Darſtellungen finden ſich nicht bloß in Felſen eingehauen, ſondern auch die Körper der Häuptlinge zeigen dieſes Bild frei und offen, alſo unbedingt nicht zur Schande, ſondern zur beſonderen Ehre, wenn ſie verheiratet ſind.

Die Gottheit Make-Make, die ſtets in Doppelfigur dargeſtellt wird, iſt nicht nur der Gott der Seevogeleier und als ſolcher der Haupternährer der Inſulaner, ſondern auch der Gott der Geburt. Die Doppelfigur deutet das männliche und das weibliche Prinzip an, die beide in dem Gotte vereinigt ſind. Wie man ſieht, iſt alſo auch bei dem auf prähiſtoriſcher Kulturſtufe ſtehenden malay-

ischen Stamme der sexuelle Gedanke mit dem religiösen auf das innigste verquickt.

In Steinbildern, die in Felsen geschlagen sind und sich sehr zahlreich auf der Osterinsel finden, sind die beiden Figuren der Make-Make-Gottheit gegenübergestellt, meist mit wagerecht gegeneinandergestreckten Beinen. Es ist auf den ersten Blick nicht erkennbar, was diese Darstellung bedeutet; aber nach allem, was sich aus den Insulanern ermitteln ließ, handelt es sich um eine Art Gedenktafel an eine glücklich verlaufene Geburt. War sie in Ehren erfolgt, also in rechter Ehe, dann ist dem Bilde links und rechts die Darstellung des weiblichen Sexualorgans beigefügt, das hier also, wie schon bemerkt, stets eine ehrenvolle Bedeutung hat.

Am meisten fällt auf, daß auch der Häuptling dieses weibliche Attribut als besonderen Schmuck an seinem Körper trägt. Es ist das eine Tätowierung, die an der oberen Brust eingeätzt und so groß gebildet wird, daß sie weithin sichtbar ist. Das ist das Zeichen der Ehe, also etwa wie bei uns der Trauring. Natürlich dauerhafter, denn es läßt sich nicht beseitigen. Man kann aber aus dieser sonderbaren Sitte wohl den Schluß ziehen, daß auf der Osterinsel die Ehe als heilig und unverletzlich gilt, sehr zum Unterschied von anderen australischen Völkerstämmen, bei denen oft die Ehe nichts ist als ein ziemlich lockeres Band der Zusammengehörigkeit, das aber nicht verhindert, daß beide Gatten außerhalb der Ehe ihre sinnlichen Genüsse suchen, die Weiber nicht selten auf Wunsch und Gebot des Gatten, der den klingenden Lohn erntet, während er die fremde Cohabitation gern der besseren Hälfte überläßt.

Die Stellung des australischen Weibes.

Völlig anders als auf der Osterinsel ist die Stellung des Weibes in Australien und den benachbarten Seegebieten. Die Frau gilt in den meisten Gegenden Australiens nur als Handelsobjekt. Sie teilt nicht die Tafel mit dem Manne und ist von allen religiösen Festen und Kulthandlungen ausgeschlossen. In allen Teilen Australiens ist nicht die gleiche Anschauung und Sitte verbreitet, aus recht großen

Gebieten des inneren Landes weiß man noch herzlich wenig; aber die Verschiedenheit in der Moralanschauung kommt wohl ausschließlich durch die mehr oder weniger große Freiheit, die man der Frau gestattet, zum Ausdruck.

Die Weiber werden entweder durch Kauf oder durch Raub und Entführung Eigentum des Mannes, und zwar in der Regel absolutes Eigentum. Irgend ein ideeller Gesichtspunkt tritt in der Ehe nicht zu Tage. Die Frauen sind Sklavinnen des Mannes; sie müssen alle Arbeiten für ihn verrichten, alle seine Launen und Mißhandlungen ertragen, denn geprügelt werden sie häufig barbarisch. Das tut aber ihrer Liebe keinen Abbruch; es wird wenigstens versichert, daß sie trotz aller Prügel mit großer Liebe an dem Manne hängen. Das ist jedoch mit Vorsicht aufzunehmen, denn natürlich ist die Frau als willensloses Eigentum des Mannes niemals in der Lage, irgend eine Abneigung zur Schau zu tragen; sie weiß recht gut, daß man sie gar nicht um ihre persönliche Ansicht befragt. Sie ist Eigentum, und der Mann kann sie benutzen, wozu er Lust hat. Deshalb entscheidet er auch über Leben und Tod.

Die Schönheit des Weibes ist, wenn man Forschern Glauben schenken will, in Australien durchaus nicht für die Ehe erwünscht, denn gerade sie ist es, die die Quelle des größten Unglücks bildet. Die Schönheit wird von den Männern allerdings sehr geschätzt, und ein wirklich schönes Weib erscheint jedem begehrenswert. Das ist aber gerade das Unglück. Das schöne Weib wird nicht eine Minute davor sicher sein, entführt zu werden. Selbst wenn sie ein Mann geraubt und in sein Heim gebracht hat, hört diese Gefahr nicht auf. Sie wird dem Manne so sicher geraubt, wie man sie aus der Hütte ihrer Eltern entführt hatte. Blutige Fehden entstehen dann leicht, und die Entführte hat dabei noch oft dafür, daß sie entführt wurde, blutige Strafe zu leiden.

Ehebruch kann nur die verheiratete Frau begehen; sie wird dafür meist am Leben gestraft; ein Ehebruch des Mannes existiert nicht. Ich halte das im Gegensatz zu australischen Berichterstattern, nicht für eine Folge religiöser Satzungen, mit denen die Ehe gar nichts zu tun hat, sondern lediglich für eine Folge des Eigentumsverhältnisses. Das ergibt sich ganz klar aus der Tatsache, daß auf Keuschheit nicht der geringste Wert gelegt wird. Die Mädchen genießen

vollſte Freiheit vom Kindesalter an und wiſſen ſie trefflich auszunutzen. Sie geben ſich nach Herzensluſt jedem hin, der ſie begehrt und leben direkt mit Männern zuſammen. Das ſchadet ihnen nichts, weil ſie eben noch nicht das Eigentum eines Einzelnen geworden ſind.

Das gleiche Verhältnis beſteht bei den Witwen, ſofern dieſe nicht Erbe des Sohnes geworden ſind. Eine „ungeerbte“ Witwe wird als geſchlechtliches Eigentum des ganzen Stammes betrachtet; es iſt ihr nicht verboten, ſich jedem beliebigen Manne hinzugeben, ebenfalls weil ſie nicht Eigentum des Einzelnen iſt. Alſo ſowohl bevor wie nachdem das Weib Eigentum des Mannes iſt, kann es ſexuell ſich nach Herzensluſt betätigen, das erregt keinen Anſtoß. Man verſteht nicht recht, daß dies von ſonſt guten Kennern der Verhältniſſe ſo glatt überſehen werden kann, oder richtiger geſagt, es iſt unerfindlich, daß die Beobachter ſo wenig ihre heimiſchen Moral- und Religions-Anſichten abzuſtreifen vermochten, um etwas vom Standpunkt der Eingeborenen bewerten zu können, ſtatt Auſtralien durch die europäiſche Moralbrille zu betrachten. Nur dadurch kommt die völlig ſchiefe Anſicht, daß aus religiös-moraliſchen Gründen der Ehebruch der Frau verboten geweſen ſei.

Aber noch ein ſehr wichtiges Moment ſpricht für meine klare Eigentumstheorie. Der Mann kann ſeine Frau ganz nach Belieben einem anderen überlaſſen; er kann ſie direkt zur Proſtitution zwingen und ſie dadurch Geld erwerben laſſen, das natürlich nicht der Frau, ſondern ihm gehört. Daß dies ſehr oft geſchieht, darin ſtimmen alle Reiſenden mit minutiöſer Sicherheit überein, und ſelbſt der Korvettenkapitän Werner, der doch wahrlich als eine unantaſtbare Quelle gelten muß, berichtet, daß die Weiber, ſobald ſie ein Schiff ankommen ſehen, ſich ins Meer ſtürzen und dem fremden Koloß entgegenſchwimmen, um ſich den weißen Seeleuten gegen Zahlung anzubieten. Die Weiber kommen dann völlig nackt an Bord, denn den Lendenſchurz legen ſie, um ihn nicht naß zu machen, ab. Kommen Männer mit an Bord, ſo finden dieſe in dem Gebahren ihrer Weiber durchaus nichts Verwerfliches. Die Weiber ſind von den Männern vorher inſtruiert, was ſie für ihre Liebesdienſte fordern ſollen, und liefern den Lohn nachher auch ſofort an die Männer ab. Die Frau iſt Eigentum des Mannes; dieſem kommt alſo zu, was für ſein Eigentum gezahlt wird.

Nicht von Auſtralien ſelbſt, aber doch aus jener Gegend, nämlich von der zwiſchen Neu-Pommern und den Salomons-Inſeln liegenden Niſſan-Inſel iſt ein amtlicher Bericht über eine kaum glaubliche, in Wirklichkeit aber keineswegs ſeltene Verwendung der Weiber bekannt geworden. Es iſt nämlich ſchon vielfach berichtet worden, daß in der Südſee die Weiber nicht beſſer gehalten würden, als das Vieh, daß ſie wie dieſes Handelsware ſeien und, wenn ſie ſexuell genügend ausgenutzt wären, auch zu Schlachtzwecken benutzt würden. In dem Falle von Niſſan wurde von der deutſchen Regierung eine Strafexpedition ausgerüſtet, die natürlich erſt eine genaue Unterſuchung einleitete. Ein Mitglied dieſer Expedition, Thurnwald, berichtet:

„Man wählt mit Vorliebe Weiber, die wenige oder keine Beſchützer haben, von denen Blutrache droht. Vor allem hat man es auf die Witwen abgeſehen, die in geſchlechtlicher Beziehung als Gemeinbeſitz aller Männer des Dorfes betrachtet werden. In unſerem ſehr genau erhobenen Einzelfall handelte es ſich um ein Buka-Weib, das an einen Niſſan-Mann verheiratet war. Der Mann war vor 10 Monaten geſtorben. Das Weib war zunächſt bei dem Häuptling des Dorfes ihres Mannes verblieben (bei Tumut aus Halian). Nach etwa drei Monaten holte ſie der Häuptling Salin aus Males zu ſich. Fünf Monate hielt ſie ſich bei Salin auf, führte deſſen Wirtſchaft und unterhielt mit ihm regelmäßig geſchlechtlichen Verkehr. Da Salin dem Häuptling Somſon aus Bangalu bei Siar zur Lieferung von Menſchenfleiſch verpflichtet war, wurde ſchon drei Monate vor Schlachtung des Weibes Karas abgemacht, daß Salin ſie zur Schlachtung auffüttern ſollte. Nun mietete Somſon, der das Fleiſch bekommen ſollte, den Schlächter in der Perſon des Häuptlings Mogan aus Torohaban. Er bezahlte ihn mit einem Schwein, zwei Bündeln Pfeile, fünf Armringen und einem Meſſer. An dem verabredeten Tage erſchien nun Somſon mit ſeinen Leuten und Mogan mit den Seinen auf dem Platze Salins. Jetzt ſträubte ſich zunächſt Salin, die Karas herzugeben. Sie ſcheint beim geſchlechtlichen Verkehr die Lüſte des alten Salin zu reizen verſtanden zu haben, außerdem erwartete Salin von ihr nach 3—4 Monaten ein Kind. Er wünſchte deshalb, daß Somſon ſich noch gedulde. Dieſer alte Menſchenfreſſer wollte aber nichts davon wiſſen und verlangte ſein Opfer. Der

Überzahl vermochte Salin nicht Stand zu halten, und ſo gab er ſchließlich doch die Karas heraus und half bei ihrer Schlachtung dadurch, daß er ſie feſthielt. Vorher war ſie wie ein Schwein an Händen und Füßen gebunden und aus der Hütte Salins herausgetragen worden. Der erſte Streich wurde von Mogan ſchräg über die Bruſt gegen die Bauchhöhle zu geführt, dann durchſchnitt ihr einer von Somſons Leuten, Sinai, mit einem Meſſer die Kehle, ein anderer, Nataweng, ſchoß ihr einen Pfeil in die Seite, und erſt er machte ihrem Leben ein Ende. Das hatte ſich am Nachmittag zugetragen. Man ſchleppte nun die Leiche nach dem Strand, verlud ſie in ein Kanu und ruderte nach Somſons Dorf. Dort wurde ſie bei Mondſchein in des Häuptlings Haus gebracht, und die ganze Familie ſchlief die Nacht über in demſelben Raume. Am nächſten Morgen ſchaffte man die Leiche auf eine der üblichen Feuerſtätten aus Korallenkalk und röſtete ſie dort an, wie man dies mit Schweinen tut. Hierauf erſt ſchritt man dazu, die Leiche zu zerſtückeln, zur „Kilue", der Fleiſchverteilung. Der Häuptling Somſon behielt für ſeine Perſon die rechte Lende; ſeinen Leuten gab er den Kopf; ein Gemeindegenoſſe, Welkerup, erhielt den linken Unterſchenkel ſamt Fuß; Kiritan den linken Arm, ſein erwachſener Sohn Djomi kaufte für einen Armring von ſeinem Vater Somſon den rechten Unterſchenkel und Fuß der Karas. Barkle aus Pipiſſu bekam die linke Lende und den Embryo; Kuhu aus Pipiſſu den linken Oberſchenkel; Hebi aus Kulo den rechten Oberſchenkel; Mologalu aus Termaga den rechten Arm; Nedſin aus Walo die Brüſte; Tewell aus Termatuan kaufte für zwei Bündel Pfeile den Bauch; Naſſiad aus Tabuſſuri erhielt den Rücken und Takalian aus Siar die Geſchlechtsteile. — Die Brüſte und Lenden gelten als Leckerbiſſen."

Der Bericht in ſeiner trockenen Aktenſprache ſagt wohl klarer als ein noch ſo ſtiliſtiſch vollendeter Entrüſtungsſchrei über ſolche Greuel, wie gering das Weib geachtet wird, ſelbſt von einem Manne, dem es alle Freuden der Liebe bereitet. Es wird einfach als Schlachttier verkauft und gemäſtet, während es wie ein echtes Weib mit dem Manne lebt und für ihn ſorgt. Der Mann findet ſchon ein anderes Weib, das wohl denſelben Weg wandert, wenn es lange genug zum Spielzeug der Lüſte gedient hat. Der Mann, der ſich noch nicht aus dem Liebestaumel befreien kann, als das Opfer ab-

geholt werden soll, der auch gern die Nachkommenschaft abwarten möchte, hilft dann, als ihm kein Aufschub gestattet wird, selbst das Weib — schlachten. Es war ja nur ein Weib.

Man wird bei Menschenfressern allerdings nicht allzugroße Humanität erwarten können; aber daß die Frauen direkt wie Schlachttiere gemästet werden, findet man doch nicht so oft. Aus verschiedenen Gebieten wird sogar berichtet, daß die Frauen der Menschenfresser eine ganz gute Behandlung genössen. In Neu-Britannien z. B. gilt die Frau ziemlich viel; sie ist Genossin und Beraterin des Mannes, und ihre Stellung erinnert auch nach allem, was darüber verlautet, lebhaft an die Stellung der Frau im deutschen Altertum. Die Frau ist ebenfalls Eigentum des Mannes, wird dies aber nicht durch Kauf, sondern durch Raub. Wenn ein Stamm Raubzüge zur Erlangung der Frauen unternimmt, kommt es meist zu blutigen Kämpfen, die übrigens zeigen, daß die Eingeborenen das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden wissen. Sie erlangen eine Anzahl Frauen, und die erschlagenen Feinde nehmen sie als höchst willkommene Nahrung mit. Die Leichname werden dann verzehrt, und die eroberten Frauen sollen sich an ihr Schicksal sehr schnell und gern gewöhnen, da ihnen gestattet wird, an dem leckeren Mahle teilzunehmen.

Die Frauen folgen, wie dies bei den Germanen geschah, dem Manne sogar in den Kampf und treiben ihn zu mutigem Vordringen an. In einigen Gebieten sollen es Frauen sogar bis zur Häuptlingswürde bringen können.

Der indianische Medizinmann als Liebeshelfer.

Die Indianer Nordamerikas glauben nicht an viele Götter; sie kennen nur den „Großen Geist", der die Schicksale der Völker und der einzelnen Menschen regelt, der auf der Erde regiert und den gefallenen Kriegsmann aufnimmt in die ewigen Jagdgründe. Der Indianer ist ein ziemlich religiös veranlagter Natursohn. Religiös natürlich nicht im Sinne unserer Dogmatiker, die nur die bestimmten Silben als Glauben oder überhaupt als Religion anerkennen und jeden anderen Buchstaben schon als Irrlehre und Ketzerei verwerfen. Nein,

der Indianer glaubt an den Großen Geist mit dem Empfinden und dem Herzen, nicht mit dressiertem Verstand und auswendig gelernten Formeln.

Er braucht aber dennoch eine Mittelsperson, und das ist der Medizinmann, der in guten und bösen Tagen alle die kleinen und großen Anliegen der Rothaut dem Beherrscher des Himmels übermittelt. Medizinmänner und Zauberer gibt es eine ganze Anzahl, und sie verstehen es auch, durch ihre Zauberkünste den Herzensangelegenheiten der Rothaut Förderung zu gewähren. Der Indianer nimmt diese Hilfe oft in Anspruch.

Das ist schon ein Beweis dafür, daß die Stellung der Frau bei den Indianern durchaus nicht so niedrig und untergeordnet ist wie bei vielen anderen Völkern, die man als unkultiviert bezeichnet, obgleich dieser Ausdruck in seiner vollsten Bedeutung eigentlich nirgends berechtigt ist. Nun hat aber gerade eine Dame, die sich lange bei Indianern aufgehalten, Mrs. Eastman, das Los ihrer roten Schwestern als geradezu unerträglich geschildert. Das Leben der Indianerin sei eine lange Kette von Leiden und Unerträglichkeiten. Von der Geburt an zeige sich dies. Das Mädchen werde schon von der Stunde seines Erscheinens auf der Welt an verachtet und zurückgestellt. Wenn es einen Bruder habe, so werde ihm diese Zurückstellung sehr schwer und fühlbar Stunde für Stunde vor Augen geführt. Der Knabe sei etwas, das Mädchen Luft, denn in dem Knaben erblicke man den zukünftigen Helden, den Stolz des ganzen Stammes, und man tue so, als ob er wirklich schon der kühne Krieger sei, der er doch erst werden solle. Nun gibt Mrs. Eastman aber doch eine Periode der Ehren und des Glanzes im Leben des Mädchens zu: die Zeit, in der ein Mann sich um die Hand der jugendlichen Schönen bewerbe; allerdings sei nur solange die Achtung und Hochschätzung vorhanden, wie der Bewerber sich seines Erfolges nicht nur nicht sicher fühle, sondern direkt daran zweifle, daß er überhaupt einen erzielen werde. In dem Augenblick, in dem er sein Ziel erreicht, also die Zusage erhalten oder gar das Mädchen als sein Weib heimgeführt habe, höre jede Hochachtung auf. Die Frau sei dann aus der heißumworbenen Göttin zur mißachteten Dienerin geworden, und die harte Arbeit und rohe Behandlung ertöte auch im Herzen der Frau jede schönere, reinere und edlere Regung.

Sie habe die ganze Laſt der Sorge für die Familie zu übernehmen, gleichviel ob ihre Schultern ſtark genug ſeien, ſie zu tragen. Auf den Wanderungen ſei ſie das Laſttier; ihr werde alles aufgepackt, was des Mitnehmens wert ſcheine, und wenn am Abend Raſt gehalten werde und alle ſich ermattet auf das Lager ſtrecken, dann gebe es für ſie doch keine Ruhe, denn ſie müſſe dann erſt Feuer anzünden und für den Mann die Speiſe bereiten.

So ſchildert Mrs. Eaſtman das Los ihrer roten Mitſchweſtern; wie man auf den erſten Blick erkennt, hat ſie ihre Studien durch die Brille der Frauenrechtlerin gemacht und die Welt natürlich ganz anders geſehen, als die Indianerin ſelbſt ſie erblickt. In Wirklichkeit iſt das Los der Frauen bei den meiſten Indianerſtämmen nicht nur ſehr erträglich, ſondern oft geradezu beneidenswert. Die Sorge für den Haushalt fällt der Frau allerdings zu; der Mann jagt oder wandelt auf dem Kriegspfade und kümmert ſich um die Hausarbeiten ſehr wenig, wenn er auch oft genug Verrichtungen übernimmt, die zum Hausweſen gehören. Die Frau iſt durchweg geachtet und hat bei vielen Stämmen geradezu eine ausſchlaggebende Stimme bei den Beratungen. Eine harte Behandlung haben andere Reiſende, die mit den Gepflogenheiten der Indianerſtämme durchaus vertraut waren, nicht bemerkt, ſehr viel eher das Gegenteil. Die gute Behandlung der Frau iſt für viele Stämme religiöſe Vorſchrift. Bei einigen Stämmen können Frauen ſogar die geheiligte Tätigkeit eines Medizinmannes übernehmen. Wo iſt da das troſtloſe Schickſal einer Indianerin?

Etwas anders, wenn auch in der Regel nicht ſchlechter, iſt das Los der Frauen bei den Indianern Südamerikas. Nur von wenigen Reiſenden wird berichtet, daß das Weib brutal behandelt werde; aber auch da iſt offenbar der Maßſtab des Europäers angelegt und dadurch natürlich ein völlig ſchiefes Bild geſchaffen worden. Vor allen Dingen wird moniert, daß es ſich bei den Vereinigungen der Geſchlechter z. B. in Venezuela ſehr ſelten um kirchliche Trauungen, ſondern meiſt nur um Verbindungen handle, bei denen beiden Teilen das Kündigungsrecht zuſtehe. Dieſe Verbindungen könnten alſo beliebig gelöſt werden, und beiden Teilen ſtehe dann das Recht zu, eine neue Verbindung einzugehen. Schon aus dieſer Rüge iſt zu erkennen, daß der Bericht nicht allzu objektiv abgefaßt iſt, denn

die Verbindung wird ohne weiteres als unmoraliſch und unſittlich bezeichnet, was ſie aber nach der Auffaſſung der Indianer zweifellos nicht iſt. Dort gilt ein ſolches Zuſammenleben auf Kündigung durchaus nicht als verwerflich, ſondern als ganz normal, und über ſittliche Fragen kann immer nur der Landesbrauch entſcheiden, der ſehr wohl als ſittlich betrachtet werden kann, wenn er auch nach anderer Moralauffaſſung als unſittlich zu gelten hätte.

Sachs berichtet, daß er einſt in Venezuela eine junge Indianerin, die ein hübſches Kind auf den Armen wiegte, gefragt habe, wer der Vater dieſes Kindes ſei. Die Indianerin habe darauf geantwortet: „Wer kann das wiſſen?“, und Sachs ſchließt hieraus auf eine große Unmoralität der dortigen Rothäute. Mir erſcheint das ſtark tendenziös, denn die Geſchichte, die faſt genau ſo von den Pampas-Indianern erzählt wird, beweiſt, bei Lichte betrachtet, überhaupt nichts. Zunächſt ſteht doch noch nicht einmal feſt, ob es ſich um das eigene Kind der Indianerin handelte, denn ſehr wohl kann dieſe ein ihr nicht bekanntes Kind getragen haben, deſſen Vater ſie alſo wirklich nicht anzugeben vermochte, und zweitens kann die Antwort auch gegeben worden ſein, um dem zudringlichen Fragеſteller klar zu machen, daß er ſich nicht um Dinge zu kümmern habe, die ihn nach Anſicht der Befragten nicht das Mindeſte angingen. Es iſt immer recht bedenklich, auf ſolche Anekdoten ein Urteil zu fällen über den ſittlichen Wert oder Unwert eines Volksſtammes. Die eine Vertreterin würde an und für ſich nichts für die Moral des ganzen Stammes ergeben, denn wieviel deutſche Mädchen mag es geben und gibt es wirklich, die für ihr uneheliches Kind keinen beſtimmten Vater angeben können! Wie würden wir es finden, wenn dieſe Tatſache von Fremden zu dem Beweiſe benutzt werden ſollte, daß Deutſchland das unmoraliſchſte Land der Welt ſei?

Das religiöſe Liebeswerben des Indianers ſpricht gegen eine völlige ſittliche Verwahrloſung, denn wo mit Hilfe des prieſterlichen Zauberkünſtlers der Mann um das Mädchen wirbt, da beſteht ſicherlich nicht eine allgemeine ſexuelle Gemeinſchaft; es kämpft nur mit Zaubermitteln, wer auf gewöhnlichem Wege ſein Ziel nicht erreichen kann. Die Liebeshilfe der indianiſchen Medizinmänner iſt aber uralt; man kannte ſie ſchon im alten Peru und hielt ſie da offenbar für ein ganz alltägliches Mittel. Dieſen Ruf hat ſie noch

heute, und auch die Gegenstände, deren sich die alten peruanischen Hexenmeister bedienten, wenden die heutigen Medizinmänner noch jetzt an.

Der Liebende erhielt irgend einen Talisman, der aus Federn oder Wurzeln gefertigt war und eine menschliche Figur darstellen sollte, entweder den Liebenden selbst oder die Person, die er erringen wollte. Was im Einzelfalle zweckmäßiger sei, das richtete sich ganz nach der Anwendung, die der Talisman finden sollte. War beabsichtigt, der begehrten Person diese Figur heimlich ins Nachtlager zu stecken, dann dachte man sich natürlich den Liebenden als durch die Figur dargestellt. Suchte man aber durch Zärtlichkeiten, die man dem Gebilde erwies, auf die begehrte Person durch Zauber einzuwirken, dann galt die Figur als die der geliebten und begehrten Person.

Zuweilen verschaffte sich der Liebende auch mit Hilfe der Medizinmänner von der geliebten Person Haare oder sonst etwas, das mit ihr in unmittelbarer Berührung gestanden hatte, und dieses kostbare Besitztum mußte der Liebende stets bei sich tragen, bis der Zauber wirkte. Ob es jemals geholfen hat, läßt sich wohl nicht aktenmäßig nachweisen; ich glaube es aber auf alle Fälle. Freilich nehme ich nicht an, daß dieses Figürchen Zauberkraft besessen hätte; aber gerade die persönliche Beeinflussung der begehrten Person werden sich die schlauen Medizinmänner zur Aufgabe gestellt haben; denn ihnen mußte doch daran liegen, daß ihr Zaubermittel, das ihnen ein hübsches Stück Geld einbrachte, in gutem Rufe blieb. Welches Mädchen wäre nun aber gegen die Mitteilung, daß ein junger Mann sich nach ihm in Liebessehnsucht verzehre, unempfindlich? Besonders wenn diese Mitteilung aus dem Munde eines Priesters, der für fast allmächtig gilt, kommt? Die Feder- oder Wurzelfigur war übrigens auch kein leerer Wahn, sondern sie wird die Worte des großen Medizinmannes wirksam unterstützt und das Mädchen überzeugt haben, daß es gegen den Willen des „Großen Geistes" und die Macht des Zaubers nicht handeln dürfe. So wurde aus religiösen Gründen oder Scheingründen die Kuppelei des Medizinmannes von Erfolg gekrönt. Wir haben gesehen, daß die Priester des heidnischen Altertums sehr gern und sehr oft sich als Kuppler „nützlich" machten.

Tafel LXXVIII.

Die Jungfrau mit dem Kind (alte französische Darstellung).

Tafel LXXIX.

Freudenhaus in Yoshivara.

Berühmt sind die Liebestränke des Altertums, die ebenfalls religiöse Hilfsmittel in Liebesnöten waren. Auch sie spielen noch jetzt bei den nordamerikanischen Indianern eine große Rolle. Es gibt da eine besondere Kaste Heiliger, die Mide genannt werden und sich mit allerlei Hokuspokus beschäftigen. Diese Heiligen haben, wie es scheint, eine längere Lehrzeit durchzumachen und rücken erst ganz allmählich bis zur höchsten Stufe des Wissens empor. Aber nur die Wissenden verstehen, das Liebespulver herzustellen, das außer einigen pflanzlichen Bestandteilen auch Menstrualblut einer noch unberührten Jungfrau enthält. Die genaue Zusammenstellung dieses Wundermittels ist natürlich Geschäftsgeheimnis der Heiligen, die sich für ihre Hilfe glänzend bezahlen lassen. Dabei ist es aber noch nicht einmal ohne weiteres möglich, mit einem Anliegen bis zu den Wissenden der Mide zu gelangen, denn diese stehen gar groß da im Volke. Die Herstellung des Liebespulvers ist übrigens nicht möglich, wenn dem Wissenden alle Ingredienzien und deren Dosierung genau bekannt sind, sondern es gehört dazu noch eine besondere religiöse Zeremonie mit Opfer und das Absingen eines bestimmten Gesanges.

Nach Schoolcraft gibt es noch einen anderen Liebeszauber, den die indianischen Medizinmänner ausüben. Diese religiösen Zauberkünstler heißen Wabeno. Sie benutzen sogenannte Musik-Bretter, auf die sie mit einem Trommelstock schlagen, um ihren Zaubergesängen den erforderlichen Rhythmus zu geben. Diese Bretter sind mit den seltsamsten Figuren geschmückt. Nach Schoolcraft dienen solche Bildwerke dazu, das Gedächtnis der Medizinmänner bei ihren Gesängen zu unterstützen. Mir ist das allerdings nicht recht einleuchtend; ich nehme viel eher an, daß die Figuren selbst eine Zauberwirkung haben sollen, denn die Wabeno werden wohl die Formeln, die sie abzusingen haben, auch ohne besondere Unterstützung ihres Gedächtnisses genügend beherrschen; es ist ja ihr Amt, dies zu können. Die Figuren enthalten übrigens keinen Text und sind so gezeichnet, daß sie einfach den Gegenstand darstellen, der im Zaubergesang behandelt werden soll, den also die Wabeno ohnehin kennen, wenn ihre Zauberei in Anspruch genommen worden ist.

Der Liebeszauber gehört zu diesen Zaubergesängen mit an erster Stelle. Die Indianer glauben, daß der Gesang auf die Person, an

die er gerichtet ist, unter allen Umständen wirken müsse, auch wenn sie sich am Ende der Welt befinde.

Das alles zeigt doch aber, daß das Weib bei den Indianern sehr geschätzt ist, und daß zu seiner Gewinnung der ganze religiöse Apparat in Tätigkeit gesetzt wird.

Religiöse Vorschriften über die indianische Mutter.

Wie das Liebeswerben bei den meisten Indianerstämmen stark von den religiösen Gebräuchen beeinflußt wird und sogar durch die priesterlichen Medizinmänner unterstützt und gefördert wird, so steht auch alles, was mit der Erhaltung der Art, der Fortpflanzung des Stammes in Beziehung gebracht werden kann, unter bestimmten Ritus-Vorschriften. Vieles erscheint uns seltsam und absurd; aber es findet seine Erklärung eben darin, daß religiöse Bräuche vorliegen, die natürlich stets dem Unbeteiligten mehr oder weniger seltsam erscheinen.

Wenn die Indianerin ihre Stunde kommen fühlt, in der sie dem Stamme einen neuen Weltbürger liefern soll, dann hat sie bei den meisten Volksstämmen einen besonderen Raum aufzusuchen, der außerhalb des Dorfes liegt. Oft ist es bloß ein verschwiegener Wald, dessen Einsamkeit sie aufsucht; in der Regel aber gibt es ganz besondere Hütten, in die sich die Frau begibt, um dort ihre schwere Stunde abzuwarten. Nicht selten ist sie dort völlig einsam und verlassen, und sie findet nicht die geringste Hilfe, scheint deren auch gar nicht zu bedürfen, denn alle die gefährlichen Zufälle, die die junge europäische Mutter bedrohen, scheinen den Indianern unbekannt zu sein. Es wird nichts davon berichtet, daß die Geburten das Leben gefährden. Die Indianerin übersteht vielmehr, wie es scheint, die Geburt auch ohne jede Hilfe leicht und gefahrlos.

Das ist um so bemerkenswerter, als die indianischen Mädchen oft schon im jugendlichen Alter heiraten und nicht selten schon mit 11 bis 12 Jahren Mutter sind. Solche junge Weiber müssen also vorzüglich „sexuell aufgeklärt" werden, wenn sie ohne jeden Beistand Kinder zur Welt bringen und dabei weder sich selbst noch das Kind gefährden.

Bei nicht seßhaften Indianern, die also ein Nomadenleben führen und sich immer auf der Wanderschaft befinden, wird der jungen Mutter, wenn ihre Stunde gekommen ist, doch die Geburtshütte errichtet. Man übergibt ihr dann auf einige Tage Nahrungsmittel und überläßt sie ihrem Schicksal. In der Regel — so wird wenigstens versichert — teilt man ihr nicht einmal mit, wohin der Marsch geht. Das hat auch eine ziemliche Wahrscheinlichkeit für sich, da die Indianer sehr oft selbst nicht wissen, wohin ihr Weg sie führt. Zufall und Abenteuer geben erst von Tag zu Tag die Richtung des Zuges an. Die junge Mutter bleibt nun einfach in der Hütte allein zurück, bringt das Kind zur Welt und geht dann wenige Tage später mit dem jungen Weltbürger, den sie auf dem Rücken trägt, auf die Wanderschaft. Ob sie ihr Volk wieder erreicht, was überhaupt aus ihr wird, das bleibt dem Zufall oder den Neigungen des Großen Geistes überlassen. Die Indianerin weiß sich übrigens zu helfen, sie ist auch allein in der Wildnis nicht hilflos. Ihre Nahrung findet sie schon, und die scharfen Sinne lassen sie auch wohl die Spur ihrer Stammesgenossen finden, denen sie dann folgt.

Für uns Europäer erscheint es am sonderbarsten, daß die junge Mutter so ohne jede Hilfe das Kind zur Welt bringt, und daß sie schon nach wenigen Tagen wieder rüstig und marschfähig ist, als sei überhaupt nichts passiert. Das erstere hat man in der deutschen forensischen Medizin zeitweilig für unmöglich erklärt; man hat geglaubt, daß eine Geburt ohne jeden Beistand überhaupt nicht vor sich gehen könne, da die Entfernung der Nabelschnur und der Nachgeburt kategorisch Beistand fordere. Das war also, wie die Indianerinnen und die Mütter noch mancher anderen Naturvölker beweisen, wieder einmal ein gründlicher Irrtum.

Die Dauer des Wochenbettes ist von der Wissenschaft auf etwa zehn Tage festgestellt worden; es gibt aber auch in Deutschland Frauen, die ohne irgendwelche bemerkbaren Nachteile nach ein oder zwei Tagen aufstehen oder auch wohl ganz auf das Wochenbett verzichten. Das sind aber immer nur Ausnahmen, während die Indianerin in der Tat zuweilen unmittelbar nach der Geburt schwere Arbeiten, die sie bis zum Eintritt der Wehen verrichtet hatte, wieder aufnimmt. Das sind Dinge, die bei den Rothäuten nicht einmal auffallen, weil sie einfach ganz alltäglich sind.

Bei Stämmen, die feste Lagerplätze haben, wird sehr oft die Geburtshütte gleich mit dem Lager errichtet, wenn für sie auch im Augenblick keine Notwendigkeit vorhanden ist. Abseits vom Lager wird aus Reisig und Laub die Hütte, meist ganz primitiv, errichtet. Sie stellt zuweilen nichts vor als einen oben völlig offenen, nach den Seiten aber dicht bewandeten Kreis, an dessen Zugang das eine Ende über das andere hinwegragt, ähnlich wie man aus einer Rolljalousie sich ein windfreies Plätzchen schafft. In der Nähe dieser Hütte werden drei feste Stäbe in die Erde geschlagen, die dazu dienen, der Gebärenden eine Stütze zu sein, wenn die Wehen beginnen.

Innerhalb des umfriedeten Gebärraums selbst werden einige Vertiefungen in die Erde gegraben. Die eine ist Lagerstätte für die Mutter und das Kind, die andere ist bestimmt, die Fäkalien aufzunehmen. Die Einrichtung ist also äußerst primitiv; aber sie erfüllt ihren Zweck.

Der räumliche Abstand der Hütte vom Lager wird von einigen Reisenden deshalb für notwendig erklärt, damit man im Lager selbst die Gebärende und das Kind nicht schreien höre. Das ist aber eine sehr wenig stichhaltige Erklärung. Man hält vielmehr das Weib während der Menstruation und noch viel mehr während der Geburt für unrein. Das ist eine alte religiöse Auffassung, der wir überall begegnen, die auch viele Völker zur Errichtung besonderer Menstruationshütten veranlaßt, und die selbst die religiös-hygienischen Vorschriften des Moses klar und deutlich aussprechen.

Diese Ansicht ist natürlich auch der Grund für die Geburtshütten, die bei zahlreichen unkultivierten Völkern, keineswegs bloß bei den Indianern, gebräuchlich sind. Wie weit bei den Indianern hygienische Rücksichten die Absonderung der gebärenden Frauen mit veranlassen, ist schwer zu sagen. Ich finde eine wirklich hygienische Vorschrift eigentlich nur bei den Indianern in der Uintah-Valley-Agentur. Dort ist es Brauch, an der Liegestätte der Gebärenden einen Kessel mit warmem Wasser aufzustellen und außerdem ein Feuer anzuzünden. Das warme Wasser dient als Getränk und soll schweißerzeugend wirken, während das Feuer den starken Temperaturunterschied zwischen dem weiblichen Körper und der Luft verhüten soll.

Eine ganz eigenartige Sitte herrscht bei den meisten Indianerstämmen. Sie befremdet uns noch viel mehr als die, daß die Frau meist auf das Wochenbett verzichtet. Statt dessen hält es — der Mann. Sofort nach der Geburt legt sich der neugebackene Vater zu einem mehr oder weniger langen und angenehmen Wochenbett nieder. Bei manchen Stämmen ist das recht angenehm und erträglich; der Mann wird gepflegt und geschont, als gälte es, ihn dem sicheren Tode zu entreißen. Bei anderen Stämmen aber ist die Lage des Mannes keineswegs beneidenswert. Er sucht die Hängematte auf und macht eine Fastenkur durch, bei der er zum Skelett abmagert. Seine endliche Erlösung geht auch meist nicht ohne religiöse Entsühnung vor sich.

Nach Du Tetre erhält der Mann bei einigen Indianerstämmen Brasiliens nur die Krume des Kassavabrotes als Nahrung. Damit muß er sich 40 Tage lang begnügen. Nach deren Ablauf wird ein großes Fest gegeben, bei dem Verwandte und Bekannte auf Kosten des jungen Vaters schwelgen. Er selbst nimmt an dem Gelage nicht nur nicht Teil, sondern er hat auch noch eine sehr schmerzliche Entsühnung durchzumachen. Jeder der Gäste ritzt ihm mit einem scharfen Instrument die Haut, daß Blut fließt. Diese Wunden werden dann mit einem wie höllisches Feuer brennenden Absud starken Pfeffers gewaschen. Der Schmerz ist natürlich über alle Begriffe groß; aber der Mißhandelte wird ja entsühnt, er darf mit keiner Miene verraten, wie furchtbar ihm die Qual ist. Er wird dann wieder auf einige Tage ins Bett gebracht, damit er sich erholen kann, und die Gesellschaft läßt es sich gut gehen. Ist die Heilung vollendet, dann sind die Fasten für den Unglücklichen noch lange nicht beendet. Alles Wohlschmeckende muß er entbehren, damit nicht das Kind durch seine Schwelgereien Schaden leide. Wenn irgendwo, dann hat der Spruch, daß Vater werden nicht schwer sei, Vater sein dagegen sehr, bei den Indianern Brasiliens seine Berechtigung.

Man hat es bei dem Männerkindbett, der sogenannten Couvade, zweifellos mit einer alten religiösen Vorschrift zu tun, deren Zweck und Bedeutung jetzt in Vergessenheit geraten ist. Schon das Altertum kannte diesen sonderbaren Brauch, und er ist auch jetzt keineswegs auf die Indianer beschränkt. Gewöhnlich nimmt man an, die Couvade sei nur dazu da, die bösen Dämonen zu täuschen, die dar-

auf ausgingen, der jungen Mutter Krankheiten zu bringen; sie seien machtlos, wenn sie statt der Mutter den Vater im Wochenbett fänden.

Nach anderer Ansicht soll der Mann durch die Geburt auch einen Teil der Leiden auf sich nehmen, damit nicht alles die Frau allein treffe. Eine weitere Meinung geht dahin, durch die Mutter erhalte das Kind nur den Körper, die Seele stamme vom Vater, und dieser werde deshalb durch die Geburt viel mehr mitgenommen als die Mutter, die doch nur das Wenigere, das Wertlosere gebe.

Auf sonstige Erklärungsversuche, deren es noch eine ganze Reihe gibt, will ich nicht eingehen; es scheint wohl, als ob die drei genannten die größte Wahrscheinlichkeit für sich hätten. Nach meiner eigenen Überzeugung gibt es aber noch eine weitere Erklärung, auf die offenbar noch niemand verfallen ist, obwohl sie meines Erachtens sehr nahe liegt.

Wenn die Indianerin auch eine Konstitution besitzt, die es ihr möglich macht, unmittelbar nach der Geburt körperliche Arbeiten zu verrichten, so bedarf sie doch dringend der sexuellen Schonung, damit die inneren Organe sich wieder einrichten. Da hat man es vielleicht für notwendig gehalten, durch eine religiöse Vorschrift dafür zu sorgen, daß der Mann sich von der jungen Mutter fernhalten mußte. Die religiöse Vorschrift aber wählte nicht bloß Moses, um mit Sicherheit die Befolgung rein hygienischer Gebote zu erreichen. Das Fasten des Mannes war sicherlich ein sehr geeignetes Mittel, ihn sexuell enthaltsam zu machen.

Das Weib als Amazone in Afrika.

Wie man im orientalischen Altertum viel von Amazonen zu erzählen wußte, die in Kleinasien ihr Wesen treiben und den Nachbarvölkern sehr gefährlich werden sollten, hat man bis in die neueste Zeit hinein von afrikanischen Amazonen berichtet, die nicht minder abenteuerlich wären als die Asiatinnen. Soweit es sich um ältere Mitteilungen, etwa aus dem 16. und 17. Jahrhundert handelt, wird man wohl annehmen dürfen, daß diese nach dem klassischen Modell geformt sind. Man liebte es damals viel mehr als jetzt,

ſich im Geiſte in die vergangenen Zeiten und die klaſſiſchen Mythen zurückzuverſetzen, und auch Reiſeſchriftſteller ſchilderten gern Erlebniſſe und Abenteuer, die ſtark von der klaſſiſchen Literatur beeinflußt waren, oft nicht einmal das örtliche Kolorit berückſichtigten, und ſie liebten es, Ungeheuer und Mißgeſtalten als Bewohner ferner Länder zu ſchildern, gerade als ob ſie bei den alten Phöniziern, die die berühmteſten Lügner des Altertums waren, in die Schule gegangen wären.

Die bekannteſte Beſchreibung eines Amazonenreiches oder richtiger geſagt Amazonenvolkes iſt die in der Reiſebeſchreibung von Eduard Lopez (1578) enthaltene des Reiches Monomotapa am Congo. Es heißt da: „Unter ſeinen vornehmſten Vorkämpfern ſind die Elite-Truppen der Weiber, die der Kaiſer ſehr werthält und für den Kernpunkt ſeiner Streitkräfte anſieht. Dieſe Weiber brennen ihre linke Bruſt ab, um im Schießen gewandter zu werden; ihre Waffen ſind Bogen und Pfeile; ſie ſind behende, raſch, gewandt, tapfer und ſichere Schützen, und vor allem ſind ſie ſehr ſtandhaft und laſſen ſich nicht leicht in die Flucht ſchlagen. Im Kampfe gebrauchen ſie die Liſt, daß ſie ſich ſtellen, als ob ſie fliehen wollten, worauf ſie ſich dann ſchnell wenden und ihren Feinden großen Schaden durch Schießen zufügen. Wenn ſie dann merken, daß der Feind glaubt, ſie überwunden zu haben, und ſich in ſeine Reihen verteilt, dann kehren ſie unverſehens um und fallen unerſchrocken über den Feind her, ſchlagen und ſchießen alles nieder, was ihnen vorkommt, weshalb ſie auch wegen ihrer Fertigkeit und Sicherheit im Schießen überall ſehr gefürchtet ſind. Sie bewohnen eine eigene, ihnen vom Kaiſer überlaſſene Landſchaft, und zu beſtimmten Zeiten verfügen ſie ſich zu den Männern, von denen jeder eine von ihnen auswählt, um Kinder zu erzeugen, damit ihr Geſchlecht nicht ausſterbe. Wenn ſie dann Knaben gebären, ſo ſenden ſie dieſelben zu den Männern nach deren Land; wenn es aber Mädchen ſind, ſo behalten ſie dieſe bei ſich und ziehen ſie auf, damit ſie, wenn ſie zu Jahren gekommen ſind, mit ihnen in den Kampf ziehen.“

Beſonders der Schluß dieſes Berichtes iſt der aſiatiſchen Amazonen-Mythe ſo deutlich nachempfunden, daß man ſchon von einer Abſchrift ſprechen könnte. Das läßt aber wieder auf den Wert der ganzen Nachricht ſchließen, und man könnte das afrikaniſche Ama-

zonentum einfach ganz fallen lassen, wenn es nicht doch noch spätere Mitteilungen gäbe, die erheblich mehr Anspruch auf Glaubwürdigkeit machen könnten.

So soll es in Dahomeh weibliche Amazonen oder doch wenigstens weibliche Truppen gegeben haben, die in den Kampf zogen und auch sonst in kriegerischer Betätigung, sei es auch nur als Wache des Königs usw., ihre Lebensaufgabe erblickten. Sie werden als gut bewaffnet und kriegstüchtig geschildert. Verschiedene Reisende wie Duncan Barton, v. Hellwald erwähnen und beschreiben dieses Amazonenkorps eingehend. Es sollen etwa 6000 Weiber gewesen sein; aber diese Zahl scheint doch ganz gewaltig übertrieben, da Heere, von denen diese 6000 Weiber doch nur einen Teil, noch dazu wahrscheinlich den kleinsten, gebildet haben würden, in Dahomeh sicherlich nicht existieren und auch früher nicht existierten. Dagegen behaupten auch einige Reisende, die Amazonen seien ohne Ausnahme Weiber des Königs. Es läßt sich aber nicht gut annehmen, daß ein Dahomeh-König mehr als 6000 Weiber gehabt haben sollte.

Wohl im Anklang an solche Gerüchte sind übrigens die letzteren Angaben dahin berichtigt, daß die Amazonen wohl Weiber des Königs seien, daß sie dies aber nur dem Namen nach seien, denn in Wirklichkeit seien sie im Zölibat, hätten also mit keinem Manne wirklich Gemeinschaft.

Nach anderen Berichten sollen die Amazonen nicht allein Kriegerinnen sein, sondern sie sollen auch als Tänzerinnen und Jägerinnen einen weit weniger kriegerischen Beruf haben. Jedenfalls herrscht bei allen Reisenden, die über diese eigenartige Weibertruppe berichten, eine möglichst unklare Vorstellung über deren Wesen und eigentliche Natur.

Horbert, der über Amazonen im Haussa-Lande berichtet, scheint mir den Kern der Sache noch am richtigsten herausgeschält zu haben. Er berichtet, daß der Sultan ein großes Gefolge von Weibern habe, die Sängerinnen und Tänzerinnen seien, ihn durch ihre Künste unterhalten und ihm auf allen seinen Zügen folgen müßten. Diese Weiber seien keine Kriegerinnen, denn Waffen nähmen sie niemals in die Hand, und selbst wenn sie dem Sultan in den Krieg folgen müßten, hätten sie niemals am Kampfe teilzunehmen, sondern sie seien auch im Kriege nur dazu da, dem Herrn die Zeit zu vertreiben und

ihm die Öde des Lagerlebens lieblich zu gestalten. Diesen Weibern sei natürlich die Keuschheit nicht vorgeschrieben, denn sie seien ja im eigentlichen Sinne nur Lustdirnen; aber die Ehe sei ihnen direkt verboten. Sie lebten also im Zölibat, und das sei wohl das wesentlichste Moment, warum sie für Amazonen gehalten würden.

Somit darf man wohl behaupten, daß alle die vielen Erzählungen über Amazonen und weibliche Kriegshorden, die aus Afrika berichtet werden, ebenso unwahr sind, wie es die Mythen aus dem Orient waren. Religiöse Pflicht des Weibes ist es in Afrika nirgends, auf die Ehe zu verzichten und als Frau das Kriegshandwerk zu treiben. Selbst das Verbieten der regulären Ehe ist nur indirekt eine religiöse Vorschrift gewesen. In der Hauptsache waren die Sängerinnen zum Zeitvertreib des Sultans da. Wurde ihnen die Ehe verboten, so geschah dies deshalb, weil der hohe Herr nicht auf die Freuden der ausschweifenden Liebe verzichten, aber auch nicht Ehebruch begehen wollte, um sie zu genießen. Soweit die Religion den Ehebruch verbietet, war die Vorschrift der Eheloſigkeit religiös.

Die Sittsamkeit des Weibes im afrikanischen Ritus.

So sehr der „schwarze Erdteil" die Völker des Abendlandes zu allen Zeiten interessiert hat, so wenig zuverlässige Nachrichten waren über das Innere dieses eigenartigen Stückes Welt zu erlangen, und große Gebiete sind uns bis heute noch nicht erschlossen. Selbst über ausgedehnte Länder, die jetzt europäischer Kolonialbesitz sind, fehlen genaue Berichte. Das gewaltige Kongoland, das eine Kolonie Frankreichs ist, und von dem ein Teil nun an Deutschland gefallen ist, hat stellenweise noch kein Forscher betreten, und es soll am Kongo noch Menschenfresser geben. Auch südwärts ist Afrika noch nicht völlig durchforscht; über viele Stämme läßt sich deshalb noch wenig Zuverlässiges sagen.

Es erscheint bei alledem nicht zutreffend, von einem afrikanischen Ritus zu sprechen, und ich will vorweg betonen, daß ich, natürlich ohne irgendwelchen Anspruch auf eine Vollständigkeit zu machen, mich darauf beschränken mußte, den uns besser bekannten arabischen Ritus in Gegensatz zu dem wilder Stämme zu bringen und dabei zu

vergleichen, welche Anſichten ſich widerſprechen, und welche mehr oder weniger übereinſtimmen.

Die Sahara, die eine natürliche Grenze zwiſchen dem kultivierten Norden Afrikas und dem wilden Süden bildete, hat der Entdeckung dieſes Weltteils ſchon im Altertum faſt unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Zwar ſoll ſchon im 1. Jahrhundert unſerer Zeitrechnung der Römer Septimius Flaccus eine erfolgreiche Forſchungsexpedition durch die Sahara bis an den Tſchadſee unternommen haben; doch war dies ein ſo ungewöhnliches und beiſpielloſes Unternehmen, daß es kaum zu einer Nachahmung reizen konnte. Viel Kenntniſſe über das Leben in Afrika ſind durch ſolche Züge nicht auf uns gekommen, und auch Verſuche, den ſchwarzen Erdteil zu umſchiffen, haben uns über Land und Leute gar keine Kunde gebracht. Nach Herodot ſollen Phönizier, die als kühne Seefahrer bekannt waren, im Auftrage des Ägypterkönigs Necho Afrika umſchifft haben. Das klingt aber ſo unglaublich, daß man ſich wohl den Zweifeln, die ſpäter auftauchten, anſchließen darf. Wie dem aber auch ſei, — über die Bewohner Afrikas haben wir durch altertümliche Forſchungen nichts erfahren. Schließlich iſt dies auch kein großer Verluſt, wenn wir die Völker, die im Altertume das Innere Afrikas bewohnten, nicht genau kennen, denn wir finden dort heute noch vielfach eine ſo niedrige Kultur, daß man wirklich nicht berechtigt iſt, auf weſentlich andere Verhältniſſe zu ſchließen, als ſie die unkultivierten Völker aller Zeiten bieten. Selbſt die Religion ſcheint noch heute bei vielen Stämmen die gleiche zu ſein, die ſie früher war. Es wird ſich nun fragen, welche Stellung das Weib in dem religiöſen Kult der afrikaniſchen Stämme eingenommen hat reſp. noch einnimmt. Was man im allgemeinen kennen gelernt, das ſieht in der Regel nicht gerade nach einer höheren Moral aus, und da bei dieſen Naturvölkern auch die Bräuche des Alltagslebens ſtets eine beſtimmte Beziehung zur religiöſen Anſchauung haben, ſo kann man aus den Bräuchen auf dieſe ſchließen, ohne ſich der Gefahr eines Irrtums auszuſetzen.

Wir finden bei verſchiedenen Völkern die Schamhaftigkeit des Weibes als rituelle Vorſchrift. So ordnet der Islam die Verſchleierung der Frauen aus religiöſen Gründen an. Es iſt dabei allerdings mit Recht die Frage aufgeworfen worden, ob dieſe

Verschleierung wirklich die Schamhaftigkeit voraussetzt, oder ob nicht vielmehr der sehr leidenschaftlich angelegte Mohammed diese Vorschrift erlassen habe, um seiner Eifersucht eine gewisse Beruhigung zu gewähren. Soweit die Bevölkerung Afrikas dem Islam angehört, ist die Rolle des Weibes dieselbe wie überall bei den Mohammedanern. Es gibt aber trotz dieser durch die Religion festgelegten Stellung der Frauen, immer noch große Verschiedenheiten in der Behandlung und im Ansehen. Selbst bei den Arabern nimmt die städtische Frau eine wesentlich andere Stellung ein als die der Nomadenstämme. Beide sind aber auf den religiösen Kult gestützt und werden nach demselben Koran beurteilt. Es ist auch das wieder ein Beweis dafür, wie verschieden dasselbe Gesetz ausgelegt und angewendet werden kann. Ich will einem gründlichen Kenner der Verhältnisse, dem Arzte Norbishuber folgen, der u. a. schreibt: „Man ist in Europa gewöhnt, die mohammedanische Frau nur als Sklavin, nur als Werkzeug des Sinnengenusses für den Mann anzusehen und zu beklagen. Ich habe als Arzt Gelegenheit gehabt, in viele arabische Häuser zu kommen, und mit den Frauen selbst zu sprechen, meine Gemahlin kennt viele, und zwar die Mädchen und Frauen der guten Familien. Wir haben niemals den Eindruck gehabt, als ob das arabische Weib unglücklicher wäre als ihre europäische Geschlechtsgenossin. Sie hat sich an das Leben, das sie führt, gewöhnt und kennt überhaupt kein anderes. Was uns Zwang erscheint, ist für sie Sitte und Brauch geworden, gegen deren Aufhebung sie selbst sich am meisten stemmen würde. So hält jede arabische Frau es für eine arge Erniedrigung, wenn sie gezwungen ist, etwa in einem europäischen oder selbst mohammedanischen Hause zu arbeiten, woselbst sie natürlich von den Männern gesehen werden kann. Ganz verschieden ist die Stellung der Frauen bei den Stadtarabern und bei den Nomaden. Bei jenen ist sie zwar meist zu Hause und muß sich verschleiern, hat aber dennoch in den besseren Familien einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf den Mann und Gebieter. Bei den Beduinen dagegen muß sie schwer arbeiten, wird roh behandelt, wenngleich sie sich nicht zu verstecken, ja nicht einmal das Gesicht zu verhüllen braucht. In vielen Ehen hat die Frau großen Einfluß auf ihren Gatten, so daß er keine wichtigere Entschließung ohne ihre Zustimmung ausführen würde. Den Winter,

d. h. die Zeit in den Monaten November bis gegen März, bringen die Frauen meist im Hause zu, hockend und sitzend ihre Arbeiten verrichtend, als Kochen, Waschen, Beaufsichtigen der Kinder, Nähen von Kleidern, Stricken von Bordüren. Sobald es etwas wärmer und grün geworden ist, gehen sie in die Gärten, in denen sie wohlbeschützt durch die hohen tâbya (Erdwälle mit Opuntien bepflanzt) sich meist in freier Luft aufhalten und arbeiten. Viel härter freilich als das Los der Stadtaraberin und Fellachin ist das der Nomadin. Alsbald nach der Verheiratung erwartet sie harte Arbeit und meist wenig sanfte Behandlung, dagegen Schläge von seiten ihres Gatten. Sie hat täglich die Tiere zu versorgen, die Lagerfeuer anzuzünden, das Holz dazu oft weither zusammenzusuchen, zu kochen und zu waschen, zu sticken und zu flicken, während sie oft ein Kind an der Brust, ein anderes auf dem Rücken reiten hat. Auf dem Marsche geht sie zu Fuß, ihre Kleinen schleppend, während der Herr und Gebieter auf dem Reittier sitzt. Schlägt man ein Lager auf, so rammt sie die Pfähle ein und spannt die Zeltdecke darüber und schleppt oft von ganz entfernten Brunnen große Krüge Wassers für ihre Angehörigen und ihre Tiere herbei."

Es ist hier auf die Macht der Gewohnheit hingewiesen, die den Frauen ihr Los als ganz erträglich und gut erscheinen läßt, weil sie eben kein anderes Los kennen. Das ist wohl auch praktisch das Wichtigste bei der ganzen Sache, denn gerade deshalb, weil sie es nicht anders kennen, ertragen die Frauen nicht allein die übelste und härteste Behandlung, wie sie den Frauen der Nomadenstämme nach Norbishuber geradezu gewöhnheitsmäßig zu teil wird, sondern sie finden nicht einmal einen Grund zur Klage. Das ist für die Mohammedaner sehr bezeichnend, aber wir werden sehen, daß es bei vielen heidnischen Völkern Afrikas nicht um ein Jota anders ist. Bei den Arabern hat sich die Stellung der Frauen im Laufe der Zeit aber wesentlich gebessert. Daß eine Frau bei den älteren Arabern noch viel weniger galt, beweisen schon die Eheverhältnisse, die ebenfalls mit den Geboten der Religion in Einklang gebracht wurden. Die Frau war rechtlos; sie war eine von einer Anzahl Frauen, die gleich ihr gehalten und bewertet wurden. Die Witwen waren nicht selten Erbschaftsobjekt, sie wurden dann

wohl nicht gerade Gattinnen der eigenen Söhne, aber doch wenigstens Eigentum des Stiefsohnes, der sie behandelte, wie sie sein Vater behandelt hatte, also miserabel. Beschränkungen gab es für den Mann sehr wenige, es konnte ohne Bedenken ein Mann mehrere Schwestern zugleich als Gattinnen nehmen, und besonders war es auch ein weitverbreiteter Brauch, eine Ehe auf Zeit zu schließen, d. h. es war dies eigentlich keine rechtsgültige Ehe, sondern eine Art Konkubinat. Der Mann nahm ein Weib auf eine bestimmte Zeit zu sich, bezahlte dafür und ließ sich alle Rechte eines wirklichen Gatten einräumen. Nach Ablauf der Zeit wurde das Verhältnis gelöst. Die Gattin war also eigentlich nur auf bestimmte Dauer gemietet. Ob dies dem Ansehen und dem Kaufwerte des Weibes besonderen Abbruch tat, das ist schwer zu sagen; es ist aber, da die Frau ohnehin nichts galt, kaum anzunehmen.

Eine noch viel abscheulichere Sitte, die aber auch nicht gegen das religiöse Gefühl der Mohammedaner oder auch nur gegen ihre religiösen Vorschriften verstieß, war sehr weit verbreitet. Arme Männer pflegten ihre Frauen besser Gestellten zu überlassen, wofür sie sich möglichst gut bezahlen ließen. Das Überlassen von Frauen und auch gelegentlich von Töchtern galt nicht als eine Unsittlichkeit; im Gegenteil, bei verschiedenen Völkerschaften war es Sitte, dem Gaste während der Nacht Frau oder Tochter zu überlassen. Man war der Ansicht, daß der Genuß des Weibes genau so zum Lebensbedarf gehöre wie die Nahrung und der Schlaf. Wer also einen Gast mit Lebensmitteln und Obdach zu versehen hatte, dem erstand die Pflicht, auch für das Verlangen des Gastes nach dem Weibe zu sorgen, und da war das eigene Weib, die eigene Tochter gerade gut genug, wie man auch an Nahrung das beste bot, was das Haus barg.

Es ist in dieser Sitte keineswegs eine laxe Moralanschauung zu erblicken, am wenigsten aber der Beweis dafür, daß etwa die Frauen leichtfertig und untreu gewesen seien, denn die Gastfreundschaft war religiöses Gebot, und die Frauen taten nur, was der Ehemann ihnen befahl, dieser aber war zu einem derartigen Befehl sehr wohl befugt, da er über das Weib wie über jedes andere Eigentum verfügen konnte. Interessant ist das, was Adalbert v. Chamisso über diese Sitte der Gastfreundschaft sagt: „Die Keusch-

heit ist nur nach unseren Satzungen eine Tugend. In einem der Natur näheren Zustande wird das Weib in dieser Hinsicht erst durch den Willen des Mannes gebunden, dessen Besitztum es geworden ist. Der Mensch lebt von der Jagd. Der Mann sorgt für seine Waffen und den Fang; das Weib dient und duldet. Er hat gegen den Fremden keine Pflicht; wo er ihm begegnet, mag er ihn töten und sein Besitztum sich aneignen. Schenkt er aber dem Fremdling das Leben, so schuldet er ihm fürder, was zum Leben gehört. Das Mahl ist für alle bereitet, und der Mann bedarf eines Weibes. Auf einer höheren Stufe wird die Gastfreundschaft zu einer Tugend, und der Hausvater erwartet am Wege den Fremdling und zieht ihn unter sein Zelt oder sein Dach, daß er in seine Wohnung den Segen des Höchsten bringe. Da macht es sich leicht zur Pflicht, ihm sein Weib anzubieten, welches dann zu verschmähen eine Beleidigung sein würde. Das sind reine unverderbte Sitten."

Soweit Chamisso, der allerdings die Begriffe des „natürlichen Rechtes" sehr weit ausdehnt, mit dem, was er über die Sitte sagt, aber zweifellos recht hat. Wir haben das schon bei der sogenannten religiösen Prostitution kennen gelernt, die nach den religiösen Begriffen des heidnischen Altertums eine vorzügliche, den Gottheiten wohlgefällige Dienstleistung war, die aber selbst von diesen Völkern, als sie eine höhere Anschauungsstufe erreicht hatten, verworfen wurde. Wenn auch die ärmeren Araber ihre Frauen und Töchter gegen Bezahlung reicheren Stammesgenossen überließen, so galt anderseits die Prostitution bei ihnen, wie Ullmann berichtet, als eine große Schande, und es soll selbst der Vater, der seine Tochter dieser Schande verfallen wußte, ein strenges Gericht gehalten und die Tochter lebend begraben haben. Ob dies aber Ausnahme oder Regel war, ist nicht mit voller Sicherheit festzustellen. Selbst wenn man annimmt, daß mehrere derartige Fälle historisch festgestellt seien, würde dies nichts für den allgemeinen Brauch beweisen. Jedenfalls ist die Prostitution etwas ganz anderes als die Preisgabe von Weib und Tochter durch den Gatten und Vater, denn das Weib, das dem Befehle des Mannes gehorchte, erfüllte dadurch nur seine Pflicht.

Der Koran wendet sich gegen die Prostitution ziemlich scharf, sagt aber nichts von der Todesstrafe, sondern bestimmt in der

Sure 29 ein anderes Urteil; es heißt da: „Eine Hure und einen Hurer sollt ihr mit 100 Schlägen strafen, und ihr sollt euch nicht von Mitleid gegen sie leiten lassen, da dies gegen Gottes Willen ist, der sein Urteil aufrecht erhält, wie ihr wissen werdet, wenn ihr an Gott und den jüngsten Tag glaubt. Es sollen auch stets mehrere Gläubige der Bestrafung beiwohnen, damit sie diese bezeugen können. Der Hurer soll auch keine andere Frau als eine Hure oder eine Götzendienerin heiraten, die Hure keinen anderen Mann als einen Hurer oder ebenfalls einen Götzendiener. Den Gläubigen ist die Heirat einer hurerischen Person verboten." Nur in einem Falle ließ diese Sure eine Ausnahme gelten, nämlich dann, wenn eine Sklavin durch ihren Herrn zur Prostitution gezwungen worden war, denn in diesem Falle werde Gott versöhnlich und barmherzig sein, weil nicht durch eigene Schuld, sondern durch den Zwang das Lasterleben geführt worden sei.

Bei der geringen Achtung vor dem Weibe, die der Koran an den Tag legt, darf diese Bestimmung allerdings nicht allzu günstig beurteilt werden. Eine Sittenreinheit des Mannes hat der Koran nicht verlangt, und er konnte sie auch nicht verlangen, da die Ehebestimmungen sehr lax waren. Es war nur das Hurerei, was wir gewerbsmäßige Unzucht nennen, und der Begriff der Keuschheit im engeren Sinne war den Mohammedanern völlig fremd, besonders bei den Mohammedanern Afrikas. Bei vielen heidnischen Stämmen fehlt er völlig, und religiöse Forderung war die der Keuschheit sicherlich nicht.

Interessant ist die Frage nach der Schamhaftigkeit des Weibes. Man hat behauptet, daß das Schamgefühl ein instinktives Empfinden sei wie das religiöse Denken. Dagegen wird besonders hinsichtlich der halb- oder ganzwilden Völker Afrikas behauptet, daß die Annahme eines instinktiven Schamgefühls zweifellos eine völlig irrtümliche sei, da die Tatsachen dieser Annahme widersprächen. Schon der Umstand, daß die Frauen und Mädchen bei verschiedenen Volksstämmen völlig nackt einhergingen, beweise zur Genüge, daß das Schamgefühl nicht nur kein instinktives Empfinden sei, sondern daß es absolut fehle. Eine andere Ansicht wird von Peschel vertreten, der darüber das Folgende ausführt:

„Brauch und Sitte entscheiden über Gestattetes und Anstö-

ßiges, und erſt nachdem ſich eine Anſicht befeſtigt hat, wird irgend ein Verſtoß zu einer verwerflichen Handlung. Das Schamgefühl hat ſich noch garnicht geregt, es herrſcht alſo Nacktheit beider Geſchlechter bei den Auſtraliern, bei den Andamonen, bei etlichen Stämmen am weißen Nil, bei den rohen Negern des Sudan und bei den Buſchmännern. Durchaus irrig wäre die Annahme, daß ſich das Schamgefühl früher beim weiblichen Geſchlecht rege, als beim männlichen, denn die Zahl ſolcher Menſchenſtämme, bei denen die Männer allein ſich bekleiden, iſt nicht unbeträchtlich. Am Orinoco verſicherten Miſſionare unſerem Alexander v. Humboldt, daß die Weiber meiſt weniger Schamgefühl zeigten als die Männer. Bei den Obbo-Negern am Albertſee beſteht die Bedeckung der Frauen in einem Laubbüſchel, während die Männer einen Fellſchurz tragen."

Peſchel hat ſich die Löſung des Problems eigentlich recht leicht geſtaltet; vor allen Dingen muß gegen ihn geltend gemacht werden, daß er ſeine eigene Auffaſſung, die nichts anderes iſt als unſere traditionelle Sittenanſicht, zur Richtſchnur genommen hat, während er doch vor allem ſich in den Geiſt jener Völker, über die er ſchrieb, verſetzen mußte. Es iſt eine abſolut willkürliche Annahme, daß aus der Art der Bekleidung Schlüſſe auf das Vorhandenſein oder Fehlen des Schamgefühls gezogen werden könnten. Das würde höchſtens da zutreffen, wo die mangelhafte Bekleidung ganz entgegen der allgemein gehegten Anſicht, daß eine völlige Bekleidung durch Sitte und Anſtand gefordert werde, gewählt würde. So könnte es wohl einen Mangel an Schamgefühl beweiſen, wenn in unſeren Straßen jemand völlig unbekleidet erſcheinen wollte. Ganz anders liegt die Sache aber bei Naturvölkern, denen die Kleidung etwas ganz Unbekanntes iſt; bei ihnen kann das Fehlen der Kleidung alſo weiter nichts beweiſen, als daß man dieſen Luxus einfach nicht kennt. Ob es nicht trotzdem ein Schamgefühl geben kann, das iſt eine Frage, zu deren Beantwortung keineswegs eine bloß formelle Äußerlichkeit ausreicht.

In der Tat ſind andere Forſcher zu einem dem Peſchel'ſchen Standpunkt diametral entgegengeſetzten Reſultat gekommen. Karl v. d. Steinen führt aus, daß Völker, die ihrer Bekleidung nach in den Augen eines Europäers für völlig ſchamlos gehalten werden, doch ein ſo hoch entwickeltes Schamgefühl beſäßen, daß ſie be-

Tafel LXXX.

Der jährliche Festzug der Prostituierten von Yoshivara (Japanischer Holzschnitt).

Tafel LXXXI.

Ein japanischer Fuchsgeist sucht ein Mädchen mit der Schlinge zu fangen. Der Köder im Fangeisen stellt einen Phallus dar.
(Japanischer Farbholzschnitt.)

schämt die Köpfe gesenkt hätten, weil er so schamlos gewesen war, in ihrer Gegenwart einen Bissen zu essen, den sie ihm zum Geschenk gemacht hatten. Dieser Vorgang deutet auf ein sehr stark entwickeltes Schamgefühl hin, das jedoch ganz anders war, als es in der Regel Europas übertünchte Höflichkeit sich vorstellt. Für den Europäer, wenigstens den Abendländer, ist das Schamgefühl immer in Beziehung auf Dinge des sexuellen Lebens gedacht. Jedenfalls ist das von Karl v. d. Steinen geschilderte Schamgefühl der halbwilden Völker instinktives Empfinden, dies beweist schon die Tatsache, daß selbst bei uns sich nicht selten Personen genieren, in Gegenwart anderer Personen etwas zu essen. Daß wir diesen Leuten nicht gerade eine Prämie für ihren gesellschaftlichen Schliff geben würden, ändert an der Tatsache nichts.

In der Geschichte von Adam und Eva, denen nachgesagt wurde, daß sie sich geschämt hätten, weil sie nackt waren, ist diese Art Schamgefühl sogar ins religiöse Gebiet hineingetragen worden, wohin sie bei Völkern, die sich bei allem ihren Tun und Handeln, bei all ihrem Denken und Empfinden von religiösen Rücksichten und Erwägungen leiten lassen, auch unbedenklich gewiesen werden darf. Nach Heinrich Schurtz ist die Bekleidung nur eine Folgeerscheinung der gesellschaftlichen Entwicklung des Menschengeschlechts. Bei der Einzelehe habe der Mann das größte Interesse auf den alleinigen Besitz seiner Frau gehabt und deshalb dafür gesorgt, daß sie keine anderen Männer anlocke, was doch durch die Nacktheit stets geschehen müsse. Deshalb finde man auch überall die verheiratete Frau am meisten bekleidet.

Das läßt sich aber auch nicht ohne weiteres unterschreiben. Die Idee, eine Kleidung zu tragen, ist wohl zunächst aus dem Bedürfnis, sich zu schmücken hervorgegangen. Dabei ist das Motiv aber gerade das Gegenteil von dem gewesen, was Schurtz vermutet; der Schmuck hat nicht den Zweck gehabt, die Anlockung zu verhüten, sondern er ist angelegt worden, um noch mehr anzulocken, als dies durch den Anblick des Körpers möglich war. Gerade den nackten Körper, den man stets sah, konnte man doch nicht mehr als ein besonderes Lockmittel betrachten. Die Bekleidung ist auch ganz zweifellos mit großem Raffinement so gewählt worden, daß sie nichts verbergen, sondern im Gegenteil eine besondere Aufmerksamkeit

auf die Stellen lenken sollte, die man mit Schmuck versah, denn dies ist richtiger gesagt, als wenn man von einer Bekleidung spricht. Ich darf mich auch hierfür auf einen Forscher vom Rufe Karl v. d. Steinen's stützen, der ein physiologisches Schamgefühl von dem anatomischen unterscheidet, und das erstere schon überall annimmt, wo noch das letztere völlig fehlt. v. d. Steinen sagt, daß die Menschen, die das physiologische Schamgefühl besitzen, den sexuellen Akt nicht öffentlich, sondern im Verborgenen ausführen, daß sie aber deshalb noch nicht daran zu denken brauchen, auch die Organe zu verbergen. Dieses Verbergen nennt er das anatomische Schamgefühl. Das Fehlen des letzteren beweise nichts als eine durchaus gesunde Unbefangenheit, die sehr wohl bei geringer Volkszahl und niederer Kulturstufe lebensfähig bleiben könne. Er sagt wörtlich: „Physiologisches Schamgefühl haben wenigstens die allermeisten und haben es infolge einer einst sehr zweckmäßigen, den Fortschritt begründenden Verheimlichung des geschlechtlichen Einzelverkehrs; zum anatomischen Schamgefühl sind viele noch nicht gekommen, und diese haben „Kleidung" nur in dem Sinne, daß man darunter den Schutz und die Ausschmückung des Sexualapparates versteht, dessen Verheimlichung dem Vorstellungskreis der Naturkinder noch gänzlich fernliegen kann."

Wir haben schon früher gesehen, daß an vielen Orten gerade der religiöse Kult außerordentlich dazu beigetragen hat, diese „durchaus gesunde Unbefangenheit" zu beseitigen und selbst das Schamgefühl völlig zu vernichten. Daß dies für die meisten Stämme Afrikas nicht zutrifft, beweist der Umstand, daß wir dort heute noch bei zahlreichen Stämmen die „Unbefangenheit" vorfinden. Die Weiber sind sehr mangelhaft, oft garnicht bekleidet, das anatomische Schamgefühl fehlt ihnen noch ganz, und der religiöse Kult fordert weder Kleidung noch schamhafte Zurückhaltung; er verlangt aber auch keine Hingabe der Weiber an den Priester oder den Mann, der eine Rolle im Kult spielt, die etwa der eines Priesters entsprechen würde. Es ist also durchaus nicht allgemeines, instinktives Religionsempfinden, daß der menschliche und besonders der weibliche Körper schamhaft verhüllt werden müsse. Die Forscher berichten aus dem dunklen Erdteil die sonderbarsten Dinge. In Tschantjo, einem Hinterlande von Togo, traf Ludwig Wolf eine

beherrschte Bevölkerung an, bei der die Weiber ebenso wie die Männer völlig nackt einhergingen, während die herrschende Bevölkerung bekleidet war. Es ist also doppelt auffällig, daß sich die nackten Körper neben den bekleideten hielten, daß man also gewissermaßen zwei Kulturstufen gemischt sieht. Es soll aber gleichwohl auch bei den unbekleideten Bewohnern keine besondere Sittenlosigkeit bestanden haben. Selbst in Städten kommt es vor, daß die Frauen völlig nackt, einhergehen, so soll in der Stadt Lori keine Frau auch nur die mindeste Bekleidung aufzuweisen haben. An anderen Orten besteht die Bekleidung aus einigen geradezu „zwecklosen" Behängungen, zwecklos allerdings nur dann, wenn man die Behängung als Mittel, Körperteile zu verstecken, betrachtet. An der Küste von Swinea z. B. ist die hintere Bekleidung ein nicht zu großes Affenfell, vorn tragen die Frauen nur ein Grasbüschel, das viel eher die Aufmerksamkeit auf die Partie des Leibes lenkt, als daß es etwas verbergen könnte. Im oberen Nilgebiet fand Juas Maria Schuver bei dem Häuptling der Galla eine Schar schwarzer und weißer Mädchen, die völlig unbekleidet waren, obwohl sie schon im heiratsfähigen Alter standen. Aber auch da, wo die Kleidung üblich war, zeigte sich nicht selten eine außerordentliche Unbefangenheit, die aber niemals als Schamlosigkeit gedeutet werden durfte. Du Chaillu hatte einer Prinzessin des Stammes der Apingi in Zentral-Afrika ein schönes Hemd geschenkt, das der Prinzessin außerordentlich gut gefiel, da es schön gefärbt war. Sofort entkleidete sich die Prinzessin vor den Augen des Reisenden völlig und zog das neue Hemd an. Es ist aber zweifellos auch in diesem Gebahren keine Schamlosigkeit der Prinzessin zu erblicken, sondern diese hat nur das Verlangen gehabt, sich in das köstliche Hemd zu kleiden und ist sich nicht einmal bewußt gewesen, daß ihr Tun anstößig oder auch nur den Anstand verletzen könnte. Ebenso betont auch Zöllner die große Unbefangenheit der Negerinnen an der Westküste, die sich selbst ihrer diskretesten Bekleidungsstücke ohne jede Scheu vor schwarzen und weißen Männern entledigten, um vor deren Augen zu baden oder Waschungen vorzunehmen. Hin und wieder haben solche Szenen die Reisenden selbst nicht einmal wie eine Ungehörigkeit empfunden; sie sind vielmehr auf den Gedanken gekommen, daß schon durch die dunkle Körperfarbe der für euro-

päiſche Anſichten unſittliche Eindruck faſt verſchwinde. Das iſt natürlich eine ſtarke Selbſttäuſchung, denn ein nackter Körper iſt immer ein nackter Körper; aber die Eingeborenen haben ſchon durch ihr ganzes Verhalten jeden Gedanken, daß ſie ſich „ſchamverletzend“ betragen könnten, von vornherein beſeitigt, da ſie ſich mit voller Natürlichkeit und ohne jede Koketterie bewegten.

In den anthropologiſchen Studien von Ploß-Bartels über das Weib findet ſich die intereſſante Stelle: „Obwohl die Frauen der Berebra ſehr wenig bekleidet einhergehen und die Mädchen bei ihrer Verheiratung nur eine ſogenannte Rahal (einen den Unterleib umfaſſenden Riemen, von denen nur dünne Riemchen von verſchiedener Länge herabhängen) tragen und auch ſonſt dem Fremden gegenüber ſich frei bewegen, ſind ſie doch von großer Eingezogenheit und Sittenreinheit. Bei einzelnen Negervölkern bedecken die Weiber das Hinterteil; nimmt man ihnen den Schurz, ſo werfen ſie ſich mit dem Rücken auf die Erde, um dieſen Teil nicht ſehen zu laſſen; ſie beſitzen alſo ein perverſes Anſtandsgefühl.“

Man ſieht aus alledem, daß es wirklich verfehlt iſt, wenn man aus äußerlichen Dingen auf die ſittliche Anſchauung ſchließen will. Es iſt vielmehr abſolut zutreffend, was ein Anthropologe, der ſich nicht weiter bezeichnet hat, ausführt: „Mit der Ethik iſt es ungeachtet mehrerer achtungswerter Verſuche, den Bann zu durchbrechen, noch nicht viel beſſer beſtellt als mit vielen anderen Gebieten der „Geiſteswiſſenſchaften“, welche ſämtlich auf pſychologiſcher Baſis beruhen. Die Parole heißt auch hier, ſelbſt bei Vorurteilsloſen, noch immer: Konſtruieren! Zuerſt macht man ſich nach eigener Bildung und Neigung, wie nach Gedankenſtrömungen der Zeit einen Begriff von Tugend und Pflicht, und ſucht dann deſſen geſchichtliche Kriſtalliſation zu finden und nachzuweiſen. Einzig die Anthropologie, die Kenntnis der moraliſchen Anſchauungen der Urvölker, ſoweit ſie zu eruieren ſind, dann der noch lebenden Naturvölker, ſeien ſie auch nur Rudera älterer Stämme und Raſſen, kann hier therapeutiſch und korrigierend wirken.“ Das iſt ganz kurz ausgedrückt, die Behauptung, daß wir es verlernt oder überhaupt niemals verſtanden haben, unſere Vorurteile zu beſeitigen und über natürlichere Dinge völlig objektiv zu urteilen.

Noch viel intereſſanter und enger in der Beziehung auf die

religiöſe Auffaſſung iſt das Verhältnis der Geſchlechter zu einander vor und während der Ehe. Es herrſchen auch in dieſer Beziehung die verſchiedenſten Moralanſchauungen bei den einzelnen Völkern. Bei einigen ſind die Geſchlechter ſehr ſtark von einander getrennt, bei vielen herrſcht vor der Ehe eine abſolute Freiheit des Verkehrs, und wieder bei anderen iſt die verheiratete Frau zur bedingungsloſen Treue verpflichtet, während dem Mädchen jede Freiheit gelaſſen wird. Einen überwiegenden Teil deſſen, was wir über die Sitten und Bräuche der heutigen Völker Afrikas wiſſen, verdanken wir den Miſſionaren, die zwar die beſte Gelegenheit haben, ſich mit den Lebensgewohnheiten der Eingeborenen völlig vertraut zu machen, die aber doch auch nicht als völlig vorurteilsloſe Berichterſtatter gelten können, da ſie natürlich in der Auffaſſung leben, daß eigentliche Moral nur das Chriſtentum kenne, und daß der Heide auf alle Fälle im Dunkel des Irrtums und der Unwiſſenheit wandle. Darin iſt aber die Quelle aller Mißverſtändniſſe zu ſuchen, daß nicht aus dem Deuten und Empfinden der Eingeborenen heraus deren Bräuche bewertet werden, ſondern lediglich aus dem Geſichtspunkt chriſtlicher Moral. Das iſt indeſſen nur inſoweit bedenklich, als die Deutung der Tatſachen ein ſchiefes Bild ergibt, während die Erzählung der Tatſachen ſelbſt doch richtig und zuverläſſig ſein kann.

Irrtümer von Reiſenden dagegen erklären ſich wieder daraus, daß die Reiſenden auch die Tatſachen nicht in dem Umfange kennen lernen, wie dies den Miſſionaren möglich iſt. Der Reiſende wird leicht dadurch irregeleitet, daß die Eingeborenen den weißen Mann völlig anders behandeln als den männlichen Stammesgenoſſen. Sie kommen ihm entweder mehr entgegen oder, was noch häufiger der Fall iſt, ſie begegnen ihm mit einer Zurückhaltung, die ſie dem Stammesgenoſſen gegenüber durchaus nicht zeigen. Immer aber beſteht das Streben, den Fremdling nicht ſo tief in die Verhältniſſe des Lebens hineinleuchten zu laſſen, daß er ein völlig klares Bild gewinnen kann. Es iſt dies eine faſt ſelbſtverſtändliche Erſcheinung, die, wie ich an anderer Stelle ausführlicher dargetan habe, auch bewirkt hat, daß Tacitus, der ſonſt ein durchaus zuverläſſiger Hiſtoriker iſt, doch vieles falſch gedeutet hat, was ihm im Leben der alten Deutſchen beſonders auffiel. Um aus Afrika ein

passendes Beispiel anzuführen, möchte ich auf die Berichte der Reisenden über die Mädchen der Zulukaffern verweisen. Es wird diesen nachgerühmt, daß sie außergewöhnlich keusch seien. In Wirklichkeit ist das aber nicht der Fall, sondern diese Keuschheit besteht nur im Verkehr mit den weißen Männern und muß bestehen, da ein Mädchen, das sich mit einem Weißen eingelassen oder ihm gar ein Kind geboren hat, ohne weiteres getötet wird. Dadurch soll eine Vermischung des Zulublutes mit dem der Weißen vermieden werden. Das beweist aber selbstverständlich garnichts für die moralische Qualität der Zulumädchen, denn wenn diese mit ihren Stammesgenossen das wüsteste Leben führen, so können sie gleichwohl den Weißen gegenüber wahre Phänomene von Zurückhaltung sein. Dieses Ausweichen vor dem weißen Manne erklärt sich nicht als reine Rassenfeindschaft, sondern wohl in der Hauptsache als religiöser Fanatismus, wie wir ihn ja auch in Deutschland bis ins 19. Jahrhundert hinein finden. Selbst die liederlichste Gesellschaft wurde meist keusch und zurückhaltend, wenn es sich um Beziehungen zwischen Juden und Christen handelte, ohne daß solche lediglich auf Andersgläubige beschränkte Zurückhaltung etwa als ein Beweis für deutsche Tugend, Sittsamkeit und Keuschheit angeführt werden könnte.

In verschiedenen Gegenden Afrikas duldet man jede Freiheit im Verkehr der Geschlechter und wird erst unduldsam, wenn der Verkehr Folgen hat. So schreibt der Missionar Grützer, der durch sein Amt die Lebensgewohnheit der Basutho-Neger gründlich kennen gelernt hat: „Unzucht ist Volkssitte. Nur in dem Falle, daß ein Mädchen dabei geschwängert wird, was wunderbar genug nicht allzuoft vorkommt, so heißt es: Bezahle Strafe! Der Betreffende bezahlt dann an einigen Orten 1—2 Ziegen, anderwärts bis zu 7 Kühen. So lange aber ein Mädchen nicht schwanger ist, so ist sie noch trotz aller Unzucht Xo lokile, d. h. „in Ordnung". Solche Unzucht der Kinder und Halberwachsenen heißt auch nicht anders als Xo raloka, also spielen. Ein Seotsoa, das, was wir Hurer nennen, ist nur ein solcher Mensch, der überall und mit jedem, sonderlich verheirateten, Weibe sich abgibt. Alle anderen spielen bloß „wie die Hühner".

In der Zeitschrift für Ethnologie (Band 28, S. 363—365)

1896 ist von Max Bartels ein Brief des Missionars Wißmann mitgeteilt (Reife-Unsitten bei den Bawanda in Nord-Transvaal), in dem mitgeteilt wird, daß die dort eben zur Geschlechtsreife gelangten Mädchen von den Frauen direkt dazu angehalten würden, sich mit jungen Männern näher abzugeben, und daß ein Mädchen, das sich hierzu nicht entschließen könne, von den anderen geradezu in Verruf getan würde. Es sei eine Schande, mit der Spröden zu sprechen, sie werde überall wie ein Übel gemieden und oft sogar durch Steinwürfe usw. mißhandelt. Der Ausdruck „spielen" ist auch dort für den intimeren Flirt allgemein gebräuchlich. Was alles unter diesem Ausdruck verstanden wird, ist schwer zu sagen, es ist kein eigentlicher sexueller Akt, aber doch mindestens etwas sehr Ähnliches, und oft genug führt dieser „Flirt" zum wirklichen Akte, und die Frauen üben eine ziemlich strenge Kontrolle, deren Art hier unerörtert bleiben mag. Wird festgestellt, daß es zu einem Verkehr gekommen ist, der eigentlich nur in der Ehe erlaubt ist, dann wird das Mädchen gescholten, wenn es hoch kommt, auch wohl mit einer Strafe belegt; aber allzu drastisch nimmt man die Sache nicht. Den jungen Männern ist das „Spiel" durchaus erlaubt, sie würden sogar ausgelacht werden, wenn sie sich von einer derartigen Unterhaltung fernhalten würden. Die Einleitung eines „Spieles" wird auch durchaus nicht geheim gehalten, sondern der junge Mann, der sich ein Mädchen als Partnerin ausersehen hat, sendet der Schönen als Zeichen dafür ein Geschenk und sucht dann das Mädchen auf, mit dem er ins Innere des Hauses verschwindet, um, wie Wißmann sagt, mit ihr zu tun, was ihm gefällt. Es weiß also jedermann um die Sache, und die Eltern des Mädchens sind ebenfalls stets genau von dem Treiben unterrichtet, denken aber garnicht daran, etwa ein Veto einzulegen. Geht das Paar zu weit, so daß das Mädchen geschwängert wird, dann hat der junge Mann eine Buße zu zahlen, die in der Regel in einem Ochsen besteht. Damit ist die Sache vergeben und vergessen, und es gibt keine dauernde Schmach.

Die Mädchen der heidnischen Ovambo-Stämme, die in Deutsch-Südwest-Afrika leben, sind ebenfalls alles andere als Tugendbolde. Wulfhorst schreibt hierüber: „Von allen den zum Reifefest gehenden Mädchen ist nun wohl keine einzige, die noch Jungfrau ist; alle sind schon von früher her Konkubinen von Männern und Jüng-

lingen, und zwar mit Wissen der Eltern, die es gern sehen, wenn ein bestimmter Mann oder Jüngling mit der Tochter verkehrt, damit sie ihn, wenn etwas verkehrt geht, zur Bezahlung zwingen können."

Die Unzucht zwischen Kindern ist bei vielen Völkern Afrikas durchaus die Regel, Kinder, die nicht Unzucht treiben, gehören bei vielen Stämmen zu den Ausnahmen, und oft sind es gerade die Eltern, die ihre Kinder zu solchem Treiben ermuntern und mit dem größten Vergnügen zusehen, wenn die jüngsten Sprößlinge sich bemühen, das nachzuahmen, was sie ihre Eltern so oft in ihrer Gegenwart tun sahen. Es sind diese Völker aber weit davon entfernt, hierin etwas Unsittliches oder Unziemliches zu sehen.

Demgegenüber wird bei anderen Völkern mit der größten Strenge darauf gesehen, daß eine Braut noch Jungfrau ist, wenn der Mann sie für sich begehrt, und es wird oft in breitester Öffentlichkeit die Prüfung vorgenommen. Besonders ist dies da Brauch, wo der Mann die Braut mit großen Opfern für sich erkaufen muß. Übrigens verdient hervorgehoben zu werden, daß auch bei den Stämmen, bei denen schon die Kinder im zartesten Alter an den sexuellen Verkehr gewöhnt wurden, doch von der Frau absolute Treue verlangt wird. Das Mädchen kann für alle Männer des Stammes zur Verfügung stehen, die Frau gehört nur ihrem Manne allein. Eine Ausnahme hiervon bilden nur die Stämme, bei denen Polyandrie besteht. Aber auch bei diesen darf die Frau sich nur den Männern hingeben, mit denen sie verheiratet ist, also keinem, der nicht ein eheliches Anrecht auf sie besitzt. Wenn man G. Fritsch (Die Eingeborenen Süd-Afrikas) vollen Glauben schenken darf, dann kommen bei den Ovahereros ganz eigenartige Gruppenehen vor. Es gibt dort Verbrüderungen zwischen Personen desselben Geschlechts; diese Gemeinschaften heißen Omapanga. Alle Männer, die in einem solchen Verhältnis zueinander stehen, haben ihre Frauen gemeinsam, so daß jede Frau mit sämtlichen der Verbindung angehörenden Männern verheiratet ist. Auch die weiblichen Personen können im Omapanga-Verhältnis zueinander stehen. Sie haben dann aber nicht ihre Männer gemeinschaftlich, sondern treiben untereinander Unzucht. Die Verbindung wird niemals beanstandet und besteht mit Wissen der Eltern, in der Regel wohl so-

gar mit deren Willen. Auch diesem Omapanga-Verhältnis soll ein alter religiöser Brauch zu Grunde liegen, für den sich jedoch keine rechte Erklärung finden läßt.

Ich will zu den Völkern zurückkehren, bei denen die Jungfräulichkeit der Braut strengste Forderung ist. Auch da wird aber die Defloration fast niemals in der eigentlichen Brautnacht durch den Bräutigam vorgenommen, sondern sie geht der Hochzeit voraus, da sie erstens Bedingung ist, von der die Eheschließung überhaupt abhängt, und da, wie ich schon an anderer Stelle ausgeführt habe, der Mann die Defloration nicht selbst vornimmt, weil jeder Blutfluß für verunreinigend gehalten wird. Die Probe erfolgt aber dort meist öffentlich. Bei den Balanten in Senegambien hat der Häuptling die Bräute zu deflorieren. Er tut dies aber nur gegen eine reichliche Beschenkung, und die Geschenke werden schon deshalb gegeben, weil eine Braut, die nicht vom Häuptling defloriert worden ist, überhaupt nicht heiraten darf. Der religiöse Brauch sichert also dem Häuptling eine ganz gute Einnahme, und deshalb wird der Häuptling auch sicherlich nicht geneigt sein, diese für ihn so schöne und einträgliche Sitte in Fortfall kommen zu lassen. Für den Häuptling scheint also der Blutfluß weder gefährlich noch verunreinigend zu sein. Dasselbe gilt natürlich auch überall, wo die Priester oder Zauberer die Aufgabe des Defolierens haben.

In Ägypten nimmt der Bräutigam selbst die Defloration vor, ehe er die Braut heimführt. Er tut dies aber nicht durch den sexuellen Akt sondern in ganz mechanischer Weise, und die Blutung fängt er mit einem weißen Stück Stoff auf, das dann den Beweis liefert für die wirklich noch bestehende Jungfräulichkeit der Braut. Für die gesamte Bewohnerschaft des Ortes ist diese Probe ein hoher Festtag, denn in vollster Öffentlichkeit findet diese Szene statt und zwar mit Einzelheiten, gegen die sich unser Gefühl im höchsten Grade sträuben würde. In Nubien ist die Defloration der in Ägypten sehr ähnlich; aber nicht der Bräutigam ist dort mit der Prüfung und Defloration betraut, sondern eine Matrone, und wie es scheint, ist diese außerordentlich zu kleinen Schwindeleien geneigt, durch die sie erreicht, daß die Braut stets siegreich aus der Probe hervorgeht, auch dann, wenn sie schon seit sehr langer Zeit ihre Jungfrau-

lichkeit eingebüßt hat. Die Matrone ſoll in derartigen prekären Fällen die Defloration ſtets auf eine Zeit verlegen, in der die Menſtruation eintritt, wodurch es natürlich immer gelingen muß, die Blutbeweiſe zu erbringen.

Dieſe Prüfung iſt alſo nicht viel wert; ſie iſt aber ſicherlich für alle Fälle befriedigender als die dem Ehemann allein überlaſſene Feſtſtellung der Jungfräulichkeit. Bei einzelnen Stämmen in Afrika iſt es nämlich Brauch, dem Manne die Frau bei der Hochzeit ohne vorhergehendes „Examen" zu überlaſſen. Der Mann iſt dann in der Lage, zu behaupten, er habe die Braut nicht als Jungfrau befunden. Das berechtigt ihn, ſie den Eltern einfach wieder zurückzuſchicken. Das iſt ihm auch möglich, wenn er die Braut etwa ſelbſt defloriert hat. Bei den Suahelis und den Zulus iſt das Zurückſchicken der Braut nicht gebräuchlich, dort kann der Bräutigam aber verlangen, daß ihm ein Teil des Kaufpreiſes zurückerſtattet werde, falls er die Jungfräulichkeit der Braut beſtreitet. Ob etwa vielfach dieſe Befugnis zur Ausübung eines Betrugs benutzt wird, darüber läßt ſich ſchwerlich etwas ſagen, ebenſo wenig ſteht feſt, ob überhaupt oft derartige Forderungen ſeitens des Bräutigams geſtellt werden.

Die Gattinnen ſind zur Treue verpflichtet, aber der Mann hat das Recht, ſie nicht nur anderen Männern aus Gaſtfreundſchaft zu überlaſſen, ſondern die Frauen werden im äquatorialen Afrika ſehr oft und gern von dem Manne zur Proſtitution gezwungen, da er nicht einſieht, warum er nicht durch die Frau, über die er frei verfügen darf, ein Geſchäft machen ſoll. Meiſt bietet der Mann die Frau dem Fremden ſogar ſelbſt an, beſonders wenn dieſer reich iſt und ſich zur Zahlung bereit erklärt. Die Frau ſelbſt darf dieſes Geſchäft nicht aus eigenem Antriebe fortſetzen, ſelbſt nicht mit dem Manne, dem ſie ihr Gatte überlaſſen hatte, denn nur für den einen Fall war die Erlaubnis erteilt, und die Frau darf weder auf eigene Rechnung noch zum Vorteil des Eheherrn den Handel mit ihrem Körper betreiben, da ſie Eigentum des Mannes iſt und deshalb nicht frei über ſich verfügen darf. Dieſe Ausnutzung der Frau wird weder als mit den religiöſen Pflichten noch als mit den Geſetzen der Moral in Widerſpruch ſtehend empfunden.

Das Reifefeſt.

Bei den meiſten wilden Völkern iſt es Sitte, den Übergang des Kindes zur Jungfrau durch eine Feſtlichkeit zu feiern. Als Wendepunkt im Leben des Weibes gilt der Eintritt der erſten Menſtruation, die meiſt als Zeichen der geſchlechtlichen Reife gilt. Man hat es bei ſolchen Feſtlichkeiten nicht bloß mit einer privaten Feier zu tun, ſondern alle Stammesgenoſſen nehmen Anteil, und das erklärt ſich nicht allein dadurch, daß die erlangte Reife einer Jungfrau für den ganzen Stamm dadurch bedeutungsvoll wird, daß ſie nun zu ſeiner Vermehrung beitragen kann und wird, ſondern auch dadurch, daß es ſich um eine religiöſe Feier handelt.

Der religiöſe Charakter des Feſtes tritt zwar nicht überall ſo deutlich in die Erſcheinung wie der ſoziale; aber er liegt der Feier unmittelbar zu Grunde. Faſt überall gilt das Mädchen während der Menſtruation als unrein, und zwar nicht bloß körperlich, ſondern — wenn man ſo ſagen darf — mehr noch ſeeliſch. Böſe Dämonen haben bei dem Vorgang ihre Hand im Spiele, und dieſe ſchlimmen Geiſter müſſen vertrieben werden. Ihre Vertreibung und der Sieg über die Unholde iſt der Grund der Feier.

Für das Mädchen ſelbſt iſt die Bekämpfung der Dämonen gewöhnlich ſehr wenig angenehm, denn alle Mißhandlungen, die man den Unſichtbaren ſpenden will, empfängt faktiſch das Mädchen, das für Prügel und ähnliche Zuwendungen ſicherlich ein viel geeigneteres Objekt iſt als unſichtbare Geiſter, das aber natürlich den Schmerz, den man jenen bereiten will, höchſt unmittelbar empfindet, ohne den Dämonen auch nur einen Teil abgeben zu können, und geteilter Schmerz würde in ſolchem Falle kaum noch halber ſein. Die Mädchen dürfen übrigens bei den ſchwerſten Peinigungen keine Miene verziehen; man würde ſie ſonſt für unwürdig, als reife Frauen in die Stammesgemeinſchaft aufgenommen zu werden, erklären, und mindeſtens hätten ſie die allgemeinſte Geringſchätzung und Nichtachtung zu erwarten.

Gerade wegen der oft ſchweren Mißhandlungen des jungen Weibes, die dem Reifefeſt vorangehen, iſt von verſchiedenen Beobachtern die ganze Zeremonie nur als eine Vorbereitung und Prüfung für den ſpäteren Beruf des Weibes aufgefaßt worden. Die Frau,

so sagen verschiedene Forscher, muß die schwerste Arbeit verrichten; sie muß Entbehrungen, Arbeit und jede Art Mißhandlung des Mannes ertragen können; sie muß bei der Geburt der Kinder leiden und dulden und darf nicht jammern und klagen, wenn sie auch das Schwerste trifft. Was liegt da näher als eine Prüfung, ob wirklich das heranreifende Weib durch ausreichende Zähigkeit und Abhärtung genügend für den Beruf geeignet und befähigt ist?

Wieder andere Forscher vertreten die Ansicht, daß das Reifefest ursprünglich ein rein religiöses Fest gewesen sei, dessen religiöser Charakter aber später mehr und mehr in Vergessenheit geraten sei, obwohl die alten Götzenbilder noch immer bei der Zeremonie verwendet wurden. Merensky, der sich durch seine Schriften als ein vorzüglicher Kenner der afrikanischen Verhältnisse ausgewiesen, der Land und Leute besonders sorgfältig beobachtet hat, neigt dieser Ansicht zu. Er schreibt von den Basuthos: „Koma ist der Inbegriff der Prozeduren, denen Knaben wie Mädchen sich unterwerfen müssen, um in die Reihe der Männer und Frauen aufgenommen zu werden. Von diesen Dingen darf kein Uneingeweihter je etwas erfahren. „Du verrätst die Koma-Gebräuche" ist eine Art Fluch oder Schimpfwort, welches schwer wiegt. Freiwillig schließen sich die Kinder dem Zuge an, der sie in irgendwelche Waldkluft führt. Toben und wüstes Singen, echter rechter Heidenlärm, tönt aus dieser Waldkluft fast ohne Unterbrechung bei Tag und bei Nacht. Monatelang dauert das wüste Wesen; im Jahre darauf folgt ein Nachspiel. Figuren, welche unter wunderlichen Namen gezeigt werden, erinnern daran, daß früher Einweihung in götzendienerisches Wesen dabei stattgefunden hat. Daran erinnert auch, daß in Nord-Transvaal die Mädchen bei der Koma um eine aus Lehm gebildete Schlange tanzen. Die Mädchen werden von Frauen unterrichtet. Sie müssen Feuer anblasen, in der Kälte des frühesten Morgens baden, eine mit Dornen gespickte Lehmfigur als Kind auf dem Rücken im Tragetuch wiegen, und erhalten dabei allerlei Lehren. Unter anderem wird den Mädchen gesagt: „Ein Weib darf nicht lügen, lügt auch nie." Wenn ein junger Mensch ein Kind zeugt, der noch nicht die Koma durchmachte, oder ein Mädchen, so müssen die beteiligten Personen unerbittlich sterben, wie auch das Kind."

Prüft man diese Ausführungen genauer, so wird man ihnen

gewiß einen erheblichen Wert nicht abſprechen dürfen. Große Bedeutung hat der Satz, daß von den Dingen des Koma kein Uneingeweihter je etwas erfahren darf. Das zeigt nicht etwa, daß alles, was über die Prozeduren mitgeteilt wird, nichts als mehr oder weniger gewagte Vermutungen darſtelle, ſondern läßt unbedingt den religiöſen Charakter des Feſtes und des Unterrichtes erkennen. Eine bloße körperliche Prüfung des jungen Mädchens, durch die feſtgeſtellt werden ſoll, ob die Mannbarkeit eingetreten ſei, würde niemals in ein ſo tiefes Geheimnis gehüllt werden, da doch ſogar die intimſten Dinge des Geſchlechtslebens recht ungeniert öffentlich behandelt zu werden pflegen. Man darf ferner nicht überſehen, daß nicht bloß Mädchen, ſondern auch Knaben die Lehre durchzumachen haben, und beſonders charakteriſtiſch iſt der Schlußſatz: Ein junger Mann muß ſterben, wenn er, ohne die Koma durchgemacht zu haben, ein Kind zeugt. Da iſt doch wahrlich von einer bloßen Prüfung der Heiratstüchtigkeit der Mädchen gar nicht mehr die Rede.

Wenn nun auch in Miſſionsberichten geſagt wird, die Eingeborenen wüßten ſelbſt nicht, was das Wort Koma bedeute, ſo hat doch Merensky berichtet, daß dieſes Wort bei den Konde-Stämmen am Nyaſſa-See die Bedeutung Gott oder einer Gottheit habe. Man kann ſich nicht gerade wundern, daß die Eingeborenen keine Luſt haben, den Miſſionaren zu erzählen, ihr Komafeſt ſei ein heidniſches Götterfeſt, und Koma ſei die Gottheit, zu deren Reſſort das Sexualleben der Menſchen gehöre, die ſich um die Reife der Mädchen und die Zeugungsfähigkeit der Sterblichen bemühe. Wie wenig manche Miſſionsberichte den Sinn des Feſtes verſtanden haben, zeigt klar und deutlich eine Publikation aus der Station Ha Tſchewaſſe, in der es wörtlich heißt: „Die Frauen machten einen ſonderbaren Aufzug hier in der Nähe im freien Felde, indem ſie den Tag über die Trommeln ſchlugen und wunderliche, ganz alberne Aufzüge hielten, wobei ſich einige Frauen mit weißer Erde beſchmierten und ins Feld liefen, als ob ſie wahnſinnig ſeien; andere nicht geweißte und wahnſinnige Frauen waren ihnen als Begleiter und Führer beigegeben. Nachdem man einige Tage dieſe Poſſen hier in der Nähe getrieben, zog man etwas weiter ins Feld, wo ſie noch gegenwärtig ihr Weſen haben.“

Abgeſehen von dem recht unklaren Stil dieſes Herzenserguſſes

ist der Mangel an Verständnis der Volksbräuche auffallend. Kein Wort ist da gesagt, daß es sich um das so außerordentlich charakteristische Reifefest und die Vorbereitung, Belehrung und Prüfung der jungen Mädchen für deren zukünftigen Beruf handelt. Daß das Bemalen mit weißer Farbe gewiß kein Wahnsinn, sondern ein religiös-zeremonieller Brauch ist, das hätte man schließlich auch in der Mission herausbekommen können oder besser gesagt müssen, denn wer einen Volksstamm belehren und für die christliche Religion gewinnen will, der muß sich zuerst bemühen, in die Denkungsart und den Glauben der Leute einzudringen.

Der Missionar Schloemann, der längere Zeit bei den Bawenda-Negern lebte, hat sich dieser notwendigen Aufgabe weit mehr unterzogen. Er hat beobachtet, daß bei der Feier und bei dem Unterricht der jungen Mädchen vor jede eine Komafigur gestellt worden sei, die nach seiner Ansicht Symbole dafür seien, daß es sich bei den erteilten Lehren um göttliche Vorschriften handele. Eigentliche Götterbilder gäbe es nicht mehr. Das ist schon eher ein Hinweis, der vielleicht nicht ganz richtig ist, weil sich gewiß darüber streiten läßt, ob eine Figur, die als Symbol für die göttlichen Vorschriften gelten soll, nicht doch einfach als eine Götterfigur zu betrachten ist, der aber doch der Sache wenigstens auf den Grund zu gehen sucht.

Wie schwer es ist, volle Klarheit über die Feier und alles damit Zusammenhängende zu erlangen, das hat Schloemann ziemlich drastisch kennen gelernt. Er berichtet selbst, daß er einmal bei einer Ausfahrt mit einem eingeborenen, aber bereits zum Christentum übergetretenen Kutscher nahe an eine buschartige Waldung gekommen sei, in der sich Weiber befanden, die Novizen vorbereiteten. Am Rande des Buschwerks waren einige Komafiguren aufgestellt. Da kein Uneingeweihter diese sehen darf, und da es keinem Manne erlaubt ist, in die Nähe der abgesonderten Weiber zu kommen, am wenigsten natürlich einem nicht zum Stamme gehörenden, machten die Weiber, als sie sich belauscht sahen, einen gewaltigen Lärm. Sie stürmten auf den Wagen zu, und da dieser natürlich nicht hielt, weil der Missionar durchaus keine Neigung verspürte, sich von der wütenden und fanatischen Weiberschar angreifen zu lassen, verfolgten die diesmal wirklich kampfestollen Amazonen gleichenden Komaweiber das fliehende Fuhrwerk bis ans Missionsgebäude,

und die Lage der frommen Männer war im höchsten Grade kritisch, da die Weiber drohten, das Gebäude einzuäschern. Zum Glück war der Häuptling für die Missionare erreichbar, der die Horde auseinandertrieb. Die Kampfesrufe und die Anklage, daß der Missionar die Koma gesehen habe und deshalb sterben müsse, ertönten aber noch aus der Ferne. Jedenfalls war dieses Abenteuer des Missionars sehr wenig geeignet, ihn zu noch eingehenderen Komastudien zu begeistern. Die Weiber scheinen mit der Zeit den „Frevel" vergessen und vergeben zu haben; wahrscheinlich hat der Häuptling sie sehr energisch und nachdrücklich zum dauernden Frieden ermahnt.

Die Qualen, die den jungen Mädchen zugefügt werden, ehe sie als heiratsfähig gelten dürfen, sind sehr verschiedener Art. Sie sind nicht bloß, wie oben erwähnt, darauf berechnet, die bösen Dämonen auszutreiben, sondern zum Teil handelt es sich nur um Prozeduren, die gar nicht darauf berechnet sind, Schmerzen zu erzeugen, bei denen die Schmerzerregung nur eine nicht gewollte, aber auch nicht zu vermeidende Zugabe ist. Bei den Australiern werden zum Zeichen der erfolgten Reife einige Zähne ausgeschlagen. Das ist natürlich eine arge Peinigung, aber der Zweck ist nur die Kenntlichmachung der Heiratsfähigkeit. Bei vielen Malayenstämmen werden die Zähne abgefeilt und dann geschwärzt. Schwarze Zähne gelten als besonders schön, vielleicht schon deshalb, weil sie die geschlechtliche Reife beweisen.

Neben dem Zähnefeilen und -schwärzen werden oft auch noch andere Manipulationen vorgenommen, die direkt mit dem Geschlechtsleben in Verbindung stehen, und nichts als Vorbereitungen hierauf sind. Die Brüste werden einer Behandlung unterzogen, die der Massage sehr ähnlich ist und den Zweck hat, das Wachstum dieser Organe zu fördern. Auch der Genitalapparat wird behandelt, und zwar zielen alle Methoden darauf ab, ihn zu erweitern. Das geschieht vielleicht in Rücksicht auf spätere Erleichterung der Geburt, entspricht aber vor allen Dingen der Geschmacksrichtung der Männer, die durchaus nicht von der Defloration smanie, wie man sie bei englischen Lebemännern so häufig findet — natürlich auch bei denen anderer Nationen — befangen sind.

Soweit die Vorbereitungen auf das Reifefest sich mit derartigen Methoden befassen, haben sie natürlich mit der Religion nichts oder

nur sehr wenig zu schaffen. Die künstliche Defloration vor der Ehe ist auf religiöse Vorschriften zurückzuführen, da es Kultanschauung war, daß die Defloration auf natürlichem Wege verunreinige.

Ebenfalls auf alten Kultgebräuchen beruhen andere Peinigungen, für die sich sonst schlechterdings keine Erklärung finden lassen würde. Eine grausame Marter bereitet man den Mädchen bei den Caraiben in Britisch Guyana. Nach Eintritt der ersten Menstruation wird ein Medizinmann gerufen, der allerlei Formeln über die Jungfrau spricht und ihr unter religiösem Hokus-pokus die Haare absengt. Da der Haarwuchs als eine besondere Zier gilt, stellt das Abbrennen des Kopfschmuckes offenbar eine Art Opfer dar. Dann beginnt die eigentliche Peinigung. Der Zauberer schneidet in den Rücken des Mädchens zwei tiefe Einschnitte, und in die frische Wunde wird Pfeffer gestreut. Das verursacht natürlich einen wahren Höllenschmerz; aber das Mädchen darf bei dieser grausamen Prozedur keine Miene verziehen und nicht einmal durch ein Muskelzucken verraten, welche Pein ihm die „heilige Handlung" verursacht. Selbst die geringste Äußerung des Unbehagens würde ein Zeichen dafür sein, daß die junge Dirne noch völlig unwürdig sei, in die Gemeinschaft des Stammes aufgenommen zu werden. Ich weiß nicht, was in diesem Falle mit ihr geschehen würde; es scheint übrigens, daß man in der Praxis ein solches Mißlingen der Prüfung nicht zu berücksichtigen braucht, denn es ist absolut nichts darüber bekannt geworden, daß ein Mädchen schon seine Peiniger enttäuscht hätte.

Ist die Operation vorüber, dann ist die Quälerei doch noch nicht beendet, denn dem mißhandelten Mädchen werden dann die Arme fest an den Körper gefesselt, und so wird die Ärmste, unfähig, sich zu bewegen, in eine Hängematte gehoben, in der sie volle drei Tage liegen muß, ohne sich zu rühren, ohne auch nur eine Silbe zu sprechen und ohne irgendwelche Nahrung zu erhalten. Nach den drei Tagen werden die Fesseln gelöst; aber das Mädchen bleibt einen vollen Monat in der Hängematte und erhält zur Nahrung Brot, rote Wurzeln und als Getränk Wasser.

Wenn der Monat abgelaufen ist, oder richtiger gesagt, wenn die Menstruation sich wiederholt hat, wird dieselbe Peinigung durch den heiligen Mann abermals vorgenommen. So hat das Mädchen ein volles Vierteljahr zu verleben in rasender Qual und fast tötender

Tafel LXXXII.

Das treulos verlassene Mädchen beim Rachezauber (Japanischer Holzschnitt).

Tafel LXXXIII.

Yidum mit der Göttin Yum.
(Bronzegruppe im Völkermuseum Berlin.)

Der Schutzgott Yidum mit seiner Yum in der Yab-yumstellung. (Völkermuseum Berlin.)

Langeweile. Erſt nach den drei Monaten gilt die Gequälte als vollwertiges Stammesmitglied, und das Reifefeſt wird gefeiert, von dem Mädchen ſicherlich als ein Feſt der Erlöſung.

Bei den Einſchnitten, die der Zauberer in den Körper des Mädchens macht, und beſonders bei dem Einſtreuen des Pfeffers kommt es, ſo furchtbar und grauſam dieſe Prozedur auch iſt, doch nicht auf die Zufügung von Schmerzen an, ſondern man will ſtarke, wulſtige Narben erzielen, die als dauernde Male zurückbleiben, und auf die die Trägerin ewig ſtolz iſt. Ähnlich liegt die Sache mit dem Tätowieren, das als ein Zeichen der Reife betrachtet wird. Auch das iſt eine ſchmerzliche Operation, die aber gern ertragen wird.

Bei dem Reifefeſt tragen die Mädchen oft — bei verſchiedenen Stämmen immer — ein ſonderbares Schmuckkleid, das aus Stroh oder Baſt geflochten iſt und die ganze Figur, alſo auch den Kopf, völlig verdeckt. Bei den Betſchuanen werden dieſe Hüllen während des Feſtes abgeſtreift und angebrannt; ſie bilden dann ein Freudenfeuer, um das herum die wildeſten Tänze ausgeführt werden, bis die Mädchen vor Ermattung faſt zuſammenbrechen. Am anderen Morgen begeben ſich die in die Zahl der Frauen Aufgenommenen zum Waſſer und waſchen den ganzen Körper, den ſie nachher mit bunten Farben bemalen. Die meiſten Mädchen werden faſt unmittelbar nach dem Reifefeſt einem Manne zur Ehe übergeben. Wie es ſcheint, iſt dieſes Reifefeſt ein noch völlig dem Kult entnommenes. Das Verbrennen der Strohhülle und das Waſchen des ganzen Körpers ſind nichts weiter als die von vielen Religionen vorgeſchriebenen Reinigungsakte, die vorgeſchrieben waren, weil die Menſtruation körperlich und ſeeliſch unrein macht.

Sehr wenig religiös oder wohl auch rein ſexuell iſt das Reifefeſt bei den Suaheli. Dort werden die Mädchen bei der erſten Menſtruation einer erfahrenen Frau zur Unterweiſung übergeben, die meiſt ſechs Monate, zuweilen die doppelte, mitunter aber auch eine viel kürzere Zeit dauert. Vielleicht hängt das von der körperlichen Entwicklung, vielleicht auch von der geiſtigen Reife ab. Nach dem vollendeten Unterricht wird das Reifefeſt von den älteren Frauen und den jungen Mädchen gemeinſchaftlich gefeiert. Männer haben keinen Zutritt; aber die ganze Feier hat ausſchließlich auf das Sexualleben des Weibes Bezug. Stets wird ein ſehr frivoler

Tanz aufgeführt, bei dem die Frauen die Bewegungen ausführen, die für den geschlechtlichen Akt charakteristisch sind, und die von den für reif erklärten Mädchen nachgeahmt werden. Dazu wird ein Lied gesungen, das mit unverblümten Worten sagt, was diese Bewegungen zu bedeuten haben. Den Mädchen werden dann obszöne Fragen gestellt oder ebensolche Lieder vorgesungen, deren Bedeutung sie erklären müssen; das ist eine Art Reifeprüfung, deren Bestehen dem Mädchen hohes Lob, deren Nichtbestehen ihm aber Prügel einbringt.

Auch bei den Konde-Negern ist das Reifefest von ausschließlich sexueller Bedeutung. Die Mädchen werden bei der ersten Menstruation in eine besondere Hütte gebracht und müssen dort mindestens einen Monat bleiben. Eine alte Frau klärt sie sexuell auf. Die Mädchen sind aber nicht so streng abgeschlossen wie dies bei anderen Völkern der Fall ist, sondern sie dürfen Besuche empfangen, und auch junge Burschen haben Zutritt. Nur dem Auserwählten — jedes Mädchen hat einen Bewerber — ist der Zutritt verboten. Ist das Reifefest gekommen, dann werden die Mädchen von älteren Weibern untersucht, damit festgestellt werden kann, ob sie mit Recht als Jungfrau bezeichnet werden dürfen.

Wird diese Frage durch die Weiber bejaht, dann erhalten diese eine reiche Bewirtung, ein üppiges Festmahl, das sie jedenfalls sehr geneigt macht, die unverletzte Jungfräulichkeit auch in etwas zweifelhaften Fällen zu attestieren. Das ist für das Mädchen ein großer Vorteil, denn wird es als Jungfrau erklärt, dann hat der Auserwählte das Brautgeld zu zahlen und das Mädchen zur Ehe zu nehmen. Ist das Urteil der Weiber aber für das Mädchen ungünstig ausgefallen, dann hat der Liebste keine Verpflichtungen, sofern nicht bewiesen wird, daß er selbst der Liebe erste Knospen gebrochen hat. Meist ist schon vor dem Reifefest von dem Liebhaber auf das Brautkaufgeld eine Anzahlung geleistet worden, damit kein anderer ein Anrecht auf die Holde erlangen soll. Diese Anzahlung darf zurückverlangt werden, wenn das reife Mädchen ohne Verschulden des Bewerbers um seine Jungfräulichkeit gekommen ist. In dieser Wertschätzung der Virginität liegt eine Sittlichkeit, die sehr vielen Stämmen absolut unbekannt ist.

Bei verschiedenen wilden Völkern wird die junge Frau niemals

von ihrem Ehemann defloriert, sondern diesen Liebesdienst erweist stets ein anderer Mann, und bei den Basuthos endet sogar das Reifefest damit, daß die für reif Erklärten mit jungen Burschen sich öffentlich und völlig ungeniert begatten. Das gehört zum Feste und schadet deshalb natürlich weder dem Ansehen noch dem Rufe der Mädchen, verringert infolgedessen auch die Heiratsaussichten nicht.

Bei den Kosa-Kaffern wird das Reifefest mit großem Pomp gefeiert. Der Vater des „gereiften" Mädchens ladet die ganze Nachbarschaft ein. Abscheuliche Tänze, meist nackt aufgeführt, bilden den Hauptteil des Festes. Der Vater des Mädchens muß dann einen Ochsen schlachten, der völlig aufgezehrt wird. Darauf beginnt der Tanz abermals, und über den Verlauf des Festes schreibt Missionar Kropf: „Junge Männer, ja selbst Knaben kommen von den verschiedensten Orten, um den greulichen Tanz in der Hütte der Gefeierten mit dem Mädchen zu vollführen. Die Tänze werden nackt aufgeführt, ohne jegliche Scham, und viel Schmutziges dabei geredet. Den jungen Leuten ist gegen Bezahlung erlaubt, mit unverheirateten Weibern und Witwen zusammen zu kommen, und in bezug auf die alten Männer muß der von ihnen erwählte Aufpasser dafür sorgen, daß sie mit jungen Mädchen versehen werden. Auch ein ordentliches Mädchen kann dabei mit Gewalt mißbraucht werden, wenn sie so leichtsinnig war, sich zu solchem Feste zu begeben. Oft entstehen dabei unter den jungen Männern Schlägereien um ein Mädchen."

Es ist also die wüsteste Orgie, die sich bei diesem Reifefeste abspielt, denn selbst mit Gewalt darf jedes Mädchen zur Duldung des Beischlafs gezwungen werden. Es gibt nur einen Schutz: dem Feste fernzubleiben.

Stark betont ist nach P. Passarge (Die Buschmänner der Kalahari) der sexuelle Sinn des Festes bei den Aikwu-Buschleuten; es heißt da: „Ein Mädchen hatte die erste Menstruation gehabt, infolgedessen sammelten sich Männer und Frauen zur Aufführung des durch Sitte und Brauch vorgeschriebenen Tanzes. Die alten Weiber stehen an einer Stelle und bilden die Musikkapelle, indem sie singen, in die Hände klatschen und mit Eisenstücken klappern. Zu ihren Füßen liegt das junge Mädchen auf der Erde. Die verheirateten jüngeren Frauen gehen nun im Gänsemarsch, zu dem Takt der Musik mit den Füßen aufstampfend und die nach abwärts ausgestreckten

Arme gleichfalls rhythmisch nach unten stoßend, um das Mädchen herum eine Kringelform beschreibend. Dabei haben sie das hintere Schurzfell hochgehoben. Mit dem entblößten Gesäß, das übrigens wie bei den Hottentotten, in auffallender Fülle entwickelt ist, wackeln und kokettieren sie umher. Das geht so eine Weile, plötzlich naht sich ein Buschmann langsamen Schrittes, gleichfalls im Takt mit den Füßen stampfend und mit den angezogenen Unterarmen und geballten Fäusten ebenfalls den Takt schlagend. Auf dem Kopf hat er ein Paar Hörner und ein Stück Fell befestigt. Der gehörnte Buschmann ist der Bulle, die Weiber sind die Kühe, diese Beziehung ist unverkennbar. Der Bulle naht sich, läuft mehrmals um die Kühe herum, die ruhig weiter stampfen und kokettieren. Plötzlich springt er in die Reihe hinter eine Frau und zieht mit. Die Bewegung des Bullen und der Kühe ist so drastisch, daß man ohne weiteres erkennt, es handle sich um eine Szene aus der Brunstzeit der imitierten Tiere. So geht der Zug eine Zeitlang auf und ab. Bald springt der Bulle hierhin, bald dorthin, schließlich löst sich die Reihe unter Lachen und Scherzen auf."

Religiöse Obszönitäten.

Wenn man auch nach allem, was wir über die Stellung des Weibes im religiösen und privaten Leben der Völker kennen gelernt haben, sicher nicht erwarten darf, daß in der Tempelkunst überall nur solche Dinge bildlich und plastisch dargestellt worden wären, die Europas übertünchte Höflichkeit als rein und sittsam zu bezeichnen pflegt, so wird der Leser doch schwerlich auf den Gedanken kommen, daß gerade die unverblümtesten Szenen des Sexuallebens im Altertum und auch jetzt noch für den geeignetsten Schmuck heiliger Orte gehalten worden sein könnten. Man begegnet aber derartigen Bildwerken durchaus nicht selten. Nicht allein im Altertum hielt man die Darstellung des Sexualaktes für ein zur Ausschmückung der Tempel durchaus geeignetes künstlerisches Sujet, sondern noch heute stehen orientalische Völker, und keineswegs bloß unkultivierte, auf demselben Standpunkt. Besonders Indien ist reich an derartig geschmückten Tempeln, und die Stadt Orissa, die zahlreiche

Tempel aufzuweiſen hat, iſt geradezu berühmt oder auch berüchtigt, je nachdem man die Sache betrachtet, durch die obſzönen Bilder in den Heiligtümern. In der Regel ſind plaſtiſche Darſtellungen gewählt worden, wahrſcheinlich, weil dieſe den Gegenſtand, den man ſchildern wollte, noch deutlicher und unzweideutiger zur Anſchauung bringen als das gemalte oder gezeichnete Bild, wenigſtens da, wo die Malkunſt nicht die höchſte Stufe ihrer Entwicklung erreicht hat. Ohne Ausnahme behandeln dieſe plaſtiſchen Darſtellungen das Sexualleben, und zwar ſtellen ſie alle die Handlungen, die dem eigentlichen Akte vorauszugehen pflegen, ſowie dieſen ſelbſt dar. Es iſt geradezu unglaublich, mit welchem Raffinement beſondere Stellungen und Methoden für dieſen Akt ausgeklügelt ſind. Wer einigermaßen die obſzönen Bildwerke kennt, die bei uns alljährlich der Beſchlagnahme verfallen, weil ſie als unzüchtig nicht geduldet werden dürfen, wird wiſſen, daß die Phantaſie gerade auf dieſem Gebiete die wunderbarſten Blüten treibt; aber ſelbſt das Extremſte ſteht noch weit zurück hinter den indiſchen Tempelplaſtiken.

Nun ſind ſolche abſcheulichen Dinge aber wirklich religiöſe Darſtellungen, ſo abſurd dies auch klingen mag. Nur im Tempel ſelbſt oder in den Vorräumen des Tempels ſind dieſe Bildwerke zu finden, niemals an den Außenwänden oder gar in der äußeren Umgebung des Heiligtums. Allerdings iſt es wohl vorgekommen, daß auch ſolche Bilder außerhalb des Tempels zur Schau geſtellt werden; aber auch dann nur bei ſtreng religiöſen Handlungen. So gibt es Wagen, auf denen die Götterbilder Dſchagannatha, Balarava und Subhadhra bei großen Prozeſſionen herumgefahren wurden. Dieſe Wagen ſind mit reicher Holzbildhauerei geradezu überladen. Was aber ſtellen alle Bildhauerarbeiten dar? Ebenfalls die wüſteſten Szenen des Sexualverkehrs. In Berlin iſt im Muſeum für Völkerkunde ein ſolcher Wagen, der aus Oriſſa ſtammt, ausgeſtellt. Es ſind u. a. 26 Paare dargeſtellt, die den ſexuellen Verkehr in geradezu beiſpielloſer Mannigfaltigkeit zeigen. Nur 6 ſolcher Paare erſcheinen in Situationen, die ſich allenfalls nach unſerer Moralanſchauung als erträglich bezeichnen laſſen. 20 Paare aber ſind ſo verbildlicht, daß man es nicht einmal andeuten darf, und 16 davon befinden ſich in Situationen, die geradezu die kühne und fruchtbare Phantaſie des Künſtlers anſtaunen laſſen. Dieſer

Wagen aber hat ſtreng religiöſen Zwecken gedient. Es fällt übrigens auf, daß der Bildhauer, der dieſe nach bei uns herrſchenden Anſchauungen ſkandalöſen Werke geſchaffen hat, ein offenbar ausgezeichneter Künſtler geweſen ſein muß, denn die Arbeit iſt weit gediegener und wertvoller, als ſonſt in der Regel ähnliche Schöpfungen ſind. Das ganze Bildfeld beſteht aus einzelnen Holzplatten, deren jede ein für ſich abgeſchloſſenes Bildwerk iſt. Der Rand iſt ſtehen geblieben und bildet dadurch einen Rahmen, der höher iſt als die höchſten Punkte des Bildes, das außerordentlich tief ausgearbeitet iſt. Man hat dieſe Bilder im Muſeum aus dem Wagen herausgenommen, und nur die 6 harmloſen durch Gipsabgüſſe vielfach rund um den Wagen erſetzt.

Die Tempel von Oriſſa haben großen Ruf und ſind im ganzen Lande berühmt; daher kommt es auch, daß aus allen Gegenden Indiens Tauſende und aber Tauſende von Beſuchern nach Oriſſa pilgern, um dort die Tempel zu beſichtigen und die Andacht zu verrichten. Es gilt geradezu für eine religiöſe Pflicht, wenigſtens einmal die heilige Stätte beſucht zu haben, und deshalb wird ſelbſt mit den ſchwerſten Entbehrungen die oft ſehr weite Reiſe unternommen. Männer, Weiber, Kinder — alles ſtrebt in das Heiligtum und betrachtet mit frommer Scheu die alten Bildwerke, die durch ihr hohes Alter ſchon einen eigenartigen Reiz auf die Beſchauer ausüben. Man verſichert, daß auch nicht eine einzige Perſon unter den Scharen der Beſucher ſei, die an den obſzönen Bildwerken nur die Spur einer Anſtößigkeit entdeckte. Was man ſieht, hält man für die höchſte Reinheit und Heiligkeit, und man glaubt, daß um der Reiſe zu den Heiligtümern von Oriſſa willen, alle Sünden vergeben ſeien. Daß die Bildwerke etwa ſelbſt ſündig ſeien, das würde man für einen Gedanken halten, der geradezu ein todeswürdiges Verbrechen wäre. Man ſieht hieraus eigentlich am beſten, daß dem Reinen alles rein iſt, und auch die unzweideutigſte Gemeinheit ihn nicht zu der Überzeugung zu bringen vermag, es könne das Geſehene bedenklich, unſittlich oder ſchamverletzend ſein. Etwas von dieſer indiſchen Naivität in den Tempeln von Oriſſa wäre für uns gewiß ſehr wünſchenswert, denn während dort die raffinierteſten und kraſſeſten Szenen des Sexuallebens noch nicht einmal als unheilig empfunden werden, quält man ſich bei uns förmlich ab, um an

einem Bilde, an einer Dichtung, die im höchsten Grade ideal ist, doch noch etwas zu entdecken, über das man sich mit einiger Anstrengung sittlich entrüsten könnte.

Man wird es aber auch für möglich halten können, daß selbst die Künstler, die diese obszönen Darstellungen schufen, mit keiner Silbe daran dachten, etwas Unsittliches zu bilden. Es kam ihnen jedenfalls lediglich darauf an, einem religiösen Gedanken in allgemein verständlicher Form Ausdruck zu geben, nämlich der Verehrung der Götter und Göttinnen der Zeugung. Rajeudralala Mitra, der offenbar die Verhältnisse genau kennt, versichert nachdrücklichst, daß auf keinen Fall weder die Priester, noch die Künstler, noch das Volk in den Szenen aus dem Sexualleben auch nur den Schatten einer Anstößigkeit gesehen hätten. Diesem guten Glauben scheint allerdings die Tatsache zu widersprechen, daß die Szenen, die in den plastischen Schöpfungen dargestellt sind, gar so raffiniert und sinnlich aufregend komponiert sind, als sei es nur darauf angekommen, die Sinnlichkeit des Beschauers in beispielloser und unübertreffbarer Weise aufzuregen.

Ich möchte aber betonen, daß dieser Schein trügt, weil er auf Ansichten gestützt ist, die bei uns über sexuelle Dinge herrschen, die aber sehr weit von den in Indien geltenden abweichen. Wir haben es hier sicherlich mit demselben Gedanken zu tun, der uns im Phallusdienst entgegentritt, und der offenbar zunächst ebenfalls als durchaus harmlos und einwandsfrei empfunden wurde. Jeder Gedanke an etwas Obszönes war auch dabei ursprünglich ausgeschlossen.

Der Lamaismus ist ebenfalls verrufen durch die Bildwerke, die in seinem Kult vorkommen. Meist findet man die Schutzgötter in inniger Umarmung mit ihrer Yum dargestellt. Es ist dies eine Abbildung, die dem Fremden nicht allein auffallen, sondern die ihn auch abstoßen muß. Daß es gerade auf diese Situation abgesehen ist, geht daraus hervor, daß die Yum-Umarmung in verschiedener Weise dargestellt ist; die Künstler, die diese Bilder geschaffen haben, müssen also geradezu gegrübelt haben, in welcher Weise sie einen Akt abwechslungsreich vorführen konnten, der sich für die bildliche und plastische Darstellung nach dem Moralempfinden der meisten Völker überhaupt nicht eignet. In Tibet ist aber

für die Annahme einer Obszönität nicht nur kein Entgegenkommen zu finden, sondern die Lamas weisen diesen Vorwurf mit Entrüstung zurück und behaupten, daß die angeblich unzüchtige Gruppe nichts sei als ein durchaus einwandsfreies Symbol der Vereinigung von Materie und Weisheit. In Wirklichkeit entstehe die Vereinigung der Weisheit mit der toten Materie auf dem Wege der sexuellen Umarmung, der ohnehin alles organische Leben in der Natur sein Dasein verdanke, und die deshalb der höchsten Verehrung würdig sei. Auch die Lamas sagen dies, allerdings nur bedingungsweise; denn sie schließen die Heiligkeit des sexuellen Aktes zwischen Erdenmenschen, Mann und Weib, aus, da beide im Gegensatz zu den Göttern sündhaft und unrein seien und den Akt nicht zur Verherrlichung der großen Prinzipien in der Natur ausübten, sondern zu ihrem Vergnügen. Deshalb sei dieser Akt, sobald er von Menschen ausgeführt würde, indezent, nicht aber der von den Göttern vollzogene.

China steht sicherlich nicht im Rufe besonderer Prüderie, und doch ist seitens der Chinesen der lamaistische Tempelschmuck sehr anstößig befunden worden. Wenigstens berichtet Pander, daß der chinesische Hof den Lamas verboten habe, in den Tempeln, soweit diese von den Haremsdamen besucht wurden, die anstößigen Bilder stehen zu lassen. Besonders sollten nicht die Götterbilder in den Tempeln geduldet werden, die in einer sogenannten Yab-yum-Stellung dargestellt waren, also in einer so sonderbaren Stellung, wie sie sicherlich nicht für die Öffentlichkeit geeignet ist. Ebenso sollten Götter nicht geduldet werden, deren Macht und Energie durch ein Hervorheben ihrer männlichen Eigenschaft angedeutet war. Dieses Verbot hat aber nicht den mindesten Erfolg gehabt, denn die Lamas dachten garnicht daran, der Weisung irgendwelche Beachtung zu schenken; sie wunderten sich höchlichst über die geringe Moral der Chinesen, die nicht einmal über rein religiöse Dinge eine idealere Ansicht besäßen, sondern stets im Sumpfe wühlten und die höchsten Ideale in den Schmutz ihrer wollüstigen Ideen zögen. Nicht der Tempelschmuck, sondern die Gesinnung der Chinesen müsse zu Bedenken Anlaß geben. Jedenfalls seien die Chinesen selbst unsittlich, nicht aber die Bilder der lamaistischen Tempel.

Tibet ist aber nicht das einzige Land, das in so starker Anschaulichkeit Gruppen im Tempel aufstellt, die wir nur als obszön gelten

lassen können, weil wir uns nicht zu der Höhe der lamaistischen Sophistik aufzuschwingen vermögen. In Neuguinea soll in noch höherem Maße als im Tibet das Sexualleben Stoffe für Tempelgruppen geliefert haben. Im Südwesten dieses Landes, bei der Ortschaft Dore ist im Meere ein Haus von etwa 85 Fuß Länge errichtet, das mit dem Lande in keiner Verbindung steht und nur mittels eines Fahrzeuges oder bei tiefer Ebbe wohl auch zu Fuße erreicht werden kann. Dieses Haus ist ein Heiligtum, das lediglich religiösen Übungen dient. Es wird in der Beschreibung u. a. folgendes gesagt: „Mitten im Inneren des Gebäudes liegt ein Balken, auf welchem männliche und weibliche Figuren, den Beischlaf vollziehend, in roher Arbeit ausgeschnitzt sind. Bilder von Schlangen, Fischen, Krokodilen usw. sieht man an den Tragbalken des Dachstuhls, während in den beiden Hauptstützpfählen zwei große Figuren befestigt sind, welche die Ureltern der Doresen vorstellen. An der westwärts gekehrten, offenen Seite des Gebäudes liegen zwei hölzerne, 4 Fuß lange Figuren, Mann und Frau, die Vollziehung des Koitus darstellend; ersterer mit in die Höhe gezogenen Knien, beide mit bemaltem Antlitz und an denjenigen Körperteilen, welche mit Haaren bewachsen sind, in Nachahmung desselben mit Gumutu (Fasern aus der Blattscheide der Sagopalme) belegt. Der Kopf des Mannes ist dergestalt beweglich, daß man ihn an einem daran befestigten Tau in die Höhe ziehen und auf das Antlitz des Weibes wieder niederfallen lassen kann. Hinter dem Manne liegt ein anderthalb Fuß langes Kind auf dem Rücken, seine Beine gegen den Anus des männlichen Bildes stemmend. Nach der Überlieferung ist das Kind ärgerlich auf den Vater, daß er die Mutter aufs neue beschläft, während es selbst noch hilfsbedürftig ist. Hinter dem Kinde ist eine kleine, napfähnliche Vertiefung ausgehauen, worin sich frisches Wasser befindet, womit sich die das Gebäude besuchenden Personen das Haar anfeuchten. An der gegenüberliegenden Seite des Gebäudes liegen ähnliche Figuren, jedoch ohne Kind. An der Außenseite der Pfähle, welche das Gebäude tragen, sind männliche und weibliche Figuren von 3 Fuß Höhe mit unverhältnismäßig großen Geschlechtsteilen angebracht. Die an der dem Meere zugekehrten Seite strecken den rechten Arm drohend in die Höhe, die an der Landseite befindlichen Frauenfiguren bedecken

mit der Hand die Schamteile. Bezüglich des Ursprungs der Bilder und des Gebäudes, welches durch Frauen nicht betreten werden darf, erzählen die Doresen, daß die Figuren ihre Stammeltern vorstellen, und die Bilder von Schlangen, Krokodilen und Fischen auf diejenigen ihrer Vorfahren hindeuten, welche von solchen Tieren abstammen. Noch Mitte vorigen Jahrhunderts stand ein ähnliches Gebäude im Dorfe Mansiam; im Jahre 1857 ist dasselbe eingestürzt und bis heute nicht wieder aufgebaut."

Diese Schilderung stammt aus dem Jahre 1870. Sie ist für die Anschauung in Neuguinea bezeichnend. Da aber die Gruppen die Voreltern der Doresen vorstellen und von diesen augenscheinlich hoch verehrt worden sind, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß auch hierbei die Eingeborenen sich nicht der Obszönität der ganzen Darstellung bewußt gewesen sind. Übrigens scheint v. Rosenberg auch nicht in allen Einzelheiten korrekt nachgeforscht zu haben. Die Schlangen, Krokodile und Fische sollen sicherlich nicht andeuten, daß verschiedene Vorfahren der Doresen von solchen Tieren abstammen, denn das würde ziemlich widersinnig sein, da man als Stammeltern Menschen abgebildet hat, sondern diese Tiere haben wohl viel mehr eine bestimmte Beziehung auf den Kult, und nebenbei sind sie sexuelle Symbole.

Im Berliner Museum für Völkerkunde findet man übrigens reiche Sammlungen ganz ähnlicher Darstellungen. So zeigen die Zierpfosten der Privathäuser neben Menschenfiguren mit stark obszönem Anstrich auch Tierbilder, die doch dabei absolut nicht die Rolle von „Vorfahren" spielen, sondern lediglich Kultfiguren sind. Jedenfalls dürfen selbst die krassesten Obszönitäten nicht als unsittlich aufgefaßt werden. Bartels-Ploß sagen hierüber in ihrem Buche über das Weib: „Unserem Empfinden erscheinen Gebräuche, wie wir sie soeben kennen lernten, zunächst als widerwärtig. Die gegebenen Beispiele aber werden den Leser überzeugen, daß das Volk viel unbefangener, in gewisser Weise „sittlicher" denkt als der Kulturmensch. Es darf als eine verdienstvolle Aufgabe der Volkskunde bezeichnet werden, uns die Regungen der Volksseele verständlich zu machen, auch wenn sie uns zunächst nur Abscheu einzuflößen vermögen."

Darstellungen der beschriebenen Art finden sich vielfach in Län-

dern, in denen der Ahnenkult eine wesentliche Rolle spielt. Es ist nicht sehr selten, daß die uns anrüchig erscheinenden Schilderungen auch die Verwandtschaft mit Göttern darstellen sollen. Ähnliches hat übrigens auch, natürlich in viel verfeinerter Form, die klassische Mythologie geschildert. Die Liebesabenteuer der griechischen und römischen Götter mit irdischen Personen sind im Grunde auch nichts anderes als die obszönen Darstellungen der halbwilden Völker oder der Lamas. Eine Abstufung läßt sich dabei im Prinzip kaum machen, wenn auch der künstlerische Abstand geradezu unüberbrückbar ist. Der Unterschied liegt dabei aber darin, daß die klassische Kunstperiode in solchen Vermischungen etwas ganz anderes erblickte als der naive Sinn der wilden Völkerschaften. Gerade deshalb sind die klassischen Kunstschöpfungen aber auch bloße Andeutungen, während die rohe Kunst der Naturvölker die Vorgänge ungeschminkt zur Darstellung bringt.

Schlußbetrachtungen.

Ein unendlich langer Weg ist es, den man zurückzulegen hat, wenn man die Religion von ihren in mystisches Dunkel getauchten Uranfängen an bis zu ihrer schließlichen Entwicklung und Gestaltung verfolgen will. Wir haben gesehen, daß aus dem instinktiven Empfinden heraus der religiöse Gedanke entstanden ist. Gerade die absolute Übereinstimmung in der Anschauung der verschiedensten Völker muß klar darauf hinweisen, daß in der Tat der Grundgedanke, durch die Naturbeobachtung hervorgerufen, instinktives Empfinden zur Basis hat. Kennen wir diesen Grundgedanken? Wir müssen uns damit abfinden, daß die Uranfänge in mystisches Dunkel gehüllt bleiben werden; es steht fest, daß wir weder über die ersten Zeitabschnitte des Menschengeschlechts noch über sein religiöses Empfinden nachweisbare Quellen besitzen. Trotzdem aber lassen die Kosmogonien, d. h. die Weltentstehungsberichte eine so große Übereinstimmung erkennen, daß man sehr wohl zu der Annahme berechtigt ist, es müsse allen diesen Mitteilungen ein einheitlicher Grundgedanke zur Basis gedient haben, denn aus den gleichen Voraussetzungen können diese Bilder nur entstanden sein. Der Grund-

gedanke aller Religionen kann einmal die Annahme persönlich gedachter Gottheiten und ferner die Schöpfung der Welt und damit natürlich auch der Menschen durch die Gottheit sein. Schöpfen, schaffen, hervorbringen — gleichviel welchen Ausdruck man wählt — ist aber stets mit dem sexuellen Gedanken identifiziert worden. Schon deshalb die Ideenassoziation zwischen Religion und Sexualität.

Ist aber, wie wir bei den einzelnen Religionen gesehen haben, gerade diese Verquickung überall in die Augen fallend, dann hat man auch leicht das Weib in der Religion; ich möchte sagen, tritt da, wo man es noch besonders ausscheidet wie beim Skarabäus [illegible] Gerade weil man annahm, daß dieser sich selbst [illegible] d. h. daß es keinen Zeugungsakt zwischen zwei Geschlechtern gebe, hat man den Mistkäfer verehrt — der Mist, der [illegible] deutet, mag diese Verehrung in etwas diverser Beziehung erscheinen lassen; aber der wahre Grund der religiösen Verehrung ist und bleibt doch immer die vermeintliche Existenz des Fehlens einer geschlechtlichen Zeugung. Es versteht sich von selbst, daß auch hier der sexuelle Gedanke eine eminente Rolle spielt.

Die Inder daneben den heiligen Stier, der keinen direkten Vater [illegible] der Mutterkuh ihn durch den befruchtenden Strahl des Mondes empfangen haben soll, so daß der Stier göttlicher Abkunft ist, denn der Mond ist persönlicher Gott, und die Mutterkuh trotz der Befruchtung und trotz der Geburt des Stieres jungfräulich geblieben.

In diesen beiden Beispielen ist der sexuelle Gedanke geschildert, wie er in so zahlreichen Religionen wiederkehrt. Ich möchte sagen, man hat durch diese gleichartige Idee eine scharfe Trennung gemacht, indem man auf der einen Seite die Zeugung durch den geschlechtlichen natürlichen Akt, auf der anderen Seite die ohne diesen [illegible] annimmt. Im ersteren Falle sind die Götter unter sich geblieben, [illegible] ein Gott hat mit einer Göttin den Verkehr gepflogen, der zur Entstehung eines Göttergeschlechts führte, oder die Gottheiten sind zur Erde herabgestiegen und haben mit Erdenmenschen Halbgötter erzeugt. Im [illegible]ten Falle fehlt die Zeugung, und die neuen [illegible] ohne ihn, entweder durch Ausschaltung des weib-

lichen Prinzips oder unter Fortfall des Zeugungsaktes durch eine jungfräuliche Mutter. So groß nun auch das Gebiet ist, so ist doch die Ursprungsidee aller dieser gewaltigen Phantasiegebilde, als die uns die Religionsgestaltungen entgegentreten, immer dieselbe, d. h. immer ist es der sexuelle Grundakkord, auf den das Ganze eingestimmt ist. Dabei spielt es keine Rolle, wieviel Götter, ob ausschweifende, ob sittsame, als vorhanden angenommen werden.

Doch wie steht es mit den rein monotheistischen Religionen? Es ist wahr, da, wo sie wirklich rein sind, d. h. wo nur ein einziger Gott regiert, der aus seinem mächtigen Schöpferwillen das Weltall geschaffen hat, kann selbstverständlich der Schöpfungsgedanke nicht sexuell gefärbt sein; der Gott steht viel zu hoch, als daß ihm nach menschlichem Vorbilde eine Gattin zugesellt werden könnte, die ebenfalls wieder göttlich gedacht werden, also die alleinige Gottidee durchschneiden müßte. Weiter, man nennt den Gott allgegenwärtig, man nennt ihn ewig. Ewig ist etwas, das außerhalb Zeit und Raumes existiert, das kein Ende und natürlich auch keinen Anfang hat. Der Gedanke der Ewigkeit wäre durchbrochen, wollte man den Gott Abkommen erzeugen lassen, die doch ebenfalls göttlich gedacht werden müßten, aber nicht ewig sein könnten, da sie innerhalb der Zeit entstanden wären. Es würde auch dadurch der Gottgedanke durchbrochen sein, und man hätte wieder Gottheiten, die nur halb als Gottheiten gelten könnten, da ihnen der Grundbegriff der göttlichen Größe, die Ewigkeit, fehlen würde. Das Heidentum hatte nur unsterbliche Götter, die zum Teil sogar nicht einmal wirklich unsterblich waren.

Nun hat von jeher die Gottessohnschaft und die jungfräuliche Geburt die Geister und Gemüter erregt; man hielt gerade sie für das größte und höchste Mirakel der Welt. Daß sie ein Mirakel ist, unterliegt gewiß keinem Zweifel, daß aber diese Idee einzig dastehe, ist ein gewaltiger Irrtum.

Die Idee einer Empfängnis ohne sexuellen Akt ist vielmehr den verschiedensten Religionen durchaus nicht fremd. Es ist aber da, wo sie existiert, auch die logische Konsequenz gezogen, d. h. man hat die Mutter in solchen Fällen als das betrachtet, was sie in Wirklichkeit gewesen wäre, lediglich als das Werkzeug, dessen sich

die Gottheit bediente, nicht aber selbst als Gegenstand der heiligen Verehrung. Diese wurde immer nur den durch das Mirakel zur Welt Geborenen zuteil. Das mag sich vielleicht daraus erklären, daß in verschiedenen Religionen der sexuelle Gedanke schon hinreichend berücksichtigt wurde, so daß die jungfräuliche Mutter selbst in der Aethiologie der Götter eine Ausnahmeerscheinung darstellte, keineswegs aber für die Geburt eines Gottes als notwendig betrachtet wurde. Das ist nämlich, wenn nun einmal der psychische Zusammenhang zwischen religiösem und sexuellem Empfinden vorhanden ist, ein Gesichtspunkt, der nicht übersehen werden kann. Dem Christentum fehlt aber die Vorstellungsmöglichkeit der Geburt eines Gottessohnes auf anderem als mirakulösem Wege; ihm würde als Blasphemie erscheinen, was für die heidnischen Religionen selbstverständlich war: die Gottesehe. Deshalb hätte für den Christen ein psychischer Zusammenhang zwischen religiösem und sexuellem Denken eigentlich nicht bestehen können, und doch war er vorhanden, mag er auch oft völlig unbewußt aufgetreten und ebenso völlig verkannt worden sein. Man wird die exaltierte religiöse Inbrunst leicht auch da für ein rein religiöses Empfinden gehalten haben, wo sie zum großen Teile nichts war als sexuelle Erregung.

Das sind Dinge, die so aussehen, als seien sie nichts weiter als einfache willkürliche Behauptungen, und doch läßt sich für diese Behauptungen leicht ein Beweis führen. Man denke daran, wie stark gerade die Asketen und die frömmsten und fanatischsten Glaubensmenschen gegen die immer wieder auftretende Fleischeslust zu kämpfen hatten. Selbst Luther gibt das von sich zu, und gerade er war doch wahrlich ein Mann, dem seine religiöse Überzeugung heiliger Ernst war; er hatte selbst das Leben für diese Überzeugung gewagt, und es kann auch nicht dem leisesten Zweifel unterliegen, daß Luthers Denken und Empfinden voll durch den religiösen Eifer ausgefüllt wurden.

Im Zeitalter des Hexenwesens hat man diese Sexualität gern als Heimsuchungen des Teufels bezeichnet, weil man sie sich nicht zu deuten wußte, und Luther selbst war der Ansicht, daß der Teufel ihn persönlich gerade von dieser Seite fassen wolle, da er von einer anderen viel weniger leicht eine Angriffsfläche geboten hätte. Er beschreibt die seelischen Kämpfe gegen die Fleischeslust sehr aus-

führlich, und das für den Uneingeweihten Sonderbare ist, daß gerade dann die Anfechtungen stärker werden, wenn die religiöse Andacht besonders inbrünstig ist. Wer die Sache psychologisch analysiert, der wird dies freilich nicht sonderbar, sondern im Gegenteil nahezu selbstverständlich finden, denn hier liegt gerade der Beweis für die Ideenassoziatät, daß die Inbrunst des religiösen Empfindens, die Inbrunst der persönlichen Unterwerfung, die sexuelle Begierde hervorruft und steigert. Das wird natürlich umsomehr der Fall sein, je mehr die Gedanken an die jungfräuliche Geburt usw. zu der sexuellen Sphäre hinleiten.

Nicht bloß Luther hat solche Anfechtungen gehabt, sie werden von allen Asketen, die vor der Welt und ihren Freuden und Sünden flohen, berichtet und erscheinen schon an sich selbstverständlich, so daß diese Berichte nichts Überraschendes bieten sondern nur die Bestätigung der Theorie, gewissermaßen die Probe aufs Exempel sind.

Auch in den christlichen Klöstern war die Unterdrückung der Fleischeslust die schwierigste Aufgabe der Klosterbewohner. Man hat oft gesagt, daß dieses starke Hervortreten des Fortpflanzungs-Triebes lediglich auf die Einsamkeit zurückzuführen sei, in der die Klosterinsassen zu leben pflegten. Zugegeben, daß die Einsamkeit in der Tat den vorhandenen Hang zur sexuellen Betätigung steigert, so ist doch die Annahme, daß die Erregbarkeit lediglich auf die Einsamkeit zurückzuführen sei, durchaus irrtümlich. Es ist vielmehr der Zusammenhang der religiösen und sexuellen Anlage, der den Erregungszustand hervorruft, und die Einsamkeit kann diesen seelischen Zustand wohl begünstigen, weil sie eine Ablenkung nach außen hin unmöglich macht, nicht aber ihn hervorrufen oder ihn an sich steigern. Wäre es nicht so, dann müßte der Gelehrte, der einsam in seinem Studierzimmer seine Tage verbringt, ganz besonders unter sexuellen Anfechtungen leiden, ebenso der Schriftsteller, der bekanntlich auch die Einsamkeit sucht, wahrlich nicht um Anfechtungen ausgesetzt zu sein, sondern um ungestört arbeiten zu können. Auch hier liegt eine Hingabe an die Arbeit, an das Studium; aber ich kann aus eigener Erfahrung versichern, daß sie niemals zu sexuellen Erregungen führt, sondern daß nichts geeigneter ist, diese fernzuhalten als eine ersprießliche und rege geistige Arbeit in der einsamen Abgeschlossenheit. Es ist die exaltierte religiöse Schwärmerei, die den sonder-

baren Einfluß auf das sexuelle Gefühlsleben hervorruft, weil sie demselben Lebensquell entspringt, aus dem auch der Geschlechtstrieb hervorgegangen ist. Ich spreche ausdrücklich von der exaltierten, religiösen Schwärmerei, denn daß der religiöse Gedanke an sich, der doch in seiner ursprünglichen und deshalb gesunden Form nichts weiter ist als die Annahme, daß eine unerforschbare Wesenheit das Weltall geschaffen hat und regiert, nicht zur sexuellen Exaltation führen darf und kann, das nehme ich ohne weiteres an.

Man hat früher besonders eifrig den Gegensatz der Religion zu sexuellen Dingen betont und es als ein Erfordernis erklärt, in Rücksicht auf diese vollständige Abstinenz zu üben oder doch selbst die Ehe nur als ein notwendiges Übel, sicher aber als ein Übel, zu betrachten, gerade als ob nichts so wenig mit dem Glauben zu tun habe wie das geschlechtliche Leben, das schon vom Standpunkt der Vernunft aus, für den religiösen Glauben völlig irrelevant und lediglich Sache der privaten Moral sei. Dabei verwechselte man aber den Glauben mit dem religiösen Empfinden. In den Klöstern darbte man und kasteite den Leib, um die sündigen Lüste zu bannen, die sich aber natürlich nicht bannen ließen, weil einmal die religiöse Schwärmerei diese sündigen Lüste hervorruft, und weil ferner gerade die ständige Züchtigung des Körpers die sexuelle Erregung fördert, nicht aber sie unterdrückt, ganz besonders nicht, wenn das ganze Denken auf diese Unterdrückung oder, richtiger gesagt, auf die sündigen Lüste gerichtet ist. Wir haben in einem besonderen Kapitel gesehen, daß die „Himmelsbräute" außerordentlich weltlich über ihren Brautstand gedacht haben, und daß die frommen Brüder sich in heißer weltlicher Begierde vor den Marienbildern gewunden haben, genau so wie die alten Heiden vor der Isis, Aphrodite, Venus, Istar, Kybele usw., bis der „Göttinnendienst" nichts weiter war als eine wüste Ausschweifung, der Tempel ein Schweinestall. Ist es aber in den Klöstern zu jeder Zeit viel anders gewesen?

Und dennoch ist es Tatsache, man bekämpfte in den Klöstern durch die schwersten Selbstmißhandlungen die sündigen Lüste. Das ist natürlich nur dann richtig, wenn man die Zeit in Betracht zieht, in der der Unwille über die klerikale Sittenlosigkeit, der Ekel vor diesem Treiben, Personen, denen ihr Glaube und ihre Religion wirklich ernst und Überzeugung waren, sich in die Klöster zurück-

Tafel LXXXIV.

Ein lamaistisches Götzenbild, Yidum-Figur mit seiner Yum.
(Berliner Völkermuseum.)

Tafel LXXXV.

Venus v. Willendorf, angeblich 20000 Jahre alt.
In Willendorf gefunden, Originalgröße.

zogen, um solchen widerlichen Zuständen zu entgehen. Das ernstliche Streben nach sittlicher Reinheit in den Klöstern war aber stets eine Auflehnung gegen die Gebote der Natur, deshalb eiferte man mit den härtesten Mitteln nur solange, bis der vergebliche Kampf gegen die Fleischeslust, der im Anfang viele Opfer gefordert hat und die Eifrigsten dem Wahnsinn überlieferte, mehr und mehr aufgegeben wurde. Nun fiel man aus dem einen Extrem ins andere; man trat die Gebote der Sittlichkeit mit Füßen, und nicht selten herrschte in den Klöstern ein Treiben, das sich von dem Astarte- usw. Dienst höchstens dadurch unterschied, daß es durch den Aufwand an Heuchelei widerlicher und empörender war. Die Heiden suchten doch wenigstens ihre Sinnlichkeit nicht zu verbergen und fanden schließlich durch den Dienst der Göttinnen eine gewisse Entschuldigung, da diese Göttinnen das Sexualleben als Ressort hatten, eine sexuelle Betätigung also schon eher als ein Dienst der Göttinnen ausgelegt werden konnte, ohne daß man der Vernunft allzu starke Gewalt anzutun brauchte. Ich finde es nicht einmal unwahrscheinlich, daß diese Ausschreitungen, so lange sie sich noch in vernünftigen Grenzen hielten, im besten Glauben begangen wurden, da die religiöse Schwärmerei die sexuelle Sphäre alteriert.

Man hat so oft darüber gehöhnt, daß liederliche Weiber, wenn ihnen das ausschweifende Leben nicht mehr zusagt, oder wenn des zunehmenden Alters wegen die Schar der Verehrer sich wesentlich vermindert, Betschwestern werden und durch ihre aufdringliche Frömmigkeit und Bekehrungssucht geradezu abstoßend wirken. Es ist auch das schließlich nichts anderes als ein ganz natürlicher Vorgang. Man soll nur nicht sagen, daß es solchen Betschwestern lediglich darauf ankomme, nach ihrem „sündhaften Lebenswandel" ernstlich Buße zu tun, um so der sicheren Höllenstrafe zu entgehen und dafür den Himmel zu erobern. Das trifft durchaus nicht zu. Gewiß, es mag für manche Theologen recht erfreulich sein, der gläubigen Gemeinde solche Exempel vor Augen führen und dabei sagen zu können, daß im Himmel über einen reuigen Sünder mehr Freude sei als über tausend Gerechte, eine Ansicht, die hier höchst anfechtbar ist und es eigentlich jedem Menschen nahelegen muß, zunächst doch einmal ein gefährlicher Sünder zu werden.

In Wirklichkeit liegt die Sache aber so, daß aus demselben

Ursprunge die religiöse Schwärmerei und die sexuelle Begierde stammen; ein so schönes Zusammentreffen, daß man wirklich mit der Garantie großer Wahrscheinlichkeit behaupten könnte, der Teufel gebe sich immer ganz besondere Mühe, die Frommen durch außergewöhnlich harte Versuchungen zu Falle zu bringen. Vielleicht ist auch das die ursprüngliche Idee des Incubus und Succubus gewesen. Der gefährlichste Teufel ist immer der, den man in der eigenen Brust trägt, vorausgesetzt, daß man den natürlichen Trieb glatt für ein Werk des Teufels halten will, was wohl nicht ganz logisch sein dürfte, da doch auch nach der Ansicht der religiösesten Menschen, und gerade nach deren Ansicht ganz besonders, nicht der Teufel, sondern Gott die Welt und die Menschen geschaffen hat, und zwar geschaffen mit der ausdrücklichen Weisung „Seid fruchtbar und mehret euch." Es müßte also bei der Schöpfung des Menschen Gott die Absicht gehabt haben, lediglich die Geschäfte des Teufels zu besorgen, und das wird schließlich auch der nicht angenommen haben, der jede sexuelle Betätigung für eine Sünde und für ein Werk des Teufels hielt, gleichviel ob die Ehe ein Sakrament war oder nicht.

Der Teufel ist eigentlich ein lieber Herr gewesen; immer war er bereit, die Schuld des Verführers auf sich zu nehmen. Wo jemand irgend ein Gelüste empfand, von dem er annehmen konnte, daß es seine Mitmenschen nicht billigen würden, flugs war er mit der bequemen Ausrede fertig, daß nicht er, sondern nur der Teufel der eigentliche Schuldige sei, der ihn in Versuchung führen wolle oder schon geführt habe. Das war so riesig einfach und angenehm und verstand sich für alle die frommen Seelen von selbst, denn jeder böse Gedanke stammte natürlich vom Teufel her, der wie ein brüllender Löwe in der Welt umhergeht und sieht, wen er verschlinge. Auch der Teufelsgedanke war in erster Linie ein sexueller Gedanke. Man kümmerte sich um die allgemeinen Pläne und Absichten des Teufels herzlich wenig; immer war es das Sexuelle, das in erster, ich möchte beinahe sagen, in alleiniger Linie interessierte. Der Teufel als Verführer, und das Angenehme bei der Sache war, daß Mann und Weib in gleichem Umfange sich als Verführte ausgaben, oder auch von anderen dafür ausgegeben werden konnten, da der Teufel alle Menschen zu verführen trachtete; es wäre auch eine große Ungerechtigkeit gewesen, wenn der Teufel nur die Weiber hätte versu-

chen wollen und nicht die Männer, an denen ihm doch eigentlich noch mehr liegen mußte.

Ich halte den Teufelsgedanken ebenso für eine religiöse Empfindung wie den Gottesglauben. Es ist auch gerade von klerikaler Seite — gleichviel welcher Konfession — dieser Teufelsglaube aufgezogen und zu einer Art Dogma gemacht worden, so stark, daß man zeitweilig so viel an den Teufel dachte, daß für den Glauben an Gott kaum noch etwas übrig blieb. Es ist absolut nicht in Abrede zu stellen, daß die ganze Teufelsidee religiöses Dogma gewesen ist. Wenn man das bedenkt, kann es eigentlich recht wenig befremden, daß die sexuelle Idee die hauptsächlichste des gesamten Teufelsglauben wurde. Man sieht auch da wieder, je intensiver und exaltierter die religiöse Empfindung sich geltend macht, desto stärker und unwiderstehlicher macht sich die sinnliche Begierde geltend, die bis zur wilden Raserei sich steigert. Gegen Aberglauben und Zauberei eiferte die Klerisei am meisten, und doch war ihr eigenes Tun der stärkste Aberglaube und selbst nicht besser als Zauberei. Der Glaube an den Teufel, Hexen oder an böse Dämonen ist übrigens schon außerordentlich alt, auch die Verfolgung der Magier blickt auf ein ehrwürdiges Alter zurück; aber das Altertum verfuhr dabei zunächst noch vernünftiger als das Mittelalter und die nachmittelalterliche Zeit.

Schon der Kaiser Konstantin, dem die Geschichte den Namen „der Große" beigelegt hat, und der durch die Erscheinung des Kreuzes mit der Inschrift „In hoc signo vinces" angeblich zum Christentum bekehrt worden sein soll, bestrafte die Zauberer nur dann mit dem Tode, wenn sie böse Taten durch ihre Kunst vollbracht hatten. Dazu gehörten alle Zaubereien, durch die Leben und Gesundheit der Menschen gefährdet wurden, oder auch solche, durch die den Frauen Gewalt angetan werden sollte. Auch dabei spielte der sexuelle Gedanke eine große Rolle; man glaubte, durch verzauberte Tränke, die Liebestränke oder Philtren das Liebesleben einer Person in bestimmter Richtung beeinflussen und besonders eine Frauensperson durch Zauber dahin bringen zu können, daß sie sich einem bestimmten Manne preisgeben müsse. Es war also eigentlich nur die sogenannte schwarze Magie, die unter Todesstrafe verboten war. Zauberer, die Gutes taten, Krankheiten heilten, Unglück abwendeten oder sonst der Menschheit nützlich waren, wurden nicht

durch Strafen beläſtigt, da jemand, der Gutes tat, doch eigentlich ſelbſtverſtändlich nicht ſtrafbar ſein und auch nicht im Bunde mit Geiſtern handeln kann, die nur das Böſe befördern.

Es hat nicht lange gedauert, daß dieſe Reinheit bei der Verfolgung der Magier vorherrſchte, denn ſchon der Sohn Konſtantins, der ſtark unter dem Einfluß ſeines Kanzlers Paulus ſtand, war ein fanatiſcher Verfolger der Magier; oder vielleicht war er auch nur ein ſchwacher Menſch, der ſich dem Einfluß des Paulus widerſtandslos überließ. Jedenfalls wurde unter ſeiner Herrſchaft in der roheſten und unmenſchlichſten Weiſe vorgegangen. Wer verdächtig erſchien, der wurde gefoltert, denn die Folter iſt nicht, wie ſo oft angenommen wird, eine Erfindung des Mittelalters oder der geiſtlichen Inquiſition, ſondern ſie iſt im Altertum ſchon äußerſt ergiebig und erfolgreich angewendet worden; man hat ſie dann nur in Deutſchland eingeführt, wie auch das grauſame römiſche Strafrecht als eine weſentliche Verbeſſerung — Verböſerung ſollte es richtiger heißen — des alten Volksrechts den deutſchen Volksſtämmen aufgezwungen wurde. Wer irgend einen Talismann trug, durch den er ſich vor Krankheit und Unfall ſichern wollte, der wurde als Zauberer gefoltert und ſchließlich grauſam verurteilt.

Wie widerſpruchsvoll iſt doch die chriſtliche Anſchauung über Zauberei und Wundertaten. Es galt als ſchönſter Glaubensſatz das „Credo quia absurdum“, und das größte, was die Religionslehre brauchte, waren gerade die Wunder, die Chriſtus ſelbſt oder den Apoſteln oder anderen frommen Männern, die man dafür ſogar heilig ſprach, nachgerühmt werden. Es iſt das aber genau dasſelbe geweſen wie die „Zauberkünſte“, wegen derer man ſpäter die Menſchen zu Tauſenden verbrannte. Dort begeiſterte man ſich an den Wundern, die durch die göttliche Gewalt ermöglicht und vollbracht worden ſein ſollten; hier hielt man dieſelbe Sache für ein entſetzliches Werk des Teufels. Wie ſoll ſich das zuſammenreimen? Ein ſehr lehrreiches Beiſpiel findet ſich Exodus 7. ff. Moſes tat vor Pharao als Werkzeug Gottes eine ganze Reihe von Wundern, und die ägyptiſchen Weiſen und Zauberer machen ihm das meiſte nach. Sie waren aber Gegner des Moſes und damit des Gottes Zebaoth; es mußte alſo doch eine diametral entgegengeſetzte Kraft in ihnen wirkſam ſein. Die Schrift ſelbſt nennt das eine göttliche Kraft, das

andere Zauber; aber sie denkt nicht daran, die Zauberer als verdammenswerte Teufelsdiener zu bezeichnen. Und das Mittelalter verbrannte auch die, die Gutes taten, als Teufelsbündner.

Es ist nur dadurch zu erklären, daß mit der Zeit die Begriffe völlig auf den Kopf gestellt worden sind; jemehr dogmatisiert wurde, desto größere Widersprüche entstanden, weil jedes Dogma eine Annahme ist, die sich von gewöhnlichen Meinungen meistens nur dadurch unterscheidet, daß sie die einfach urteilende und nicht nach übersinnlichen und absurden Wünschen fragende Menschenvernunft ausschließt. Das mag vielleicht etwas hart klingen; es ist aber durchaus richtig und zutreffend.

Es ist nun auch bei den heidnischen Religionen vieles gewesen, was man nicht kannte und doch glauben sollte; es ist auch da in den Kosmogonien und der eigentlichen Götterlehre das Unmöglichste als Faktum hingestellt und Glauben verlangt worden: Aber das Heidentum hat doch Fortschritte gemacht und hat das Wissen nicht als ein Teufelswerk verrufen. Savonarola, Galilei usw. würden niemals im Heidentum mit dem Scheiterhaufen usw. und sonstigen Gewaltmitteln bedrückt worden sein. Die alten heidnischen Philosophen haben über ihre Ansichten diskutiert, ohne daß sie sich eines abweichenden Wortes wegen die Schädel eingeschlagen hätten, und in Athen huldigte man nicht bloß den Göttern aus der Urväter Zeiten, sondern man errichtete schließlich auch dem „großen unbekannten Gotte" einen Altar, weil man den bisherigen Göttergesellschaften und den Göttinnen der freien Liebe nicht mehr recht traute. Orosius, ein Schriftsteller, der etwa im 5. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung lebte, erklärte, daß die Heiden ihm gesagt hätten, es fiele ihnen garnicht ein, mehrere Götter anzubeten; sie nähmen vielmehr ebenfalls nur einen Gott an und eine große Anzahl von Dienern dieses höchsten Gottes, die sie nur als solche verehrten, ohne sie für Götter zu halten. Es ist dies eine Ansicht, die Orosius und noch viele andere Schriftsteller jener Zeit, z. B. Athanasius von Alexandrien, Cyprianus, Augustinus und selbst Tertullianus u. a. bestätigt haben. Es ist das ein großer Unterschied gegenüber dem Heidentum früherer Zeiten, bei dem allerdings jede einzelne Gottheit als Gott und nicht als Diener eines höchsten Gottes geehrt wurde; wenn von einem höchsten Gotte die Rede ist, muß man eigentlich an-

nehmen, daß es noch mehrere Götter gegeben habe, die nicht so mächtig waren wie der höchste, die aber doch als Götter galten.

Dies geht schon aus der Tatsache hervor, daß jede solche Gottheit ihren besonderen Kult hatte, und dieser Kult oft so beschaffen war, daß er einfach nicht dem Diener eines einzigen Gottes, sondern nur einem ganz bestimmten Ressortgotte gelten konnte. Besonders trifft dies auf die Bacchanalien und alle die Kulte der Liebesgöttinnen zu. Überall, wo Götter verehrt wurden, hat man auch derartige Göttinnen gehabt. Man brauchte sie, weil die Natur dieses Kults immer der sexuellen Seite des religiösen Empfindens Rechnung trug, und weil man doch dem „obersten" Gotte in einem derartigen Kult nicht dienen wollte.

Wo das Christentum den einzigen Gott annahm, den es aber in wenig verständlicher und begreifbarer Weise in drei Götter zerlegte, die aber doch auch wieder nur ein Gott sein sollten, da gab es für den Kybele-Kult natürlich keinen Raum, sondern man neigte mehr der Askese zu. Man muß dabei allerdings berücksichtigen, daß eine geradezu schauerliche Sittenlosigkeit das Signum des heidnischen Kults bildete, und daß die furchtbaren Zustände des Bacchus-, Dionysos-, Priapus-, Astarte-, Venus-, Aphrodite-, Isis-, Kybele- usw. Dienstes wohl zu einem sehr energischen Protest herausforderten, so daß in der Tat die glaubenseifrigen Christen sich mit Abscheu von derartigen „Gottesdiensten" abwenden und in das Gegenteil verfallen konnten. Das mag als Entschuldigung dienen, aber es ist keine Rechtfertigung, das bedeutet, wenn ich es ins moderne Juristendeutsch übersetzen wollte, es würde vielleicht die „Zubilligung mildernder Umstände", nicht aber die Freisprechung rechtfertigen. Immerhin darf man den üppigen Dienst der Zeugungsgöttinnen nicht übersehen, wenn man die asketische Richtung der ersten Christengemeinden richtig verstehen will.

Man brauchte weder Christ zu sein, noch Asket zu werden, um den berechtigten Widerwillen gegen einen obszönen und abstoßenden Kult Ausdruck zu geben. Waren es doch vor allen Dingen Heiden, die aus rein moralischen Gründen gegen diese Art des Gottesdienstes auftraten und ihre Zeitgenossen zu einem sittlichen und keuschen Lebenswandel ermahnten. Ich will nur an Sokrates erinnern, der nicht mit Unrecht ein Vorläufer Christi genannt wird,

nicht etwa deshalb, weil er die Religion Christi vorbereitet hatte, wie dies die jüdischen Propheten getan haben sollen. Nein, Sokrates war Philosoph, und seine Philosophie war eine solche der reinsten und schönsten Moral, die gerade deshalb so wundervoll seiner Zeit vorausleuchtete, weil diese alles andere eher war als moralisch. Es war eine Zeit sittlicher Verkommenheit, die für eine so edle und große Lehre, wie die des Sokrates, kaum das nötige Verständnis haben konnte.

Sokrates hat aber das Weib nicht aus dem Leben der Männer verbannen wollen, er hat es auch nicht aus dem eigenen Leben verbannt, im Gegenteil; er hatte sogar zwei Frauen, die liebenswürdige Myrto und das Gegenteil davon, die weltberühmt gewordene Xanthippe. Das war wieder kein Ausfluß besonderer Sinnlichkeit, sondern nur der Beweis dafür, daß der weise Sokrates der Obrigkeit ebenso gehorsam war wie andere Staatsbürger auch. Es wurde nämlich, da durch Kriege und Epidemien die Bevölkerung sehr zusammengeschmolzen war, der Befehl erteilt, daß jeder Mann zwei Frauen heiraten sollte, damit der alte Bestand der Bevölkerung desto sicherer und schneller wieder erreicht werden könnte. Es ist nach den großen Pestepidemien usw. auch in Deutschland noch lange nach dem Mittelalter gelegentlich die Doppelehe anbefohlen worden als eine Maßregel, die dringend notwendig erschien, um dem Mangel an lebenden Untertanen möglichst abzuhelfen. Es ist also auch die infolge christlicher Weltanschauung so sehr verpönte Doppelehe, die sonst ohne jede Gnade die Todesstrafe nach sich zog, zeitweilig nicht allein gestattet, sondern sogar geboten gewesen. Der Zweck heiligt das Mittel, und das „Verbrechen" wird zur Wohltat, wenn es gerade der Allgemeinheit Vorteil und Nutzen bringt. Das ist auch eine doppelte Moral. Wenn so etwas in der „allerchristlichsten" Periode unseres Vaterlandes möglich war, warum sollte da im Altertum nicht erst recht dieser Modus zur Steigerung der Geburtsziffer angeordnet werden? Gerade in unserem Vaterlande galt damals die Ehe als ein Sakrament, und das war der Grund, aus dem die Doppelehe als ein so schweres, todeswürdiges Verbrechen galt. Im Altertum und besonders im griechischen Altertum kannte man solche Ansichten nicht; die Ehe galt als das, was sie in Wirklichkeit ist, nämlich bloß als ein Vertrag zwischen zwei Personen auf Lebenszeit.

Deshalb war die vom Staate aus Notwendigkeit angeordnete Doppelehe ganz gewiß anders zu beurteilen als die in Deutschland, und man soll nur nicht heucheln und so tun, als sei Sokrates zwar ein Moralprediger aber gerade deshalb ein abscheulicher Heuchler gewesen, weil er in seinem privaten Leben ein äußerst unsittlicher Mensch gewesen sei, der nicht allein zwei Frauen geheiratet, sondern auch mit Hetären Umgang gepflogen und nebenbei außerdem widernatürliche Unzucht getrieben habe. Die Quelle, aus der dieser Geifer fließt, ist bekannt; man hat es dem Heiden Sokrates nicht zubilligen wollen, daß er eine Moral besaß, die der Christi recht nahestand, und doch war Sokrates vielleicht der größte Mensch, der je gelebt hat, seine Seelengröße übertraf alle Vorstellungen. Von seiner Gattin Myrto ist nicht viel bekannt, desto mehr von der Xanthippe, die ihrer Böswilligkeit und Zanksucht wegen Weltruf erlangt hat, und das will, da zanksüchtige Weiber, wie die böse Fama sehr energisch behauptet, durchaus nicht zu den Seltenheiten gehören, wirklich schon etwas sagen.

Xanthippe hat jedoch auch ihre guten Seiten gehabt; der Hauptfehler war wohl der, daß sie die wirkliche Größe ihres Mannes nicht erkannte, daß sie nicht philosophisch, sondern durchaus weltlich-spießbürgerlich und dabei ziemlich stark sinnlich veranlagt war. Damit stellte sie aber das glatte Gegenstück ihres Gatten dar, der als Weltweiser sehr wenig weltklug war, niemals seinen Vorteil wahrnahm, in größter Armut lebte, obwohl er hätte reich sein können, und deshalb seiner Gattin in keiner Weise das bot, was, wie man jetzt sagt, zum standesgemäßen Leben einer Frau gehört. Sokrates ließ sich nicht einmal von seinen Schülern etwas geben, obwohl er Riesenhonorare hätte erhalten können; er hatte nichts, ging abgerissen umher und war so eine Art Sonderling in seiner äußeren Erscheinung, nicht in seinen inneren Empfindungen. Daß die gute Xanthippe dabei zur bösen Xanthippe wurde, das ist von ihrem Standpunkt aus wohl begreiflich, und ich möchte die Frau unserer Zeit kennen lernen, die unter gleichen Verhältnissen nicht ebenfalls zur Xanthippe werden würde. Es bietet sich dazu nur wenig Gelegenheit, denn heutigen Tages sind die großen und berühmten Gelehrten ganz erheblich praktischere Leute; sie erhalten auch in der Regel eine fette Pfründe, und haben nicht nötig, ihre

Schüler ab und zu um ein neues Kleidungsstück anzubetteln, wenn das alte durchaus nicht mehr vor den kritischen Augen der Mitwelt bestehen kann. Dafür verzichten sie allerdings auch auf das Honorar nicht, und die Gattinnen haben nicht notwendig, sich um die unentbehrlichsten Dinge des Lebens vergeblich zu sorgen. Sokrates war aber gerade dieser Gattin gegenüber ein praktischer Philosoph. Er hat alle Launen der Xanthippe geduldig und mit Gleichmut ertragen, das ging soweit, daß man ihn nicht allein für einen furchtbaren Pantoffelhelden sondern auch für einen Masochisten erklärt hat, der sich von seiner Gattin prügeln und sich sogar als Reittier benutzen ließ. Das sind natürlich alles Fabeln und Mythen, denn Sokrates hat wahrlich durch sein ganzes Auftreten, durch den tiefen Ernst seiner Lehre, durch seine hohe Moral usw. mehr als hinreichend bewiesen, daß er nicht bloß ein Mann schöner Redensarten und blühender Phrasen, sondern auch ein Mann der Tat war, der sich im Leben und Sterben bewährt hat. Er war auch — schon in Rücksicht auf seine Lehre — ein starker Gegner des üppigen Götzendienstes, insbesondere der Dionysien und der unsittlichen Mysterien, von denen Diodorus sagt, daß durch sie der Eleusische Tempel ein wahres Hurenhaus geworden sei. Er hatte diese Götterwirtschaft mit ihrer Unsittlichkeit herzlich satt und war der Ansicht, daß die ganze Götterlehre sich überlebt habe, daß sie des denkenden Menschen unwürdig wäre, und daß besonders die sexuelle Befriedigung, die einzig und allein in der Religionsübung verlangt und gefördert werde, geradezu ein Hohn auf die Religion sei. Sokrates wurde schließlich, durch die Hetzerei seiner Neider, der Volksverführung angeklagt. Man warf ihm vor, daß er die Götter des Staates verächtlich gemacht, neue Götter eingeführt und dadurch seine Anhänger und besonders die Jugend verdorben habe. Hätte der Weise sich bereit finden lassen, ein Lob der Götter auszusprechen, die Bacchanalien als würdige Feier, den religiösen Sexualkult als würdigen Gottesdienst zu bezeichnen, man hätte ihn mit Freuden freigesprochen. Sokrates war dafür nicht zu haben, weil er nicht durch schlechte Mittel, also durch Lüge und Heuchelei, sich nützen wollte.

Das Tribunal der Heptiasten verurteilte den größten Mann, der nicht lügen wollte, zum Tode; er sollte den Giftbecher leeren; aber, wie es scheint, hätte man ihn auch nach diesem Urteil noch

gern laufen lassen. Die Bewachung war sehr oberflächlich, und Sokrates konnte beständig seine Schüler und Freunde im Gefängnis um sich sehen. Es wurde ihm geraten, doch zu fliehen, da alles für das Gelingen der Flucht vorbereitet war, und seine Verurteilung zu Unrecht erfolgt sei. Sokrates sagte lächelnd: „So würdet Ihr mich lieber schuldig leiden sehen?" Die Flucht lehnte er ab, und seine Seelengröße hielt jeder Prüfung stand. Nicht eine einzige schwache Minute hat er durchlebt. Er trank den Giftbecher und starb groß, edel und erhaben, wie er gelebt hatte.

Etwas Mystisches war an Sokrates; er war von einem Dämon besessen. Dämon hieß aber nicht, was wir heutigen Tages darunter verstehen, sondern man bezeichnete damit einen Geist oder selbst einen Gott. Sokrates hatte einen solchen Gott, der zu ihm sprach und ihn stets warnte, wenn er etwas unternehmen wollte, was ihm nicht dienstbar war. Der Weise hat von diesem Dämon viel gesprochen und immer gesagt, daß ihm ein Ratschlag, was er tun und wahrnehmen solle, niemals erteilt werde; er erhalte stets nur eine Warnung, wenn er etwas nicht tun solle. Das war die Einführung neuer Götter, deren man ihn angeklagt hatte, und deretwegen man ihn später für einen Betrüger oder doch mindestens für einen Geisteskranken erklärt hat. Gehört hat außer Sokrates selbst die Stimme seines warnenden Geistes niemand; aber es wird behauptet, daß sie nicht ein einziges Mal die Unwahrheit gesagt habe, und deshalb hielt sie der Weise selbst für die Stimme eines Gottes.

Die Religion des griechischen Altertums hätte die Verurteilung des Sokrates niemals rechtfertigen können, und das Volk sah bald genug ein, wie bitteres Unrecht es dem größten Weisen getan hatte. Deshalb wurden die Richter, die ihn zum Giftbecher verurteilten, später selbst zum Tode verurteilt, wodurch allerdings das Unrecht nicht wieder gut gemacht, noch weniger Sokrates ins Leben zurückgerufen werden konnte. Gerade die Religion des Altertums hat solche Zuflüsterungen von Göttern usw. offiziell geglaubt, es hat seine berühmten Orakel gehabt, es hat auch eine Art Orakel gekannt, die sehr beliebt und häufig benutzt war: Das Schlaforakel im Tempel. Diejenigen, die von diesem Orakel Gebrauch machen wollten, legten sich im Tempel zum Schlafe nieder, und dann hatte

der Gott die Verpflichtung, zu erscheinen und den Schlafenden das zu inspirieren, was sie wissen wollten. In der Regel wurde diese Art Befragung durch Kranke vorgenommen, denen der Gott Aesculap dann im Traume erschien und ihnen seine göttliche Heilkunst offenbarte, das soll in jedem Falle geholfen haben. Auch verschiedene Göttinnen erteilten derartige Audienzen, und ihre Tempel erfreuten sich eines großen Zuspruches.

Bekannt ist, daß die berühmte und berüchtigte Hetäre Aspasia, die Geliebte des großen Perikles, ebenfalls von diesem Orakel Gebrauch machte. Es wurde ihr allerdings nicht überall bereitwilligst die erbetene Heilung gebracht, sondern sie fragte in einigen Tempeln vergeblich an; endlich ließ sich aber Aesculap auch von ihr erweichen; er half der verrufenen Sünderin, und Perikles stiftete zur ewigen Dankbarkeit dem hilfsbereiten Gotte einen Tempel. Das Interessante an dieser Sache war aber, daß der Arzt Neukrates diese Orakelbefragung verordnet hatte, wie heutigen Tages die Ärzte eine Badereise empfehlen. Es scheint überhaupt im alten Griechenland bei den Ärzten Brauch gewesen zu sein, Kranke, die sie nicht herstellen konnten, an den olympischen Kollegen zu verweisen, der etwas mehr Erfahrungen besaß und stets da noch Rat wußte, wo die Kunst der irdischen Heilkünstler in die Brüche ging.

Die Kranken kehrten vom Traume in die rauhe Wirklichkeit zurück und nach und nach kam ihnen auch das Bewußtsein dessen, was der Gott ihnen empfohlen hatte. Es ist also recht verwunderlich, daß man es dem weisen Sokrates so übel nahm, wenn er behauptete, ihm flüstere ein Gott zur rechten Zeit seine Warnungen zu, und daß man aus dieser Angabe die Gründung einer neuen, verbotenen Religion, die Einführung neuer Götter konstruieren konnte. Man würde dem großen Philosophen sein Privatorakel wahrscheinlich auch gar nicht übel genommen haben, wenn er nicht allzu eifrig gegen den sinnlichen Dienst des Weibes im religiösen Kult geeifert hätte. Er befand sich in derselben Lage wie Johannes der Täufer, der seinen Kopf lassen mußte, weil er gegen die unsittliche Heirat des Königs Herodes gewettert hatte. Des Weiberkults schämte man sich auch im alten Griechenland; aber wer dagegen auftrat, dem warf man Verächtlichmachung der Götter vor, und das Todesurteil war von

jeher das beste Mittel, unbequeme Raisonneure zum Schweigen zu bringen. So starb Sokrates am Weib in der Religion.

Zum religiösen Kult gehörten bei den Griechen auch die Orakel besonderer Priesterinnen, die Weltruf hatten, und die deshalb nicht etwa bloß von den Griechen selbst, sondern von Herrschern und reichen Privaten aus allen Weltgegenden befragt wurden. Als Priesterinnen des berühmtesten Delphischen Orakels wurden anfänglich junge Mädchen gewählt, die aus der Gegend stammten und wohl auch eine bestimmte Veranlagung für dieses Amt haben mußten. Entweder ist die Gegend mit medial veranlagten Weibern außerordentlich reich gesegnet gewesen, oder es war wirklich die Anlage des Tempels allein so beschaffen, daß jedes Weib über der berühmten Dunstspalte in Trance verfiel, jedenfalls hat es niemals an Priesterinnen gefehlt, und man hatte dann sogar in der Regel drei zu gleicher Zeit, da eine einzige den aufreibenden Dienst nicht hätte aushalten können. Wie es scheint, sind aber die jungen Priesterinnen nicht immer so keusch gewesen, wie dies der Würde ihres Amtes entsprochen hätte, oder der religiöse Fanatismus war schuld daran, daß sie nicht bloß an die Pflichten ihres Amtes, sondern auch an die Wünsche ihres Herzens dachten. Besonders großes Aufsehen hat eine Affäre veranlaßt, in die der Thessalier Echikrates verwickelt war, dem man nachweisen konnte, daß er eine der Priesterinnen verführt hatte. Man griff deshalb, um solchen Vorgängen in Zukunft wirksam entgegentreten zu können, zu dem Mittel, nur sehr bejahrte Priesterinnen anzustellen, die selbst unter dem Einfluß der religiösen Schwärmerei sittlich nicht gefährdet waren, weil die Orakelbesucher mit ihnen nicht der Liebe süße Früchte pflücken mochten. Das Weib in der Religion war also in diesem Falle nicht auch das Weib im Liebesleben der Orakelbefrager. Man hatte weder in Delphi, noch in den anderen Orakeln große Schwierigkeiten mit der Einführung älterer Jahrgänge von Priesterinnen, denn als Lockvögel brauchte man sie nicht; das Geschäft blühte auch ohne dieses Lockmittel über alle Begriffe. Die Geschenke, die den Orakeln gemacht wurden, übertrafen alle Vorstellungen. Vom König Krösus wird berichtet, daß er dem Orakel zu Delphi für eine überraschend wichtige Angabe ein Geschenk im Werte von 16 Millionen Mark gemacht habe. Wers nicht glaubt, der lese bei Herodot nach, welche Gegenstände dies Geschenk um-

faßte; er findet dort das genaue Verzeichnis und kann sich den Wert dann selbst schätzen.

Was Krösus bieten konnte, das vermochten allerdings nur wenige Sterbliche zu schenken. Immerhin pflegte man sich aber nicht lumpen zu lassen, und in Delphi verstand man es nicht allein, in der Zukunft verborgene Tiefen zu blicken, sondern man hatte auch für die profanen Dinge der Gegenwart viel Verständnis und großes Interesse. Den Mammon hat man nicht für schnöde gehalten, sondern es gern gesehen, wenn er in unabsehbarer Menge in das Heiligtum des Gottes strömte. So war es nicht bloß in Delphi, sondern auch in den anderen Orakeln, von denen das des Zeus in Dodona die reichsten Einnahmen erzielte, weil es nach Delphi das berühmteste war.

Delphi ist dadurch gegründet worden, daß ein Schweinehirt zufällig seine Herde in die Gegend des späteren Tempels trieb. Dort bemerkte er, daß die Borstentiere auf der Erde schnüffelten und dann in einen Zustand verfielen, der den Anschein erweckte, als wären sie, wie man zu sagen pflegt, voll des süßen Weines. Der Sauhirt war ein poetischer Mann und ein nachdenklicher Kopf; er ruhte nicht, bis er die Ursache dieses seltsamen Vorganges entdeckt hatte. So fand er denn in der Erde eine Spalte, aus der leichte Dunstwolken emporstiegen, er bückte sich, untersuchte die Sache näher, und dabei verfiel er in einen Zustand, der ihn befähigte, die Zukunft zu erkennen. Da sich dieses Wunder wiederholte, so oft er die Dünste einatmete, stand es fest, daß er mit diesem Dunst seine Prophetengabe errang. Der Fall erregte natürlich großes Aufsehen, und so beschloß man, diesen Wunderort zu einem Orakel-Heiligtum zu machen; es wurde der Delphi-Tempel erbaut, dessen Gott Apollo war.

Nun hätte ja eigentlich die Weisheitsquelle niemals versiegen dürfen, aber sie versiegte schließlich doch, nachdem sie Jahrhunderte hindurch für das Griechenvolk ein Segen gewesen war. Die hysterischen Weiber, die man zu Priesterinnen machte, gaben ihre Sprüche zuerst stets in Reimen und Versen, wie sich dies für die Priesterinnen des Dichtergottes eigentlich auch geziemt. Diese poetische Gabe versiegte zuerst, man erschrak, daß der Gott der Dichtkunst diese plötzlich verbannt hatte, aber da die Prosa auch recht oft die Zukunft

zuverlässig enthüllte, gab man sich zufrieden. Ja, man sagte auch nichts, als die Antworten im höchsten Grade zweideutig ausfielen, so daß es eine große Kunst war, sie richtig auszulegen. Für das Orakel und seine Priesterinnen war dies aber ein großer Vorteil, denn sie konnten nun niemals eine falsche Antwort geben. Wenn das Gehörte nicht eintraf, mußte es sofort einleuchten, daß man lediglich selbst schuld war, weil man die Antwort falsch ausgelegt hatte. Die bekannteste Antwort dieser Art ist die, der der König Krösus zum Opfer fiel, weil er sie falsch auslegte. Es war nämlich gesagt worden, wenn der König über den Halys ginge, dann würde er ein großes Reich zerstören. Da dies wirklich die Absicht des Königs war, zog er über den Halys in den Krieg gegen Cyrus. Das Orakelwort ging wirklich in Erfüllung, Krösus hatte ein großes Reich durch diesen Feldzug zerstört; leider aber war dies sein eigenes. Er hatte also das Orakelwort bloß falsch gedeutet, und so war nicht das Orakel sondern er selbst an seinem Untergang schuld. Schwerer war es schon, derartige Antworten zu ersinnen, denn es wurden doch wahrlich auch andere Fragen gestellt als nach Krieg und Schlachtenglück, welch letzteres unbedingt einer der Parteien lächeln mußte, und zu sagen, daß durch eine Schlacht ein Heer Schaden leiden würde, das hätte allenfalls jeder beliebige Mensch fertig bekommen.

Allein für Apollo gab es in Griechenland 22 Orakel, die übrigen Götter waren keineswegs so reichlich bedacht, denn selbst der Götterkönig Zeus besaß nur 2, in denen er der irdischen Neugierde Rechnung tragen konnte. Apollo hatte also eigentlich schon mit den Orakeln so viel zu tun, daß er wahrlich seines Lebens nicht mehr froh werden konnte, und vielleicht hat er die Geschichte wirklich satt bekommen, denn mehr und mehr versagten die Orakel. Merkwürdig, daß alle fast gleichzeitig aufhörten, zuverlässige Antworten zu geben. Es war rein nichts mehr los mit den Priesterinnen, und das Volk hatte kein Zutrauen mehr. Schon zu Christi Zeiten, sogar noch etwas vor Christus, blieben die meisten Orakel geschlossen, und die, die auf ihrem uralten Ruhme fußen konnten und deshalb noch etwas Zuspruch hatten, fanden auch keinen Anklang.

Woran hat nun der Verfall der einst so gepriesenen Orakel gelegen? Das Volk wurde aufgeklärter, und es hatte nicht mehr

die Naivität in religiösen Dingen, die den geeigneten Boden bilden, auf dem der blinde Glaube üppig wuchern kann, und die alten, reizlosen Priesterinnen wurden nicht rechtzeitig durch junge ersetzt. Von allen Religionskulten waren nur noch die beliebt, bei denen die meisten Orgien gefeiert wurden. Die entsetzliche Unsittlichkeit, die durch diesen religiösen Weiberkult in alle Kreise getragen wurde, ließ jede wirkliche Überzeugung schwinden. Man glaubte an nichts mehr als an das Vergnügen der sinnlichen Lust. Selbst den reifen Priesterinnen der Orakel erging es nicht besser. Sie verloren ebenfalls jede Moral, und selbst ein Mann wie der große Demosthenes trat öffentlich auf und erhob gegen die Pythia den Vorwurf, daß sie bestechlich sei, und ihre Orakelsprüche lediglich danach einrichte, wie es für sie vorteilhaft wäre. Wer sie gut bezahle, der könne sicher sein, auch ein ihm günstiges Orakel zu finden. Es wurde sogar behauptet, daß viele Priesterinnen nicht bloß für Geld zu haben seien, sondern daß sie günstige Orakelsprüche auch denen gäbe, die sich ihnen in ludo Veneris entgegenkommend erwiesen. Es wäre danach auch die Stätte des Orakels ebenso ein großes Hurenhaus gewesen wie die Tempel anderer Gottheiten. Es wurden wohl noch einmal Riesenanstrengungen gemacht, das alte Ansehen des Orakels wieder herzustellen, als das Christentum mehr und mehr Boden gewann, und die heidnischen Griechen befürchteten, daß ihre alte Religion schließlich ganz der neuen weichen müsse, wenn nicht der Beweis erbracht werden könnte, daß die alte besser sei. Man setzte dabei die größte Hoffnung auf die Orakel, die ja auch das alte Rom seinerzeit bewogen hatten, die Religion umzukrempeln und an Stelle der zahllosen alten Götter die Götter Griechenlands, wenn auch mit römischen Namen, treten zu lassen. Die Bemühungen blieben zwar nicht ganz erfolglos; es kam wirklich noch einmal zu einem schwachen Aufflackern; aber die alten trefflichen Orakelsprüche wollten sich absolut nicht wieder einstellen, und so war denn das Schicksal der Orakel auch besiegelt. Woran es lag, daß die Sprüche nicht mehr gut waren? Nun vielleicht auch an den Sprüchen selbst, in der Hauptsache schließlich doch daran, daß man die Sprüche kritischer und skeptischer ansah. Man hat in der Blütezeit der Orakel sogar geglaubt, daß selbst Götter und Göttinnen das Orakel befragt und sich über die rätselhaften Antworten die Köpfe zerbrochen hätten.

So heißt es bei J. Döplerus: „Und obwohl die Venus sich mit dem alten Greißen Anchise vermischet, und von solchem Beyschlaf den Aeneam gebohren, hat sie doch selbiges nicht sowohl aus Liebe, als darum gethan, weil sie von dem Oraculo verstanden, daß, Troja zerstöret, und derselben Könige aus dem Wege geräumt worden, des Aeneas Nachkommen zum Regier-Stande erhoben werden sollten." Daß eine Venus ihre Liebe nach den Sprüchen des Orakels eingerichtet haben sollte, das wird allerdings nur ein mehr als naives Gemüt geglaubt haben; es ist das aber eine geradezu überwältigende Beweisführung für das unbegrenzte Vertrauen, das man den Orakeln schenkte.

Zur Zeit des Niedergangs der Orakel würde man über diese Geschichte allerdings wohl nur noch ein mitleidiges Lächeln gehabt haben. Man glaubte längst an die Götter nicht mehr, sondern es galt die Ansicht, daß alle, die man als Götter verehre, nichts anderes seien als Menschen, die sich bei Lebzeiten besonders hervorgetan hätten, von dem Volke geehrt worden seien, und aus dem erst die Überlieferung mit der bei ihr nun einmal üblichen Übertreibung Götter gestempelt habe. Wie man sich nach dieser Erklärung die Venus gedacht hat, ob sie etwa eine besonders sexuell unersättliche Freudendame gewesen sein müsse, der man deshalb schließlich göttliche Ehren erwiesen habe, ist schwer zu sagen. Alle die Hetären und Huldinnen, die durch die große Zahl ihrer Liebhaber oder durch ähnliche Dinge Weltruf erlangt haben, sind für nichts weniger als für Göttinnen gehalten worden. Warum sollte ihnen auch die Welt so besonders dankbar sein? Dazu fühlten sich nicht einmal ihre besondern Günstlinge veranlaßt, die in der Regel sogar noch weniger günstig über diese Weiber dachten als Unbeteiligte. Jedenfalls hat man zuletzt der Venus lieber gedient als an sie geglaubt, und das ist kein Widerspruch, weil jeder den Venuskult eifrig mitmachen konnte, ohne an die Venus zu glauben. Der Kult galt nur dem Ewigweiblichen, und die Tempel wurden schließlich nur noch besucht, weil sie die beste Gelegenheit zum illegitimen Liebesverkehr boten oder, wenn man es anders ausdrücken will, weil sie den illegitimen Liebesverkehr legitim, nämlich zu einer religiösen Handlung stempelten.

Und dafür will ich einem alten Schriftsteller ein Beispiel entlehnen: „Aristoclea, ein ausbündig schön Mädgen, opferte einsmahl

dem Gott Jovi nackend, da ein vornehmer Jüngling, Namens Strato, sie ungefähr ersahe, und darüber in Liebe gegen sie heftig entzündet ward. Es hatte sie aber auch ein ander, mit Namen Callisthenes lieb, drum als sie Hochzeit hielt, haben sich diese beyde so grausam um sie gezerret, und einer dem andern dieselbe wiederum nehmen wollen, daß endlich im Grimm das gute Mensch darüber in stücken zerrissen worden, auf deren todten Cörper sich Strato erstochen."

Von einer Hochzeit ist nach meiner Ansicht sicherlich nicht die Rede gewesen, sondern Aristoclea hat sich im Tempel selbst opfern, das heißt, ihre Jungfräulichkeit darbringen wollen. Strato und Callisthenes waren beide gleich in Liebe zu ihr entbrannt, und jeder wollte sie, nicht zum Zwecke der Heirat, sondern lediglich zum Zwecke dieses abscheulichen Opferdienstes für sich haben, und so war es denn sehr erklärlich und auch sehr einfach, daß sie sich, um diese Jungfrau „grausam zerrten". Da es sich um die Vollziehung des sexuellen Aktes handelte, hat natürlich der Schriftsteller, der uns dieses Drama mitteilt, euphemistisch von einer Hochzeit gesprochen, wie dies durchaus erklärlich ist, da das Altertum nur diesen Akt als Hochzeit kannte. Da im Tempel kein Mann ein besonderes Recht auf eine der „opfernden" Jungfrauen hatte, war es wohl möglich, daß mehrere Männer sich danach drängten, mit ein und derselben Jungfrau das „Opfer" zu vollziehen, und daß schließlich nur der diesen Wunsch verwirklichen konnte, der es verstand, seinen Mitbewerbern zuvorzukommen oder sie bei Seite zu drängen. In unserem Beispiel ist dies nicht gelungen, da die beiden Bewerber gleiche Energie besaßen und dabei eher das Mädchen in Stücke rissen, als daß es einer dem andern überlassen hätte. Daß sich dann Strato auf dem toten Körper der schönen Aristoclea ersticht, das kann nicht so sehr auffallen; er ist vielleicht wirklich in Aristoclea verliebt gewesen, während Callisthenes nur darauf bedacht war, seinen Sinnenrausch zu befriedigen.

Wenn man nun annimmt, daß nur auf einen Vorgang bei einem der Keuschheitsopfer die kurze Mitteilung bezogen werden darf, dann gibt dies zu dem weiteren Gedanken Anregung, ob nicht derartige Fälle sich oft ereignet haben werden, oder ob man etwa nur dieses einzige Beispiel gehabt hat. Man muß sich dabei die Exal-

tation der ohnehin in sexuellen Dingen äußerst leidenschaftlich fühlenden Leute vorstellen.

Gleichwohl spricht ein Umstand dafür, daß ernste Eifersuchtsszenen vielleicht nicht so oft vorgekommen sein mögen, wie dies fast anzunehmen wäre, denn der Mann, der vielleicht nicht gerade das Mädchen erhielt, das ihm besonders gut gefiel, hatte doch immer noch Gelegenheit genug, sich schadlos zu halten, da in den Tempeln der Venus und Aphrodite, Kybele und Astarte, oder wie sie sonst alle heißen mögen, oft Hunderte von Weibern des „Partners" harrten, der bereit war, ihnen bei der Opfertat zu assistieren. Der Andrang der Weiber war zu allen Tageszeiten groß; die Opferlust war niemals so rege gewesen wie zu den Zeiten, in denen es galt, sich selbst darzubringen.

Nun hat es sich aber im Falle der „ausbündig schönen" Aristoclea doch wohl nicht um so ein alltägliches Vorkommnis gehandelt. Zunächst wollte die schönste aller Jungfrauen das Opfer nicht der Venus, Aphrodite oder Kybele darbringen, sondern dem Zeus oder Jupiter. Das war an sich keineswegs ein ungewöhnlicher Gedanke, denn auch dem höchsten Gotte wurden solche Opfer dargebracht, weil sie das höchste Opfer waren, das überhaupt geleistet werden konnte. Mehr als sich selbst kann kein Mensch geben, und die Jungfräulichkeit galt auch den hellenischen Mädchen einmal als das höchste Gut, ihre Opferung als ein Opfer der ganzen Person. Als es aber Brauch wurde, sich im Tempel den Liebesgöttinnen zu opfern — zu prostituieren ist richtiger gesagt —, da hat, zumal als diese Opfer möglichst häufig von jeder einzelnen Person wiederholt wurden, dieser Gedanke seine ursprüngliche Reinheit und auch seine Berechtigung verloren. Das geht im Leben oft so; mit der Zeit bleibt nur der Brauch bestehen, ohne daß man bei seiner Ausübung noch an die Idee, auf die er sich gründet, denkt.

So war es schließlich auch mit der Selbstaufopferung der Mädchen in den Tempeln. Aristoclea scheint aber weniger moralisch verkommen gewesen zu sein. Sie wendete sich deshalb mit ihrem Opfer an Zeus selbst, der nicht so als Deckmantel für die Liederlichkeit und den Sinnentaumel benutzt wurde wie die Göttinnen der Liebe, und deshalb war sie auch nicht in so großer Gesellschaft im Tempel; nach dem Bericht des alten Schriftstellers scheint sie allein anwesend

gewesen zu sein, und die beiden Nebenbuhler erblickten sie „ungefähr", also ohne diese Absicht schon beim Betreten des Zeusheiligtums gehabt zu haben. Es kommt natürlich hierbei auf den Wortlaut des Berichts nicht an, zumal der Verfasser desselben offenbar den wirklichen Zusammenhang nicht gekannt und nicht begriffen hat; immerhin darf man doch den bestimmt erwähnten Tatsachen folgen, und diese deuten darauf hin, daß nicht viel Andrang bestand, und daß deshalb auch dieser Vorgang im Tempel „Jovis" nicht maßgebend für die Verhältnisse der Tempel sein kann, die man am besten als Freudentempel bezeichnen darf.

Aber auch in diesen dürfte, wenn sich unter den opfernden Jungfrauen besonders schöne und begehrenswerte befanden, die Eifersucht unter den Männern doch zuweilen zu Auftritten geführt haben, die des Tempels ebenso unwürdig waren, wie das ganze übrige sittenlose Treiben. Man hat das nicht besonders erwähnt, weil erstens die Nachrichten über diesen Kult an und für sich dürftig genug vorhanden sind, und weil ferner auch, was darüber berichtet wird, tendenziös gefärbt und deshalb absolut unzuverlässig ist. Wo aber Tendenzberichte vorliegen, da ist stets nur die Unsittlichkeit betont. Ob es nebenbei auch zu Prügeleien oder selbst Totschlägereien kam, das trat dagegen zurück, konnte eigentlich auch nicht weiter auffallen, da man erstens an solche Auftritte erheblich mehr gewöhnt war als in unserer Zeit, und diese Auftritte doch im schlimmsten Falle nichts weiter waren als eine Folge des unsittlichen Kults. Man stelle sich vor, daß, wo die Eifersucht in Frage kommt, Auftritte, bei denen das Blut fließt, keineswegs ungewöhnlich sind. Es ist bekannt, daß noch jetzt im bayerischen Hochland kaum ein ländliches Tanzvergnügen ohne Rauferei vergeht, und auch anderenorts setzt es bei solchen Gelegenheiten nicht selten blutige Köpfe. Stets ist es das Weib, das beim Kult der Liebe oder der Leidenschaften die Rolle des Erisapfels spielt. Die Burschen werden durch die Getränke und durch die Hitze des Tanzes in einen Zustand der wahnsinnigsten Aufregung versetzt, der sie der klaren Überlegung beraubt. Wenn einem nun eine holde gefällt, die vielleicht von anderen Burschen ebenfalls lebhaft umworben wird, und wohl gar einem anderen Bewerber mehr Entgegenkommen zeigt, dann ist das Unglück geschehen. Es hieße also die menschliche Natur völlig verkennen, wollte man nicht ohne

weiteres für erwieſen halten, daß bei dem „Opferkult“ der Schönheitsgöttinnen die Erregung noch größer ſein mußte, weil doch dabei ein ganz unbemäntelter ſexueller Endzweck vorlag. Es mag wohl ſein, daß bei einem Maſſenverkehr im Tempel der Sturm auf ein einzelnes Weib nicht ſo groß war, da ſich eine genügende Auswahl von Weibern fand; aber das iſt doch nichts anderes als der Verkehr bei der Tanzluſtbarkeit, auf die ich gerade deshalb Bezug genommen habe.

Daß Ariſtoclea nackt im Tempel zu ſehen war, beweiſt eine gewaltige Wandlung in der religiöſen Anſchauung; denn ſo wenig prüde die griechiſche Mythologie auch von Anfang an gedacht war, ſo urteilte man doch über dieſen Punkt urſprünglich ziemlich ſtreng. Man lehrte, daß die Göttinnen ſich vor keines Menſchen Auge nackt zeigen wollten und furchtbare Rache nähmen, wenn doch ein frecher Menſch ſie nackt bewundern wolle. Juno ſoll einem ſolchen Frechen ſofort das Augenlicht für alle Zeiten gelöſcht haben, um ihn zu beſtrafen. Die Strenge dieſer Strafe beweiſt doch klar und deutlich, daß es wirklich als ein ſehr ſchweres Verbrechen angeſehen wurde, die nackten Göttinnen mit begehrlichen Blicken zu betrachten. Bekannt iſt im Altertum auch die Geſchichte des Actäus. Dieſer Kühne hatte das Verbrechen auf ſich geladen, die Göttin Diana zu belauſchen, als ſie ihre göttlichen Glieder im Bade erfriſchte. Dieſe Lauſcherſzene iſt außerordentlich beliebt, ſie kehrt alle Augenblicke wieder, und beſonders die Diana wird am liebſten als belauſchte Göttin geſchildert. Teils iſt ſie mit ihrem weiblichen Gefolge im Bade, und das Gefolge ſtellt ſich um ſie herum, um ſie vor den zudringlichen Blicken der frechen Erdenmenſchen zu verbergen, teils wird ſie allein dargeſtellt. Auf dem Bilde ſieht eine ſolche Szene meiſt recht nett aus, und es mag auch für einen irdiſchen Mann faſt ein Ding der Unmöglichkeit geweſen ſein, auf eine ſolche Szene, deren Zeuge er zufällig wurde, nicht zu blicken, aber Diana ſoll dieſer menſchlichen Charaktereigenſchaft, die man mit mildeſten Worten Neugier nennen kann, obwohl ſie eigentlich viel mehr iſt, ſehr wenig Rechnung getragen, ſondern ſich ſtets als unerbittliche Rächerin ihrer verletzten Tugend gezeigt haben. So wurde Actäus, weil er nicht die Äuglein keuſch geſchloſſen, ſondern die Göttin durch ſeine frechen Blicke beläſtigt hatte, furchtbar beſtraft. Die Göttin verwandelte ihn in

einen Hirſch, und da ſie doch nun einmal die Göttin der Jagd war, konnte ſie es nicht über ſich bringen, auf dieſe lockende Jagd zu verzichten. Die Metamorphoſe bekam dem frechen Actäus alſo ſehr ſchlecht, denn wenn ein Wild vielleicht auch einmal einem irdiſchen Jäger entgehen mag, ſo ſteht doch der Göttin der Jagd ſelbſt ein Hirſch machtlos und ratlos gegenüber, wenn er menſchliche Intelligenz beſitzt, weil es eigentlich auch ein Menſch iſt. Der unglückliche Hirſch hat niemals mehr eine nackte Göttin belauſcht, er wurde zu Tode gehetzt. Von den anderen Göttinnen iſt die Schamhaftigkeit nicht mit ſolcher Sicherheit zu behaupten. Es wird zwar auch erzählt, daß ſie ſehr empfindlich in ihrem Schamgefühl geweſen ſeien, wenigſtens ſoweit, wie es ſich darum handelte, daß ſie den Blicken Sterblicher nackt und gegen ihren Willen ausgeſetzt wurden. Sobald dies nicht gegen ihren Willen geſchah, waren ſie außerordentlich tolerant, und die große Zahl der Halbgötter, die einen ſterblichen Vater und eine Göttin zur Mutter hatten, beweiſt doch mindeſtens, daß die Zurückhaltung der Göttinnen nicht ein undurchdringbarer Charakterzug der Göttinnen geweſen ſein kann. Es wird auch, wo die Göttinnen ſich furchtbar gerächt haben, in der Regel eine ganz andere Erklärung für den Grund des Zorns angegeben. Immer iſt es eine perſönliche Beleidigung, die nichts damit zu tun hat, daß die betreffende Göttin etwa nackt belauſcht worden ſei. Es iſt freilich kaum anzunehmen, daß dieſe Erzählungen von den Liebſchaften der Göttinnen mit irdiſchen Männern derſelben Zeit entſtammen, in der man ſich über große Schamhaftigkeit berichtete. So folgten auf Zeiten paradieſiſcher Harmloſigkeit oft recht ſchnell ſolche, in denen man ſich insbeſondere aus den Göttinnen und Göttern nur noch wenig und aus der Schamhaftigkeit gar nichts mehr machte. Die Zeiten ändern ſich ſtändig, und die Menſchen mit ihnen; warum nicht auch die Göttinnen? In ſpäterer Zeit wird dieſelbe Geſchichte, daß Juno einen Menſchen geblendet hätte, weil er ſie nackt belauſcht habe, ganz anders erzählt; das Blenden iſt geblieben, aber als Grund des Zorns wurde eine mündliche Beleidigung angegeben. Der Götterkönig ſoll danach ſeine hohe Gattin gründlich aufgezogen und geſagt haben, daß die Weiber ſexuell doch viel begehrlicher und erregbarer ſeien als die Männer, ebenfalls die Göttermutter. Das wäre nun an und für ſich vielleicht nicht ſo ſchlimm geweſen, denn für eine natürliche Veranlagung kann doch

schließlich niemand verantwortlich gemacht werden. Das schlimme sei aber gewesen, daß Tiresias sich den Zorn der Göttin dadurch zugezogen habe, daß er die Ansicht des Göttergemahls höchst unnötiger Weise nicht allein bestätigt, sondern sie noch erweitert und gesteigert zum besten gegeben habe, statt die Tugend der Göttin zu loben. Wenn hierzu vielleicht auch nur wenig Veranlassung vorgelegen hat, so ist es doch eine bekannte Tatsache, daß die Weiber die Tugenden an sich am liebsten gerühmt hören, die sie am wenigsten oder garnicht besitzen.

Es wird auch von anderen göttlichen und irdischen Weibern in alten Geschichten manch rührender Zug stiller und bewundernswerter Treue und Tugend erzählt. Was aber hat die spätere, frivolere Zeit aus diesen Geschichten gemacht? Sie hat alles ins Gegenteil verwandelt. Die Treue ist Heuchelei, die Tugend erst recht. Wo ein Weib von seinem Liebsten zu sehr bedrängt wurde und den Gatten um Schutz anflehte, da wird dann später gesagt, daß dies nur eine List gewesen sei, die den Zweck gehabt habe, der Entdeckung einer wirklichen Schuld zuvorzukommen und den Gatten zu täuschen. Ich werde noch einige Beispiele anführen, die ebenfalls auf mythisch-religiöser Basis stehen, und die am besten den gewaltigen Wechsel im religiösen Kult illustrieren. Gerade weil man diesen Kult bloß noch für den sexuellen Genuß einrichtete, war man der Ansicht, daß auch die alten ehrwürdigen Überlieferungen in diesem Sinne abgeändert werden müßten. Ich will damit nicht etwa sagen, daß man absichtlich und aus bloßer Lust an sexuellen Dingen auch die Erzählungen von Göttinnen und irdischen Weibern so abgeändert habe, daß sie nur noch die frivolste Seite sehen ließen, sondern man hat sich nicht mehr in eine reinere Seelenregung hineindenken können und deshalb alles nach der herrschenden Überzeugung erklärt und gedeutet. So ist die Sage entstanden, und so hat sich nach und nach auch die Mythologie abgeändert. Das ist aber für die Stellung des Weibes in der Religion äußerst bezeichnend.

Doch nun zu den Beispielen, die ziemlich drastisch die veränderte Anschauung der verschiedenen Zeitabschnitte illustrieren. Zunächst erzählt man von der Gattin des Ulysseus folgendes: „Von der Penelope, Ulyssis Gemahlin, und ihrer sonderbaren Keuschheit in der zwantzig-jährigen Abwesenheit ihre Ehe-Herrns, ist viel rühmens;

Aber Duris von Samos, in libro de Agathokle und der Historicus Lysander ſetzen das Gegenteil und dieſes, daß ſie ſich in wehrender Zeit mit allen ihren Freyern vermiſchet, und einen Sohn gebohren, den ſie Pan genennet, denn den Griechen bedeutete Pan ſoviel wie alles oder von allen. Deſſen auch der Griegiſche Poet Lycophron gedencket, der ſie eine Hure nennet, zugleich anfügende, daß wie Ulyſſes heim kommen, und ſolches erfahren, er ſtrack wieder fort in die Inſel Cortynam ſich begeben, und allda geſtorben. Andere aber ſagen, er ſei wieder zu der Circe gezogen, und von ſeinem eigenen Sohn Telemacho umgebracht worden. Einige geben vor, Mercurius habe ſich in einen Bock, den die Penelope lieb gehabt, verwandelt, und den Pan gezeuget, der auch eben drum Bocks-Füße gehabt und Hircipes genennet worden. Nach dem Tode Ullyſis hat ſie ſeinen mit der Circe erzeugten Sohn Telegonum wieder geheyrathet."

Man ſieht aus dieſer Stelle, in die auch der Gott Merkur wieder hineingezogen worden iſt, wie die Geſchichte je nach der moraliſchen Verkommenheit des Volkes abgeändert worden iſt, daß ſchließlich mit wenig Witz und viel Behagen in dem Schlamm förmlich gewühlt wurde. Dasſelbe Bild liefert folgende Geſchichte: „Die Muſen oder Göttinnen der freyen Künſte werden von den alten als Jungfern abgebildet, daß ſie keuſch und rein ſeyn, drum ſie auch Camonae, quod sint castae mentis praefides, genennet worden, anzuzeigen, daß diejenige, ſo was rechtſchaffnes ſtudiren und lernen wollen, keuſch, züchtig, und nicht verlottert ſeyn ſollen: Je dennoch ſchreiben Myrtilus und Arnobius, daß dieſelbe des Macarei Töchter, Megaleonis Mägde ſind loſe Huren geweſen, welches aber nicht wohl gläublich; doch kan man nicht vor gewiß ſagen, daß ſie alle Jungfern geweſen, denn man findet, daß der Clio Söhne Jalemus und Hymenaeus; der Euterpe oder Terpſichore: Reſus, der Thalia Palaephatus, der Uraniae: Linus, der Melopomene, oder wie andere meinen, der Terpſichore: Sirenus und Melius, der Erato: Flamyris, der Polyhymnia: Triptolemus, und der der Calliope: Orpheus geheißen." Man ſieht, daß dieſe Stelle für den Wandel in der Anſicht über die Mythologie geradezu klaſſiſch iſt. Um dieſen Wandel noch mehr zu illuſtrieren, laſſe ich verſchiedene Mitteilungen über Frau Venus folgen: „Von den Poeten wird gedichtet, daß Vulkan oder der Schmiede-Gott der Liebes-Göttin Mann ge-

weſen, ſomit ſie auf das Offizium Venerum geziehlet, als wozu Hitze erfordert wird. Daß aber die Venus dem Saturno zuwider iſt, bedeutet, daß alte Greißen, Sauertöpfe und Nöſſeler bey den Frauenzimmer ſchlechte, ja wohl keine Partes noch Gehör haben. Drum wird nicht allein Cupido in Jünglings-Geſtalt abgebildet, ſondern auch das Alter von der Veneris Wohnung ausgeſchloſſen. Es ſind auch junge Weiber ſelten den alten Männern getreu, ſondern (Theognidis Meinung nach) gleich einem Schiff, welches ſich weder von dem Steuermann mehr regieren und lencken, noch auch von dem Anker aufhalten laſſen will, ja vielmehr loßreißt, und des Nachts in einen andern Hafen einläuft. Beſonders wenn die alten Männer immer über den Büchern liegen. — Ferner wird der Wein-Gott Bacchus der Veneri zugeſellet, anzuzeigen, daß der Wein eine Anreizung zur Liebe ſey. Auch daher der Wein Lac Veneris genennet. Wiewohl der Wein, wenn er allzu überflüſſig und offt getrunken wird, an den Kinderzungen hinderlich fällt. Das Podagra iſt auch vor eine Tochter des Bacchi und Veneris erdichtet worden, weil es daher meiſtenteils entſtehet und herkömmet. Mercurius wird ihr gleichfalls zur Seiten geſetzet, weil zur Gewinnung des Frauenzimmers Liebe, gute Beredſamkeit, viel Complimente und Zuckerſüße Worte, anbey artige und wohlanſtändige Minen: Item allerhand luſtige und anmuthige Spiele, auch andere ſinnreiche Erfindungen erfordert werden, und vonnöthen ſind. Desgleichen der Kriegesgott Mars, welchen auch Vulkanus bey ihr ertappet und vertrieben, anzudeuten, daß die Soldaten meiſtentheils verhuret ſind und in den Quartieren, auch ſonſten, wo ſie nur eine Gelegenheit dazu haben, ihren Wirten Hörner aufſetzen, oder doch Maitreſſen bey ſich auf der Streu halten."

Wenn man damit vergleicht, wie die Venus urſprünglich betrachtet wurde, ſo fällt der Geſinnungswechſel doppelt auf. Ich habe ſchon auf den Unzuchtskult hingewieſen, zu dem Venus ihren „ehrbaren Namen" herleihen mußte. Und doch iſt dieſelbe Venus früher die Beſchützerin der häuslichen Tugend geweſen. Es heißt darüber: „Drum wird von der Bona Dea gerühmet, daß ſie nie aus ihren Frauenzimmern kommen, auch Zeit ihres Lebens kein ander Manns-Bild, als ihren Eheherrn mit Augen geſehen: Maßen denn wegen ſolcher raren Keuſchheit, Zucht- und Schamhafftigkeit die Wei-

ber ihr Jährlich ein beſonderes Feſt in Verborgen hielten, worzu keine Manns-Perſon, ja auch nicht einmal die kleinen Jungen kommen dürffen, maßen denn die Weiber etliche Tage vorher (eben als bei der Iſidis Feſt) ſich der Ehelichen Werck entäußerten und alleine ſchlieffen. Und ein ſolch im Hauſe bleibendes Weib wird Focaria genennet, die ſich mehr um das Kochen und ander Haußweſen, als um den Putz, und wie ſie ihren Galanen und neben-Männern gefallen möge, bekümmert. Unter andern wird auch die Venus Verticordia benahmet, welches daher kömmet, daß als die Römiſche Weiber einsmahl Liebes-doll wurden, und ohne Scheu hin und wider Unzucht trieben, hat der Rath die Sibylliniſche Bücher auffſchlagen laſſen, und angeordnet, daß der Veneri Verticordiae ein Bildnis auffgerichtet, und es Göttlich verehret werden ſolle. Wie dieſes geſchehen, hat die ſchändliche Brunſt bey den Weibern ſich geleget, und iſt eine jede wieder zu ihren Mann gekehret."

Beſonders dieſe letzte Stelle iſt intereſſant; ſie ſchildert einen Vorgang aus der älteren Zeit Roms. Daß damals eine Unkeuſchheits-Epidemie bei den Weibern geherrſcht hat, iſt vielleicht etwas auffällig, da in jenen Zeiten die Liederlichkeit noch nicht Trumpf war; aber derartige Beiſpiele kamen doch hin und wieder auch im Altertum vor, und, wie die Stelle beweiſt, waren die Männer ob ſolchen Frevels abſolut ratlos. Selbſt der Rat wußte keinen — Rat und nahm deshalb ſeine Zuflucht zu dem Mittel, das nur in beſonderen Notfällen angewendet wurde; er ſchlug die Sibylliniſchen Bücher auf, oder vielmehr, er ließ ſie aufſchlagen.

Auch die Sibyllen illuſtrieren die Rolle des Weibes in der Religion; ſie waren Prophetinnen eigener Art, die ihre Weisheit ähnlich wie die Prieſterinnen der Orakel, durch Inſpirationen erhalten wollten. Es waren ſtark hyſteriſche Perſonen, die in Erregungszuſtände fielen und dann die Gabe der Weisſagung erhielten. Es ſollen beſonders heftige ſexuelle Erregungen dieſe Ekſtaſen hervorgerufen haben. Jedenfalls ſind die Sibyllen außerordentlich ſeltſame Geſchöpfe geweſen, eine Art Fabelweſen, die aber nicht alle gleichen Ruhm und gleiches Anſehen genoſſen. Die berühmteſte war wohl die von Cumae. Wie ſind nun die ſibylliniſchen Bücher in den Beſitz der Römer gelangt, und was waren das für Bücher?

Der Sage nach soll vor Taquinrius Superbus ein altes Weib erschienen sein, das gewiß der Leidenschaft des Tarquinius nicht gefährlich werden konnte, denn eine alte Hexe ist ganz sicher nicht im mindesten abschreckender als jenes Weib, das übrigens die berühmte Sibylle selbst gewesen sein soll. Dieses Weib bot dem edlen Tarquinier die prophetischen Bücher zu einem hohen Preise an. Tarquinius, dem der Preis zu hoch erschien, lehnte dankend ab, und nun verbrannte die Hexe drei der Bücher und forderte für die übriggebliebenen denselben Preis. Tarquinius war darüber erstaunt und wollte nun von dem Kaufe erst recht nichts wissen, und abermals verbrannte die Hexe drei der Bücher und verlangte für den Rest immer noch denselben Preis, Tarquinius, dessen Neugierde dadurch aufs Höchste gestiegen war, der auch nicht dulden wollte, daß alle Bücher dem Feuer übergeben würden, zahlte schließlich doch den verlangten Preis, und das war gut, denn die prophetischen Bücher enthielten die Zukunft der mächtigen Stadt Rom. Es ist über diese Bücher ebenso wie über die Sibylle ein schleierhaftes Dunkel gebreitet. Man weiß nichts darüber, in welcher Weise es möglich war, in der schwierigsten Situation aus diesen Zauberbüchern stets Rat zu finden; aber es steht fest, daß dieses Orakel immer in der höchsten Not und Ratlosigkeit befragt wurde, und daß es stets eine Antwort gab, von der behauptet wurde, daß sie in allen Fällen vorzüglich gewesen sei. Gab es doch für diese Bücher ein besonderes Kollegium, dem die Bewachung und Fragestellung anvertraut war. Dieses Kollegium bestand erst aus 2 Personen, dann aus 10 und schließlich aus 15 Männern, die in besonderem Ansehen standen und einen absolut einwandsfreien sittlichen Lebenswandel führen mußten. So war es wieder das Weib, das noch lange nach seinem Tode der guten Stadt Rom mit ihrer Prophetengabe unter die Arme greifen mußte. Es wird zwar behauptet, daß die ganze Geschichte mit den Sibyllinischen Büchern eitel Humbug gewesen sei, und das hat gewiß die größte Wahrscheinlichkeit für sich; aber es unterliegt nicht dem leisesten Zweifel, daß die Sibyllen wirklich gelebt und gewirkt haben, und daß die sibyllinischen Bücher faktisch als großes Heiligtum galten. Vielleicht sind die unsittlichen Weiber Roms auch bloß aus Furcht vor der geheimnisvollen Macht dieser Bücher zur Besinnung gekommen, vielleicht haben sie sich auch gar nicht so auffallend gebessert,

wie es die Hiſtorie erzählt, ſondern ſie ſind nur vorſichtiger geworden und haben das ſchamloſe Treiben nicht mehr ſo ſtark in der Öffentlichkeit vollführt. So etwas kommt ja vor, und noch nicht einmal ſo überaus ſelten. Ich will den hyſteriſchen Sibyllen nicht Unrecht tun, aber mir iſt die Kur an den liederlichen römiſchen Weibern durchaus verſtändlich, auch ohne daß ich es nötig hätte, an die Zauberkraft der ſybilliniſchen Bücher zu glauben oder gar an die des Standbildes der Venus. Die „ſchändliche Brunſt" pflegt ſtets ſehr leicht aus der Öffentlichkeit zu verſchwinden, wenn die brünſtigen Weiber merken, daß die Geſchichte für ſie faul wird, und das mußten ſie doch wohl merken, wenn ſchon die hohe Obrigkeit zu einem Auskunftsmittel die Zuflucht nahm, zu dem ſie ſich nur rettete, wenn die Stadt Rom dem völligen Verderben ausgeſetzt war. Jedenfalls haben die 15 hochangeſehenen Bewacher und Befrager des ſibylliniſchen Orakels ſich die Antwort, die ſie erteilen wollten, recht ſorgfältig überlegt und deshalb das beſte gefunden.

Der Gedanke, daß die Liederlichkeit der Weiber Unheil und Verderben über das ganze Land hereinbrechen laſſe, iſt durchaus nicht eine Weisheit, die man bloß aus den Sibylliniſchen Büchern ſchöpfen konnte, ſondern er iſt in den Religionen aller Völker[91] gelegentlich zum Durchbruch gekommen, natürlich immer nur da, wo die Religion nicht ſelbſt die Liederlichkeit erforderte wie beim Aſtartedienſt oder beim Bacchuskult uſw., oder ſie durchaus duldete wie bei vielen wilden Volksſtämmen Afrikas, Amerikas und der Südſeeinſeln. Schon die Sintflutlegende predigt im Grunde dieſelbe Idee, geht allerdings ſehr vernünftiger Weiſe nicht bloß mit den Weibern ſondern auch mit den Männern ins Gericht, weil ſelbſtverſtändlich ſchwer glaubhaft iſt, daß die Liederlichkeit der Weiber bei abſoluter Keuſchheit und Tugend des männlichen Geſchlechts beſtehen könne, und weil natürlich bei einer Sintflut, die als Strafgericht alle vernichtete, nicht die männliche Hälfte der Menſchheit unſchuldsvoll wie die Engel gedacht werden durfte.

Wir finden dieſe Idee beſonders ſtark unter der Herrſchaft des Chriſtentums ausgeprägt, das theoretiſch zur Askeſe neigte, praktiſch aber ſehr oft das Gegenteil übte. Die Geißlerſekten dankten nur dieſem Grundübel ihre Entſtehung; ebenſo iſt das Anachoretentum

auf die ſittliche Entrüſtung frommer Seelen über das unſittliche Treiben ihrer Umgebung zurückzuführen. Wo das Weib angebetet wurde, konnten ſich die exaltierten Glaubensmänner nicht mehr wohlfühlen. Das hinderte allerdings nicht, daß ſie in der Einſamkeit ſich außerordentlich intenſiv mit der ſündigen Leidenſchaft beſchäftigten, ſo daß ſie über dieſe Gedanken faſt die ganze Religion vergaßen. Wir haben geſehen, daß es in den Klöſtern bei Mönchen und Nonnen nicht beſſer beſtellt war, und daß der Kult, der mit den Heiligenbildern getrieben wurde, ſehr oft nichts anderes war als ein rein ſexueller Erregungszuſtand. Das ſind natürlich Dinge, die nicht der Religion zur Laſt gelegt werden dürfen, die vielmehr nur zeigen, daß der menſchliche Geiſt auch das Heilige, das er verehrt, in den „Staub ſeines Empfindungslebens" zu ziehen pflegt.

Die religiöſe Idee wird gerade in ihrer höchſten Reinheit am leichteſten mißverſtanden, und es läßt ſich bei der chriſtlichen Kirchenreligion doch wahrlich noch nicht einmal ſagen, daß ſie die religiöſe Idee in ihrer größten Reinheit wiedergebe; im Gegenteil! Das Dogma hat ſchon neue Begriffe geſchaffen, und dieſe ſind dann immer weiter entſtellt worden. Die Heiligenverehrung, die Verehrung der Gottesmutter uſw. ſind durchaus nicht allen Konfeſſionen gemeinſam, und gerade da liegt die Quelle der ſtärkſten Verweltlichung, der ſtärkſten Verſuchung, dem ſexuellen Gedanken Raum zu geben. So wenig wie die alten Religionen ſich darüber klar geworden ſind, daß ihr Kult der Liebesgöttinnen nichts war als eine orgiaſtiſche Abirrung, die mit der Religion ſelbſt nichts zu ſchaffen hat, ſo wenig oder vielleicht ſogar noch weniger mögen ſich alle die exaltierten Chriſten des Mittelalters und ſpäterer Zeiten bewußt geworden ſein, welcher Art ihre inbrünſtige Verehrung der Heiligen geweſen iſt. Wer aber ſorgſam lieſt, was da gedichtet worden iſt, was fromme Schwärmer niedergeſchrieben haben, der weiß, wenn er nur halbwegs die pſychologiſche Analyſe zu machen verſteht, ohne weiteres, was er von dieſen Stimmungen und Exklamationen zu halten hat. Daß ſolche orgiaſtiſchen Empfindungen nichts mit der Religion zu ſchaffen haben, iſt natürlich nur theoretiſch zu nehmen. In der Praxis wiſſen wir, daß ſie doch wenigſtens mit dem religiöſen Empfinden ſehr viel zu ſchaffen haben; denn das religiöſe und ſexuelle Empfinden entſpringt, wie ich dargeſtellt habe, durchaus derſelben Quelle und es

iſt deshalb auch die gleiche Ideenaſſoziation, die den Völkern des Orients bei ihrem Kult und den mittelalterlichen Chriſten oft bei der Anbetung der Heiligen vorſchwebte.

Deshalb aber iſt es durchaus gerechtfertigt, die Religionen aller Völker darauf zu prüfen, wie ſie ſich zum Weibe ſtellen, welche Rolle ſie der Frau zuweiſen, und welchen Wert, welche Bedeutung einnimmt:

Das Weib in den Religionen aller Völker.

Im gleichen Verlag sind aus der Bibliothek für Sitten- und Kulturgeschichte erschienen:

Geschlecht und Sitte

im Leben der Völker

anthropologische, philosophische und kulturhistorische Forschungen

von

A. Seidel.

——— Reich illustriert. ———

Preis M. 10.– brosch., M. 12.– eleg. in Kunstleder gebunden.

Seidels Name als Forscher auf dem Gebiete der Sprach- und Völkerkunde ist bekannt. Seine Werke sind außerordentlich gewissenhaft herausgearbeitet und bleiben nicht an der Oberfläche haften. Auch dieses Werk genießt diesen Vorzug in erhöhtem Maße. Über den Inhalt des monumentalen Werkes, das in drei Hauptteile zerfällt, diene folgende Übersicht: I. Teil. Das Sexualleben des Menschen. Kap. 1. Das Wesen des Menschen. 2. Mann und Weib. 3. Die sekundären Geschlechtsmerkmale. 4. Der normale Mensch. 5. Das Wesen des Geschlechtstriebes. 6. Die unwillkürliche Erregung und Hemmung des Geschlechtstriebes. 7. Die absichtliche Erregung und Hemmung des Geschlechtstriebes. 8. Geschlechtstrieb und Fortpflanzungstrieb. 9. Das normale Geschlechtsleben. 10. Die Gattenwahl beim Menschen. 11. Das Wesen der Liebe. 12. Die Arten der Liebe. 13. Die Entstehung des Geschlechtes. 14. Die Liebe des Homosexuellen. 15. Die Bedeutung der Liebe. 16. Abnormes Geschlechtsleben usw. II. Teil. Das sittliche Leben des Menschen in 18 Kapiteln. III. Teil. Die Ethik des Geschlechtslebens in 17 Kapiteln. Ausführliche Prospekte stehen zu Diensten. Wir glauben behaupten zu können, daß diesem Werke kein zweites an Reichhaltigkeit und Gründlichkeit gegenüber gestellt werden kann. Gute Illustrationen erhöhen den Wert dieses ausgezeichneten Werkes.

Die

Sittlichkeitsverbrechen

im Laufe der Jahrhunderte und ihre strafrechtliche Beurteilung

von

Rudolf Quanter.

Mit 32 Tafeln zeitgenössischer Abbildungen. 6. vollständig umgearbeitete Auflage. — Preis M. 10.—; Kr. 12.— brosch., eleg. gebunden in Kunstleder M. 12.—; Kr. 14.40.

Aus dem Inhalt:

I. Teil: Einleitung. — Die Sittlichkeitsdelikte und ihre strafrechtliche Beurteilung. — Die Sittlichkeit im alten Deutschland.

II. Teil: Die Sittlichkeitsdelikte. — Der Ehebruch. — Die Doppelehe. — Die Scheinehe. — Die einfache Unzucht. — Die Verführung. — Öffentliche Belästigung und Verleumdung. — Unzucht zwischen nahe verwandten Personen. — Unzucht unter Mißbrauch der Autorität. — Notzuchtsverbrechen. — Straferschwerende Erfolge.

III. Teil: Kindsmord und Abtreibung. — Die widernatürliche Unzucht. — Unzüchtige Schriften und Bildwerke. — Die Prostitution. — Kuppelei und Zuhältertum. — Sittlichkeitsanschauungen einst und jetzt.

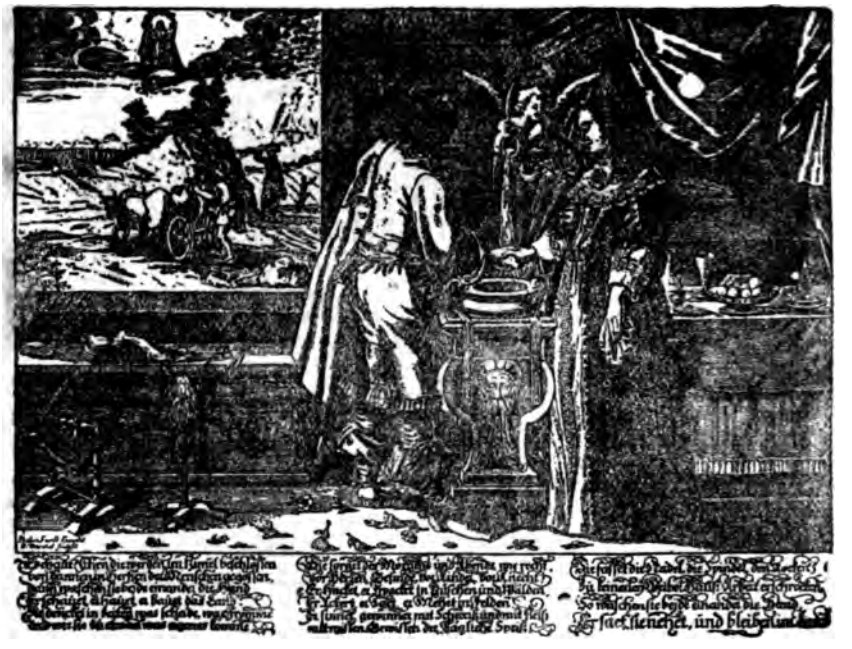
Sittlichkeit und Moral

im heiligen römiſchen Reiche deutſcher Nation

von

Rudolf Quanter.

Mit 75 zeitgenöſſiſchen Illuſtrationen. 2. vermehrte und verbeſſerte Auflage. Elegant broſch. M. 10.—, Kr. 12.—; elegant gebunden in Kunſtleder M. 12.—; Kr. 14.40.



Ehe-Vorbereitungen.

Aus dem Inhalt:

Einleitung. — Vom Fehderecht zum Räuberweſen. — Das Wergelt. — Probeehe. — Ehe und Verlobung. — Jus primae noctis. — Die Eheſcheidung. — Kirchgang und Kindtaufe. — Mißheiraten. — Die Miſchehen. — Höfiſche Sitten. — Moral in der Geſetzgebung. — Deutſche Badeſitten. — Proſtitution. — Saure Wochen. — Frohe Feſte.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06306 9093

DEC 1 7 1968

LIBRARY